Gen 6992.8

Harvard College
Library

THE GIFT OF
Archibald Cary Coolidge, Ph.D.
Class of 1887
PROFESSOR OF HISTORY

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Geſchichte Heſſens

in Biographien

für das Volk erzählt

von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelſtadt.

Erſtes Bändchen.

Das Leben des heiligen Ludwigs und der heiligen Eliſabeth.

Frankfurt a. M. 1855.
und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

Digitized by Google

Das Leben

des heiligen Ludwigs,

Landgrafen von Thüringen, Fürsten zu Heßen

und seiner Gemalin,

der heiligen Elisabeth.

Eine Erzählung für das Volk.

Von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelstadt.

Frankfurt a. M. 1855.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

Digitized by Google

Ger 6992.8

Harvard College Library
APR 10 1920
of
Prof. A. C. Coolidge

Digitized by Google

Ihrer Königlichen Hoheit

der Allerdurchlauchtigsten Großherzogin

Mathilde

von Heßen und bei Rhein,

Königlichen Prinzeßin von Baiern ꝛc. ꝛc.

widmet dieses Leben der Stammeseltern des Heßischen Fürstenhauses

in tiefster Ehrfurcht

der Verfaßer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allerdurchlauchtigste Großherzogin,
Allergnädigste Fürstin und Frau!

Wenn ich es gewagt habe, diese unbedeutende Schrift mit dem Namen Ew. Königlichen Hoheit zu schmücken, so gab es für mich eine Rücksicht, welche alle Bedenklichkeiten dagegen überwog. Dieß ist nämlich der Wunsch, dem Heßischen Volke damit aufs neue in Erinnerung zu bringen, daß auch in der Gegenwart dem Fürstenhause, deßen Aeltermutter die heilige Elisabeth ist, eine Fürstin angehört, welche, wie auch mir aus eigner Anschauung zur vollsten Genüge bekannt ist, allezeit die Zuflucht der Armen und Bedrängten, die unermüdliche Helferin der Elenden und Verlaßenen in unserm Volke ist.

Dem barmherzigen Sinne der Fürstin gebührt die dankbare Anerkennung des Volkes.

Digitized by Google

Mit der allerunterthänigsten Bitte, mir deßhalb dieſe meine Freiheit nicht zur Ungnade zu halten, beharre ich in tiefſter Ehrfurcht

Ew. Königlichen Hoheit

allerunterthänigſter Diener
G. Simon.

Digitized by Google

Vorrede.

Es wird wol kaum einer weitläufigen Auseinandersetzung bedürfen, warum ich meiner größern Schrift über Ludwig IV. und die heilige Elisabeth vorstehende, fürs Volk bestimmte Ausgabe folgen laße.

Es gibt vielleicht kein anderes Volk, welches mit größerer Liebe an seiner Geschichte hängt, als das deutsche, aber auch kaum ein anderes, welches seine reiche und große Geschichte so wenig kennt, als das unsrige. Trotzdem, daß nun seit einigen Jahrzehnten Manches geschehen ist, eine genauere Kenntniß der Vergangenheit unter dem Volke zu verbreiten, so ist doch gerade in dieser Beziehung noch sehr viel zu thun. Im Allgemeinen weiß unser Volk, wie mir aus eigner, langjähriger Erfahrung bekannt ist, fast Nichts aus der Vorzeit des Vaterlandes. Im evangelischen

Volke ist es vorzugsweise die Geschichte des Reformationszeitalters, welche einigermaßen bekannt ist. Von dem Mittelalter dagegen weiß es entweder Nichts, oder hat darüber sehr unklare und verworrene Begriffe. Daß das Vaterland bereits vor sechshundert und mehr Jahren eine Zeit der Blüthe erlebt hat, wie seitdem nicht mehr, ist im Allgemeinen vollständig unbekannt.

Wie schwer sich aber diese Unbekanntschaft in unsern Tagen gerächt hat, wie sehr dieselbe es der Partei des Umsturzes erleichtert hat, einen großen Theil des Volkes dadurch auf die Bahn des Verderbens zu führen, daß man ihm eingeredet hat, Alles, was aus der alten Zeit stamme, sei schlecht und Mittelalter und barbarische Unterdrückung seien gleichbedeutende Begriffe, dürfte heutzutage sattsam bekannt sein.

Deßwegen möchte es nunmehr, wo die historische Wissenschaft bereits so glänzende Resultate erreicht hat, auch an der Zeit sein, der größern Masse des Volkes allmälig den gebührenden Antheil an den, von derselben erworbenen Gütern zu geben und die Liebe zum eignen Volke und Vaterlande dadurch neu zu beleben.

Der einzig richtige Weg aber, dem Volke Ge-

ſchichte zu lehren, iſt der, daß man ihm die großen Charactere der Vergangenheit, die Thaten und Schickſale der hervorragenden Perſönlichkeiten vor die Augen führt. Durch Lebensbilder ſoll das Volk das Bild des Lebens in der Vergangenheit kennen lernen. Namen und Jahrzahlen intereßiren es wenig.

Vorſtehende Biographie ſoll nun ein Verſuch ſein, in unſerm Volke die Liebe zur Geſchichte des Vaterlandes und damit zum Vaterlande ſelbſt zu beleben.

Die h. Eliſabeth hat insbeſondere für Heßen die Bedeutung, daß ſie nicht bloß die Aeltermutter des Fürſtenhauſes, ſondern gleichſam die geiſtige Mutter des Landes iſt, weil ohne die treue Anhänglichkeit des Volkes an ſie, Heßen als Staat wahrſcheinlich nicht exiſtiren würde.

Möchte das Schriftchen ſeinen Zweck in recht weiten Kreiſen erreichen!

Wegen der Quellen muß ich auf meine größere Schrift über denſelben Gegenſtand verweiſen. Die Mottos unter den Kapitelüberſchriften ſind dem Leben der h. Eliſabeth von Kath. Dietz entnommen.

Vielleicht laſſe ich dieſem Schriftchen die Biographien der großen heßiſchen Fürſten: Heinrichs

des Kindes, Heinrichs des Eisernen und Ludwigs des Friedsamen in der Kürze nachfolgen, durch welche dann die heßische Geschichte des 13., 14. und des größern Theils des 15. Jahrhunderts dargestellt würde.

Michelstadt im November 1854.

Der Verfaßer.

Inhaltsanzeige.

		Seite
I.	Wie es vor 650 Jahren in Deutschland war . .	1
II.	Von der Kindheit und Jugend des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth	11
III.	Wie Landgraf Ludwig und die heilige Elisabeth im Ehestande mit einander lebten	27
IV.	Wie Landgraf Ludwig sein Land regierte und Krieg führte	40
V.	Wie die heilige Elisabeth in Abwesenheit ihres Mannes für die armen Unterthanen sorgte	56
VI.	Wie Landgraf Ludwig nach dem heiligen Lande ziehen wollte und unterwegs selig verstarb	69
VII.	Wie es der heiligen Elisabeth nach dem Tode ihres Mannes erging	86
VIII.	Wie die heilige Elisabeth in Franken wohnte und mit den Gebeinen ihres Mannes nach Thüringen zurückkehrte	95
IX.	Wie die heilige Elisabeth der Welt absagte und ihre letzten Tage im Dienste des Herrn in Marburg zubrachte	106
X.	Wie die heilige Elisabeth in die ewige Freude abgerufen wurde, im Tode hoch geehrt ward, und was sonst noch von dieser Geschichte zu sagen ist . . .	123

Digitized by Google

Das Leben

des heiligen Ludwigs

und ſeiner Gemahlin

der heiligen Eliſabeth.

I.

Wie es vor 650 Jahren in Deutschland war.

Gleich dem verlornen Paradiese
Liegt hinter mir die alte Zeit
In weiter Ferne, weit, ach weit!
Gleich jener heitern Frühlingsweise,
Wo ich als Kind gespielt, geträumt.

Wenn du, lieber Leser, ein Freund von alten Geschichten bist und gerne davon hörst und lieseſt, wie es einst vor Jahrhunderten im deutschen Vaterlande hergegangen ist, so hast du gewiß auch schon von der Wartburg gehört. Es ist das ein schönes, altes Schloß auf einer steilen, waldigen Anhöhe des Thüringer Waldes, hoch über der Stadt Eisenach gelegen. Aus seinen Fenstern und vom Schloßthurm herab sieht man weit über die fruchtbaren Gauen von Thüringen, nach den hohen, waldgekrönten Gipfeln des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges und nach den waldigen Bergen des Heßenlandes. Das Schloß steht schon seit bald 800 Jahren und ist von einem der alten Landgrafen von Thüringen erbaut, mit Namen Ludwig der Springer. Der kam einst auf der Jagd auf den Gipfel des Berges und soll, entzückt von der herrlichen Fernsicht, ausgerufen haben: „Wart' Berg, ich will dir eine

Burg geben!" Und richtig erbaute er hier ein Schloß, welches von diesem Ausrufe des Landgrafen den Namen „Wartberg" oder „Wartburg" erhielt und so genannt wird bis auf den heutigen Tag. Diese Burg wurde der Lieblingsaufenthalt und die Residenz der meisten spätern Landgrafen und die theuersten Erinnerungen des deutschen Volkes knüpfen sich an dieses alte Schloß.

Auf dieser Wartburg nun wohnte vor länger als 650 Jahren ein mächtiger Fürst. Er hieß Hermann und war ein Landgraf von Thüringen und Heßen. Denn Thüringen und Heßen waren damals noch nicht getrennt, wie jetzt, sondern ein einziges Land, wenigstens gehorchten sie damals einem und demselben Fürsten.

650 Jahre sind doch auch eine lange Zeit, wirst du denken. Da mag auch manches anders gewesen sein, wie jetzt! Und darin hast du Recht. Es gab damals noch keine so schöne, ebene Landstraßen, wie heutzutage, von den Eisenbahnen gar nicht zu reden. Manch schönes Stück Land, wo jetzt der Pflug darauf geht, war damals noch dichter, großer Wald und es tummelten sich muntere Hirsche und Rehe, oder anderes Wild darauf herum, und wo man heutzutage die Eisenbahn pfeifen und raßeln hört, da heulten damals mitunter noch hungrige Wölfe. Auch gab es damals in Deutschland der großen Städte nicht so viele, wie jetzt und die Dörfer zählten auch noch nicht so viele Menschen, wie heute.

Doch darfst du dir's darum auch nicht allzu öde und wild vorstellen. Aus dem Hochwalde schaute gar manches Dörfchen mit seinen bemoosten Strohdächern freundlich

hervor. Die Bauern rauchten zwar noch keinen Tabak und tranken noch keinen Schnaps, denn von Beidem wußte man damals noch Nichts. Und das Schlimmſte war das juſt nicht. Sie waren darum nicht weniger vergnügt, wenn die Frucht gerieth und ſie ihre Schuldigkeit an die Obrigkeiten und ſonſt, entrichten konnten. Saßen ſie Abends beim Trunke Dünnbier oder Obſtwein, ſo laſen ſie zwar noch keine Zeitung; doch fragten ſie ebenſo genau nach Krieg und Frieden und ließen ſich gerne von fremden Ländern erzählen, wenn ein hauſirender Krämer im Orte übernachtete oder ein fremder Pilger durchreiſte, der zu Rom oder St. Jacob in Spanien, oder gar zu Jeruſalem geweſen war, um ein frommes Gelübde zu erfüllen, wie das dazumal häufig der Fall war. — War's eben Kirchweihe im Dorfe, ſo ſangen und ſprangen die Buben und die Mädchen gerade ſo luſtig, wie heute. Gab's auch noch keine großen Städte in der Nähe, wo man hingehen konnte, um Kleider und andere nöthige, oder auch unnöthige Dinge zu kaufen, ſo gab's dafür auch weniger Putz und Staat. Die Leute in den Dörfern machten ſich ihre meiſten Kleider ſelbſt, von Leinwand und Wolle. An den Füßen trugen ſie des Werktags Schuhe von Holz, wie man ſie hin und wieder in manchen Gebirgsgegenden noch jetzt ſieht. Die Männer ſchnitzten ſie, wenn ſie an den langen Winterabenden auf der Ofenbank ſaßen. Die hirſchledernen Hoſen, welche die Wohlhabenden unter ihnen an Sonn- und Feiertagen trugen, hielten gewöhnlich von der Hochzeit bis zum Grabe. So lebten ſie in Einfachheit und Zufriedenheit dahin und ſahen ohne Haß und Neid auf die Adligen und Vornehmen hin.

Die geringeren Edelleute lebten auf den Dörfern, wenig beßer als die Bauern, die reichern und vornehmern aber auf ihren Schlößern, welche gewöhnlich auf Anhöhen erbaut, mit ſtarken Mauern und gewöhnlich auch von tiefen Gräben umgeben waren. Auch bei dieſen ging es meiſtentheils ziemlich einfach her. Der Ritter hatte ſeinen Helm, ſeinen Panzer, ſeinen Schild und ſeine Rüſtung für den Krieg. Dieß und ſein Roß, ſein Schwert und ſeine Lanze waren zumeiſt ſein vornehmſter Reichthum. Zu Hauſe ging er im hirſchledernen oder auch von geſtepptem Barchent gefertigten Koller. Die Ritterfrau aber ſpann mit ihren Mägden Lein oder Wolle und beſorgte das Haus. Nur für beſondere Gelegenheiten hatte ſie prächtige Kleider, die dann wieder ſorgfältig in den Schrein oder Kaſten verſchloßen wurden. Die vornehmſte Freude der Ritter und Adligen waren die Turniere. Da kämpften und ſtritten ſie zur Kurzweil mit einander mit Lanze und Schwert, oder auch mit Kolben und Streitaxt. Die meiſten Stöße und Hiebe glitten an der eiſernen Rüſtung ab und wenn das Turnier vorüber war, ſo zechten und jubelten ſie miteinander. Nicht immer aber ging es dabei ſo leicht ab. Oft gab's auch Verwundete und Todte. Wer aber Sieger blieb, der ward von den Frauen, welche zuſahen, gekrönt und hoch in Ehren gehalten.

Doch nicht bloß zu Turnier und Ritterſpiel, wie man ſich leicht denken kann, hatte der Edelmann ſeine Rüſtung. Gar oft rief ihn ſein Fürſt oder Graf in Fehde und Krieg. Dann ſetzte er ſich mit ſeinen Knechten auf's Roß und folgte ſeinem Herrn zum Siege, oder auch zum Tode, wie's gerade kam.

Viele von diesen Rittern trieben indeßen nebenbei auch ein Gewerbe, das weniger ehrlich und löblich war. Manche unter ihnen, besonders, wenn kein starker und gerechter Fürst über sie gebot, legten sich darauf, den Reisenden an der Landstraße aufzulauern, sie zu berauben und zu plündern, um dann ihre Beute in Saus und Braus zu verprassen. Doch war dies in der Zeit, von welcher wir reden noch weniger der Fall, als später. Dazumal regierten in Deutschland noch mächtige Kaiser und starke Fürsten, welche meistentheils solche Wegelagerer, wie man die Raubritter auch nannte, auf's strengste bestraften, wie wir im Verlaufe unserer Erzählung sehen werden.

Prächtiger und herrlicher, als bei den gewöhnlichen Rittern und Edeln ging es aber schon damals an den Höfen der Fürsten und Grafen zu. Auch sie wohnten damals noch in festen Schlößern, die aber natürlich viel größer waren, als die der Ritter. Je größer nun aber das Land war, über das ein solcher Fürst zu befehlen hatte, desto mehr Beamte und Diener hatte er nöthig für den Frieden, wie für den Krieg. Da nun bald für diese, wie für ihre Familien kein Platz in dem fürstlichen Schloße war, so erbauten sie sich gewöhnlich ihre Häuser in der Nähe desselben. Da gab es denn immer mehr Menschen, die sich neben ihnen niederließen. Handwerker, Kaufleute, Dienstboten u. s. w. bauten sich dran und trieben ihre Handthierung. Bald war eine Kirche nöthig und eine Wohnung für den Pfarrer und seine Gehülfen. Dann umgaben sie ihre Häuser, zur Sicherheit gegen vornehme und geringe Räuber und Diebe, mit Bewilligung des Fürsten, mit Mauer und Graben und

die Stadt war fertig. Dieß ist der Ursprung der meisten Städte im Inneren von Deutschland.

Uebrigens hatten die Fürsten nicht bloß über ihre eignen Schlößer, Städte und Dörfer zu befehlen. Sie waren auch zugleich Oberherren oder Lehnsherren, wie man das nannte, über viele andere Schlößer, auch Städte und Dörfer, welche das Eigenthum von Grafen, Rittern und andern Adligen waren. Diese aber waren ihre Lehnsträger. Diese mußten ihnen mit ihren Leuten in den Krieg folgen und auch sonst mancherlei Unterthanendienste leisten. Dafür waren aber auch die Fürsten die Beschützer und Vertheidiger ihrer Unterthanen, wenn sie angegriffen und beraubt wurden. Ihr werdet im Verlaufe dieser Geschichte sehen, wie gewissenhaft fromme Fürsten das Recht in ihrem Lande handhabten und selbst Kriege und blutige Fehden nicht scheuten, wenn es galt, Räubereien und Ungerechtigkeiten zu strafen.

Ueberhaupt war es damals, im Verhältniße zu unsern Tagen eine ziemlich unruhige Zeit. Da verging wohl selten ein Jahr, wo in einem Lande nicht Händel und Fehden zu schlichten waren, wo nicht entweder Angriffe von Außen her abgewehrt, oder Unruhstifter im Lande selbst gezüchtigt werden mußten, wo nicht Raub, Brand und Blutvergießen vorfielen.

Bei dem Allem herrschte damals im Allgemeinen unter allen Klaßen eine recht tiefe und innige Frömmigkeit. So viel Wildes und Ungeschlachtes die Zeit auch hatte: es beugte sich doch Alles voll Ehrfurcht vor Christus und seiner Kirche. Man sieht nicht selten, wie zu jener Zeit viel-

leicht der wildeſte und ſtolzeſte Ritter in ganz kurzer Zeit ſein Schwert und ſein Schild in einem Gotteshauſe aufhängt und als demüthiger, geringer Kloſterbruder in der Einſamkeit der Kloſtermauern ſein Leben unter Faſten und Beten beſchließt; wie vielleicht die üppigſte Dirne, ſei's aus hohem oder niederm Stande oft in ganz kurzer Zeit aller Eitelkeit der Welt den Abſchied gibt und als demüthige und büßende Nonne ihre Sünden beweint. War da auch oftmals viel Aberglauben dabei, ſo war es doch etwas Schönes, wenn man beobachtet, wie dazumal der Reiche, wie der Arme, der Vornehme, wie der Geringe ſich beeiferten, Gott das Beßte und das Koſtbarſte, das man hatte, willig und mit Freuden zu opfern, ſelbſt das eigne Leben. Die Reichen gaben ihr Vermögen hin, Klöſter zu ſtiften, oder Kirchen zu bauen, wie man ſie in unſerer klugen Zeit nicht mehr baut, weil man das Geld dazu nicht hat, d. h. das Geld hätte man ſchon, aber man braucht es zu nöthig für andere Dinge, als da ſind: Theater, Gaſtmäler, ſchöne Kleider und ſonſtigen Staat. Auch du lieber Leſer, haſt wol ſchon ſolche herrliche Gotteshäuſer aus jener Zeit geſehen, oder doch davon gehört. Der Münſter in Straßburg, der Dom zu Köln, mit dem es geht, wie mit dem deutſchen Reiche, d. h. man kann ihn nicht fertig bringen, die Eliſabethenkirche zu Marburg, welche man eben der Landgräfin Eliſabeth zu Ehren erbaut hat, von der ich dir erzählen will, und wo dieſe großen, herrlichen Kirchen alle ſind, bei deren Anblick dir ſchon ſchwindelt, wenn du hinaufſchauſt, geſchweige dann, wenn du hinaufſteigſt und hinunterblickeſt, geben dir eine Probe davon, was der fromme Glaube jener

Zeit hervorgebracht und gethan hat. Du wirst dich vielleicht wundern, wenn ich dir sage, daß dieß der Glaube gethan hat. Und doch ist es nicht anders. Der Baumeister setzte sich hin und machte den Plan dazu im Glauben. Seine Seele erhob sich dabei zum Himmel empor und so baute er denn schon im Geiste einen Bau zu jener schwindelnden Höhe hinauf und brachte den Plan zu Papier und dann kamen die Steinmetzen und Maurer, und die Handwerker und Künstler und ein Jeglicher schaffte und arbeitete mit dem freudigen Glauben, daß sie jetzt ihrem Gotte zu Ehren etwas Großes thäten. Und wer nicht selbst arbeiten konnte, der gab Geld oder Kleinodien und Schmuck dazu her. So kam's denn, daß diese Wundergebäude oft schneller fertig wurden, als man meinen sollte und vom Größten bis zum Kleinsten, von der Thurmspitze bis zum Thürschloße wahre Kunstwerke waren.

Während man aber auf diese Weise dem Herrn im Himmel zu Ehren das Beßte und Schönste vollbrachte, was man vollbringen konnte, so vergaß man doch auch nicht der armen und unglücklichen Menschen auf der Erde. Neben den großen Domen und Kirchen stifteten reiche und vornehme Leute auch Spitäler, Armen- und Krankenhäuser im Glauben. Denn man wußte, daß der Herr selbst die Armen, Kranken und Elenden für seine Brüder erkennen will und daß das, was man ihnen thut, von Ihm so angesehen wird, als sei es Ihm selbst gethan. Die Reichen konnten freilich allein solche Stiftungen machen, aber auch die Aermern gaben ihre Scherflein dazu. Und nicht bloß, daß man dazu schenkte: sehr viele Vornehme wie Geringe

gingen auch selbst in diese Spitäler und Krankenhäuser und legten freiwillig Hand an die Verpflegung der Unglücklichen, die darin aufgenommen waren. So war es denn die christliche Liebe, die aus dem Glauben kommt, welche dem menschlichen Elende zu Hülfe kam und das ist doch etwas ganz anders, als wenn es nur um des Geldes willen geschieht.

Deßhalb, lieber Leser, sei nur nicht allzustolz auf deine Eisenbahn, oder deine Dampfschiffe, oder auf all die Kunst und die Pracht, die du heutzutage um dich schaust, wenn du einmal deinen Sonntagsrock angezogen hast und in die Stadt gehst oder fährst und dir da vor lauter Herrlichkeit, die du siehst, so zu sagen der Verstand ein wenig stille steht. Auch jene alte Zeit vor 600 und mehr Jahren hatte ihre Kunst und ihre Herrlichkeit und fragt sich's am Ende noch, wo sie am größten waren. Merke! jede Zeit hat ihre Vorzüge und auch ihre Mängel. Auch in der unsrigen ist nicht Alles lauter Gold, was glänzt, wie du vielleicht schon weißt. Um dir nun aber noch Einiges aus jenen alten Zeiten zu erzählen, so mußt du wißen, daß in den Tagen, in welchen sich die Geschichte zutrug von dem heiligen Ludwig und der heiligen Elisabeth, seiner Gemahlin, welche du nun bald hören sollst, das ganze deutsche Vaterland unter einem einzigen Oberhaupte stand, das über alle Fürsten Deutschland's regierte, und das war der römische Kaiser. Der wurde immer von den mächtigsten deutschen Fürsten gewählt, oft schon, ehe der alte Kaiser noch gestorben war. So lange der Kaiser lebte, hieß dann sein im Voraus bestimmter und gewählter Nachfolger der römische Kö-

nig und der war der Zweite im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation, wie man damals ſagte. Der römiſche Kaiſer aber ward angeſehen als das weltliche Oberhaupt, und der Führer der ganzen Chriſtenheit. Das geiſtliche Oberhaupt der Chriſtenheit aber war der römiſche Papſt. Dieſe Zwei alſo theilten ſich in die höchſte Gewalt auf Erden. Die Sache wäre ſchon ganz gut und recht geweſen, hätte ſie nicht einen einzigen ſchlimmen Haken gehabt. Kaiſer und Päpſte waren nemlich in einem Sinne auch nicht mehr, als du und ich, nemlich arme, ſündige Menſchenkinder. Sie hatten ihre Fehler und Mängel, wie andere Menſchen, und da ging's dann auch unter ihnen, wie es gewöhnlich geht, wenn Zwei Etwas mit einander zu theilen haben. Sie wurden gar oft uneinig unter einander und oft kam's zu ſchlimmen Händeln, zu Krieg und Blutvergießen. Der Papſt ſollte geiſtlich herrſchen über die Biſchöfe und Pfarrer, daß ſie Gottes Wort verkündigen und die Sakramente reichen möchten nach des Herrn Chriſti Befehl. Aber es gelüſtete ihn oft mehr nach der weltlichen Herrſchaft als nach der geiſtlichen und ſo miſchte er ſich oft in Händel, die ihn Nichts angingen, machte ſich zum großen Herrn, ja zum allergrößten auf Erden, ließ ſich vom Kaiſer den Steigbügel halten, wenn er ſich auf's Pferd ſetzte und nannte ſich Gottes Statthalter auf Erden. Das wollten ſich die Kaiſer nicht immer gefallen laßen und, wie's dann ſo gewöhnlich geht, blieben auch dieſe nicht immer bei dem, was recht iſt und ſo gab's, wie geſagt, oft große Zwietracht und mancherlei Hader.

Das ſage ich dir jetzt, weil wir eben ſo daran ſind und

damit du es weißt, wenn in dieſer Geſchichte vielleicht auf Kaiſer und Papſt die Rede kommt.

Aber, liebe Leſer, ihr werdet wol ungeduldig, Etwas vom Landgrafen Ludwig zu hören und der heiligen Eliſabeth? Das Büchlein, das ihr da eben in der Hand habt, iſt ſo überſchrieben und ihr habt, ſo zu ſagen noch nicht einmal ein Wort von ihnen gehört. Nun, nur Geduld, ſollt gleich Mancherlei von ihnen hören!

II.

Von der Kindheit und Jugend Landgraf Ludwigs und der heiligen Eliſabeth.

Feſtlich leuchten helle Kerzen
Durch der hohen Wartburg Hallen,
Und der Minneſänger Lieder
In das Thal herniederſchallen.
Humpen ſchäumen, Becher klingen
In dem weiten Ritterſaale,
Wo der bunte Kreis der Gäſte
Sitzet beim Verlobungsmale.

Ich fing meine Geſchichte an von der Wartburg bei der Stadt Eiſenach im Thüringerlande. Dort alſo wohnte, wie geſagt, vor länger als 650 Jahren als Fürſt über Thüringen und Heſſen, Landgraf Hermann I. Er war ein reicher, mächtiger und im ganzen Reiche angeſehener Herr. Außer der Wartburg hatte er noch das Schloß

Neuenburg bei Freiburg an der Unstrut, Marburg in Hessen, Creuzburg und viele andere Schlösser, Städte und Dörfer. Zugleich war er aber auch gottesfürchtig und fromm. Alle Abende ließ er sich vor'm Schlafengehen eine Stelle aus der heiligen Schrift vorlesen, doch natürlich in lateinischer Sprache, denn eine deutsche Bibelübersetzung gab's damals, wenigstens in jener Zeit, noch nicht. Vorzüglich war er aber auch ein großer Freund der altdeutschen Dichtkunst. An seinem Hofe auf der Wartburg lebten damals sechs Dichter oder Sänger, welche die schönsten, süßesten Lieder sangen, die ihr euch denken könnt. Schade, daß unsere jetzige deutsche Sprache von der in jener Zeit so verschieden ist, daß ihr sie unmöglich verstehen könnet, sonst würde ich euch der Probe wegen so ein Lied hersetzen. Kurz, einer wollte immer über dem andern sein, darum war ein wahrer Wettstreit unter ihnen und der Landgraf hatte seine Freude daran.

Dieser Landgraf Hermann nun hatte von seinen beiden Gemalinen, welche beide Sophie hießen, vier Söhne und vier Töchter. Unter seinen Söhnen hieß der älteste, der einst nach seinem Tode das Land erben sollte, Ludwig und das ist eben der, von dem ich euch erzählen will. Der zweite, Namens Hermann starb frühe, der dritte hieß Heinrich und der vierte Konrad. Diese beiden muß ich euch deßwegen nennen, weil ihr in unserer Geschichte noch mehr von ihnen hören werdet.

Dieser älteste Prinz oder Landgraf Ludwig war geboren im Jahre 1200 nach Christi Geburt und ging also, wie man zu sagen pflegt, mit der Jahrzahl.

In jenen Zeiten geschah es nun mitunter, daß die Fürsten und Großen ihre Kinder schon in ihrer frühen Jugend zu irgend einer Heirath bestimmten, wenn sie dachten, dazu eine gute Gelegenheit zu haben. War dann eine solche Ehe zwischen den Eltern verabredet, so that man auch oft schon die Braut in ihrer Kindheit an den Hof, wo sie einmal als Fürstin wohnen und regieren sollte, damit sie sich in Zeiten an Landesart und Sitte gewöhnen könne.

So ging's auch mit dem jungen Landgrafen Ludwig.

Die Sache machte sich so. Einst kam ein fremder Sänger aus dem weit entfernten Ungarlande auf die Wartburg, um sich auch unter den andern dort wohnenden Sängern hören zu laßen. Mit diesem Sänger, Niklaus Klingsohr geheißen, trug sich denn damals etwas ganz Absonderliches zu. Er saß nemlich eines Abends, so erzählt die alte Sage, zu Eisenach vor der Thüre seiner Herberge und schaute zum schönen Sternenhimmel hinauf. In der Herberge aber saßen viele ehrsame Bürger von Eisenach, auch manche Diener des Landgrafen und baten den Sänger, welcher ohnehin als ein Schwarzkünstler galt, der mehr wiße, als andere Leute, ihnen, wie er schon mehr gethan, Etwas zu erzählen von seiner Heimath, oder von Babylon und Jerusalem und andern fremden Ländern, wo er schon gewesen. Da habe denn Meister Klingsohr gesagt: „Ich kann euch heute eine fröhliche Mähre verkünden. Denn eben habe ich in den Sternen gelesen, daß heute in dieser Nacht meinem Herrn, dem Könige von Ungarn ein Töchterlein geboren wird, das wird dem Sohne des Landgrafen zur Ehe gegeben werden und wird einst diesem Lande durch

seine Frömmigkeit und Heiligkeit zum Ruhm und zum Segen werden." — So, wie gesagt, erzählt die alte Sage.

Mag nun dem gewesen sein, wie ihm will, — man glaubte damals und noch lange nachher steif und fest an Sterndeuterei, — die Sache mit der Heirath wurde richtig.

Im Jahre 1211 nemlich, als demnach der junge Landgraf Ludwig gerade elf Jahre alt war, schickte Landgraf Hermann eine große Gesandtschaft nach Ungarn zum Könige Andreas, um die junge Königstochter, Elisabeth geheißen, zu werben und sie nach der Wartburg abzuholen. Die Gesandten waren: der Graf Meinhard von Mühlberg und Herr Walther von Vargila, beide Thüringische Ritter. Auch eine vornehme Dame, die Wittwe des Ritters Eginbald von Bendeleben war dabei mit einigen Fräulein und Dienerinnen, um die junge Prinzeßin auf dem Wege zu bedienen.

Die Herren machten mit ihren Dienern und Knechten den weiten Weg zu Roß, für die Frauen waren zwei Wagen dabei, wenn sie vom Reiten zu müde wurden. Freilich mögen sie manchmal auch tüchtig gerüttelt und geschüttelt worden sein auf den rauhen, holperichten Wegen. Die ganze Gesandtschaft bestund, mit Männern und Frauen, wol aus dreißig Menschen. Unterwegs aber kehrten sie gewöhnlich an den Höfen und auf den Schlößern der Fürsten und Grafen ein, die ihnen auf dem Wege lagen. Denn Alle machten sich eine Ehre daraus, die Boten des reichen und mächtigen Landgrafen von Thüringen und Hessen freundlich willkommen zu heißen und ihnen auf's prächtigste aufzuwarten. —

Nachdem sie so manche beschwerliche Tagereise gemacht, kamen sie endlich in dem königlichen Schloße zu Preßburg in Ungarn an. König Andreas und die Königin Gertraud, eine geborne Herzogin aus Deutschland sahen mit Freuden die stattlichen Ritter auf hohen Roßen und die vornehmen Frauen kommen. Sie wußten schon, daß der Besuch ihrem lieben Töchterlein Elisabeth gelte. Darum luden sie ihre Großen zum Gastmale ein, um den fremden Gästen soviel Ehre zu erzeigen, als möglich und ihnen Zeitvertreib zu machen. Diesen aber vergingen unter Essen und Trinken, unter Tanz und Spiel die Tage wie Stunden und ehe sie sich's versahen, war's Zeit für sie, daß sie an den Heimweg dachten.

Da ward's freilich dem Könige und besonders der Königin ein bischen bange um's Herz, denn sie sollten nun von ihrem lieben Töchterlein scheiden. Doch, wie's eben geht im menschlichen Leben, Alles nimmt ein Ende. Die Tage der Freude und die Stunden des Schmerzes gehen vorüber. So ging's auch dem König und der Königin. Sie sagten ihrem Kinde Lebewol. Seine Mutter, die Königin Gertraud sollte es in diesem Leben nicht wieder sehen. Zwei Jahre darauf ward sie von einem ungarischen Großen erschlagen.

Ungarn ist ein reiches, fruchtbares Land. Auf seinen Ebenen wächst der Waizen mehrere Jahre nach einander auf demselben Felde ohne Düngung. Tabak und Wein gerathen wol. Alle Feldgewächse stehen dort in der größten Pracht und Ueppigkeit. Aber schon damals müßen die Ungarn faule Bauern gewesen sein. Denn schon zu jenen

Zeiten zogen Deutsche in's Land und bauten an vielen Orten mit ihren fleißigen Händen das Feld, und pflanzten Tabak und Wein und was sie bedurften. In den ungarischen Gebirgen aber sind reiche Gold- und Silbergruben bis auf den heutigen Tag. Ihr könnt euch darum wol denken, daß der König dieses großen, schönen Landes wol auch kein Bettler gewesen sein mag. Das merkten auch die Thüringer Ritter beim Abschiede. Da war Niemand, der nicht ein reiches, schönes Geschenk zum Andenken an Ungarn erhalten hätte. Die Herren erhielten prächtige ungarische Roße, die Damen goldenen und silbernen Schmuck, mit den schönsten Edelsteinen besetzt, und die Knechte, ein Jeder ein schönes Stück Geld.

Die junge vierjährige Elisabeth aber ward mit einem langen seidenen Gewande angethan und in eine silberne Wiege gelegt. So ward sie in den Wagen gehoben. Ihre zwei Ammen und etliche ungarische Diener gingen mit. Aber außerdem ward ihr eine reiche, prächtige Aussteuer mitgegeben. Wie ihre Wiege, so war auch ihre Badewanne vom feinsten Silber. Dabei waren noch goldene Kronen, Ringe, Gürtel, Spangen und aller mögliche Schmuck, Alles mit glänzenden, hellfunkelnden Edelsteinen besetzt. Ferner reiche seidene und purpurne Kleider von jeglicher Größe und Art, mit Gold und Silber durchwirkt, auch mit Perlen und Edelsteinen besetzt und endlich kostbares, seidenes Bettwerk, wie es der Tochter eines so reichen und mächtigen Königs anständig war. Ein ganzer Wagen voll solcher Sachen kam mit.

Aber der schönste Edelstein von allen, welche sie mit-

nahmen, war die kleine Elisabeth. Christus der Herr hatte sich schon frühe in ihrem gottesfürchtigen Herzen eine Wohnung bereitet und sie sollte später durch seine Gnade für das ganze Land zum Segen werden, in welchem sie als Fürstin zu herrschen bestimmt war.

Doch darf ich der Geschichte nicht vorgreifen und muß nach der Ordnung erzählen wie es ihr ging.

Von der Reise nach der Wartburg aber weiß ich jetzt Nichts weiter zu sagen, als daß die ganze Gesellschaft eines Abends sehr müde nach Eisenach kam. Ritter und Frauen wollten nicht mehr zu der hohen und steilen Wartburg hinauf und übernachteten zu Eisenach. Vor dem St. Georgenthore zu Eisenach lag damals ein großes Gebäude, Heinrich Hellgraf's Herberge. An dieser Stelle erbaute fünfzehn Jahre später in einer Zeit großer Theuerung und Noth die nachmalige Landgräfin Elisabeth ein Spital für arme und kranke Menschen. In dieser Herberge übernachteten sie und hier war es also, wo die heilige Elisabeth die erste Nacht in ihrem neuen Heimathlande blieb. Sie schlief ruhig und sanft, denn Gottes heilige Engel beschützten sie. Landgraf Hermann und die Landgräfin Sophie aber waren von der Burg herabgekommen, um ihr neu gewonnenes Töchterlein zu sehen und zu küßen. Frau Sophie gewann es alsbald auch so lieb und hatte eine so große Freude daran, daß auch sie die Nacht über bei ihm blieb und erst am andern Morgen mit dem ganzen Zuge zur Wartburg hinaufzog.

Hier aber war große Freude und Jubel. Der Landgraf hatte die vornehmen Männer und Frauen, auch die ange-

sehnsten Bürger und ihre Frauen zur Mahlzeit geladen, um ihnen seine künftige Sohnsfrau, die einstige Gebieterin des Landes zu zeigen. Er feierte das Fest der Verlobung seines ältesten Sohnes Ludwig. Dieser war damals elf Jahre alt und ein schöner, stattlicher Knabe. Zum Zeichen der Verlobung legte man ihm die vierjährige Elisabeth in den Arm, an der auch er seine größte Freude hatte.

Leider Gottes aber blieb nicht Alles so, wie es an diesem ersten Tage war. Des Menschen Herz ist eben ein trotzig und verzagtes Ding und auch die kleine Elisabeth sollte das nur allzubald erfahren.

Eine Zeitlang, so etwa im ersten Jahre ging Alles zwar ganz gut und nach der Ordnung. Die Königstochter aus Ungarland fand allerlei Freundinnen und Gespielinnen auf dem Schloße. Die jüngste Schwester ihres Bräutigams, Agnes genannt, die mit ihr ohngefähr in gleichem Alter war, und noch einige andere junge Mädchen, darunter namentlich eine mit Namen Judith, oder Jutta wurden mit ihr erzogen und in Allem unterrichtet, was man damals von vornehmen Frauen und Fräuleins verlangte. Spinnen und stricken, nähen und flicken, auch kochen lernten sie freilich nicht, wie ihr wol leicht denken könnt. Dagegen lernten sie lesen und schreiben, was damals noch eine viel seltenere Wißenschaft war, als heutzutage. Auch aus den lateinischen Psalmen und Gebetbüchern lernten sie beten. Geistliche oder Mönche aber waren damals gewöhnlich die Lehrmeister und es ist wahrscheinlich, daß es auch bei den fürstlichen Kindern auf der Wartburg so war. In Eisenach war ohngefähr zu jener Zeit ein Franziskanerkloster gegrün-

bet worden. Es waren dieß arme Mönche, welche von Almosen lebten, und waren mitunter recht fromme, christliche Leute dabei. Von diesen Franziskanern hieß einer Rodinger, welcher der erste Beichtvater der Prinzeßin Elisabeth war und dieser wird denn auch wol ihr erster Lehrer gewesen sein.

In den Freistunden aber da spielten und sprangen die Kinder munter und fröhlich im Schloßhofe herum. Sie spielten Versteckens, hüpften auf einem Beine herum, tanzten und liefen um die Wette, wie's eben Kinderart ist.

Da zeigte sich denn schon von Anfang an, daß die klei- Elisabeth ein frommes und gutes Kind war.

Kamen sie in die Schloßkapelle, so küßte sie das Evangelienbuch, das auf dem Altare lag, that, als ob sie darin bete, obwohl sie die Buchstaben noch gar nicht kannte, und machte ihre Knire und Verbeugungen, just so, wie sie es den Kapellan hatte machen sehen, wenn er Meße las. War aber die Thüre zur Kapelle verschloßen, so küßte sie die Schwelle und Thüre, um ihrem gottesfürchtigen Herzen ein Gnüge zu thun. An Sonn- und Festtagen wollte das Kind seine Handschuhe und Aermel nicht anziehen, weil sie es für unschicklich hielt, im Hause des Herrn so weltlich geputzt zu erscheinen.

Zu jener Zeit war es Sitte, daß Fürstentöchter bei feierlichen Gelegenheiten, also auch, wenn sie an Feiertagen in die Kirche gingen, eine goldne Krone auf dem Kopfe trugen. Kam aber Elisabeth so zur Kirche, so nahm sie aus Demuth ihre Krone herab und setzte sie neben sich auf die Bank, bis der Gottesdienst beendigt war. Unser Herr

Chriſtus, ſagte ſie, habe auch für ſie die Dornenkrone getragen, darum ſei es nicht ziemlich, daß ſie arme, ſündige Creatur vor Ihm eine irdiſche Krone trage von Gold, Perlen und Edelgeſtein.

Auch gegen die Armen zeigte ſie ſich damals ſchon barmherzig und gut. Wenn ſie beim Spielen Etwas gewann, ſo ſchenkte ſie das immer armen Kindern, um ihnen eine Freude zu machen. Hatte ſie Geld, ſo kam das immer den Armen zu gut. Auch zu eßen gab ſie ihnen gerne. Da ſchlüpfte ſie oft in Küche und Keller umher und wenn ſie da Speiſen fand, welche übrig geblieben waren, ſo brachte ſie es den Bettlern, die im Schloßhofe warteten.

Von Stolz und Hoffart wußte ſie Nichts. Wie ſie im Hauſe Gottes demüthig und einfach erſchien, ſo war es ihr nicht zuviel, ſich mit den Dienſtboten und armen, geringen Leuten abzugeben, freundlich mit ihnen zu reden und ſie zu tröſten.

Gerade das war es aber, was ihr auch viele Feindſchaft zuzog. Die vornehmen Hofleute höhnten und ſpotteten über die Königstochter, welche es nicht verſchmähte, mit Bauern und Bürgern, ja mit ganz geringen Leuten zu verkehren. Sie ſagten wol, es wäre beſſer geweſen, wenn ſie das Kind von Dienſtleuten wäre, dann könne ſie ſich ja als Magd verdingen, wozu ſie ſich viel beßer paße, als zur Fürſtin. Auch der Landgräfin Sophie war dieſes beſcheidene, demüthige Weſen entgegen. Sie ſchämte ſich, daß ihre künftige Schwiegertochter ſo wenig fürſtlichen Stolz habe und ihrem hohen Stande, wie ſie meinte, Schimpf und Schande bringe. Gar oft mußte die arme Eliſabeth

deßwegen harte Worte von ihr hören. Ja einmal schalt sie das arme Kind öffentlich in der Kirche, als es wieder seine Krone abgelegt hatte. Frau Sophie nannte das unschicklich und unpaßend. Einer Königstochter und künftigen Landgräfin zieme es nicht, so gemein zu gehen, wie andere Leute.

Du siehst also, lieber Leser, war damals vor länger als 600 Jahren, auch Manches anders als jetzt, so war's doch in vielen Dingen kein Unterschied. Wer Gott mit aufrichtigem Herzen dient, kann sich auf allerlei Tadel und Verfolgung gefaßt machen. So ist es heutzutage und damals war es auch nicht viel anders.

Auf der Wartburg aber ward die Sache fortwährend je länger, je ärger. Am Ende hieß es überall, die junge Elisabeth solle wieder zurück zu ihrem Vater, oder in ein Kloster geschickt werden. Frau Sophie wurde immer härter gegen sie, die Leute am Hofe immer feindseliger. Es gingen allerlei Reden. Der Eine sagte, sie paße sich nicht zu einer Fürstin, weil sie sich mit den armen Leuten zu gemein mache, die Andern meinten, der junge Landgraf könne wol eine beßere und reichere Fürstin zur Frau bekommen; ihr Vater, der König von Ungarn, wohne zu weit, er könne am Ende dem Landgrafen und dem Lande Nichts anhaben u. s. w. Es ging aber hier, wie's oft geht in der Welt. Wenn der Eine Etwas weiß, so weiß der Andere gleich noch mehr.

Elisabeth aber nahm sich das Alles schwer zu Herzen. Sie hatte keinen Vater und keine Mutter bei sich, denen sie ihr Herzeleid hätte klagen und die ihr hätten Trost

und Muth zusprechen können. Sie stand in dem fremden Land, so zu sagen, allein. Ein Glück für sie, daß sie in dieser traurigen, verlaßenen Lage einen Helfer und Tröster kannte, welchen ihr Niemand nehmen konnte und welchem sie alle Tage ihre Noth und ihr Leid klagen durfte. Und dieser Tröster und Helfer war ihr Herr und Heiland. Zu diesem fühlte sie sich darum immer mächtiger und stärker hingezogen, zu ihm betete sie allezeit um so inniger und inbrünstiger, je feindseliger ihr die Menschen entgegenstanden. Wie aber war's mit ihrem Bräutigam, dem jungen Landgrafen Ludwig? wirst du fragen. Gehörte der auch zu denen, die über die arme Elisabeth spotteten und schmähten und ihr alles Herzeleid anthaten? — Nein, Ludwig blieb ihr von dem Augenblicke an treu ergeben, als man sie ihm als seine verlobte Braut in den Arm gelegt hatte. Er war ein reiner, unverdorbener Jüngling, dem von früh an Gott die Gnade gegeben hatte, die Lüste der Jugend zu meiden und ihn vor Augen und im Herzen zu behalten. Aber er war noch zu jung, als daß er der armen Elisabeth hätte ein starker Beistand sein können. Auch scheute er zu sehr den Zorn seiner Mutter Sophie, als daß er seine treue Seele gegen Elisabeth vor Aller Augen hätte zeigen mögen. Scheu und schüchtern verschloß er seine wahren Gesinnungen in sein Herz und wagte es nur dann und wann, heimlich seiner Braut einige freundliche Worte zu geben. Je älter er aber ward und je stärker man sie anfeindete, desto lieber gewann er sie in seinem treuen Herzen.

Unterdeß fügte es Gott, daß sich diese Sache doch bald zum Guten wenden sollte.

Nachdem nemlich Elisabeth sieben Jahre auf der Wartburg, größtentheils unter schwerem Kummer und Sorgen, gelebt hatte, trug es sich im Jahre 1218 zu, daß Landgraf Hermann auf seinem Schloße zu Gotha starb und das war allerdings zunächst ein Unglück. Er hinterließ drei Söhne und noch eine ledige Tochter, eben die Agnes, mit welcher Elisabeth erzogen wurde. Alle vier waren noch jung. Der älteste unter ihnen, Ludwig, war noch ein achtzehnjähriger Jüngling.

Indeßen war er von Jugend auf ein folgsamer, gehorsamer Sohn, im Uebrigen aber kräftig und stark an Leib und Seele. Wol aus dieser Ursache hatte ihn sein Vater zum Vormunde seiner Geschwister verordnet. Darum war nun Ludwig ein Landgraf über Thüringen und Heßen, sowie, gleich seinem Vater, ein Pfalzgraf zu Sachsen, und ein freier Gebieter über seine Länder. Für Elisabeth war das aber ein Glück.

An die Heirath mit ihr konnte er zwar jetzt noch nicht denken, weil sie erst elf Jahre alt war. Aber er zeigte jetzt öffentlich und ohne Scheu vor der Welt, daß er sie liebe als seine verlobte Braut und Niemand durfte ihr jetzt noch Etwas zu leid thun. Seine Mutter wollte ihn wol noch so dann und wann ermahnen, sich eine andere Gemalin zu suchen. Allein er blieb standhaft. Die Leute am Hofe und andere Zungendrescher wollten wol immer noch wißen, aus der Heirath werde doch Nichts werden; allein er fragte nicht darnach.

Einmal fiel der guten Elisabeth doch Etwas auf's Herz. Ihr Bräutigam nemlich mußte als Fürst öfters fort

auf nähere oder entferntere Reisen. Er mußte Recht sprechen und Streitigkeiten schlichten in seinem Lande, hatte Landtage zu halten, bald in Thüringen, bald in Heßen, bald in der Pfalzgrafschaft Sachsen, oder mußte Fürstenversammlungen und Reichstage besuchen, bald da und bald dort. Da ward es ihr wol immer einsam zu Muthe, wenn er fort war und sie die Menschen sah, welche sie oft gehöhnt, verspottet und verfolgt hatten. Aber wenn Ludwig wieder zurückkam, freundlich und liebreich, wie immer, da wurde sie bald wieder froh. Immer hatte er ihr dann etwas Schönes mitgebracht von der Reise, was ihr Freude machte, besonders darum, weil sie sah, daß er auch in der Ferne an sie gedacht hätte. Bald war es ein Ring, oder ein schönes Kreuzchen, oder ein Rosenkranz von Korallen, oder ein schönes farbiges Bild, das er ihr gab. Wenn er dann kam, so eilte sie zu ihm in den Schloßhof hinunter, küßte ihn und hing sich an seinen Arm.

Einstmals aber trug es sich zu, daß er mit fremden Fürsten zurückkam. Da scheute sie sich, ihm entgegenzukommen. Bei der Tafel aber hatte er keine Zeit, viel mit ihr zu reden. Mitgebracht hatte er ihr dießmal Nichts. Da ging sie betrübt in ihre Kammer und weinte und betete. Ihr letzter, ihr einziger Freund, meinte sie, sei nun auch von ihr abgefallen. Da trat der edle Ritter, Walther von Vargila zu ihr in's Zimmer, eben derselbe, der sie einst aus Ungarn nach Thüringen geführt hatte. Auf seine Frage nach der Ursache ihrer Thränen klagte sie ihm ihr Leid. Herr Walther, der ihr allezeit mit treuer Anhänglichkeit ergeben war, stutzte und dachte an ihre Feinde und Verfol-

ger. Doch tröstete er sie, so gut er konnte und versprach, mit dem Landgrafen deßhalb zu reden.

Die Gelegenheit dazu ergab sich bald. Der Landgraf ritt am andern Morgen mit dem Ritter und etlichen andern Begleitern von der Wartburg nach dem Kloster Reinhardsbrunn.

Wenn du, lieber Leser, in Thüringen bekannt bist, so hast du schon die Gegend gesehen, wo Reinhardsbrunn liegt, oder doch schon davon gehört. Jetzt ist es ein schönes Jagdschloß des Herzogs von Coburg. Damals aber war es noch ein Kloster. Doch ging auch Landgraf Ludwig oft und gerne dahin. Im Klosterbau hatte er einige Zimmer und eine Küche für sich einrichten laßen. Er blieb da immer ein Paar Tage, um in den nahen Waldungen zu jagen. Es war sein Lieblingsaufenthalt.

Auf dem Wege dahin ritt nun Herr Walther von Vargila einmal in die Nähe des Landgrafen und bat ihn um einen Augenblick Gehör. Ludwig ritt nun mit Herrn Walther allein voraus und fragte ihn nach seinem Begehr. „Herr," sagte dieser, „wenn Ihr's erlaubt, so möchte ich gerne eine Frage an Euch richten: was habt Ihr vor mit Elisabeth, der Königstochter aus Ungarn? Wollet Ihr sie wirklich zur Ehe nehmen, oder wollt Ihr sie, wie die Leute sagen, wieder heim schicken zu ihrem Vater nach Ungarn?" Und darauf erzählte er ihm, wie er sie gefunden weinend und klagend, weil sie meinte, ihr Ludwig liebe sie nicht mehr und wolle sie verstoßen.

Als der Landgraf diese Worte gehört hatte, da wies er mit der Hand auf den hohen Inselsberg, der neben ihnen

mit seinem Gipfel zu den Wolken hinaufreichte und sprach: „Siehst du diesen Berg? wär er von lauterm Golde, ich würde ihn nicht hingeben für meine liebe Elisabeth. Laß die Leute reden was sie wollen, ich werde nicht aufhören, ihr mit treuer Liebe anzuhängen. Das sag ihr und zum Wahrzeichen bring ihr dieses.“ Und er zog aus seinem Beutel, der am Gürtel hing, einen elfenbeinernen Spiegel, in Silber gefaßt, der oben das Christusbild an sich trug. Herr Walther nahm den Spiegel, kehrte alsbald zur Wartburg zurück und brachte der guten Elisabeth den Gruß und den Spiegel von seinem Herrn. Da nahm sie, zitternd vor Freude, den Spiegel, drückte ihn mit Freudenthränen an ihr Herz und bedeckte des Heilandes Bild mit ihren Küßen.

Um nun aber all diesem ärgerlichen Gerede ein Ende zu machen, dachte Landgraf Ludwig daran, so bald als möglich die Hochzeit zu halten. Dieß geschah denn auch im Jahre 1221, als er selbst ein und zwanzig Elisabeth aber erst vierzehn Jahre alt war.

Die Trauung wurde unter großen Festlichkeiten in der Kirche zu St. Georg in Eisenach vollzogen. Alle Grafen, Ritter und Edelleute aus Thüringen, Heßen und allen seinen Ländern waren zur Wartburg geladen. Es waren ihrer aber so Viele, daß das Schloß sie nicht alle faßen konnte und Viele von ihnen in Eisenach übernachten mußten. Am Hochzeittage aber zogen die Gäste, Männer und Frauen in langem Zuge von der Wartburg herab, voran der Bräutigam und die Braut. Die beiden edeln Ritter, Graf Meinhard von Mühlberg und Herr Walther

von Vargila, welche einſt die junge Eliſabeth aus Ungarn geholt hatten, führten ſie nun auch als Braut zum Altare. Dann ging's wieder hinauf zum Schloße, wo die Hochzeit drei Tage lang gefeiert wurde mit Gaſtmälern, Turnieren und Tänzen.

III.

Wie Landgraf Ludwig und die heilige Eliſabeth mit einander im Eheſtande lebten und von ihren Kindern.

Wie ſchaltet ſie ſo fromm und ſtille,
Nur lebend nach des Gatten Wille,
Mit reiner Treue, die nie endet,
Nach ihm allein das Aug gewendet;
Nicht rühret ſie des Hofes Pracht,
Sie hat allein des Liebſten Acht.

Wenn auch in der damaligen Zeit nicht Alles glatt und eben war, wie's eben hier in der Welt nichts Vollkommenes gibt, ſo muß man doch geſtehen, daß in ſehr vielen Herzen damals, wie ihr bereits gehört habt, eine aufrichtige Gottesfurcht lebte. Allerdings war dieſelbe vielfach mit allerhand Aberglauben und Werkheiligkeit gemiſcht. Im Ganzen aber wohnte damals noch Treue und Glauben und eine herzliche Liebe zu Chriſto, dem Heilande der Welt, in den Gemüthern. Erſt nach und nach machte dieſer innige tiefe Glaube an das Chriſtenthum einem bloßen äußerlichen

Cerimoniendienſte Platz. Weil das geſchriebene göttliche Wort damals noch nicht gedruckt werden konnte, — denn die Buchdruckerkunſt wurde erſt mehr als 200 Jahre ſpäter erfunden, — auch noch nicht in's Deutſche überſetzt war, — das iſt erſt 300 Jahre nach dieſer Zeit auf eine genügende und richtige Weiſe geſchehen, — ſo wurde nach der Hand wenig mehr aus dieſer Urquelle der Wahrheit geſchöpft und allerlei Mißbräuche rißen in furchtbarer Weiſe ein. Zu der Zeit aber, in welcher unſere Geſchichte ſich zugetragen hat, war eine ernſtliche ungeheuchelte Liebe zu Chriſtus noch nichts ſeltenes unter Geiſtlichen und Weltlichen. Auch das junge fürſtliche Ehepaar, deſſen Hochzeit ich eben erzählt habe, gibt uns ein Zeugniß dafür.

In ihrer Beider Herzen lebte als ein vorherrſchendes Gefühl die aufrichtigſte Ehrfurcht vor Gott dem Herrn und der Wunſch, vor ſeinen Augen zu wandeln. Chriſtus war gleichſam der Dritte in ihrem Bunde. Sie hatten ihm eine Stätte eingeräumt in ihren Herzen und in ihrem Hauſe. Wo ſie auch waren: Er war mit ihnen. Waren ſie beiſammen, oder waren ſie getrennt von einander: Er war dabei.

Darum zeigt denn auch der Eheſtand dieſes jugendlichen Fürſtenpaares Euch das Bild einer chriſtlichen Ehe, wie ſie ſein ſoll, aber leider nicht immer iſt. Die Gemeinſchaft des Glaubens band ſie ſo feſt an einander, daß ſie Nichts, auch im Allergeringſten und Unbedeutendſten von einander trennen konnte. Bei ihnen ſieht man niemals auch nur die allergeringſte Verſchiedenheit der Meinungen, keine Ungeduld auf der einen, keine Unzufriedenheit auf der andern Seite. Ihre Eintracht und Liebe wurden niemals

auch nur getrübt, bis Gott der Herr nach seiner unerforschlichen Weisheit sie durch einen frühen Tod für dieses Leben trennte.

Verweilte Landgraf Ludwig auf der schönen Wartburg, oder auf der Neuenburg (bei Freiburg an der Unstrut) so sah man die Beiden stets beisammen. Selbst bei Tische pflegte Elisabeth immer an der Seite ihres Mannes zu sitzen, obwol das damals bei fürstlichen Personen nicht gewöhnlich war. Redeten sie miteinander, so drückte schon die Art, wie sie sich anredeten, das liebliche Verhältniß aus, in welchem sie zu einander standen. Weil sie schon als Kinder mit einander wie Geschwister aufgewachsen waren, so nannte Ludwig sein Gemalin nie anders, als seine „liebe Schwester," Elisabeth aber ihn ihren „lieben Bruder."

Des Nachts stand Elisabeth gewöhnlich einmal von der Seite ihres Mannes auf, um knieend vor dem Bette ihr Gebet zu verrichten. Ludwig aber, der viel auf Reisen gehen mußte, weil er unermüdlich seines fürstlichen Amtes in seinem großen Lande wartete, zu Hause aber an der Jagd seine Freude hatte und sich gar oft in den Forsten des Thüringerwaldes herumtummelte, war ermüdet und blieb in dem Bette, nahm aber dann ihre Hand in die seinige, bis sie ihr Gebet geendigt hatte. Weil aber die junge Frau fürchtete, ihre Gebetsstunde zu verschlafen, so ließ sie sich gewöhnlich von einer Dienerin wecken. Ihre treue Eisentrud mit dem Beinamen von Hürselgau, so hieß die Dienerin, mußte sie deßhalb am Fuße zupfen, damit ihr „lieber Bruder" im Schlafe nicht gestört werde. Einst-

mals aber erwischte diese aus Versehen den Fuß des Landgrafen und weckte diesen. Ludwig aber lächelte freundlich dazu und ließ es geschehen.

Einst hatten nun die beiden Ehegatten bei einer solchen Gelegenheit folgendes trauliche Gespräch miteinander, das ich Euch nicht verschweigen will, weil es den kindlich frommen und demüthigen Sinn der guten Landgräfin so recht deutlich offenbart. Elisabeth nemlich sprach zu ihrem Herrn: „lieber Bruder, ich habe mir ein Leben ausgedacht, wie wir Beide recht glücklich und Gott wolgefällig mit einander leben könnten." „Nun," antwortete der Landgraf, „was wäre das für ein Leben?" „Ich wollte," sagte Elisabeth, „wir wären ganz arm und hätten nur ein Gütchen, das man mit einem Pfluge bauen könnte und zweihundert Schafe. Ihr könntet dann das Land pflügen und ich würde die Schafe melken." „Ei," erwiderte ihr Mann, „hätten wir ein Gut, das man mit einem Pfluge bauen kann und zweihundert Schafe, dann wären wir aber nicht arm, sondern reich."

Bei diesem bescheidenen, demüthigen Sinne konnte Elisabeth keine Freundin sein von aller unnöthigen Pracht und vom Aufwande in Kleidern und im Essen und Trinken, wie das doch öfter auch damals schon an den Höfen der Fürsten vorkam. Es kam ihr so vor, als ob es Unrecht wäre, zu schwelgen, während so viele Armen müßten mitunter von ihrem Schweiße hergeben, was die Großen dann mit Saus und Braus verpraßten. Auch geht es in Kriegszeiten nicht immer so ganz säuberlich zu und Kriege wurden damals viel häufiger geführt, als jetzt. Auch Landgraf Lud-

wig mußte oft in den Krieg ziehen, ja er war ein rechter Kriegsheld. Er hat zwar keinen einzigen ungerechten Krieg geführt. Aber wenn er auszog in Feindesland, so konnte er weder alle Plünderungen seiner Soldaten verhüten, noch durfte er die ehrlich erworbene Beute verschmähen. Elisabeth aber nahm Anstoß an diesem Allem. Sie wollte kein Theil haben an Gütern, von welchen sie im Zweifel war, ob sie auch auf eine, Gott wolgefällige Weise erworben wären. Deßhalb mochte sie Nichts genießen, als solche Dinge, von von denen sie gewiß wußte, daß sie auf den Gütern ihres Mannes gewachsen waren. Ehe sie darum an die Tafel ging zum Essen, fragte sie allemal in der Küche nach, was für Speisen auf den Tisch kämen und woher sie stammten. Da trug's sich mitunter zu, daß sie oft sehr wenig fand, was sie nach ihren Grundsätzen genießen durfte. Sie litt dann lieber Hunger, als daß sie sich von dem nährte, was nach ihrer Meinung, zu essen Unrecht war. Oft aß sie Nichts als ein wenig Honigkuchen und einige gebratene, kleine Vögel. Einmal, als sie ihren Mann auf einen Landtag begleiten wollte, fand sie Nichts, als einen Laib schwarzes Brod, den ließ sie in Wasser einweichen und dieß war auf dem acht Meilen langen, beschwerlichen Ritte ihre und ihrer Dienerinnen einzige Nahrung. Ein anderer Fürst wäre wol über diese allzuängstliche Gewißenhaftigkeit seiner Frau verdrießlich geworden und hätte gegrollt. Nicht so Landgraf Ludwig. Er achtete die Aengstlichkeit seiner lieben Elisabeth und mochte wol denken, eine mehr als nöthig gewissenhafte Frau sei doch besser, als eine zu wenig gewissenhafte und ließ sie gewähren. Kam dann eine Speise auf

die Tafel, von welcher er wußte, daß Elisabeth nicht davon essen werde, so ließ er sie gewöhnlich bald wieder abtragen und eine andere hinstellen. Einmal aber äußerte er auch, er würde es gerne gerade so machen, wenn er nur der andern Fürsten und seiner Dienerschaft wegen könnte. Aber doch hoffte er, sich bald auch hierin nach dem Willen seiner Frau richten zu können.

Führten nun den Landgrafen die Pflichten seines fürstlichen Amtes von Hause weg, so begleitete ihn Elisabeth allezeit, wenn das Ziel seiner Reise nicht allzuentfernt war und sie sonst keine unaufschiebliche Verhinderung hatte. Sie setzte sich auf's Roß und ritt neben ihm über Berg und Thal, oft Tage lang. Da achtete sie weder die Hitze des Sommers, noch die Kälte des Winters, weder Regen noch Schnee. Kein Ungestüm der Witterung hielt sie ab, ihrem „lieben Bruder," wie sie ihn nannte, zu folgen. Sie wollte bei ihm sein, den ihre Seele liebte und konnte sich nicht entschließen, ruhig und bequem zu Hause zu sitzen, während er alle Beschwerden und Gefahren der Reise zu tragen hatte.

Zog er aber in den Krieg, oder ging die Reise weit, oder konnte sie wegen anderer Umstände nicht mit ihm ziehen, so legte sie dann zu Hause allen Schmuck und alle prächtigen Kleider ab und trug und hielt sich, wie eine Wittwe. Dann war ein großer Theil ihrer Zeit dem Gebete, ein anderer den Werken der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit gegen Arme, Kranke und Unglückliche aller Art bestimmt.

Kam er dann wieder heim, so zog sie schnell ihre besten und schönsten Kleider an und ging ihm froh und selig ent-

gegen. Dann sagte sie wol zu ihren Dienerinnen: „Nicht aus Eitelkeit und Putzsucht schmücke und kleide ich mich nun schön, sondern darum, daß ich meinen lieben Bruder nicht zur Sünde der Untreue verleite. Der Herr, der den heiligen Stand der Ehe verordnet hat, der will auch, daß wir uns einander in den Himmel bringen.“

Wie sie aber sich zu Hause hielt, so hielt er sich draußen in der Ferne, wenn er von seiner lieben Elisabeth getrennt war. Als ein reiner Jüngling war er in den Ehestand getreten, und mit unverbrüchlicher Treue erfüllte er seine Verpflichtungen gegen die Gattin. Die alten Geschichtsschreiber, welche sein Leben beschrieben haben, erzählen mehrere Fälle, wie der schöne, junge und reiche Fürst zu Hause und in der Fremde mancherlei Versuchungen zur Sünde ausgesetzt war, aber sie immer standhaft überwand. Zornig wies er allemal die Verführer ab und äußerte einmal nachher zu seinem alten treuen Ritter Walther von Vargila, wenn er auch nicht Gottes Zorn fürchtete, der die ewigen Strafen auf solche schweren Sünden gesetzt habe, so würde er so Etwas schon darum nicht thun, um seine Elisabeth nicht zu kränken.

Du siehst, lieber Leser, wenn man auch nicht von allen Ehen sagen kann, daß sie, wie das schöne alte Sprüchwort sagt, im Himmel geschlossen wurden: auf diese fürstliche Ehe findet es seine Anwendung, und wenn jener alte Sänger aus dem fernen Ungarlande dieses Ehebündniß auch nicht in den Sternen gelesen hat, so brauchst du darum doch

nicht daran zu zweifeln, daß der Vater, der über den Sternen wohnet, sie Beide für einander bestimmt hatte.

Unterdeßen hatte auch Elisabeth in ihrem Glücke ihren alten Vater nicht vergessen. Seit ihrem vierten Jahre hatte sie ihn nicht gesehen und nur dann und wann Nachrichten aus dem Lande ihrer Kindheit erhalten. Unterdessen war eben auch gar Manches über ihn hingegangen. Er hatte seine erste Frau auf eine schreckliche Weise verloren, und hatte Krieg und anderes Ungemach erduldet. Unter andern war er mit einem großen Heere nach dem heiligen Lande gezogen, um den Ungläubigen Jerusalem und alle die heiligen Orte zu entreißen, wo einst der Fuß des Herrn gewandelt war. Aber unverrichteter Sache hatte er wieder abziehen müssen. Krankheit hatte ihn damals zaghaft gemacht. Ihn und ihre Brüder wieder zu sehen, die sie einst als Kind hatte verlassen müssen, war ihres frommen Herzens sehnlichster Wunsch. Diesen Wunsch erfüllte ihr Landgraf Ludwig in dem Jahre nach ihrer Hochzeit.

Am Tage St. Michaelis des Erzengels im Jahre 1222 zogen sie Beide mit einem großen Gefolge von Grafen, Rittern und Knechten, auch edeln Frauen und Fräulein, gen Ungarn nach dem königlichen Schlosse zu Preßburg. Du kannst dir wol denken, lieber Leser, mit welcher Freude sie da bei König Andreas Aufnahme fanden.

Ein Fest drängte das andere an dem reichen und prächtigen Hoflager des Königs von Ungarn. Turniere und Ritterstechen, Tanz und Saitenspiel, Gastmäler und anderer Zeitvertreib wechselten da zur Unterhaltung des fürst-

lichen Paares und ihres Gefolges mit einander ab. Und beim Abſchiede gab es dann wieder die reichſten und prächtigſten Geſchenke, ſowie damals, als Eliſabeth zum erſtenmale als vierjähriges Kind ihre Heimath verlaſſen hatte.

Sie ſtand damals, wie man zu ſagen pflegt, auf dem Gipfel ihres irdiſchen Glückes. In der Blüthe ihrer Jugend, mit einem Fürſten vermählt, der unter den Fürſten im ganzen deutſchen Reiche an Schönheit und Reichthum, an Tugend und Ehre ſeines Gleichen ſuchte, der ſie von ganzem Herzen liebte und verehrte und an dem ſie ſelbſt mit der innigſten und zärtlichſten Liebe hing, hatte ſie damals ſchon die Hoffnung, nun bald Mutter zu werden, und ihrem Manne einen Erben ſeines Landes zu geben.

Welchen Eindruck dieſer Aufenthalt in ihrem Heimathlande, bei ihrem königlichen Vater auf ihre Seele machte? das möchteſt du vielleicht wiſſen, lieber Leſer. Leider bin ich nicht im Stande, dir darüber genaue Auskunft zu geben. Die Erzähler ſagen darüber Nichts. Man hat nur unbeſtimmte Vermuthungen. Zweimal hätte ſie ſpäter Gelegenheit gehabt, nach ihres Mannes Tode zu ihrem Vater nach Ungarn zu gehen und bei ihm ihre übrige Lebenszeit zuzubringen. Einmal, als ſie, nach ihrer Verſtoßung von der Wartburg, bei ihrer Mutter Bruder, dem Biſchofe von Bamberg verweilte, der ſie bereden wollte, zu ihrem Vater zurückzukehren und das anderemal, in ihrem letzten Lebensjahre, als ſie ſchon zu Marburg der Welt entſagt hatte und ihre Tage in freiwilliger Armuth beſchloß. Damals ſchickte ihr Vater ihr einen Ungriſchen Grafen, der ſie in ſeinem Namen zur Rückkehr bewegen ſollte. Sie wollte

beidemale nicht. Vielleicht war es der blutige Tod ihrer Mutter, welcher traurige Erinnerungen in ihrem Herzen erweckte und sie davon abhielt, vielleicht war es auch die weltliche Pracht und Herrlichkeit am Hofe ihres Vaters, welche ihrem demüthigen Sinne widerstand.

Daß ihrer Mutter Tod ihre Seele oft beschäftigte, magst du daraus erkennen, daß das Bild ihrer hingemordeten Mutter ihr zweimal im Traume erschienen sei. Das erstemal soll sie sie gebeten haben, zu Gott zu flehen, daß er sie von ihrer Qual, in der sie sich befinde, erlösen möge. Das anderemal habe sie ihr gedankt für ihre Fürbitte, weil sie nun erlöset sei.

Daß sie aber aus ihrem spätern freiwilligen Elende in Marburg nicht in das Geräusche der Welt zurückkehren wollte, ist sehr begreiflich, wenn man erst ihre Schicksale und ihre ganze Sinnesweise kennen gelernt hat. Damals hätte sie auch in ihrer neuen Heimath gute Tage haben können, wenn sie gewollt hätte.

Bald nach ihrer Zurückkunft aus Ungarn, vier Tage nach Mariä Empfängniß, also am 12. December des Jahres 1222, gebar Elisabeth ihr erstes Kind, einen Sohn, welcher, nach seinem Großvater von väterlicher Seite, in der heiligen Taufe den Namen Hermann empfing. Vorher aber hatte sie sich nach dem Schlosse zu Creutzburg an der Werra bringen lassen, wahrscheinlich, weil es hier stiller und ruhiger war, als auf der Wartburg, wo damals der Sitz des Landesherrn war und die landgräflichen Beamten, Ritter und Knechte geräuschvoll ab- und zugingen.

Landgraf Ludwig war gerade auf dem Schloſſe zu Marburg in Heſſen, wo er mit den heſſiſchen Ständen einen Landtag hielt, als er die frohe Botſchaft von der glücklichen Entbindung ſeiner lieben Eliſabeth, und von der Geburt ſeines Sohnes erhielt. Voller Freude gab er dem Boten ein reichliches Geſchenk und verkündigte den verſammelten Abgeordneten und Rittern das Glück, das ihm und dem Lande widerfahren war. Dieſe erhuben ſich, wünſchten ihrem geliebten Landesherrn von Herzen Glück und dankten Gott für ſeine Gnade, die Er ihnen und dem ganzen Lande hatte zu Theil werden laſſen.

Dieſer Sohn Landgraf Ludwig's und der heiligen Eliſabeth beſtieg ſpäter in ſeinem 18. Lebensjahre den Thron ſeines Vaters und führte als Landgraf Hermann II. die Regierung über Thüringen und Heſſen, namentlich über das letztere. Leider ſtarb er ſchon im 19. Jahre ſeines Alters, ohne Kinder, man hat ſpäter geſagt, an Gift, welches ihm eine Hofdame Bertha von Seebach in der Meinung beigebracht haben ſoll, es ſei ein Liebestrank. Andere ſagen, einige von ihm wegen Bedrückung der Unterthanen hart geſtraften Edelleute hätten ihm das Gift beigebracht.

In der Faſtenzeit des Jahres 1224 gewann die Landgräfin Eliſabeth ihr zweites Kind, eine Tochter, welche, ihrer Schwiegermutter zu Ehren, Sophie genannt wurde. Dieſe ältere Tochter des fürſtlichen Ehepaares heirathete ſpäter einen verwittweten Herzog von Brabant, welchem ſie einen Sohn, mit Namen Heinrich gebar, mit welchem ſie, als er erſt ein dreijähriges Kind war, und nach dem Tode ihres Mannes, in ihre Heimath zurückkehrte und ihm,

nach dem Aussterben des Thüringischen Landgrafen, die Landgrafschaft Hessen durch ihren Muth und ihre Klugheit, vor Allem aber durch die treue Anhänglichkeit des Hessischen Volkes an die heilige Elisabeth gewann. Weil dieser junge Heinrich von Brabant aber, der also ein Enkel des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth war, als ein Kind in die Heimath seiner Mutter kam, so wurde er das Kind von Hessen genannt und dieser Heinrich das Kind wurde der Stammvater des hessischen Fürstenhauses.

Es könnte sein, lieber Leser, daß ich dir später auch das Leben dieses Fürsten erzähle, der ein großer und frommer Fürst und ein würdiger Enkel der heiligen Elisabeth wurde.

Ein drittes Kind des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth erblickte das Licht der Welt nach ihres Vaters Tode am Tage St. Michael des Erzengels, oder am 29. September 1227. Es war eine Tochter, welche der Mutter der heiligen Elisabeth zu Ehren Gertrud genannt wurde. Sie wurde von ihren Eltern schon im Mutterleibe fürs Kloster bestimmt und bereits in früher Kindheit den Nonnen im Kloster Altenberg bei Wetzlar zur Erziehung übergeben. Hier blieb sie denn auch und starb in hohem Alter als Aebtissin oder Vorsteherin des Klosters, dessen schöne, noch jetzt stehende Kirche sie erbaut hat. Man soll dort noch eine Puppe zeigen, womit sie einst als Kind gespielt, ein Kissen und andere Dinge, die ihr gehört haben. Gewiß ist, daß ihr Grabmal noch dort zu sehen ist.

Weil wir doch da von den Kindern der Landgräfin

Elisabeth geredet haben, so wirst du, lieber Leser, vielleicht auch nicht ungerne hören, wie diese wahre Jüngerin des Herrn nach ihrer Niederkunft beim Kirchgange sich zu halten pflegte. Sie ließ sich da nicht etwa, wie sie gekonnt hätte, in einer Kutsche in ein nahes Gotteshaus fahren, in Kissen und Polster gewickelt, sondern sie wählte sich dann gewöhnlich eine ziemlich entfernte Kirche, eine Waldkapelle oder so Etwas und ging dahin barfuß und mit einem schlechten wollenen Kleide angethan. Auch ihr Mantel war von demselben Stoffe. Ihr Kindlein aber trug sie selbst auf dem Arme. War sie dann in dem Heiligthume angekommen, so brachte sie ihr Kind Gott gleichsam als Opfer dar und zum Gedächtniß daran ließ sie eine Wachskerze auf dem Altare zurück. Den Mantel aber und die Kleider, die sie dabei getragen hatte, schenkte sie bei ihrer Zurückkunft armen Leuten.

IV.

Wie Landgraf Ludwig ſein Land regierte und Krieg führte.

Fürſt Ludwig war gezogen
Hinaus zum blutigen Krieg,
Sein tapferes Schwert erkämpfte
Dem Kaiſer manchen Sieg.
Eliſabeth die treue
Sie hütete das Haus
Und ihre Lieb umſchwebte
Ihn auch im Schlachtenbraus.

Landgraf Ludwig war ein wahrer Chriſt. Schon aus dem, was ihr bisher von ihm gehört habt, könnt ihr das vermuthen. Er war gegen Vater und Mutter von Jugend auf ein guter und folgſamer Sohn geweſen, im Eheſtande aber war er ein liebevoller, verträglicher und treuer Gatte. Was kann man im Grunde mehr von einem Menſchen verlangen? wirſt du ſagen, mein Leſer. — Allerdings iſt das ſchon viel, ſehr viel geſagt. Indeſſen hat der Menſch in dieſem irdiſchen Leben doch auch mit noch mehr Menſchen zu thun, als mit Vater und Mutter, mit Weib und Kind. Er kommt in allerlei Verhältniſſe mit Vornehmeren uud Geringeren, mit Reichern und Aermern. Er hat ſeinen irdiſchen Beruf, welchem er nachgehen muß, der ihn in gar mancherlei Weiſe mit Andern zuſammenbringt, wo er ſich bald Liebe und bald Haß, bald Gunſt und bald Ungunſt zu-

ziehen kann. Da gilt es denn freilich vor allen Dingen, daß ich weiß, was ich zu thun, was ich zu suchen, nach was ich zu trachten habe. Der Christ, nämlich der nicht bloß getauft ist, und sich mit dem Munde einen Christen nennt, sondern der da weiß, daß das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben, der fragt dann nicht lange darnach: was soll ich thun, daß ich mir die Gunst und die Liebe der Menschen erwerbe? oder gar: was soll ich thun, daß ich Nutzen und Vortheil davon habe? Er thut und handelt ganz einfach nach dem Grundsatze: „thue Recht und scheue Niemand!“ oder wie der Apostel sagt: „wer ist's, der uns schaden könnte, so wir dem Guten nachkommen?“ Antwort: Niemand!

Nach diesem Grundsatze nun handelte Landgraf Ludwig sowohl im Hause, als außer demselben, sowohl gegen Eltern und Gattin, als gegen alle Menschen, mit welchen er zusammen kam. Der Glaube an das Evangelium hatte sein ganzes Wesen durchdrungen. Christus war sein Führer, wie im Hauswesen, so auch in seinem Fürstenstande.

Das sollst du nun selbst in diesem Abschnitte sehen, in welchem ich dir kürzlich sagen werde, was Landgraf Ludwig während seiner Regierung als der Herr seines Landes und als ein Fürst des deutschen Reiches that. Natürlich muß ich dir das Alles fein nach der Ordnung erzählen, wie es sich zugetragen hat.

Du hast vorhin schon gehört, wie Ludwig in seinem achtzehnten Lebensjahre die Regierung antrat. Er war der vierte Landgraf über Thüringen und Hessen, der Ludwig hieß und wird deßwegen in der Geschichte Ludwig IV.

genannt. Bei seiner Lebzeiten nannte man ihn, weil er ein freundlicher, gütiger Herr war, den Milden, nach seinem Tode aber nannten ihn seine Unterthanen, weil man keinen Tadel an ihm finden konnte, den Heiligen.

Die erste Handlung, welche Landgraf Ludwig als Landgraf that, war die, daß er sich, nach der Sitte der damaligen Zeit, in der St. Georgenkirche zu Eisenach zum Ritter schlagen ließ. Es war dieß eine Ceremonie, wobei ein Fürst, oder Graf oder Adeliger bei einer feierlichen Gelegenheit von einem andern Ritter mit der flachen Klinge des Schwertes einen Schlag auf die Schulter erhielt und damit zum Ritter erklärt wurde. Es war das die Erklärung, daß er in den edeln Ritterstand aufgenommen sei. Es war eben eine besondere Würde und Ehre, zur Ritterschaft zu gehören, ohngefähr so, wie wenn heutzutage ein Soldat dem Offizierstande angehört, nur im Grunde höher und größer. Keiner, welcher dazumal eine höhere Stellung im Leben hatte, durfte den Ritterschlag entbehren. Es war, wie im Handwerksstande die Meisterschaft, ohne welche kein Handwerk etwas Rechtes ist.

Als Ludwig IV. die Ritterwürde zu erhalten wünschte, lud er sämmtliche Ritter seines Landes nach der Wartburg ein und zog mit ihnen in die Kirche nach Eisenach. Hier hielt der Bischof von Naumburg den Gottesdienst und während desselben gaben ihm die Grafen und Ritter des Thüringer- und Hessenlandes den Ritterschlag. Nach Beendigung dieser Feier ging's wieder hinauf in's Schloß, wo im Burghofe ein Turnier gehalten wurde, bei welchem sich vor allen Andern der junge Ritter, Landgraf Ludwig

durch die Geschicklichkeit, womit er sein Roß tummelte und seine Lanze brach, gar stattlich hervorthat.

Bald darauf hatte der junge Fürst zugleich auch seine erste ernste und blutige Fehde. Es galt ihm zunächst hierbei darum, die Ehre seines verstorbenen Vaters zu retten. Dieser hatte früher mit dem verstorbenen Erzbischofe von Mainz einige weltliche Streitigkeiten gehabt. Der Bischof aber hatte, wie dieß dazumal nichts Seltenes war, seine geistliche Gewalt gemißbraucht, um seinen weltlichen Waffen Nachdruck zu geben, hatte den Landgrafen Hermann entweder mit dem Kirchenbanne bedroht, oder denselben wirklich über ihn ausgesprochen. Bei dem Tode des alten Landgrafen war der Streit noch nicht ausgeglichen und der Erzbischof bedrohte auch den jungen Landgrafen Ludwig mit derselben Strafe und sagte dabei, sein Vater sei auch im Banne gestorben. Darüber kam es zum Kriege. Erzürnt fiel der junge Fürst in die Mainzischen Länder in der Nähe des Hessenlandes ein, nahm einige feste Burgen ein und hielt sich so tapfer, daß der Erzbischof, der sich so Etwas nicht hinter dem jugendlichen Landgrafen vermuthet hatte, klüglich nachgab und um Frieden bat.

Nach diesem Kampfe mit einem äußern Feinde fand Landgraf Ludwig in seinem eignen Lande Manches zu thun, wobei er seine Gerechtigkeit und seinen starken Arm erproben konnte.

Aus Thüringen zog er nach Hessen und umgekehrt und hielt Landtage bald da und bald dort, um Streitigkeiten zu schlichten, Recht zu sprechen, die Bösen zu züchtigen und die Schwachen zu beschützen. Da fand er denn

bald Unordnungen von mancherlei Art. Ein Graf von Orlamünde, ein unruhiger, räuberiſcher, dabei ſehr mächtiger Nachbar, der es gewagt hatte, Unterthanen des Landgrafen zu überfallen und auszuplündern, ward von ihm geſtraft. In Heſſen hatten einige berüchtigte Räuber das Land unſicher gemacht und die Leute beunruhigt. Er zog gegen ſie mit gewaffneter Hand, ließ ſie ergreifen und mit dem Schwerte vom Leben zum Tode bringen. Namentlich war darunter ein Ritter Groppe von Gudenberg, mit deſſen Verwandten noch 50 Jahre ſpäter der Enkel unſers Ludwig, Heinrich das Kind, erſter Landgraf von Heſſen, zu kämpfen hatte.

Wenn es galt, ſeine Pflichten als Fürſt auf dieſe Weiſe zu erfüllen, da war ihm kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß. Von einem Ende des Landes zog er zum andern, um Ruhe, Frieden und Ordnung zu ſchaffen. Kein Unterthan war ihm zu gering, er hörte ſeine Klagen an und half ihm, wie und wo er konnte.

So wurde einſt einem armen Krämer aus ſeinem Lande an der Grenze des Frankenlandes von raubgierigen Rittern ſein Eſel geraubt. Der Mann kam zur Wartburg und klagte dem Landgrafen ſeine Noth. Der ließ ſogleich Reiter aufſitzen und den Dieben bis in's Würzburgiſche nachjagen, bis ſie gefunden und geſtraft wurden. Sie wurden gezwungen, das geraubte Gut dem Armen wieder herauszugeben.

Ein andermal hatten ebenfalls fränkiſche Ritter einen Wagen mit Wein, welchen ſich die Mönche zu Reinhardsbrunn aus Franken hatten bringen laſſen, nebſt den ſechs

Pferden, welche daran gespannt waren, weggenommen. Kaum hatte der Abt des Klosters dem Landgrafen hiervon die Anzeige gemacht, als er sogleich mit bewaffneten Reitern vor das Raubschloß zog und es ohne Gnade und Barmherzigkeit zerstört haben würde, hätten nicht die Räuber auf's Demüthigste um Gnade gebeten und, statt des geplünderten, bessern Wein und sechs gute Pferde dem Kloster wieder herausgegeben. Sie kamen demüthig flehend aus ihrem Raubneste hervor, knieten vor dem Landgrafen nieder und hielten die Spitzen ihrer Schwerter an ihren bloßen Hälsen, zum Zeichen ihrer demüthigen Unterwerfung unter seine Gnade.

Während so der Landgraf in seinem eigenen Lande mit Ernst und Strenge Ruhe und Ordnung schaffte, trug es sich zu, daß er auch noch für ein anderes Land zu sorgen hatte.

Ihr habt gehört, daß er drei Schwestern hatte. Von diesen war die älteste an einen Markgrafen Dietrich von Meissen verheirathet. Dieser sein Schwager aber starb im Jahre 1221 und hinterließ nur ein einziges Kind, einen etwa fünfjährigen Sohn, mit Namen Heinrich. Nach dem letzten Willen seines Vaters sollte dieser junge Heinrich unter der Vormundschaft seines Oheims, eben unsers Landgrafen Ludwig stehen. Ludwig sollte bis zur Mündigkeit Heinrich's die Länder desselben verwalten und die Regierung führen. Die verwittwete Markgräfin Jutha oder Judith war Anfangs froh, daß die Regierung des Landes in so starke und rüstige Hände kam, wie die ihres Bruders waren. Denn die Unordnung war in Meissen

und in der Lausitz, welche zusammen gehörten, noch größer, als sie vorher in Thüringen und Hessen war. Aber Ludwig wußte auch hier bald Ruhe und Ordnung zu schaffen. Er strafte die Räuber und Störer des Landfriedens mit unerbittlicher Strenge und schonte auch die Vornehmsten nicht, wenn sie die armen Bauern drückten und schunden. Jene warfen nun aber ihren ganzen Haß auf den Landgrafen Ludwig. Sie steckten sich vor allen Dingen hinter seine Schwester, die Markgräfin und flüsterten ihr ein, Ludwig trachte selbst nach dem Besitze von Meissen und der Lausitz, er nehme sich viel mehr heraus, als ihm von Rechtswegen zukomme, er geberde sich schon jetzt wie ein Herr des Landes u. s. w. Die schwache Frau gab leider solchen Verläumdungen Gehör und ward immer mißtrauischer gegen ihren eignen Bruder. Um einen Beschützer zu haben gegen ihren beßten Freund, gegen den treuen Vormund ihres einzigen Kindes, verheirathete sie sich heimlich, ohne Wissen und Willen ihres Bruders, mit einem Grafen von Henneberg, der selbst nach dem Besitze der schönen Länder Meissen und Lausitz trachten mochte und ließ nun Städte und Schlösser mit solchen Leuten besetzen, von denen sie wußte, daß sie ihrem Bruder feindselig waren. Kurz, sie ließ immer mehr und immer deutlicher merken, daß sie seiner Vormundschaft gerne ledig wäre und ihn nöthigenfalls mit Gewalt davon treiben wolle. Landgraf Ludwig konnte sich das nicht ruhig gefallen lassen. Er war verpflichtet, für das wahre Wohl nicht nur seiner Schwester, sondern namentlich auch ihres Sohnes und des ganzen Landes zu sorgen. Er sammelte darum ein starkes

Heer aus Thüringen und Hessen und zog in's Meißnische Land. Hier nahm er die Schlösser seiner Feinde und unterwarf sich mit starker Hand binnen mehrerer Wochen das ganze Land. Seine Schwester floh mit ihrem Sohne nach Oestreich, weil sie den gerechten Zorn ihres Bruders fürchtete. Das hätte sie nun freilich nicht nöthig gehabt. Der fromme Ludwig war gerne bereit, zu verzeihen und so kam denn auch bald die Markgräfin Jutha zur Erkenntniß ihres Unrechts. Der Friede kam zu Stande und der Zwist zwischen den Geschwistern wurde geschlichtet. Ludwig führte bis zu seinem Tode die Vormundschaft über seinen Neffen und die Landesverwaltung über Meissen und Lausitz fort und that damit seine Pflicht als ein gewissenhafter und getreuer Vormund. Selten sind diese Länder in bessern Händen gewesen.

Dieser Schwestersohn und Mündel unsers Landgrafen Ludwig, Heinrich, mit dem Beinamen der Erlauchte, kam später nach dem Absterben Ludwigs und seiner Brüder, in den Besitz des Thüringerlandes, und ist ein Stammvater des großen und weitverzweigten Sächsischen Fürstenhauses, wie Heinrich, genannt das Kind von Brabant, der einzige Enkel und Nachkomme Ludwigs und der heiligen Elisabeth, wie ihr im vorigen Abschnitte gehört habt, der Stammvater der Hessischen Fürstenfamilie wurde. Das Land Thüringen blieb darum bis auf den heutigen Tag bei den Sächsischen Fürstenhäusern, Hessen aber bei den Nachkommen Heinrichs von Brabant. Vielleicht, daß ich euch die Begebenheiten ein andersmal genauer erzähle. Wegen der Arbeit aber, welche

ihm dieſe vormundſchaftliche Regierung über das Meißniſche Land machte, kam von jetzt an Landgraf Ludwig nicht mehr ſo oft nach der Wartburg. Er hielt ſich jetzt häufiger auf der Neuenburg auf, wo er mehr in der Mitte der von ihm verwalteten Länder ſaß.

Kaum war das Meißniſche Land wieder ſo leidlich zur Ruhe und Ordnung gebracht, ſo mußte Ludwig ſchon wieder in den Krieg. Es galt dießmal wieder den Schutz beraubter und geplündeter Unterthanen. Kaufleute aus Thüringen und Meiſſen, welche nach Polen hin handelten, waren öfters von einem Schloſſe aus geplündert und überfallen worden, das einem polniſchen Herzoge gehörte. Polen war nämlich damals noch kein Königreich, ſondern unter verſchiedene Herzoge getheilt.

Landgraf Ludwig ſah nun ein, daß es ſeine Pflicht als Fürſt und Landesherr ſei, die Wehrloſen zu beſchützen und den Gekränkten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber wie ſollte er das anfangen? Polen war weit und von einem kriegeriſchen Volke bewohnt. Er konnte den Kaufleuten keine Soldaten mitgeben, die ihnen Etwas genützt hätten und auf eine ſo große Entfernung hin den Geplünderten ihr Recht zu verſchaffen, war in den damaligen Zeitumſtänden eine ſchwierige Sache.

Was that nun der edle, tapfere Fürſt? Er ſagte keinem Menſchen Etwas von ſeinem Plane, ſondern ſandte ſeine Befehle aus in alle ſeine Länder, alle ſeine Grafen, Ritter und Edelleute ſollten ſich mit ihren Kriegsmännern an einem gewiſſen Tage und an einem beſtimmten Orte an dem Elbſtrome ganz in der Stille verſammeln. Das

geschah. Ein großes Heer von Hessen, Thüringern, Meißnern, aus dem Osterlande und aus der Lausitz kam dort zusammen. Aber Keiner wußte, wo es hin ging. Der Landgraf kam auch und führte sein Heer über den Elbstrom, bei dem Dorfe Studowe, jetzt Staudten geheißen. Erst, als Alle über dem Flusse waren, offenbarte er ihnen seine Absicht. Da erschracken Viele. An einen so weiten Weg hatten sie nicht gedacht. Manche mochten sich wohl auch fürchten, mit den mächtigen Polen anzubinden. Sie wären gerne wieder umgekehrt, wenn sie gedurft oder auch sich nicht geschämt hätten.

Von der Elbe aus sandte nun Landgraf Ludwig dreihundert geharnischte Reiter nach dem feindlichen Schlosse voraus. Diese besetzten das Städtchen, welches darunter lag und ließen Nichts mehr aus dem Schlosse heraus, und auch Nichts mehr hinein. Nach dreien Tagen kam das ganze Heer nach und fing die Belagerung an. Durch den plötzlichen und unerwarteten Anzug des Heeres war die Besatzung erschrocken und bestürzt. Sie schickten zu ihrem Herzoge und baten um Hülfe. Aber der war auch nicht darauf gerüstet uud so übergaben sie nach etlichen Tagen dem Landgrafen das Schloß. Dieser zog nun ein mit dem Heere, ließ seine Leute sich ausruhen und gütlich thun, hielt zum Schluß noch ein Turnier zur Ergötzung für seine Ritter, und zog, nachdem er so die Unbill bestraft hatte, welche seinen Unterthanen widerfahren war, wieder nach Hause. Kein Pole wagte es jetzt so bald, wehrlosen Fremden Etwas zu Leide zu thun.

Aber auch jetzt, im Herbste 1225, hatte der unermüd-

liche Fürſt für dieſes Jahr noch keine Ruhe. Noch im November ging er nach dem nördlichen Deutſchland, wo der deutſche König Heinrich, der Sohn des mächtigen und berühmten Kaiſer Friedrichs II., bei Lüneburg eine Fürſtenverſammlung hielt, um den Frieden zwiſchen dem Könige von Dänemark und einigen deutſchen Fürſten zu vermitteln. Der raſtloſe Mann ward krank von den vielen und großen Beſchwerden, die er durchzumachen hatte; aber er achtete auch das nicht und kehrte endlich gegen das Ende des Jahres nach der Neuenburg zurück.

Aber ſchon im Frühjahre des folgenden Jahres 1226 rüſtete er ſich auf einen neuen Zug.

Der deutſche Kaiſer Friedrich II., welcher zugleich König von Neapel und Sicilien war und gewöhnlich dort im untern Italien verweilte, hatte die deutſchen Fürſten zu einem großen Reichstage nach der italieniſchen Stadt Cremona berufen, um über allerlei Gegenſtände von Wichtigkeit mit ihnen zu berathen und zu beſchließen.

Namentlich wollte er einen ſogenannten Kreuzzug mit ihnen verabreden. Die Kreuzzüge waren Kriegszüge gegen die Türken und Ungläubigen im Morgenlande, welche Jeruſalem und die heiligen Orte der Chriſtenheit entriſſen hatten. Dieſe aus dem heiligen Lande wieder zu vertreiben, war in der damaligen Zeit ein Hauptbeſtreben der abendländiſchen Chriſtenheit. Jeruſalem war wirklich in einem frühern Kreuzzuge erobert und das heilige Land einem chriſtlichen Könige unterworfen worden. Aber ein mächtiger Sultan hatte bald wieder die Uebermacht gewonnen, und Jeruſalem war wieder in die Hände der Ungläu-

bigen gefallen. Der mächtige Kaiser Friedrich hatte damals nun dem Papste versprochen, mit aller Kraft das gelobte Land den Muhamedanern wieder zu entreissen. Deßhalb vornehmlich hatte er die deutschen Fürsten nach Cremona im obern Italien zu einem Reichstage berufen. Und diese schickten sich nun an, dem Rufe ihres Oberherrn zu gehorchen und nach Italien zu ziehen.

Nun aber hatte schon von ganz alten Zeiten her ein großer Haß in Italien gegen die Deutschen bestanden. Die Wälschen, namentlich in Oberitalien, hatten sich schon oft gegen den Kaiser empört, waren oft besiegt und mit Gewalt zur Ruhe gebracht worden; aber immer wieder ließen sie ihrem Widerwillen gegen die Deutschen den Lauf. So auch nun, als der Reichstag zu Cremona im Juni des Jahres 1226 seinen Anfang nehmen sollte. Als die deutschen Fürsten mit ihren Grafen und Rittern über die himmelhohen Alpen in Tyrol gestiegen waren und nun herabsteigen wollten nach Wälschland, da fanden sie die engen Felsenthäler, durch welche sie hindurchziehen mußten, alle mit feindlichen Wälschen besetzt, die ihnen den Durchzug verwehrten. Die meisten Fürsten kehrten darum nach Hause zurück und aus dem Reichstage konnte Nichts werden.

Nur Landgraf Ludwig und noch einige Fürsten ließen sich nicht irre machen. Sie machten Umwege und gingen durch Oestreich nach Italien zum Kaiser.

Der Landgraf traf endlich mit seinen Begleitern Kaiser Friedrich II. in der Stadt Ravenna an. Erfreut über ihre Ankunft empfing sie derselbe mit großen Ehrenbezeugungen, veranstalte ihnen zu Ehren große Jagden, die ein Lieblings-

vergnügen des Kaisers und auch des Landgrafen waren. Nach einigen Tagen zogen nun die deutschen Fürsten mit dem Kaiser und dem Heere, welches er mit sich führte, durch die oberitalienische Ebene gegen Cremona. Aber so stark auch die kaiserliche Armee war, sie war doch nicht stark genug, um die Tücke und Bosheit der Italiener, namentlich in den großen Städten, im Zaume zu halten. Ueberall waren sie von Gefahr umlauert, welche der italienische Haß ihnen bereitete.

Auf ihrem Wege lag die große Stadt Bologna. Der Kaiser mochte nicht mit den Seinen hindurchziehen und versuchte auf Umwegen seine Straße zu gewinnen. Als sie so auf Feldwegen dahin zogen, zogen sich plötzlich am Himmel schwere Wolken zusammen. Ein Gewitter entlud sich mit furchtbaren Regengüssen, so daß alle Gräben und Bäche anschwollen. Der Kaiser, der immer mit den Fürsten bei den Vordersten war, versuchte es, über ein hoch angeschwollenes Wasser zu setzen. Mit vieler Mühe gelang es ihm endlich mit wenigen Begleitern auf hohen Rossen. Auch Landgraf Ludwig versuchte es, mit ihm noch drei Ritter. Weiter aber wagte es Niemand. So waren nun der Kaiser und Landgraf Ludwig von dem Heere abgeschnitten und mußten allein ihres Weges ziehen. Und das Heer mußte nun doch durch Bologna. Die Einwohner aber überfielen und plünderten die Nachzügler, nachdem das Hauptheer die Stadt passirt hatte. Der Kaiser aber und Landgraf Ludwig waren auf ihrem Wege großen Gefahren ausgesetzt. Erst in der Stadt Modena vereinigten sie sich wieder mit dem Heere. Aber auch hier gab's Streit zwischen dem

gemeinen Volke und den fürstlichen Dienern. Während des Auflaufs in der Stadt trieben Andere dem Kaiser sein Schlachtvieh von der Weide, das er mit sich führte. An einem andern Orte schlugen die Wälschen zwei Köche des Kaisers vor seinen eignen Fenstern todt. Und so ging's fort.

Da auf diese Weise doch Nichts aus dem Reichstage werden konnte, so beurlaubte sich endlich Landgraf Ludwig von dem Kaiser, um wieder nach Hause zurückzukehren. Kaiser Friedrich II. aber entließ ihn sehr gnädig und zum Danke dafür, daß er so treulich bei ihm ausgeharrt hatte, gab er ihm die Anwartschaft auf die Länder Meißen und Lausitz, im Falle sein Mündel Heinrich ohne Erben sterben sollte.

Aber auch, nachdem der Landgraf wieder den deutschen Boden betreten hatte, waren noch nicht alle Gefahren dieser beschwerlichen Reise vorüber. In der Stadt Schweinfurt in Franken, wo er übernachten wollte, erhielt er die Nachricht, daß sein Schwager, der Graf von Henneberg, ihm den andern Tag auf dem Wege auflauern wolle, um ihn gefangen zu nehmen. Darum setzte er sich mit den Seinen noch Abends zur Essenszeit auf's Pferd und ritt fort die ganze Nacht und den andern Tag hindurch, bis er glücklich auf der Wartburg ankam.

Hier aber ward er mit unaussprechlicher Freude von den Seinen empfangen. Seine Mutter, die Landgräfin Sophie, freute sich ihres tapfern, trefflichen Sohnes, der von dem mächtigen, gewaltigen Kaiser Friedrich II. so hoch geehrt und begnadigt worden war. Und mit inniger Liebe umarmte ihn seine treue Gattin Elisabeth nach so

langer Trennung. Ja die ganze Gegend ward froh, als sie hörte, ihr milder, gütiger Landesherr sei wieder da. Ludwig hatte seit den letzten zwei oder drei Jahren seine liebe Wartburg nicht mehr besuchen können, weil er fast immer auf Reisen oder Kriegszügen war und dann sich gewöhnlich auf der Neuenburg ausruhte.

Als aber die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, hatte er mancherlei Klagen zu hören.

Der Abt von Reinhardsbrunn war auf die Kunde seiner Wiederkehr zu ihm gekommen und hatte ihm berichtet, ein übel berüchtigter Ritter, ein Herr von Salza habe nahe bei ihrem Kloster, und zwar auf des Klosters Grund und Boden ein neues Schloß erbaut und thue dem Kloster von dort aus großen Schaden an seinem Eigenthume. Den Landgrafen verdroß eine solche Unverschämtheit gegen ein Gotteshaus, welchem er mit besonderer Liebe zugethan war und wo er in Zeiten der Ruhe immer so gerne war. Er traf deßhalb sogleich Veranstaltung, den unberufenen Nachbar zu bestrafen. Er selbst ritt am nächsten Samstage mit nur wenigen Dienern nach Reinhardsbrunn, um da zu übernachten. Auf den andern Morgen vor Tagesanbruch aber hatte er einige Trupps bewaffneter Leute in die Waldungen am Altenberge bestellt, wo oben der Herr von Salza seine Feste erbaut hatte. Er ging nun frühe hinaus, erstieg mit den Seinen die Burg, weckte den Ritter aus dem Schlafe und nahm ihn mit seinen Helfershelfern gefangen.

So zeigte er sich auch hier wieder als den schnellen und kräftigen Beschützer der Wehrlosen und Unterdrückten. Die

Mönche aber wollten ſich dankbar beweiſen für den empfangenen Schutz und bewirtheten den Landgrafen und ſeine Leute nach Kräften. Er aber wollte nicht auf Koſten Andrer ſich gütlich thun und befahl ſeinem Kammermeiſter, der auch dabei war, die Zeche zu bezahlen. Der aber that's nicht, weil die Mönche Anfangs ſich ſträubten. Als dieß der Landgraf erfuhr, ſo legte er dem Kammermeiſter die Strafe auf, das Geld aus ſeinen eignen Mitteln zu bezahlen. So ſtrenge war Ludwig gegen Solche, die ſich gerne auf Unkoſten Anderer Vortheile machten.

Aber auch noch eine andere Klage ward vor ihn gebracht. Seine Beamten berichteten ihm achſelzuckend, ſeine Speicher und Kaſten ſeien leer, denn ſeine Gemahlin Eliſabeth habe während ſeiner Abweſenheit ſo viel verſchenkt, daß ihm ſelbſt beinahe Nichts mehr übrig geblieben ſei. Ludwig aber beſann ſich nicht lange und gab ihnen die ſchöne Antwort: „Laſſet doch meine liebe Eliſabeth den Armen Gutes thun, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg zu unſerm Eigenthum verbleibt. Es gibt ja nichts Schöneres auf Erden, als Ehegatten, welche einig mit einander leben!“

Hatte denn wirklich die Landgräfin unterdeſſen Alles verſchenkt? wirſt du fragen lieber Leſer.

Die Beantwortung dieſer Frage ſollſt du aber erſt im folgenden Abſchnitte hören.

V.

Wie die heilige Eliſabeth in Abweſenheit ihres Herrn für die armen Unterthanen ſorgte.

Die Städt' und Dörfer füllet
Ein einzger Klageton,
Es ſitzt der Tod, der bleiche
Als Herrſcher auf dem Thron.
Da zeigte ſich die Liebe in ihrem ſchönſten Licht,
Eliſabeth die fromme
Fühlt ihre Fürſtenpflicht.
Gleich einem Engel eilet
Sie durch das arme Land
Und Hülfe ſtrömt und Segen
Aus ihrer milden Hand.

Ihr habt bereits früher gehört, wie die heilige Eliſabeth ſchon als Kind ihre Freude daran fand, den Armen Gutes zu thun. Als ſie nun durch ihre Verheirathung Landgräfin von Thüringen und Heſſen geworden war, hatte ſie dazu nicht allein mehr Gelegenheit, ſondern auch mehr Mittel. Der Landgraf, ihr Gemahl, war ebenfalls ein Freund der Armen und ſah es gerne, wenn ſie ſich der Armen und Unglücklichen annahm, ja er gab ihr ſeine ausdrückliche Erlaubniß dazu. Und ſo wurde ſie denn von der Zeit an eine wahrhafte Mutter, eine unermüdliche Helferin aller Armen, Kranken und Verlaſſenen, die zu ihr auf die Wartburg kamen und ſie um Hülfe baten. Ihr könnt euch wol denken, daß ihrer keine kleine Zahl geweſen ſein

mag. Aber daran hatte ſie noch nicht genug. Sie ſah wol ein, daß auf dieſe Weiſe nur diejenigen Hülfe von ihr empfangen konnten, welche noch die Kraft hatten, zu ihr zu kommen, oder daß hauptſächlich die zudringlichen und gewohnheitsmäßigen Bettler Unterſtützung erhielten, während die Schwachen und Alten, welche den hohen Berg nicht erſteigen konnten oder die beſcheidenen und verſchämten Armen Nichts erhielten. Sie ging deßwegen ſelbſt herab in die Hütten der Armen und Kranken und ſah nach, wo es bei ihnen fehlte. Hier lernte ſie bald unterſcheiden, wo ihre Almoſen am beſten angelegt waren und darnach richtete ſie dann ihre Wohlthaten ein. Beſonders waren es auch die armen Kindbetterinnen, für welche ſie mütterlich ſorgte. Sie brachte ihnen Suppen und ſtärkende Koſt, je nachdem es die Noth erforderte, verſorgte ſie mit Leinwand und Kleidung für ihre Kleinen, ja ſie bot gar oft den Leuten an, bei ihren Kindern zu Gevatter zu ſtehen, damit ſie Gelegenheit hätte, ihnen deſto mehr zu ſchenken.

Bei einem ſolchen Krankenbeſuche trug es ſich zu, daß ſie keinen Menſchen im Hauſe antraf außer dem Kranken. Dieſer aber klagte über großen Durſt und hätte gern einen Trunk friſcher Milch gehabt. Was that nun die gute Landgräfin? Als ſie hörte, es ſei eine Kuh im Stalle, ging ſie eilends hinunter und wollte ſie mit ihren eignen Händen melken. Die gute Frau hatte aber ein ſolches Geſchäft noch niemals verrichtet. Deßwegen zupfte und zauſte ſie an dem Euter, daß die Kuh am Ende unruhig ward und ausſchlug, und Eliſabeth beinahe einen Schlag, aber keine Milch bekam.

Geschah es nun, daß ein Armes starb und Niemand wollte ihm zur Leiche gehen, — denn ihr wißt ja schon, wie's ist, wenn ein armer Mensch stirbt, so will Niemand mit ihm zu Grabe gehen, — so ging die Landgräfin selbst mit, daß sich die andern Leute oft schämen mußten und dann künftig bei solchen Gelegenheiten lieber auch mitgingen. Man sieht, wie vornehme und reiche Leute so viel thun können, schon durch ihr bloßes Beispiel. Aber auch an Ermahnungen ließ es die heilige Elisabeth bei solchen Gelegenheiten nie fehlen. Wenn so ein Armes ohne allen Prunk begraben wurde, so ermahnte sie die reichen Leute, sie sollten auch bei ihren Leichenbegängnissen keinen unnöthigen Staat treiben und was sie durch ihre einfachere Leichenbestattung ersparten, an die Armen und Verlaßenen wenden.

Unter allen Kranken waren aber in der damaligen Zeit die elendesten und erbärmlichsten die Aussätzigen. Ihr erinnert euch gewiß aus der Geschichte des Heilandes, wie dieser oftmals von aussätzigen Menschen um Hülfe angerufen wurde. Der Aussatz ist eine furchtbare Krankheit, welche besonders im Morgenlande keine Seltenheit war. Weil er ansteckend ist, so durften diese Kranken, wie ihr aus dem Evangelium wißt, nicht bei andern Menschen wohnen, ja nicht einmal in die Nähe derselben kommen. Zu der Zeit nun, in welcher die heilige Elisabeth lebte, war durch die Kreuzzüge der Aussatz auch nach Europa und nach Deutschland gekommen. Und hier ging's denn diesen Kranken auch so, wie zu Jesu Zeiten. Sie durften nicht mit andern Menschen zusammen wohnen, mußten sich oft

aus Städten und Dörfern entfernen und waren so dem schrecklichsten Elende Preis gegeben. Doch baute ihnen an vielen Orten die christliche Barmherzigkeit eigne Häuser, wo sie zusammenwohnen durften und wo man für ihren Unterhalt sorgte. Solche Häuser hieß man die Guteleuthäuser oder auch Siechenhäuser, welche noch jetzt in manchen alten Städten vorhanden sind, wenn auch Gottlob! der Aussatz in Deutschland verschwunden ist. Dieser Elendesten und Aermsten, deren sich aus Furcht vor Ansteckung kein Mensch erbarmen wollte, nahm sich vorzüglich die h. Elisabeth an. Sie schenkte ihnen nicht nur Kleider, Speise und was sie bedurften, sondern wusch und reinigte sie auch mit eignen Händen, ohne die geringste Scheu vor Ansteckung. Am Gründonnerstage wusch sie gewöhnlich, nach dem Beispiele des Herrn Jesu, zwölf Armen und Kranken die Füße. Am liebsten nahm sie die Aussätzigen dazu, weil sie die Unglücklichsten und Elendesten waren.

Einst hatte sie einen solchen Elenden auf der Wartburg gewaschen, gekämmt und neu gekleidet. Sie that es in dem Baumgarten, damit Niemand es sehen sollte. Als aber ihre Dienerinnen sie fanden und sie darüber schalten, stand sie freundlich auf und lächelte still zu ihren Vorwürfen.

Ein andermal hatte sie einen solchen kranken Menschen auf der Neuenburg, nachdem sie ihn gereinigt und gekleidet, in ihr und ihres Mannes Bette gelegt. Ihr Mann war gerade ausgeritten. Aber ihre Schwiegermutter, die alte Landgräfin Sophie, die ihr, wie ihr schon gehört habt, niemals recht hold war, sah es und sagte es dem Landgrafen, der eben nach Hause kam, mit allerlei Schmach-

und Scheltworten. Sie nahm ihn bei der Hand und ſagte zornig: „Ich will dir zeigen, wie Eliſabeth dein Bette beſudelt mit kranken Leuten, welche ſie hineinlegt und wie ſie dich der Gefahr ausſetzt, angeſteckt zu werden.“ Landgraf Ludwig trat zu dem Bette und ſchlug die Decke zurück, aber es däuchte ihn, er ſehe in dem Kranken unſern Herrn Jeſum Chriſtum ſelbſt und er gedachte der Worte: „Was ihr gethan habt den Geringſten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan,“ und billigte das von Herzen, was ſeine Frau an dem Kranken gethan hatte. Dieſer arme Ausſätzige ward wirklich unter der treuen Pflege der guten Landgräfin Eliſabeth geheilt und, — nachdem er die Geſundheit mit Gottes Hülfe und durch ihre pflegenden Hände wieder erlangt hatte, durch ihre Ermahnungen ein frommer Menſch. Er zog ſich ſpäter aus der Welt und ihrem Getümmel in die Einſamkeit zurück und lebte noch lange nach dem Tode ſeiner frommen Retterin unter dem Namen des Bruders Elias als demüthiger Klausner nahe bei Eiſenach in einer Höhle, welche noch heute die Eligrotte genannt wird. Noch in ſeinem Alter zogen viele fromme Seelen zu ihm hinaus, denen er von der h. Eliſabeth erzählte, ſie tröſtend und vor der Sünde warnend.

In den Jahren 1225 und 1226 nun trug es ſich zu, daß eine große Theuerung und ſchwere Zeit über ganz Deutſchland und auch über Thüringen kam. Erſt war die Witterung längere Zeit zu heiß und trocken geweſen, dann gab es anhaltende, ſchwere Gewitterregen, welche theilweiſe große Ueberſchwemmungen zur Folge hatten und vollends

auf dem Felde verdarben, was die Dürre übrig gelassen hatte. Da gab es denn im Winter und im Frühjahre überall große Noth. Die Kartoffelkrankheit that zwar damals noch keinen Schaden, denn von den Kartoffeln wußte man damals noch Nichts. Sie wurden erst über dreihundert Jahre später aus Amerika nach Europa gebracht. Eisenbahnen, ja selbst nur leidlich gute Landstraßen, hatte man, wie ihr wißt, auch nicht, daß man Lebensmittel von weit her hätte ins Land schaffen können und so waren die armen Leute damals in der Theuerung übel daran. Es gab eine wahre Hungersnoth. Viele aßen Schnecken, Würmer und anderes Ungeziefer, auch das Aas gefallener Thiere, um nur ihren Hunger zu stillen und ihr elendes Leben zu fristen. Davon wurden denn viele Leute krank und starben. Allerlei Seuchen kamen zum Vorschein und steckten auch Andere an, welche zu leben gehabt hätten. Und so gab es denn ein großes Sterben unter den Menschen und zuletzt sogar auch unter dem Vieh.

Ja es wäre noch viel schlimmer geworden, hätte man damals nicht noch den Zehnten und andere Abgaben an Früchten an die Obrigkeit oder an die Kirchen gehabt. Da waren denn doch an manchen Orten größere Vorräthe an Frucht, womit den Leuten ausgeholfen wurde. Es ist eine bekannte Sache, daß dazumal ehrliche Leute von ihren Herrschaften in Jahren der Noth mancherlei Hülfe zu Saatfrucht und auch zur Lebsucht erhielten. Es hatte halt die alte Zeit, wie ihr seht, auch ihr Gutes und nur der Unverstand kann sie blindlings verachten.

Während dieser Noth- und Hungerjahre 1225 und 1226

war Landgraf Ludwig, wie gesagt, nicht mehr auf seine liebe Wartburg gekommen. Seine Kriegszüge und Reisen, namentlich nach Polen, nach Norddeutschland und Italien, hatten ihm, wie ihr im vorigen Abschnitte gesehen haben werdet, keine Zeit zur Ruhe gelassen.

Dagegen hatte er seiner lieben Elisabeth Vollmacht gegeben, in seiner Abwesenheit seine Stelle zu vertreten. Als nun die schwere Zeit kam, von welcher ich rede, da war sie so recht, wie man zu sagen pflegt, in ihrem Elemente. Sie war, wie ihr schon gesehen habet, eine seltene Frau, der es mit ihrem Christenthume Ernst war. So gewissenhaft sie ihre Gottesdienste hielt, so war doch ihre Religion ihr nicht bloß äußerliches Lippenwerk. Als aufrichtige Christin betrachtete sie ihren hohen Stand mit seiner Ehre, mit seinem Reichthume, mit seiner Macht als ein heiliges Amt, das ihr Gott der Herr anvertraut hatte, um damit zu thun nach seinem Willen. Sie sah sich an als wie den Knecht im Evangelium, welchem der Herr viele Güter anvertraut hatte, von deren Verwaltung sie ihm einst Rechenschaft geben müsse.

Als darum die Noth im Lande immer größer, der Zulauf der Hungernden nach der Wartburg immer stärker ward, fing sie an, die landgräflichen Fruchtspeicher zu öffnen. Sie begann damit, daß sie Früchte und Geld vertheilte. Doch gab sie niemals zu viel auf Einmal her, damit die Armen das Viele nicht zu schnell verbrauchten und damit sie auch zugleich recht Vielen geben könne. Dann ließ sie täglich Brod backen und vertheilte es meistens mit eigenen Händen. Auch die Speisen, welche von der fürstlichen Ta-

sel jeden Tag übrig blieben, ließ sie jedesmal nach dem Essen vor das Schloßthor tragen, wo sich immer die Bedürftigsten einfanden und vertheilte es selbst. Damit aber recht viel übrig bleiben sollte, so aß sie selbst sehr wenig und ermahnte auch ihre Dienerinnen an der Tafel dazu, daß sie sich nicht zu satt essen, sondern an die Hungrigen draußen denken sollten. So geschah es oft, daß sie selbst Hunger litt, um den Hunger der Armen zu stillen. Am Ende kam es dahin, daß sie jeden Tag 900 Menschen speiste, theils mit Brod, theils mit übrig gebliebenem Essen, theils durch Geschenke an Früchten.

Als sie nun aber gewahr wurde, daß manche alte oder kranke Leute, denen die warmen Speisen am nöthigsten gewesen wären, aus Schwachheit den hohen Berg nicht hinaufsteigen konnten zu ihrem Schloß, so baute sie im Jahre 1226 unter dem Schloßberge vor dem St. Georgenthor zu Eisenach ein Spital, welches das St. Annen-Hospital genannt wurde. Darin nahm sie 28 alte und kranke Leute auf, welchen sie darin Obdach, Pflege und Nahrung gab. Auch ein Armenhaus richtete sie zu Eisenach ein, worin arme Kinder aufgenommen und erzogen wurden. Da ging sie nun jeden Tag zweimal von der hohen Wartburg herab, besuchte ihre Kranken und die armen Kinder und niemals kam sie mit leeren Händen. Bald hatte sie eine Erquickung an Speise oder Trank für die Kranken, bald auch schöne Spielsachen für die Kinder. Sie scheute nicht den steilen, steinigten Weg, nicht Regen und nicht Sturm. Es waren ihr die liebsten Stunden, in welchen sie die Armen versorgen, trösten und verpflegen konnte. Es war ihr ein Leich-

tes, in den engen, dunſtigen Krankenſtuben zu ſein und wenn oftmals ihre Dienerinnen, welche ſie begleiteten, darüber klagten und murrten, ſo ſtrafte ſie dieſelbigen mit freundlichen Worten und lehrte ſie durch ihr eigen Beiſpiel, daß man dieß Alles um Chriſti willen gerne tragen müſſe.

Wenn ſie in das Armenhaus kam, in welchem ſie vater- und mutterloſe, und andere arme Kinder aufgenommen hatte, ſo hatten dann die Kleinen eine rührende Freude. Laut jubelnd liefen ſie ihr entgegen, umringten ſie und riefen: „Mutter! Mutter!“ Das eine nahm ſie an der Hand, das andere ergriff ihr Kleid und jedes wollte ihr am nächſten ſein. Als eine beſondere Gnade Gottes wird erzählt, daß ſie einſt mit einem Korb voll Spielſachen für dieſe Kinder, als gläſern und irden Geſchirr, Schüſſelchen, Töpfchen u. ſ. w. von dem Berge heruntergekommen und der Korb ihr tief herunter auf einen Stein gefallen, gar Nichts davon zerbrochen und zu Grunde gegangen ſei.

Am Ende ging's aber doch der guten Landgräfin ſchlecht. Die Theuerung währte nun ſchon nahe bei zwei Jahre und es dauerte immer noch eine Weile bis zur Erndte. Aber die Fruchtſpeicher wurden allgemach leer und das Geld in der Kiſte nahm auch nicht zu. Das aber machte ſie nicht irre. War kein Geld da, ſo verkaufte ſie von ihren koſtbaren Kleinodien von Gold und Silber und Edelſteinen, welche ſie einſt aus Ungarn mitgebracht hatte. Auch ihre koſtbaren ſeidenen, mit Gold durchwirkten, mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Kleider gingen denſelben Weg. Mit dem erlöſten Gelde aber unterſtützte und ernährte ſie die Armen, nicht anders, als ob ſie noch genug

davon hätte. Oft schenkte sie auch solche Sachen selbst weg. Dabei aber ermahnte sie die Armen: „Ich gebe euch diese Sachen nicht zum Putz und zur weltlichen Wollust, sondern daß ihr sie verkaufet und euch und eure Familien damit ernähret. Dabei aber dürft ihr auch das Arbeiten nicht vergessen, denn die Schrift sagt: so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen!“

Nach dem frühen Tode der guten, frommen Landgräfin hat nun das dankbare Volk gar manche schöne und fromme Geschichten von ihr erzählt, welche sich von den Großvätern und Müttern auf die Enkel und Nachkommen forterbten. Eine solche liebliche Erzählung ist folgende. Einst sei die Landgräfin Elisabeth von der Wartburg nach Eisenach gegangen mit einer Schürze voll Speisen für die Armen. Da sei ihr plötzlich ihr Mann begegnet, der von der Jagd zurückkam. Als er sie nun gefragt, was sie da trage, habe sie erschrocken zur Antwort gegeben: „Rosen“, und als sie die Schürze geöffnet, da sei sie wirklich voll der schönsten weißen und rothen Rosen gewesen. Die heilige Elisabeth hatte nun freilich nicht Ursache, vor ihrem Manne zu erschrecken, wenn sie den Armen Gutes that. Er selbst war so gut gegen die Armen und hatte seine Gemahlin so lieb, daß er gewiß nicht unwillig darüber geworden wäre, wenn sie den Armen Speisen zugetragen hätte. Indessen ist die Geschichte doch ein schöner Beweis davon, daß das Volk noch lange, lange an die gute Landgräfin Elisabeth dachte und viel Gutes und Schönes von ihr redete, und darüber soll man sich freuen.

Aehnlich verhält es sich mit einer andern Geschichte. Die heilige Elisabeth hätte, so wurde erzählt, alle ihre kostbaren, prächtigen Kleider verschenkt. Da seien nun nach der Rückkehr ihres Mannes einst fremde Fürsten zum Besuche auf die Wartburg gekommen und die Landgräfin hätte nun keinen ordentlichen Anzug gehabt, daß sie, wie's einer Landgräfin von Thüringen und Hessen und einer Königstochter geziemte, vor den fremden Herren hätte erscheinen können. Ihr Mann, Landgraf Ludwig, sei darüber in Verzweiflung gewesen. Sie aber hätte demüthig zu Gott gebetet, daß er ihr aus dieser Verlegenheit helfe. Und siehe da! als sie zu der Mittagstafel kam, habe sie das schönste, herrlichste Kleid, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, angehabt, deßgleichen man noch nie auf der Welt gesehen hätte. Gott selbst habe, so sagte man, seine treue Magd also prächtig gekleidet.

Ein andermal ging sie durch den Schloßhof, wie es dazumal bei Fürstinnen Sitte war, mit einem Mantel bekleidet. Da hat sie ein armer, elender, mit Lumpen bedeckter Bettler um Kleidung gebeten. Den schenkte sie, weil sie eben nichts Anderes gehabt, ihren Mantel. Nun aber seien auch dießmal fremde, vornehme Gäste dagewesen, vor welchen sie ohne Mantel nicht hätte erscheinen können. Aber siehe da! auf einmal kam sie in den Speisesaal mit einem so prächtigen Mantel, wie sie niemals vorher einen gehabt. Christus selbst soll der Bettler gewesen sein, welcher ihr in dieser Gestalt erschienen, und ihr zum Lohne für ihre Barmherzigkeit den Mantel durch einen Engel vom Himmel herabgesandt. — Auch in diesen beiden Geschichten

ſpricht ſich die Dankbarkeit und tiefe Verehrung des Volkes aus, welches eine ſo fromme, barmherzige Frau ſolcher himmliſchen Gnaden für würdig hielt.

Darum ſpotte du nur nicht, mein chriſtlicher Leſer und meine chriſtliche Leſerin, über den Aberglauben deiner einſt frommen Vorfahren, ſondern richte lieber einmal zwei recht ernſtliche Fragen an dich ſelbſt: 1) würde ich, wenn ich in dieſer aufgeklärten Zeit ſo viel Geld, Frucht, Edelſteine, prächtige Kleider u. ſ. w. hätte, wie die Landgräfin Eliſabeth, ſie auch ſo anwenden? und dann: 2) würde ich, wenn mir ſo viel Gutes von einem Fürſten oder einer Fürſtin geſchehen wäre, wol auch meinen Wohlthätern ein ſo dankbares Herz bewahren, als es jenes, wie du ſagſt, abergläubiſche Volk gethan hat? — Kannſt du mit vollem Herzen ja! auf dieſe Fragen antworten, ſo fürchte ich, daß dich viele Leute noch für ſehr altmodiſch und noch lange nicht ſo aufgeklärt halten werden, als ſie ſelber ſchon lange ſind.

Doch haſt du jetzt allerdings Recht, wenn du mir einwendeſt, du hätteſt mein Büchlein nicht darum in die Hand genommen, um dich examiniren zu laſſen, ſondern um die Geſchichte fertig zu leſen, welche du jetzt angefangen haſt. Deßwegen wollen wir noch einmal nach dem Hungerjahre 1226 zurückſehen und nach dem, was die heilige Eliſabeth bis zum Ende des Nothſtandes gethan hat.

Glücklicherweiſe geht hier im menſchlichen Leben Alles vorüber, die guten Tage, aber auch die böſen. So auch die Noth in dem Jahre 1226.

Die Erndte wurde allgemach weiß auf den Fluren und Gott hatte die Felder dießmal reichlich geſegnet. Darum

ermahnte die Landgräfin jetzt die Hunderte von Armen, welche aus Thüringen und Heßen und vielleicht mitunter noch weiter her nach der Wartburg gekommen waren, um die Barmherzigkeit der heiligen Elisabeth anzuflehen, daß sie jetzt wieder nach ihrer Heimath gehen und sich mit dem Schneiden und Heimthun der Erndte ihren Lebensunterhalt verdienen sollten. Aber da ging denn bei Vielen ein neuer Jammer an. Sie hatten Geräthschaften und Werkzeuge mit sammt ihren entbehrlichsten Kleidern und Schuhen verkauft, um Brod dafür zu kaufen. Doch die gute Elisabeth wollte ihr Werk nicht halb gethan haben und schaffte auch hier wieder Rath. Sie kaufte Sicheln und schenkte sie den Armen, welche keine hatten. Sie ließ Schuhe machen und gab sie denen, welche Frucht schneiden wollten, damit sie von den harten Kornstoppeln nicht an den Füßen verwundet würden. Auch Hemden und Kleider schenkte sie ihnen, damit sie Schutz hätten vor den heißen Sonnenstrahlen. Denjenigen aber, welche nicht arbeiten konnten und doch einen weiten Heimweg hatten, gab sie Kleider und etwas Geld zur Reise, damit sie glücklich heim kommen könnten.

Ihr seht daraus, daß man sich gar nicht groß zu verwundern braucht, wenn die Amtleute zum Landgrafen kamen und über leere Kasten und leere Speicher klagten, als derselbe von seiner Reise aus Wälschland zurückgekehrt war. Die Landgräfin hatte allerdings viel verschenkt, vielleicht mehr, als sie nach menschlicher Berechnung hätte thun sollen. Allein die Liebe Christi, die aus dem Glauben kommt, ist eine schlechte Rechenmeisterin. Die Jünger des

Herrn hatten ja einſt auch Alles verlaßen und waren ihm nachgefolgt und der Herr verhieß ihnen das ewige Leben dafür. Daran mochte auch Landgraf Ludwig denken, als er den Verklägern ſeiner lieben Eliſabeth antwortete: „Laſſet ſie den Armen Gutes thun!“

Für ihn kam frühe und wol, ehe er's dachte, die Stunde, da ſein Herr ihn zu ſich rief und zu ihm ſprach: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du biſt über Wenigem getreu geweſen, ich will dich über Viel ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Doch davon im nächſten Abſchnitte.

VI.

Wie Landgraf Ludwig nach dem heiligen Lande ziehen wollte und unterwegs ſelig verſtarb.

Hinaus, hinaus ihr Gottesſtreiter,
Befreiet das gelobte Land!
Legt an die kühne Himmelsleiter,
Und facht der frommen Sehnſucht Brand
Es iſt ein heilig ernſter Krieg,
Es winkt ein reicher ſel'ger Sieg.

Ich habe euch ſchon in unſerm zweiten Abſchnitte, in welchem die Rede war von dem Könige Andreas von Ungarn, dem Vater unſerer h. Eliſabeth, erzählt, daß dieſer einen Kreuzzug oder einen Krieg gegen die Ungläu-

bigen im heiligen Lande unternommen hatte. Schon seit längerer Zeit war nemlich Jerusalem und ganz Palästina mit allen heiligen Orten darin, in welchen einst der Heiland der Welt gelebt, gelehrt und gelitten hatte zur Erlösung der Welt, in die Hände der Muhamedaner gefallen. Diese Feinde des christlichen Glaubens aber hatten die frommen Pilger, welche aus Europa nach dem Grabe des Herrn damals häufig wallfahrteten, oftmals überfallen und geplündert, die heiligen Stätten entweiht und mit Allem den schändlichsten Spott getrieben, was dem Christen heilig ist. Diese kehrten zurück in ihre Heimath mit lauten Klagen über die Behandlung, welche sie und ihr Glaube zu erdulden hatten. Und ihr möget aus dem allgemeinen Zorn, in welchen die damalige Christenheit darüber gerieth, wiederum erkennen, mit welcher treuen Liebe dazumal das ganze Christenvolk an seinem Glauben hing. Man hielt es allgemein, bei Hoch und Niedrig, für eine Schmach und Schande, so Etwas zu dulden. Prediger zogen in Frankreich, in Deutschland, in allen Ländern Europa's umher und predigten den Krieg gegen die Ungläubigen, gegen die muhamedanischen Sarazenen. Tausende, ja Hunderttausende von Männern aus allen Ländern und aus allen Ständen, Fürsten, Grafen, Adlige und Ritter, Bürger, Bauern, ja mitunter selbst Weiber und Kinder, strömten zu diesen Kreuzpredigten, wie man sie nannte, erklärten, daß sie in den heiligen Krieg ziehen wollten und ließen sich, zum Zeichen, daß sie gegen die Ungläubigen kämpfen wollten, ein Kreuz von rothem Tuche an das Kleid nähen. Die so mit dem Kreuze Gezeichneten hießen Kreuzfahrer,

die Kriege selbst die Kreuzzüge. Gewiß war es ein großer Gedanke und eine noch größere That, um seines Glaubens willen Heimath und Alles zu verlaßen, und mit Gefahr seines eignen Lebens für denselben zu streiten.

Leider aber hängte sich, wie es eben im menschlichen Leben gewöhnlich der Fall ist, auch an diesen großen Gedanken die menschliche Schwachheit und Sünde. Die ersten Versuche, das heilige Land zu erobern, mißglückten ganz und gar, weil sich unter die frommen Pilger auch viel schlechtes Gesindel gemischt hatte, welches nur darauf ausging, unter Weges zu rauben und zu plündern. Ehe sie noch zum heiligen Lande kamen, wurden sie von den Ungarn auseinander gejagt, welche nicht Willens waren, sich von solchen Streitern Christi plündern und mißhandeln zu lassen.

Später, aber noch vor der Zeit, von welcher ich euch erzähle, gelang es den Kreuzfahrern wirklich, Jerusalem mit der größten und unerschrockensten Tapferkeit zu erobern und daselbst ein christliches Königreich zu gründen. Allein, nachdem die meisten Kreuzfahrer wieder nach Europa zurückgekehrt waren, wurden die Sarazenen wieder mächtiger, sie nahmen Jerusalem wieder und das heilige Land fiel größtentheils wieder in die Hände der Ungläubigen. Von da an wurden nun in Europa wieder große Anstrengungen gemacht, Palästina wieder zu erobern, aber es war, trotz aller Tapferkeit der Christen, kein rechter Fortgang darin. Bald brachen pestartige Krankheiten in den christlichen Heeren aus, rafften die Pilger zu Tausenden weg, bald waren die Führer uneinig unter einander. Jerusalem wurde

wieder von ihnen genommen, und ging abermals verloren, und so ging es fort beinahe 200 Jahre lang. Es war damals so, daß man fast in den Ruf eines schlechten Christen kam, wenn man nicht wenigstens einmal einen Kreuzzug mitgemacht hatte. Zu der Zeit nun, in welcher unser Landgraf Ludwig lebte, stand die Sache so: Jerusalem war wieder verloren und die Christen standen allenthalben im Morgenlande wieder im Nachtheile. Der damalige Papst Gregor IX. und der damalige Kaiser Friedrich II. mit Namen, standen nicht besonders gut mit einander und hatten namentlich in Italien allerlei Händel. Endlich schloßen sie einen Frieden zusammen, in welchem der Kaiser Friedrich dem Papste versprach, einen Kreuzzug zu unternehmen und das heilige Land zu erobern. Es war dem Kaiser der das schon öfter versprochen, aber noch nie gehalten hatte, dießmal Ernst damit. Deßhalb hatte er im Jahre 1226 die deutschen Fürsten nach Cremona in Italien eingeladen, um sie zur Theilnahme daran aufzufordern. Ihr habt davon bereits gehört, und erinnert euch, daß aus dem Reichstage Nichts wurde, weil die meisten Fürsten durch die falschen Italiener verhindert waren, sich dort einzufinden. Unser Landgraf Ludwig war aber, wie ihr wißt, mit noch etlichen Fürsten wirklich zum Kaiser gekommen und hatte ihm versprochen, im folgenden Jahre, also 1227, den Zug nach dem heiligen Lande mitzumachen. Er mochte wol allerlei Bedenken dagegen haben. Es war eine gefährliche Sache. Viele Hunderttausende von Christen hatten bereits bei den Kreuzzügen ihr Leben verloren und doch war Jerusalem wieder in den Händen der Ungläubigen. Auch war sein

Land gerade jetzt durch die Hungersnoth erschöpft. Dies Alles stand unserm Landgrafen recht wol vor der Seele. Allein er war ein frommer Herr. Sein Glaube ging ihm doch über Alles und so willigte er endlich ein.

Bald nach seiner Zurückkunft ward die Sache noch einmal mit den andern deutschen Fürsten auf einem Reichstage in der Stadt Aachen verabredet und Landgraf Ludwig nahm das Kreuz.

Doch quälte ihn dabei eine Hauptsorge. Es war die um seine liebe Elisabeth. Sie hing mit so großer, inniger Liebe an ihm, daß es ihm bange wurde, wenn er an die Stunde des Abschieds dachte. Deßwegen suchte er ihr sein Vorhaben so lange zu verhehlen als möglich, und trug sein Kreuz nicht an dem Kleide, sondern in seiner Tasche. Doch aber kam die Sache trotz dieser Vorsicht bald genug an den Tag. Als nämlich Ludwig von dem Reichstage zu Aachen zurückgekehrt war, saßen die beiden Ehegatten eines Abends traulich beisammen. Elisabeth durchsuchte scherzend die Tasche ihres Mannes, ob Nichts für sie darin wäre und fand das Kreuz. Sogleich errieth sie den ganzen Zusammenhang der Sache und erschrak dann so heftig darüber, daß sie ohnmächtig auf die Erde niedersank. Ludwig hob sie liebreich auf und tröstete sie, als sie wieder zu sich gekommen war, mit der heiligen Schrift. Ein solcher Zuspruch richtete denn auch bald ihr gebeugtes Herz wieder auf und sie ergab sich hoffend und duldend in den Willen Gottes. Bei dieser Gelegenheit war es denn auch, wo das fürstliche Ehepaar sich verabredete, das Kind, welches Elisabeth unter dem Herzen trug, Gott zu weihen.

Wäre es ein Sohn, so sollte es den Mönchen zu Rumarsdorf bei Neuwied, wäre es ein Mädchen, den Nonnen zu Altenberg bei Wetzlar übergeben werden, der letztere Fall trat, wie ihr gehört habt, ein.

Unterdessen rückte die Zeit immer näher, wo der Landgraf an seine Abreise denken mußte. Er dachte darum daran, allmälig seine Vorbereitungen zu treffen. Zuerst berief er einen Landtag nach Creuzburg an der Werra. Hierher kamen dann die Grafen, Ritter und Edelleute aus Thüringen und Heßen und aus allen seinen Ländern, auch die Vornehmsten unter den Geistlichen fanden sich ein, sowie die Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes.

Der Landgraf redete seine getreuen Unterthanen folgendermaßen an: „Meine Allerliebsten, ihr wisset, daß bei meines Vaters Lebzeiten diese meine Länder von vielen Unruhen und mannigfaltigem Kriegsunglücke heimgesucht waren. Ich aber habe, wie weiland König Salomo, deßen Namen „Friedsam" bedeutet, die Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht erhalten, die Schwachen beschützt, die Bösen gezüchtiget, daß Land und Leute sich des Friedens erfreuen durften. Und so habe ich mich denn jetzt entschloßen, Euch zu verlaßen, von Land und Leuten, von meiner Mutter und meinen Brüdern, sonderlich von meiner lieben Gattin und meinen Kindern, welche mir an's Herz gewachsen sind, zu scheiden und ferne über's Meer zu ziehen, um das heilige Land den Ungläubigen mit Gottes Hülfe entreißen zu helfen, zu seines heiligen Namens Ehre und meiner armen Seele zum Troste. Seiner Gnade und Hülfe befehle ich nun mich und die Meinen, Euch und mein

Land.“ Dann verordnete er, wie es nach seinem Weggange im Lande gehalten werden sollte, empfahl den Edelleuten dringend, den Frieden zu erhalten und für das Wol der Unterthanen zu sorgen und sagte Allen, Grafen und Herren, Bürgern und Bauern mit bewegter Stimme Lebewol. Die ganze Versammlung hörte ihn traurig und schweigend an. Sie schieden Alle mit bangem Herzen von ihrem treuen, gütigen Fürsten, der ihnen allezeit nur Gutes gethan hatte.

Von Creuzburg kehrte er nach der Wartburg zurück und besuchte noch einmal die Männer- und Frauenklöster in und bei Eisenach, bat um ihren Segen und um ihr Gebet zu seinem ernsten Vorhaben und nahm Abschied von ihren Bewohnern.

Auch nach Reinhardsbrunn ging er. Denn ohne Abschied wollte er von diesem Orte nicht scheiden, wo er so oft und so gerne verweilt hatte. Die Mönche sahen ihren Fürsten, der ihnen immer so viel Gutes gethan hatte, in ihr Gotteshaus eintreten, als sie eben ihre Gebete verrichtet hatten. Der Landgraf ging freundlich auf sie zu, nahm von einem Jeden von ihnen Abschied und drückte ihnen herzlich die Hände. Die Schulknaben aber hob er, einen nach dem andern zu sich empor und küßte sie. Dann ging er, mit Thränen in den Augen, von ihnen fort. Die guten Mönche aber folgten ihm bis an die Thüre ihres Klosters und sahen ihm weinend nach, so lange sie konnten.

Von Reinhardsbrunn ritt der Landgraf über das Gebirge nach der Stadt Schmalkalden. Hierher hatte

er seine vertrautesten Beamten und Diener, sowie alle seine Verwandten bestellt. Auch die andern Kreuzfahrer, welche mit ihm ziehen wollten, kamen hier zusammen.

Hier setzte er seine Brüder Heinrich und Konrad zu Verwaltern des Landes während seiner Abwesenheit ein, und gebot ihnen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und überall für das Beste der Unterthanen zu sorgen. Besonders empfahl er ihnen noch seine liebe Hausfrau und seine Kinder. Dann nahm er Abschied. Er küßte seine Mutter, seine Gattin und Kinder. Da brachen Alle, welche dabei waren, in lautes Weinen aus. Von der einen Seite hing sich seine Mutter an ihn, von der andern seine Hausfrau. Die eine zog ihn herüber, die andere hinüber. Beide baten ihn, daß er doch da bleiben möge. Elisabeth rief laut: „Wehe, wehe mir armen Frau!" Seine zwei kleinen Kinder aber hingen sich an ihn und riefen: „Gute Nacht, lieber Vater! viel tausendmal gute Nacht, herzgüldner Vater!" Der Landgraf konnte vor Schmerz und Herzeleid nicht mehr sprechen. Endlich ermannte er sich, riß sich mit Gewalt von ihnen los und setzte sich auf sein Pferd. Eine Stimme in seinem Herzen sagte ihm, daß er Thüringen nicht wieder sehen sollte.

Als aber Landgraf Ludwig bei seinen Gefährten angekommen war, da erblickte er einen ähnlichen Auftritt. Seine Mitpilger, Grafen, Ritter und Knechte, über 200 Männer zu Roß hielten da in langem Zuge und warteten auf ihren Fürsten. Um sie aber war eine unzählige Menge versammelt, Verwandte und Freunde, Frauen, Kinder und Bräute der abziehenden Kreuzfahrer, dabei eine große

Menge Volkes, welches die Pilgrime abziehen sehen wollte. Bis hierher waren sie alle den Glaubenskämpfern nachgefolgt, um sich jetzt, vielleicht für immer, von ihnen zu trennen. Lautes Wehklagen und Jammern erhob sich von allen Seiten, als jetzt, Landgraf Ludwig voran, sich auf sein Roß schwang und das Zeichen zum Aufbruche gab.

Die abziehenden Krieger aber sangen mit lauter Stimme ein frommes Gotteslied, vielleicht das alte Kreuzfahrerlied:

„Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Enden,
Gottes und Mariä Sohn,
Dich will ich lieben, dich will ich ehren,
Du meines Herzens Freud und Kron," u. s. w.

So mischten sich die Töne des Schmerzes und der Wehklage mit dem feierlichen Gesange der scheidenden Pilger.

Elisabeth aber konnte es nicht über's Herz bringen, sich jetzt schon von ihrem Ludwig zu trennen. „Ihres Herzens Schmerzen, Liebe und Leid wollten ihr nicht verstatten, daß sie sich so bald von ihrem lieben Herrn scheide," sagt ein alter Berichterstatter. Sie zog noch zwei Tagereisen mit ihm und war jetzt noch im Zweifel, ob sie nicht lieber ganz mit ihm ziehen wolle. Endlich aber, nachdem sie längst schon die Grenze des Thüringerlandes überschritten hatten, trat der edle Ritter Rudolf von Vargila, der Sohn des Herrn Walther von Vargila, von dem ihr schon einigemal gehört habt, zum Landgrafen und sprach die ernsten Worte: „Gnädiger Herr, jetzt ist es Zeit, daß Ihr unsere gnädige Frau wieder heim kehren laßet, es muß doch einmal sein." Da endlich trennten sie sich. Der Landgraf zog noch zuletzt einen goldenen Siegelring aus seiner

Tasche, zeigte ihn seiner Gemalin und sprach: „Meine allerliebste Schwester, sieh diesen Ring, worein das Lamm Gottes mit einer Fahne in den edeln Sapphir gegraben ist. Der Ring soll dir ein Wahrzeichen sein. Wer dir den bringt, dem darfst du glauben, wenn er dir Nachricht von mir bringt, es sei von meinem Leben, oder von meinem Tode.“ Noch einmal drückte er sie an sein Herz und sprach: „Gott segne und bewahre dich, allerliebste Schwester mein. Gott segne auch die Frucht deines Leibes, welche du unter deinem Herzen trägst. Halte es damit, wie wir mit einander geredet haben“. Nun schieden sie endlich mit heißen Thränen von einander. Alle aber, die zugegen waren, konnten sich der Thränen nicht enthalten, die Männer so wenig, als die Frauen, welche ihre Herrin begleitet hatten.

Elisabeth kehrte zur Wartburg zurück und legte Wittwenkleider an, welche sie von nun an nie mehr ablegen sollte.

Es war am Tage St. Johannes des Täufers, 25. Juni des Jahres 1227, als die Pilger von Schmalkalden abreisten. Landgraf Ludwig zog mit seiner Schaar gen Italien. Auf seinem Wege durch Franken, Baiern und Tyrol stießen allenthalben noch große Haufen Pilger zu ihm. Denn er war Feldoberster über alle Kreuzfahrer aus Deutschland. So zog er denn mit einem zahlreichen Heere über die Tyroler Alpen nach Wälschland. Er nahm seinen Weg durch die Lombardei und Toskana nach Apulien

in Unteritalien, welches gleichfalls der mächtige Kaiser Friedrich II. beherrschte. Dieser empfing am 2. August den Landgrafen mit seiner Heeresmacht in seiner Stadt Troja mit Freuden und Ehren und zog mit ihnen nach dem Seehafen Brindisi am mittelländischen Meere. Aber hier war schon eine so große Anzahl von Kreuzfahrern aus allen Ländern von Europa zusammengeströmt, — aus England sollen allein an 60,000 gekommen sein, — daß bei der furchtbaren Hitze des süditalischen Sommers eine ansteckende Krankheit ausbrach. Eine große Menge der Fremden, darunter einige geistliche Fürsten, starb daran schnell dahin. Hier war es denn auch, wo Landgraf Ludwig bereits einen Anfall vom Fieber verspürte. Doch achtete er nicht groß darauf, und besprach mit dem Kaiser noch den Kriegsplan. Aber auch der Kaiser fühlte sich unwol und schiffte sich deßhalb mit Landgraf Ludwig nach dem Hafen von Otranto ein, um der Krankheit aus dem Wege zu gehen. In Otranto ging der Landgraf noch zu der jungen Kaiserin Jolante, ihr seinen ehrfurchtsvollen Gruß zu bringen. Aber von Stund' an ward es immer schlimmer mit ihm. Kaum konnte er noch zu seinem Schiffe zurückkehren. Hier mußte er sich zu Bette legen. Als er nun fühlte, daß er nicht mehr aufkommen werde, ließ er sich den Patriarchen von Jerusalem und den Bischof vom heiligen Kreuze in Rom rufen und empfing von ihnen demüthig und mit gläubigem Herzen das heilige Abendmal, in Gegenwart seiner Getreuen.

Als nun sein Ende kam, war seine Seele nur noch mit seinem Hinscheiden beschäftigt. Plötzlich hub er an: „Ach

ſehet doch, was iſt da für eine große Menge ſchneeweißer Tauben!“ Sie aber ſahen Nichts und meinten, er rede irre. Gleich darauf fing er wieder an: „Ich muß und will nun gen Himmel fliegen mit dieſer großen Menge ſchneeweißer Tauben.“ Und als er das geſagt hatte, entſchlief er. Sein Kaplan Berthold aber, ein Mönch aus Reinhardsbrunn, der ihn begleitet hatte und ſpäter dieſe Geſchichte beſchrieben hat, ſo daß ich ſie euch nun erzählen kann, ſtand am Fenſter und ſahe einen Flug weißer Tauben gen Oſten fliegen. Sein kindlich-frommer Glaube erblickte in einer von ihnen den heiligen Geiſt der mit ſeinen heiligen Engeln in Geſtalt von weißen Tauben die Seele ſeines geliebten Fürſten gen Himmel führte.

Viele von den Gefährten des Landgrafen waren ſchon zu Schiffe vorausgefahren. Ihnen ward die Botſchaft von dem Tode ihres Herrn nachgeſendet. Als die Männer das Schickſal ihres Fürſten und Heerführers hörten, da brachen ſie in laute Klagen aus. Verzweiflungsvoll und die Hände ringend, ſchrieen ſie: „Wehe, wehe uns Armen, wer wird uns jetzt aus fremden Landen wieder heimführen, da nun derjenige todt iſt, auf den all unſer Troſt und alle unſere Hoffnung geſetzt war?“ Und da nun auch das Meer anfing, unruhig zu werden, ſo däuchte es ihnen, daß ſelbſt die ſchäumenden Wogen über den frühen Tod des geliebten Fürſten klagten und weinten.

Die Männer ſelbſt aber kehrten wieder um nach Otranto zu ihren Gefährten, welche bei ihrem Herrn

zurückgeblieben waren, um seine Leiche zu bestatten, wie es eines Landgrafen von Thüringen und Heßen würdig war. Dann schifften sie sich Alle ein nach dem heiligen Lande, und vollbrachten, was sie Gott gelobt hatten und kehrten, nachdem sie dort tapfer wider die Ungläubigen gestritten, im folgenden Jahre nach Otranto zurück, wo ihr ihnen dann noch einmal begegnen werdet.

Einer seiner Begleiter auf dem Zuge war auch der Graf Ernst von Gleichen aus dem Thüringerlande. Er war nach dem Tode seines Lehnsherrn mit den Andern von Otranto nach dem heiligen Lande geschifft und hatte dort wacker wider die Ungläubigen gekämpft. Als er aber einstmals mit seinem Knappen über Feld ritt, ward er plötzlich von einem Haufen Ungläubiger gefangen und nach Aegypten geführt. Hier mußte er sieben Jahre lang als Sklave des Sultans schwere Dienstarbeit thun, bis er endlich durch die Liebe der Sultanstochter aus der Gefangenschaft befreit wurde. Sie versprach ihm zur Flucht behülflich zu sein, wenn er sie mit sich nehmen wolle als seine eheliche Gemalin. Umsonst stellte er ihr vor, daß er zu Hause schon eine Gattin und Kinder habe. Sie fand als Sarazenin nichts Anstößiges daran. Er aber, aus Liebe zur Freiheit, willigte endlich gleichfalls ein. So flohen sie und kamen nach Italien. Hier ließ sich die schöne Heidin taufen und der Papst gab seine Einwilligung zur Doppelehe. Als sie aber in die Nähe seiner Burg Gleichen kamen, da ging der Graf voraus und verkündigte seiner ersten Gemalin seine Errettung aus der Gefangenschaft und wie er dazu gekommen. Diese aber weinte vor Freuden und nahm die Sa-

razenin aufs liebevollſte auf. Und von da an lebten dieſe drei in einträchtiger, glücklicher Ehe mit einander. Die erſte Gemalin des Grafen gebar ihm nach ſeiner Rückkehr noch drei Kinder, die Ehe mit der Sarazenin aber blieb kinderlos. Von den Dreien ſtarb dieſe auch zuerſt, nach ihr die erſte Gemalin, und zuletzt der Graf ſelbſt im Jahre 1264. — Noch in dieſem Jahrhunderte war auf der Burg Gleichen die dreiſchläfrige Bettlade dieſer Eheleute zu ſehen. Erſt im Jahre 1813 zerſtörte ſie ein Brand. Wie die Ehegatten aber im Leben ein Bette vereinigte, ſo lagen ſie auch im Tode noch in einem Grabe. Im Dome zu Erfurt iſt heute noch das Grabmal zu ſehen, auf welchem alle drei, der Graf in der Mitte, in Stein ausgehauen ſind.

So war denn der milde, gute Fürſt, Landgraf Ludwig, auf dem Wege zum heiligen Lande, nach Gottes unerforſchlichem Rathe, in Unteritalien ſelig verſtorben, am Tage der Märtyrer Hiacynthus und Prothus, oder am 11. September des Jahres 1227. Sein Alter hatte er gebracht auf kaum 27 Jahre. Seine Ahnung hatte ſich erfüllt: er ſah Thüringen nicht wieder.

Eine allgemeine Klage ging durch das Heer der Kreuzfahrer. Sie hatten einen ihrer tapferſten Führer verloren. Als aber die Nachricht von ſeinem frühen Tode nach Thüringen und Heßen kam, da jammerte das ganze Volk um den Verluſt ſeines gütigen Fürſten. Alle hatten ihn ſo aufrichtig geliebt.

Und er verdiente auch die Liebe ſeiner Unterthanen, ja aller Menſchen, welche ihn kannten.

Alle Nachrichten, die von seinen Zeitgenoßen auf uns gekommen sind, preißen das Lob seiner Tugenden. Wie in seiner Jugend ein guter, gehorsamer Sohn seiner Eltern, so war er der beßte und treueste Ehegatte, der mit der innigsten und herzlichsten Liebe an seiner lieben Elisabeth hing, ein gewißenhafter Fürst gegen alle seine Unterthanen, gerecht und strenge gegen die Bösen und gegen die Unterdrücker des Volkes, gütig und hülfreich gegen die Rechtschaffenen, barmherzig gegen die Armen und freundlich gegen Jedermann. In seinem Munde wurde nie eine Lüge erfunden. Seine Rede war: „Ja, ja“ oder: „Nein, nein“, wie es Christus der Herr von den Seinen verlangte. Flüche oder unzüchtige, unziemliche Worte konnte er nicht leiden. Hörte er so Etwas von seinem Gesinde, so ließ er die Schuldigen strenge bestrafen. Sie mußten dann entweder ein Stück Holz, den hölzernen Esel genannt, eine Zeitlang am Halse herumtragen, oder, wenn dieß Nichts half, so ward der Stock angewendet und das, lieber Leser, wie du mir zugeben wirst, von Rechtswegen!

So strenge er nun auch gegen unverbesserliche Frevler war, so ließ er doch gerne Gnade vor Recht ergehen, besonders wenn es arme Leute waren, welche aus Noth gefehlt und gesündiget hatten. Wie gutherzig er aber gegen Arme und Unglückliche war, möget ihr daraus sehen, daß er, wenn er in ein Kloster kam, namentlich nach Reinhardsbrunn, gewöhnlich am ersten in das Spital ging, wo kranke Leute verpflegt wurden, liebreich mit den Kranken redete, sie tröstete und beschenkte. Auch stiftete er kurz vor seinem Kreuzzuge in der Stadt Gotha das Maria-Magdalenen-

hospital auf dem Briel, damit in demselben alte und kranke Leute verpflegt und versorgt werden sollten.

Was nun seine äußere Gestalt und sein Angesicht betrifft, so soll Landgraf Ludwig einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen sein. Er war von schlanker, aber kräftiger Gestalt, hatte ein blühendes, schönes Angesicht, freundliche Augen, und blondes, nach der Sitte der Fürsten seiner Zeit, lang über die Schultern herabwallendes Lockenhaar.

Welch ein muthiger Kämpfer er in Krieg und Fehde, wie bei Turnier und Ritterspiel war, habt ihr bereits gehört. Doch muß ich euch von seiner furchtlosen, unerschrockenen Gemüthsart noch ein Beispiel erzählen. Auf der Wartburg hielt er einen Löwen, welchen sein Schwiegervater, König Andreas von Ungarn, aus dem Morgenlande mitgebracht haben soll. Dies wilde Thier kam einst Morgens durch die Unachtsamkeit seines Wärters aus seinem Behälter los und ging nun brüllend im Schloßhofe herum. Alles flüchtete sich vor ihm und Niemand getraute sich, ihm nahe zu kommen. Landgraf Ludwig war eben aufgestanden, als er die Ursache des Lärmes hörte. Leicht bekleidet, wie er war, ging er nun sogleich hinunter zu dem Thiere, rief es gebieterisch an und zeigte ihm drohend die Faust. Der Löwe aber, als ob er gewußt hätte, daß sein Herr und Gebieter vor ihm stand, wedelte mit dem Schwanze und legte sich geduldig dem Landgrafen zu den Füßen, der ihn nun ohne weiters in seinen Gewahrsam zurückbrachte.

So war Landgraf Ludwig. Sein Volk, welches ihn bei seinen Lebzeiten den Milden nannte, hat ihm wegen

seiner Tugenden und weil er als Märtyrer für Gottes Sache auf dem Kreuzzuge starb, nach seinem Tode den Beinamen des Heiligen gegeben, was dir und mir wenigstens gerade so viel werth sein wird, als wenn ihn der Papst heilig gesprochen hätte. Noch lange aber erzählten die alten Großväter ihren Enkeln von dem guten, milden Landgrafen Ludwig dem Heiligen, unter dessen Regierung einst das Land so glücklich war.

Nun aber wird es Zeit sein, daß ich euch wieder von der Landgräfin Elisabeth erzähle, damit ihr erfahret, wie es ihr nach ihres Mannes Tode gegangen ist.

VII.

Wie es der heiligen Eliſabeth nach dem Tode ihres Mannes erging.

Mein Heiland! haben ſie mit rohen Fäuſten
Geſchlagen nicht auf deinen heilgen Leib?
Mit Speichel nicht befleckt dein ſüßes Antlitz?
Und auf dein Haupt die Dornenkron gedrückt?
O gib mir deine Sanftmuth und laß auf
Dein Kreuz mich nehmen und dir freudig folgen!

In der Zeit, als Landgraf Ludwig in Unteritalien krank wurde und ſtarb, hatte ſich auch in Thüringen ein wichtiges Ereigniß in ſeiner Familie zugetragen. Die Landgräfin Eliſabeth hatte nämlich ohngefähr zu dieſer Zeit, am St. Michaelistage (1227), ihr drittes Kind geboren. Es war ein Töchterlein, welches ſie, ihrer Mutter zu Ehren, auf den Namen Gertrud taufen ließ. Ehe ſie noch völlig wieder geneſen war, kam die Nachricht von dem Tode ihres Mannes nach Thüringen. In ihrem jetzigen Zuſtande getrauten ſich ihre Verwandten nicht, ihr die traurige Botſchaft mitzutheilen. Endlich nahm es ihre Schwiegermutter, die alte Landgräfin Sophie, auf ſich, ihr ſanft und gelinde das harte Schickſal beizubringen, welches ſie betroffen hatte. Sie ging, in Begleitung einiger Edelfrauen, zu ihr. Freundlich kam ihr die Sohnsfrau entgegen, welche nicht ahnete, was ihr bevorſtand. Endlich

fing Frau Sophie an: „Liebe Tochter, haſt du ſchon von dem Schickſale gehört, was deinen lieben Mann, meinen Sohn, betroffen hat?“ — Eliſabeth erſchrack, doch dachte ſie noch an keinen Tod und meinte, er wäre nur in Gefangenſchaft gerathen. Darum ſagte ſie mit ruhiger Stimme: „Iſt mein lieber Bruder gefangen, ſo kann er ja mit Gottes und unſerer guten Freunde Hülfe wieder loskommen.“ Frau Sophie aber ſprach: „Er iſt nicht gefangen, er iſt todt.“ Als Eliſabeth dieſe Worte hörte, da ſprang ſie auf, rang die Hände und rief mit ſchreiender herzzerreißender Stimme: „Todt! todt! todt iſt mir nun dieſe ganze Welt mit all ihrer Freude und Ehre!“ lief durch das Zimmer hin und blieb, mit dem Kopfe an die entgegenſtehende Wand gelehnt, beſinnungslos und ohnmächtig ſtehen. Hier nahmen ſie die Frauen liebreich auf und brachten ſie zu Bette.

In dieſem Zuſtande körperlicher und geiſtiger Leiden mochte die arme Frau wol einige Wochen zugebracht haben, als ſie von einem noch härtern Schlage betroffen ward.

Ihr wißt noch, wie viele Feindſchaft die heilige Eliſabeth vor ihrer Verheirathung von manchen Leuten zu erdulden hatte. Es waren angeſehene Beamte am landgräflichen Hofe, denen ſchon damals ihr frommer Sinn, ihr demüthiges Weſen, ihre Barmherzigkeit gegen die Armen ein Dorn im Auge war. Seitdem hatten ſie ſchweigen müßen, denn Landgraf Ludwig's höchſte Ungnade hätte denjenigen betroffen, welcher ſeiner lieben Eliſabeth auch nur im Geringſten Etwas zu Leid gethan hätte mit Worten oder Werken. Allein der fromme Fürſt war nun todt, ſeine

Gemalin eine Wittwe. Da kam der alte Haß wieder zu Tage, welcher unterdeßen nicht kleiner, sondern nur um so größer geworden war, weil man ihm keinen freien Lauf hatte laßen können. Diese Menschen begannen nun wieder ihr altes böses Spiel. Sie verläumdeten und verspotteten die unglückliche Elisabeth, wie und wo sie nur konnten, und hetzten die Brüder des verstorbenen Landgrafen Ludwig, die Landgrafen Heinrich und Konrad, gegen sie auf. Ihre schlimmen Anschläge gelangen ihnen leider nur allzugut.

Als Landgraf Ludwig zu Schmalkalden von den Seinen Abschied nahm, hatte er die Verwaltung seiner Länder und insbesondere die Sorge für Weib uud Kinder seinen Brüdern, namentlich dem ältern derselben, dem jungen Landgrafen Heinrich anbefohlen. Aber dieser war ein eigennütziger, habgieriger und ehrgeiziger Mensch. Anstatt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, ein treuer Vormund für die Wittwe und Kinder seines Bruders zu sein und das Land für den Sohn desselben, den fünfjährigen Prinzen Hermann zu verwalten, ließ er sich leicht von den Feinden der Landgräfin Elisabeth bereden, das Land für sich selbst zu nehmen und seine Schwägerin zu verstoßen. Den Vorwand dazu mußte ihre große Mildthätigkeit und Barmherzigkeit gegen die Armen hergeben. Sie werde Alles verschenken, sagte man, und durch ihre unüberlegte und übermäßige Freigebigkeit Land und Leute zu Grunde richten.

Es ist wol wahr, sie hatte viel verschenkt, namentlich in den Jahren der Theuerung und Hungersnoth. Ihre christliche Liebe rechnete und zählte nicht ängstlich. Indeßen,

wenn man dieß für die Zukunft hätte verhindern wollen, so hätte man ihr ihren bestimmten Jahrgehalt geben und ihre Kinder versorgen können. In keinem Falle war nach deutschem Rechte Landgraf Heinrich der Erbe des Landes, sondern der junge Hermann, der Sohn des ältesten Bruders. Allein darnach fragte man nicht. Man stieß die arme kranke Frau, von allem Nöthigen entblößt, mitten im Winter, in naßem, kaltem Wetter aus der Wartburg hinaus und überließ sie ihrem Schicksale.

Es war um Neujahr, zu Ende des Jahres 1227, oder zu Anfang des Jahres 1228, als die arme Elisabeth gegen Abend ganz allein nach der Stadt Eisenach kam. Hier war sie noch vor kurzer Zeit die allverehrte Fürstin, die Wolthäterin aller gewesen, welche sich hülfsbedürftig an sie gewendet hatten. Aber nun schloßen sich vor ihr alle Thüren zu, an welchen sie anklopfte. Man wußte in Eisenach schon, was droben auf dem Schloße vorgegangen war und fürchtete sich vor dem Landgrafen Heinrich und den Angesehenen bei Hofe, wenn man ihr eine Herberge gegeben hätte. So irrte sie hülflos und verlaßen in den Straßen umher und wußte nicht, wo sie ihr ihr Haupt niederlegen sollte. Endlich wies ihr ein Wirth eine armselige, kalte Kammer in seinem Hinterbaue an, worin er allerlei altes Geräthe aufzuheben pflegte und worin noch überdies einige Schweine waren. Die Schweine trieb er hinaus, aber damit war die Wohnung nicht besser. Hier blieb dann die Unglückliche bis Mitternacht. Da hörte sie in der Kirche der Franziskanermönche die Betglocke läuten. Sie stund auf und ging dahin und warf sich am Altare des

Herrn auf die Kniee. Als sie ihr Gebet verrichtet hatte, stund sie gestärkt wieder auf, ging zu den Mönchen und bat sie, daß sie einen Lobgesang anstimmen möchten. Auch für diese Prüfung wollte sie Gott damit ihren Dank sagen.

Den andern Tag kamen ihre treuen Dienerinnen mit ihren drei Kindern zu ihr herab. Auch sie hatte man ohne Schonung aus dem Schloße gejagt. Bei einem armen Priester, der selbst kaum für sich Etwas hatte, fand sie an diesem Tage mit den Ihrigen eine kurze Aufnahme. Er verkaufte ihnen Etwas zu essen, aber da die Aermste kein Geld hatte, so ließ sie ihm einige Kleidungsstücke als Pfänder zurück. Am Abende des zweiten Tages kam der Befehl vom Schloße herab, daß sie ihre Wohnung im Hause eines fürstlichen Beamten zu Eisenach nehmen solle. Leider war dieser mit seiner ganzen Familie von jeher ihr erbittertster Feind und Verfolger gewesen. Als sie hinkam, erhielt sie eine enge, dunkle, ungeheizte Kammer in dem großen Hause angewiesen, wo Platz genug gewesen wäre. Diese Herberge war so enge, daß sie kaum Alle sich darin aufhalten konnten. Dabei waren die Hausbewohner so unfreundlich und feindselig gegen sie Alle, daß sich Elisabeth entschloß, lieber in ihr erstes, elendes Quartier bei dem Wirthe zurückzukehren, der sie am ersten Abende bei sich aufgenommen hatte. Als sie die Wohnung ihres Feindes verließ, sagte sie den leeren Wänden Lebewol, weil doch sie ihr einen Aufenthalt bei sich gegönnt hatten. Gerne, setzte sie hinzu, würde sie auch den Menschen danken, wenn sie nur wüßte, wofür?

Sie richtete sich nun den Hinterbau ihres Wirthes ein, so gut es gehen wollte und hier blieb sie denn auch die

übrige Zeit des Winters hindurch. Leider aber war die arme, erſt zwanzigjährige Wittwe ſo ſehr von allem Nöthigen entblößt, daß ſie Nichts, gar Nichts hatte, um nur ſich und den Ihrigen nothdürftig den Hunger zu ſtillen. Ihre erſte Sorge waren darum ihre armen Kinder, welche in dieſem Zuſtande nicht bleiben konnten. Mit Hülfe heimlicher Freunde ſchickte ſie dieſelben darum von ſich fort in entfernte Gegenden zu Freunden und Verwandten, wo ſie verpflegt und verſorgt wurden. Wohin? kann ich dir ſelbſt nicht ſagen. Es iſt niemals genauer bekannt geworden. Vielleicht nach Kitzingen bei Würzburg, wo einer Mutter Schweſter von ihr Aebtißin oder Vorſteherin im Nonnenkloſter war, vielleicht auch in das Kloſter Altenberg bei Wetzlar. Hier ſollte ja ihr jüngeres Töchterlein Gertrud Nonne werden, wie die Eltern dieß bereits ſchon vor ſeiner Geburt mit einander verabredet hatten. Kurz, man weiß es nicht genau. Nachdem dieſe ſchwerſte Sorge von der armen Eliſabeth genommen war, athmete ſie wieder leichter. Leicht hätte ſie ſchon die fürſtliche Ehre und Pracht verſchmerzt. Ihr habt ſchon geſehen, daß ſie niemals eine eigentliche Freude daran hatte. Sie hatte ſich ja einſt ſelbſt bei ihrem Manne arm gewünſcht. Ihr Troſt in der traurigen Lage, in welcher ſie ſich befand, war das Gebet. Sie beſuchte täglich den Gottesdienſt in der Franziskanerkirche. Dieſe Mönche waren arm, wie ſie ſelbſt und mußten ihr Leben von Almoſen friſten. Einſt als Landgräfin und regierende Fürſtin hatte ſie für dieſe Mönche Wolle zur Kleidung geſponnen. Die freiwillige Armuth, welche dieſe Leute um Chriſti willen auf ſich nahmen, zog ſie an. Nun

ging sie, selbst eine Bettlerin, täglich zu ihnen, um Trost in ihrem Elende bei ihnen zu suchen.

Und sie fand ihn. Ihr Glaube an den barmherzigen Gott, der die lieb hat, welche Er züchtiget, hielt sie aufrecht unter den schwersten Schlägen des Schicksals. Christus der Herr, der um unserer Sünden willen gelitten hat und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist, war ihr nahe und verließ sie nicht. Der tägliche Umgang im Gebete mit ihm gab ihr die feste, unüberwindliche Zuversicht, daß sie in Ihm einen Freund habe, der niemals von ihr scheiden werde.

Und ihr seht selbst, wie nöthig sie eines solchen himmlischen Tröstlers bedurfte. Alle irdischen Freunde hatten sie, so schien es, verlassen. Ihr geliebter Ludwig, eigentlich der Einzige im ganzen Thüringerlande, der ganz und gar ohne Rückhalt einig mit ihr war, war todt. Seine treuesten Anhänger, die darum auch auf ihrer Seite gewesen wären, waren mit ihrem Herrn fortgezogen und kämpften jetzt im heiligen Lande. Im Lande selbst schlugen wol in der Stille manche treuen Herzen für sie; aber es waren die Armen und Geringen, welche ihr nicht helfen konnten. Und selbst auch unter denen, welchen sie einst geholfen und die sie mit Wolthaten überhäuft hatte, waren Undankbare, welche sich zwar einst vor der reichen und mächtigen Elisabeth demüthig gebeugt hatten, sie nun aber verachteten, da sie arm geworden war. So ging sie eines Tages in den Straßen von Eisenach, bei regnigtem Wetter. Die Straßen aber waren zu jener Zeit noch nicht gepflastert und darum mit tiefem Kothe bedeckt; nur auf der Seite lagen große Tritt-

oder Schrittsteine, auf denen man von einem zum andern schreitend, mit trockenem Fuße gehen konnte. Auf diesem schmalen Wege begegnete der armen Landgräfin ein altes Bettelweib. Das Weib hatte einst viel Gutes von der frommen, gütigen Fürstin empfangen und sich in der Zeit der Hungersnoth oftmals von ihren Wohlthaten gesättiget. Nun aber vergaß sie sich so sehr, daß sie ihrer ehemaligen Wolthäterin nicht nur nicht ausweichen wollte, sondern sie noch grob auf die Seite stieß, so daß die arme Frau der Länge nach in den Koth fiel.

Was hättest du wol gethan, lieber Leser, wenn dir das begegnet wäre? Du hättest wahrscheinlich gewettert und gezankt, oder vielleicht auch geweint und geklagt über die Undankbarkeit der Menschen. Aber was that Elisabeth? Sie ließ sich ruhig und geduldig die Mißhandlung gefallen und wusch lächelnd, ohne auch nur ein Wort zu sagen, ihre Kleider in dem nahen Bache aus. So weit kann es der Mensch bringen in der Beherrschung seiner Eigenliebe, wenn er im lebendigen Glauben an den steht, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt. Ich sollte meinen, lieben Leser, wir hätten es Beide darin noch nicht so weit gebracht, als jene Fürstin, welche vor länger, als 650 Jahren gelebt hatte.

Wie aber ernährte sich die unglückliche, vertriebene und von Allem entblößte Frau? Sie bettelte nicht, sondern sie gab noch den Bettlern. Sie hatte wol, wirst du fragen, noch allerlei Kostbarkeiten aus ihrer frühern Zeit gerettet, die sie verkaufen konnte, vielleicht auch wurde sie von heimlichen Freunden oder fremden Verwandten unterstützt?

Von dem Allem Nichts. Sie nährte ſich ehrlich, aber kümmerlich damit, daß ſie für andere Leute Wolle ſpann. Und doch konnte ſie von dieſem ärmlichen Verdienſte noch ſo viel erübrigen, daß ſie noch Andere unterſtützen konnte. Andern Gutes zu thun, war nun einmal dieſer ſeltenen Frau ſo zur andern Natur geworden, daß ſie auch in dieſem ihrem eigenen Elende nicht anders konnte. Es war ihr dieß eine Erholung, eine Art von Genuß, den ſie nicht entbehren konnte.

In dieſem Zuſtande des tiefſten menſchlichen Elendes blieb nun die heilige Eliſabeth bis zum Frühjahre 1228. In der Faſtenzeit war ſie noch in Eiſenach. Aber bald ließ ſie ihre Baſe, eine Schweſter ihrer Mutter, welche Aebtißin des Kloſters zu Kitzingen in Franken war, und von ihrem traurigen Zuſtande gehört hatte, zu ſich nach Kitzingen holen.

VIII.

Wie die heilige Eliſabeth in Franken wohnte und mit den Gebeinen ihres Mannes nach Thüringen zurückkehrte.

Es ziehet eine ernſte Kunde
Durchs Land und pocht an jedes Herz,
Sie tönt ſo weh von Mund zu Munde,
Sie weckt ſo ſtillen, tiefen Schmerz:
Mit ihres Fürſten Leiche kehren
Die Freunde heim vom fernen Strand,
Den frommen Wunſch ihm zu gewähren
Ein Grab im ſchönen deutſchen Land.

So war denn die unglückliche Eliſabeth ihrem tiefen Elende in Eiſenach glücklich entronnen und unter der Pflege der frommen Kloſterfrauen zu Kitzingen. Doch blieb ſie hier nicht lange. Ebenfalls im Frankenlande, nicht ſo ſehr weit von Kitzingen wohnte ein eben ſo naher Verwandter Eliſabeth's, der Biſchof Egbert von Bamberg, ein Bruder ihrer Mutter. Damals waren die Biſchöfe im deutſchen Reiche alle zugleich Fürſten des Reiches, welche neben ihrer geiſtlichen Gewalt zugleich mit weltlicher Macht über ihre Länder herrſchten, Feſtungen und Schlöſſer beſaßen, Ritter und Gewappnete in ihrem Dienſte hatten, prächtige Hofhaltungen führten u. ſ. w., wie die weltlichen Fürſten auch. Ein ſolcher hoher geiſtlicher Fürſt war denn auch Egbert, Biſchof von Bamberg.

Als er hörte, daß seine Nichte, die Landgräfin Elisabeth im Kloster zu Kitzingen sei, da sandte er Boten hin und ließ sie zu sich nach Bamberg holen. Er meinte, ein Kloster sei kein passender Aufenthalt für eine Königstochter, für eine Landgräfin von Thüringen und Heßen. Er gab ihr vielmehr eines seiner Schlößer, Botenstein oder Pottenstein, nicht weit von Bamberg, zur Wohnung und Männer und Frauen zur Bedienung. Hier lebte denn Elisabeth nach ihren harten Erfahrungen auf einige Zeit glücklich und zufrieden. Sie ruhte sich aus von den furchtbaren Schicksalsschlägen, welche sie eben erst hatte ertragen müßen. Doch war ihr auch hier Eines unangenehm und peinlich. Der Bischof von Bamberg, wie gesagt, ein reicher und mächtiger Kirchenfürst, dabei aber, wie dieß damals überhaupt gerade keine Seltenheit war, ein ziemlich weltlich gesinnter Herr, hatte kein rechtes Wolgefallen an dem demüthigen Sinne seiner fürstlichen Nichte Elisabeth und an ihrem stillen, von der Welt zurückgezogenen Wesen. Er meinte überhaupt, es sei beßer für sie, wenn sie wieder in eine zweite Ehe trete. Eine schöne, junge, erst zwanzigjährige Wittwe habe noch Anspruch an die Freuden der Welt. Sie möge, sagte er, sich wieder irgend einem mächtigen Fürsten vermälen, welcher ihre Kinder erziehen helfen und sie selbst schützen könne unter den Unruhen und Kriegesstürmen jener Zeit. Oder aber, sie möge zurückkehren an ihres Vaters Hof, dort werde ihr an Ehre und Glück so viel zu Theil werden, als ihr gebühre.

Nach Ungarn zurückzukehren, war jedoch, wie ihr schon wißt, ganz und gar nicht nach ihrem Sinne. Warum?

kann ich euch selbst nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich habe euch schon früher die Gedanken angegeben, die ich bei mir selbst darüber habe. Der schreckliche Tod ihrer Mutter wirkte wol zu traurig auf ihr Herz und der prächtige, üppige Hof ihres Vaters war ihrer christlichen Demuth nicht weniger zuwider.

Aber einen andern Mann zu nehmen, und wäre es auch der mächtigste und reichste Fürst auf Erden gewesen, dazu konnte sie sich noch weniger entschließen. Nur ein Mann war es jemals auf Erden, welcher ihre Liebe gewonnen hatte und der war, nach Gottes unerforschlichem Willen, todt. Einen andern zu nehmen, das wäre ihr mehr, als der Tod gewesen. Als sie einst traurig mit ihren vertrauten Dienerinnen von dem Allem sprach, von ihrer Liebe und von ihrem Leide, äußerte sie ihnen mit aller Bestimmtheit, sie würde niemals einem andern Manne mehr angehören, sie habe längst schon, noch bei Lebzeiten ihres Mannes, dies Gelöbniß an Gottes Altare abgelegt, und wenn ihr Oheim, der Bischof sie dazu zwingen wollte, so würde sie sich lieber die Nase abschneiden, damit kein Mann mehr die Ehe mit ihr begehren sollte. Sie war wol die Frau, welche die Seelenstärke gehabt hätte, so Etwas zu thun.

Doch glücklicher Weise kam es nicht dazu. Unerwarteter Weise hatte sie Gelegenheit, wieder nach Thüringen, dem Lande ihrer Liebe und ihrer Schmerzen, zurückzukehren.

Die Sache kam so.

Die Grafen und Ritter aus Thüringen und Heßen, welche mit Landgraf Ludwig das Kreuz genommen hat-

ten und seine Begleiter waren bis zu seinem frühen Tode, waren, wie ihr wißt, nach der Beerdigung ihres geliebten Herrn zu Schiffe gegangen und mit vielen andern Kreuzfahrern aus allen Ländern Europa's nach dem heiligen Lande gefahren, um dort wider die Ungläubigen zu kämpfen, wie sie gelobt hatten. Muthig und tapfer stritten die wackern Männer beinahe ein Jahr lang für die Sache ihres Heilandes. Dann kehrten sie zurück nach Otranto, wo sie ihren entschlafenen Herrn in der Hauptkirche beigesetzt hatten. Hierher rief sie noch eine heilige Pflicht.

Es war Landgraf Ludwig's letzter Wunsch gewesen, daß seine Gebeine in der heimathlichen Erde, in seinem lieben Reinhardsbrunn, ruhen möchten, wo auch die meisten seiner Vorfahren waren beerdigt worden. Diesen Wunsch ihres Herrn wollten sie nun erfüllen.

Nach einer Sitte jener Zeit hoben sie darum den Leib des Landgrafen wieder aus seiner Gruft und sotten ihn so lange in kochendem Wasser, bis das Fleisch sich von den Gebeinen ablöste, die Gebeine aber legten sie in eine neue Lade, legten ein Tuch darüber und darauf denn ein silbernes, mit Edelsteinen besetztes Crucifix und beluden ein Maulthier damit. So zogen sie dann mit den Gebeinen ihres frommen, guten Fürsten den weiten Weg durch ganz Italien nach Deutschland. Wo sie aber übernachteten, da stellten sie die Lade mit den irdischen Ueberresten ihres Herrn am Altare der Hauptkirche nieder und ließen dabei singen und beten. Des andern Morgens zogen sie dann weiter.

So kamen sie endlich auf ihrem langen Wege in die Nähe vom Bamberg. Hier schickten sie einen Boten vor-

aus mit der Nachricht an den Bischof Egbert, daß sie mit den Gebeinen ihres heimgegangenen Herrn und Gebieters durch Bamberg ziehen wollten. Als der Bischof hörte, daß die Begleiter Ludwig's mit den irdischen Ueberresten desselben in seiner Nähe seien und in der Hauptstadt seines Landes Einkehr halten wollten, da schickte er sich an, der Leiche des treuen Ehegatten seiner lieben Nichte Elisabeth die letzte Ehre zu erweisen. Alle seine Grafen und Ritter, alle Geistliche, Klosterbrüder und Frauen ließ er versammeln und zog dann selbst mit ihnen vor die Stadt hinaus dem traurigen Zuge entgegen. Unter dem Geläute der Glocken aller Kirchen in Bamberg und unter dem feierlichen Trauergesange der Mönche und Schüler empfingen sie die Leiche und zogen nun mit ihr nach dem Dome. Viele Tausende von Menschen aus allen Ständen waren hier zusammengeströmt, um die Gebeine des frommen Fürsten zu sehen, der sein junges Leben um der Sache seines Herrn und ewigen Königes willen im fremden Lande gelaßen hatte.

Kaum aber war die Lade am Altare niedergestellt und geöffnet, da wankte eine in tiefe Trauer gekleidete Frau heran und fiel beim Anblicke der Gebeine zitternd auf ihre Knie nieder.

Es war die Landgräfin Elisabeth. Auch sie war, wie ihr euch wol denken könnet, auf die Nachricht von der Nähe der Ritter von Botenstein nach Bamberg geeilt, um die Gebeine ihres geliebten Gemals zu empfangen. Als die Anwesenden ihre trauernde Gestalt erblickten, da ward es ganz stille in den weiten Hallen des Domes. Eli-

sabeth aber betete laut: „Mein Gott, ich danke deiner Gnade und Barmherzigkeit, daß du mir den heißesten Wunsch meines Herzens erfüllt hast und mich die Gebeine meines allerliebsten Bruders und Freundes sehen läßest. Herr, du weißt wol, wie sehr ich ihn geliebt habe. Du weißt es, daß, wäre es dein heiliger Wille gewesen, mir sein Leben und sein liebliches, freundliches Angesichte lieber wäre, als alle Ehre und Freude dieser Welt. Hätte ich ihn noch länger haben können, ich hätte mit Freuden alle meine Lebtage mit Almosen gefristet. Aber doch will ich deinem heiligen Willen, mein Gott und Herr, nicht widerstreben. Ich befehle ihn und mich in deinen göttlichen Willen. Gegen deinen heiligen Willen möchte ihn nicht, auch mit dem kleinsten Haare meines Hauptes wieder zum Leben bringen."

Dieses innige demüthige Gebet stärkte sie mit göttlicher Kraft. Sie erhob sich nun und ging in einen Garten in der Nähe und ließ die Thüringischen Ritter zu sich rufen. Als die Männer zu ihr getreten waren, welche nun seit länger, als einem Jahre in der Fremde gewesen, und Nichts davon wußten, was sich unterdeßen in Thüringen zugetragen hatte, erzählte sie ihnen ihr Schicksal und welche Behandlung sie unterdessen mit ihren Kindern von ihrem Schwager hatte erdulden müßen. Die wackern Männer waren stumm vor Erstaunen und Entrüstung. So Etwas hatten sie nicht vermuthet. Endlich vermaßen sie sich hoch und theuer, daß

ſie nicht ruhen würden, bis Landgraf Heinrich das, der Wittwe und den Kindern ihres lieben Herrn angethane Unrecht wieder gut gemacht habe. Sie wiederholten dieß dann auch dem Biſchofe und gelobten ihm auf Ritterwort und Ehre, dafür zu ſorgen, daß der Landgräfin Eliſabeth ihr Recht widerfahre.

Im Vertrauen auf dieſe Verſicherung entſchloß ſich nun Eliſabeth, mit den Rittern nach Thüringen zurückzukehren. Sie wollte ſich von den Gebeinen ihres geliebten Gatten nicht mehr trennen, bis ſie für immer dem Schooße der Erde übergeben wären.

Demnach begleitete Eliſabeth den traurigen Zug von Bamberg aus bis nach dem Kloſter Reinhardsbrunn, wo nach dem Willen des Landgrafen Ludwig ſeine Gebeine ihre letzte Ruheſtätte finden ſollten.

Schon als ſie an die Grenzen des Landes kamen, erwartete ſie eine große Menge Volkes aus allen Ständen. Durch ganz Thüringen war ſchon die Nachricht geeilt, die irdiſchen Ueberreſte des gütigen, geliebten Fürſten ſeien in der Nähe. Da ſtrömte denn Alles zuſammen, ihm die letzte Ehre zu erzeigen. In Reinhardsbrunn aber hatten ſich dazu Hohe und Niedrige aus allen Städten und Dörfern des Landes von weit und breit verſammelt. Als ſie mit der Leiche dahin kamen, waren ſchon die Mütter, die Brüder und Verwandten des Entſchlafenen da. Viele Grafen, eine große Menge Vornehmer geiſtlichen und weltlichen Standes und, wie geſagt, eine unzählige Volksmenge hatte ſich hier verſammelt. Mit großen Feierlichkeiten, unter Leichengeſang und Gebeten, ward die Lade in dem Gotteshauſe

in die fürstliche Gruft gesenkt. Zur Erinnerung an diesen Tag, schenkte Landgraf Heinrich, seinem Bruder zu Ehren, dem Kloster zehn Hufen Landes in dem Dorfe Luthersbrunn.

Dort, in Reinhardsbrunn, zeigt man noch seinen Grabstein, worauf zu lesen ist, daß hier Landgraf Ludwig, der Gemal der heiligen Elisabeth ruht.

Das Volk aber ging von der Zeit an, noch Jahrhunderte lang, in großer Menge dahin, um an dem Grabe seines frommen, guten Fürsten zu beten. Und weil denn an diesem Grabe nachmals viele Wunder geschehen, und allerlei Kranke gesund geworden sein sollen, so nannte ihn sein dankbares, treues Volk den heiligen Ludwig, was wol so laut für seine Tugenden spricht, als wenn ihn der Papst und seine Bischöfe so genannt hätten. Wir aber, lieber Leser, die wir nicht im Sinne jener Zeit, an Heilige glauben, weil vor dem heiligen Gotte alle Menschen, darunter auch Landgraf Ludwig, Sünder sind und nur sie gethan haben, was sie zu thun schuldig waren, dürfen ihn getrost gleichfalls den Heiligen nennen, in dem Sinne, in welchem die Apostel alle wahren Christen also genannt haben.

Nachdem nun der Leichengottesdienst vorüber war, gedachten die Ritter, welche das Gebein des guten Landgrafen aus Wälschland gebracht hatten, an das Versprechen, welches sie zu Bamberg der Wittwe ihres entschlafenen Herrn, sowie ihrem Oheime, dem Bischofe, gegeben hatten. Sie versammelten sich noch einmal und traten, in Begleitung der Landgräfin Elisabeth, mit ernster Miene vor den Landgrafen Heinrich, der von einer großen Menge edler Männer umgeben war.

Im Namen Aller nahm hier der edle Ritter Rudolf von Vargila, der Sohn des treuen Herrn Walters von Vargila, von dem ihr schon mehrmals gehört habt, das Wort. Er begann also zu reden: „Herr, wir haben eine Sage von dir gehört, welche uns sehr betrübt hat, ja deren wir uns tief geschämt haben. Ey, Lieber, was hast du gethan? Die unglückliche, betrübte Wittwe deines Bruders, die du hättest beschützen sollen, hast du mit ihren Kindern aus ihrem Schloße getrieben. Du, der du ihr Beschützer und Vormund hättest sein sollen, hast sie, die dir dein Bruder in der Scheidestunde auf die Seele gebunden hat, in Armuth und Elend gestürzt. Die Waisen mußte man von der Mutter nehmen, ihrer großen Armuth halber. Leider hast du ein großes Uebel gethan, hast Gott sehr erzürnet, hast dich selbst geunehret und deinen guten Leumund verschwärzet. Ja, ganz Thüringerland hast du in Schimpf und Schande gebracht, und ich fürchte, Gottes Zorn wird das ganze Land dafür heimsuchen, wenn du nicht ernstlich wieder gut machest an deiner Schwester Elisabeth, was du ihr Böses gethan.“ In dieser Weise sprach der kühne, unerschrockene Mann mit seinem Fürsten. Alle aber, welche diese Rede hörten, verwunderten sich seines Muthes. Landgraf Heinrich aber erschrack heftig über die ernsten und wolbegründeten Vorwürfe, welche ihm Ritter Rudolf machte. Er fing bitterlich an zu weinen und sprach: „Es ist mir von

ganzer Seele leid, was ich meiner lieben Schweſter Eliſabeth that und mein höchſter Wunſch, daß ſie es mir möge verzeihen. Ich will Alles thun, was ſie begehret und was ihr für Recht erkennet.“ Eliſabeth aber antwortete darauf: „Des Landes und der Leute, der Städte, Burgen und Dörfer begehre ich nicht. Mein Sehnen iſt nicht nach weltlicher Eitelkeit gerichtet, welche träge im Dienſte Gottes macht. Aber, was mir gebühret an Witthum und Leibgedinge, das möge mir mein lieber Bruder an Gelde geben, damit ich es zu meiner Nothdurft und nach meinem Willen gebrauchen könne, Gotte zu Ehren und meiner und meines lieben Gatten Seele zum Troſte.“

Alsbald ward ihr Alles zugeſichert, was ihr gehörte. Auch für ihrer Kinder Recht ward Sorge getragen. Landgraf Heinrich ſollte nur der Vormund ihres Sohnes Hermann ſein, und die Regierung während ſeiner Minderjährigkeit führen, nicht aber das Land für ſich behalten, wie er Anfangs gewollt hatte.

Als ſo die wackern Männer ihr Verſprechen gelöſt und ihre Pflicht gegen Wittwe und Kinder ihres heimgegangenen Herrn erfüllt hatten, ſo zogen ſie, nach ſo langer Abweſenheit, ein Jeglicher in ſeine Heimath.

Die Landgräfin Eliſabeth aber blieb ohngefähr noch ein Jahr in Thüringen. Sie brachte nun wieder, wie ſie früher gethan hatte, ihre Zeit mit ſolchen Beſchäftigungen zu, welche ihr ſchon von jeher die liebſten geweſen waren. Sie nahm ſich der Armen und Nothleidenden an, wartete der Kranken und ſorgte für die Verlaßenen. Bei dieſer Thätigkeit vergaß ſie alles Unglück, welches ſie betroffen,

alles Herzeleid, welches man ihr angethan hatte. Ja sie konnte dabei oft recht froh und vergnügt sein. Ihre Feinde aber, welche auch jetzt noch nicht ruhten, machten ihr auch aus dieser Heiterkeit einer mit Gott versöhnten Seele einen Vorwurf. Sie sagten ihr nach, sie sei nur froh, ihres Mannes los zu sein, weil sie jetzt ungescheut alle ihre Güter an die Armen verschleudern könne. Sie wußten eben nicht, sagt mit Recht einer der alten Schriftsteller, der ihr Leben beschrieben hat, daß es eine Freude gibt, die den Bösen nicht gegeben wird.

Diese Menschen hörten nicht auf, die so tief gedemüthigte, so viel geprüfte Frau mit ihrem Haße und mit ihrem Hohne zu verfolgen. Da war keine Schmach, welche sie nicht auf die Arme gehäuft, kein Beweis von Verachtung, den sie nicht an ihr ausgeübt hätten. Sie nannten sie öffentlich eine Närrin, grüßten sie nur mit höhnischen Blicken, wenn sie ihr begegneten, und redeten ihr nicht zu, wenn sie mit ihr zusammentrafen.

Kein Wunder war es darum, wenn Elisabeth nun daran dachte, Thüringen für immer zu verlaßen. Sie hatte hier Niemand, der sie wahrhaft liebte. Alles erinnerte sie nur an den, an dem ihre Seele einst ganz und gar gehängt hatte. Sie brachte nur noch in Ordnung, was sie geordnet wünschte, namentlich die Einrichtung ihrer Spitäler zu Gotha und Eisenach, welche, wenn auch mit etwas veränderten Einrichtungen, noch in Segen bestehen bis auf den heutigen Tag. Dann zog sie weg. Wohin? das sollt ihr im nächsten Abschnitte hören.

IX.

Wie die heilige Eliſabeth der Welt abſagte und ihre letzten Tage im Dienſte des Herrn in Marburg zubrachte.

Seht eine Fürſtin ſteigen
Herab von ihrem Thron,
Vom Haupt hat ſie genommen
Freiwillig ihre Kron.
In Armuth will ſie pilgern
In Drangſal und in Schmerz,
Zum ew'gen Paradieſe
An ihres Heilands Herz.

Ihr habt bereits im letzten Abſchnitte gehört, daß die Landgräfin Eliſabeth, in Folge der traurigen Erfahrungen, welche ſie in Thüringen gemacht hatte, zu dem Entſchluß gekommen war, dieſes Land für immer zu verlaßen. Ertrug ſie Alles, was ihre Feinde bisher Böſes an ihr geübt hatten, mit der Geduld einer im Leiden geübten Seele und konnten ihr auch die fortwährenden Verfolgungen derſelben den Frieden des Herzens nicht rauben, ſo hatte ſie doch Nichts mehr, was ſie dort zurückgehalten hätte. Die Pracht und Ehre des fürſtlichen Hofes hatte ſie nie geliebt. Sie hatte ſich das Hofleben wol gefallen laßen, ſo lange ihr geliebter Gemal am Leben war. Ihm zu Liebe hätte ſie ja gerne noch Schwereres auf ſich genommen. Nun aber,

nachdem er todt war, war ihr das Geräusche der Welt, welches nirgends größer ist, als an den Höfen der Fürsten, völlig zuwider. Ihr Herz sehnte sich in die Stille, wo sie mit ihrem Gotte und Heilande ungestört und ruhig nach ihren Neigungen leben könnte. Ihre Kinder waren versorgt. Die beiden ältern, Hermann und Sophie, wurden für die große Welt von den fürstlichen Verwandten erzogen, das jüngste, Gertrud, that sie schon frühe in's Kloster Altenberg bei Wetzlar, wo es als Braut Christi bleiben sollte, wie sie es mit ihrem Manne bei seinem Abschiede verabredet hatte. Und so konnten auch diese sie nicht von ihrem Entschluße zurückhalten.

Es war am Charfreitage des Jahres 1229, als sie in der Kirche des Franziskanerklosters zu Eisenach ihrem fürstlichen Stande, ihren Kindern und Verwandten, ihrem eignen Willen und der ganzen Welt vor ihrem Beichtvater absagte und das Gelübde ablegte, Gott allein zu leben.

Von da an trug sie keine weltlichen Kleider mehr, sondern nur noch das graue wollene Gewand der Schwestern des heiligen Franziskus, welcher einst ebenso der Welt abgesagt und einen geistlichen Orden gestiftet hatte, welchem außer den Mönchen und Nonnen, welche in denselben eintraten, auch Männer und Frauen angehören konnten, die in ihren bürgerlichen Verhältnissen bleiben wollten.

Nachdem Elisabeth auf diese Weise öffentlich ihren festen Willen ausgesprochen hatte, nur Gott allein zu leben, legte sie sich nunmehr die ernste Frage vor, auf welche Weise sie dieß am sichersten und beßten thun könne? Sie war im Zweifel darüber, ob sie als Nonne in ein Kloster gehen,

oder gar in eine Wildniß ſich zurückziehen ſolle, um ihr Leben als Klausnerin, oder Einſiedlerin zu beſchließen. Ihr Beichtvater, er hieß Konrad, mit dem Beinamen von Marburg, widerrieth ihr Beides. Er meinte, es ſei das Beßte für ſie, wenn ſie im Verkehre mit der Welt bleibe und hier Gutes wirke, ſo viel ſie könne. Der Rath, ſeht ihr, war ſo übel nicht und Eliſabeth beſchloß, ihn zu befolgen.

Sie wählte ſich deßhalb die Stadt Marburg in Heßen, die ihr ſchon von ihrem verſtorbenen Manne mit allen Gütern und Gefällen als Wittwenſitz angewieſen war, zu ihrem Aufenthalte.

Nicht weit von der damaligen Grenze des Heßenlandes, in dem ſchönen Lahnthale, lag auf einer Anhöhe das uralte Schloß Marburg, wo einſt Landgraf Ludwig öfter ſeine heßiſchen Landtage gehalten, wo er gerade damals war, als man ihm die frohe Botſchaft von der Geburt ſeines Sohnes Hermann brachte. Es war aber nicht das jetzige Schloß zu Marburg, welches ihr jetzt noch ſehen könnet, denn dieſes wurde erſt ſpäter von den heßiſchen Landgrafen erbaut, ſo wenig, als damals ſchon die Stadt Marburg, wie ſie jetzt iſt, vorhanden war. Am Fuße des uralten Schloßes lag vielmehr damals, als Eliſabeth hinkam, noch ein kleines Dorf, welches nach dem Schloße zwar ebenfalls Marburg genannt wurde, aber weder Mauern, noch Gräben, ja noch nicht einmal eine eigne Kirche hatte und nach dem Dorfe Oberweimar eingepfarrt war.

Hierher zog nun Eliſabeth mit ihren beiden Dienerinnen Jutha und Eiſentrud, welche ihr in ihren frohen und traurigen Tagen treulich zur Seite geſtanden hat-

ten. Auch ihr Beichtvater Konrad von Marburg zog mit. Als sie an dem Orte ankam, wo sie inskünftige leben wollte, fand sich hier noch keine paßende Wohnung für sie. Der Haß ihrer Feinde war ihr selbst bis hierher gefolgt. Der landgräfliche Beamte behandelte die Wittwe seines verstorbenen, die Mutter seines jetzigen Fürsten, mit Verachtung und verweigerte ihr jede Hülfe. Darum zog sie Anfangs nach dem nahen Dorfe Wehrda, wo sie in ein altes, zerfallenes Bauernhaus zog und ließ sich unterdeßen in Marburg ein kleines Häuschen von Holz und Lehm erbauen. Bis dieses fertig war, blieb sie in Wehrda und hielt in der alten Hütte, in welche sie gezogen war, alle Beschwerden der schadhaften Wohnung aus. Hier war nicht Schutz vor Regen und Wind, nicht vor Hitze und Kälte, besonders aber war es der Rauch, welcher ihr hier lästig fiel und ihren Augen schädlich wurde. Doch sie, die kein Neuling war in der Ertragung von Mühen und Beschwerden, blieb auch hierbei ruhig und zufrieden und Nichts konnte sie zur Ungeduld und zur Klage bewegen.

Als sie nun endlich von hier nach Marburg übergezogen war, ließ sie es ihre erste Sorge sein, daß sie aus ihren Mitteln ein Spital für arme und kranke Leute erbauen ließ. Hier nahm sie Alle auf, welche der Pflege und Wartung bedurften.

Das Geld, welches sie daran wendete, es soll ihr 5000 Mark Silbers gekostet haben, was eine, für jene Zeit sehr bedeutende Summe war, wäre noch das Geringste gewesen, was sie that. Sie selbst nämlich legte auf's eifrigste die Hand an die Verpflegung der Kranken. Sie ward die

unermüdlichſte Krankenwärterin. Sie ſuchte ſich hier gerade immer diejenigen Kranken heraus, welche ſonſt Niemand beſorgen mochte, nämlich die Ausſätzigen und Alle, welche mit den eckelhafteſten und mit anſteckenden Krankheiten behaftet waren. Sie dachte eben immer an den Ausſpruch Chriſti, daß er die Geringſten und Elendeſten für ſeine Brüder erkenne, daß er das, was man an dieſen thue, ſo anſehen wolle, als hätte man es ihm ſelbſt gethan. Lahme, krüppelhafte, von ſchrecklichen Krankheiten befallene Kinder nahm ſie, nach einander, mehrere in ihr eignes Haus auf, wuſch und badete ſie, zog ſie aus und an, hob ſie auf und legte ſie, wie es ihnen am bequemſten war, legte ſie oft in ihr eignes Bette, und wachte Nächte hindurch bei ihnen, damit ihnen ja Nichts mangele an ihrer Verpflegung.

Was ihr aber von der Unterhaltung des Spitals und ihrer Kranken übrig blieb, das gab ſie den Armen. Selbſt die Fiſche, welche ſie in ihren Bächen und Teichen fangen ließ, verkaufte ſie und ſchenkte das Geld den Armen. Ein junger Graf von Reichenbach, begeiſtert von dem Beiſpiele der frommen Fürſtin, hatte Alles verlaßen, lebte bei Marburg als Einſiedler im Walde, um in ihrer Nähe zu ſein, trug ihre Fiſche in die Schlößer und Klöſter, um ſie dort zu verkaufen und brachte ihr das erlöſte Geld. Bald ward Marburg, wie einſt zur Zeit der Hungersnoth die Wartburg, der Sammelpunkt für alle Armen und Nothleidenden aus der Nähe und Ferne.

Einmal empfing ſie von ihrem Schwager Heinrich 500 Mark Silbers von dem Brautſchatze, welchen ſie von ihren Eltern empfangen hatte und dieſe ganze Summe be-

schloß sie auf einmal unter die Armen zu vertheilen. Sie ließ ihr Vorhaben in der ganzen Umgegend bekannt machen und auf den bestimmten Tag kamen Tausende zusammen. Damit nun aber Alles bei der Vertheilung schön in der Ordnung zugehe, auch nicht die Einen zu viel, die Andern Nichts bekämen, so befahl sie, daß die Menge sich reihenweise niedersetzen solle, so wie einst Christus der Herr die Viertausende in der Wüste sich lagern hieß, welche er speisen wollte. Keins durfte aufstehen und sich von seinem Platze entfernen. Dann schürzte sie sich auf und vertheilte das Geld. Einem jungen schönen Mädchen, welches kein Almosen wollte und nur, um ihre kranke Schwester zu besuchen, nach Marburg gekommen war und durch die Reihen lief, ließ sie aus Irrthum ihre schönen blonden Haare abschneiden zur Strafe, weil sie gegen die vorgeschriebene Ordnung gefehlt habe. Als nun das Mädchen darüber bitterlich anfing, zu weinen, so tröstete sie Elisabeth damit, daß sie ihr sagte, es werde dieß zu ihrem Heile dienen, denn nun könne sie die Tanzböden nicht mehr besuchen. Das Mädchen aber ward von dem frommen Wesen und den freundlichen Blicken der fürstlichen Wittwe so gerührt und erschüttert, daß sie sich auf der Stelle entschloß, auch ihr Leben Gott zu weihen und von Stund an als Krankenwärterin in das Spital zu Marburg eintrat.

Ueber der Geldvertheilung war es unterdessen ziemlich spät am Tage geworden. Diejenigen unter den Armen, welche alt und schwach, oder schadhaft waren, oder weit nach Hause hatten, konnten nun an demselben Tage nicht mehr nach Hause kommen und lagerten sich in dem Hofe

des Spitals. Elisabeth aber, als sie diese Armen sah, bewirthete sie nun noch einmal mit Brod und andern Speisen, beschenkte mit unermüdlicher Barmherzigkeit noch ein Jedes von ihnen und ließ ihnen mitten im Hofe ein Feuer anzünden, damit sie in der kühlen Nacht sich wärmen könnten. Darüber wurden die Armen so fröhlich, daß sie anfingen, mit einander zu singen. Voller Freude sagte darauf Elisabeth zu ihren Dienerinnen: „sehet, so freuen wir uns nun, nach des Herrn Wort, mit den Fröhlichen."

So freigebig nun diese seltene Frau gegen Andere war, so sehr sparte sie an sich selbst. Die Nahrung, welche sie zu sich nahm, war so gering, daß kaum ein Mensch dabei bestehen konnte. Sie litt oft, buchstäblich genommen, Hunger, um nur Andern geben zu können. Dabei waren die wenigen Speisen, welche sie genoß, von der allerschlechtesten Beschaffenheit, meistens ganz geringes Gemüse, oder Erbsen und dergleichen, in Wasser abgekocht, gewöhnlich ohne Salz und Schmalz. Um nun ihren Dienerinnen die Mühe der Arbeit abzunehmen, kochte sie diese Sachen gewöhnlich selbst. Als Königstochter und Fürstin erzogen, hatte sie aber nicht kochen gelernt und so ließ sie die Malzeit überdieß oft anbrennen, so daß ihre Dienerinnen sie nicht selten recht ernstlich darüber auszankten, was sie aber allezeit mit der größten Geduld und Freundlichkeit ertrug. — Ich weiß einige Leute, welche nicht so gelebt hätten, wenn sie es so hätten haben können, wie diese Fürstin. Weißt du nicht auch solche, lieber Leser?

Wie aber mit ihrem Eßen, so hielt sie es auch mit ihrer

Kleidung. Das graue Gewand, welches sie angelegt hatte, als sie nach Marburg überzog, war und blieb bis an ihren Tod das einzige Kleid, welches sie trug. Wenn es Riße und Löcher bekam, was oft dadurch geschah, daß sie beim Kochen dem Feuer zu nahe kam und es verbrannte, flickte sie es sich selbst. Weil sie nun aber eben so wenig die Kunst, die Nadel zu führen, gelernt hatte, als die Kochkunst, so fiel die Sache schlecht und unscheinbar genug aus, was dadurch noch sichtbarer wurde, daß sie gewöhnlich Lappen von einer andern Farbe darauf setzte.

Außer ihren häuslichen Geschäften und der Verpflegung der Kranken, beschäftigte sie sich auch hier mit Wollespinnen, denn das Spinnen des Hanfs und Flachses hatte sie nicht gelernt. Ihren Spinnerlohn, welchen sie auf die Weise verdiente, verwendete sie zu Almosen.

Als sie einst so beim Spinnen saß, trat ein vornehmer Herr in ihr niedriges, unscheinbares Zimmer. Es war ein Ungarischer Graf, Panyas oder Banffi genannt, der mit einem großen Gefolge von reichen Ungarischen Edelleuten nach Marburg kam, um die Tochter seines Königs zu besuchen. König Andreas von Ungarn, der reiche prachtliebende Fürst hatte nämlich von der Armuth seiner Tochter gehört und beschloß, sie zu sich an seinen Hof zu nehmen, damit sie hier, wie es ihrem Stande gebühre, leben möchte. Als der Graf die Tochter seines Königs in ihrer ärmlichen, schlechten Kleidung sah, wie sie am Wollrade saß, schlug er die Hände überm Kopfe zusammen, denn so Etwas hatte er weder je gesehen, noch gehört. Er redete ihr ernstlich zu, eine Lebensweise aufzugeben, welche sich so wenig

für ihren Stand ſchicke, und mit ihm nach Ungarn zu ziehen. Aber Eliſabeth hörte ihm lächelnd zu und ſchüttelte den Kopf. Sie ſei ganz glücklich, verſicherte ſie ihm und begehre kein anderes Schickſal. Sie ſei reich genug und alle Ehre und alle Schätze dieſer Welt könnten ſie nicht locken. Standhaft ſchlug ſie alle Bitten ab, mit ihm nach Ungarn zu gehen. So, wie ſie war, wollte ſie bleiben. Der Graf zog unverrichteter Sache wieder heim.

Ihr werdet nun freilich dieſe Lebensweiſe der Landgräfin Eliſabeth und ihre beſondere Art von Frömmigkeit eine übertriebene nennen und ich kann euch hierin nicht völlig widerſprechen. Um ſie aber zu verſtehen, müßt ihr wiſſen, daß ſchon in der damaligen Zeit die Erkenntniß des reinen Evangeliums in der Kirche Chriſti auf Erden eine getrübte war. Chriſtus der Herr hatte einſt von denen verlangt, welche ihm nachfolgen wollten, daß ſie Alles verlaſſen ſollten, Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern, Weib und Kinder, Häuſer und Güter. Sie würden dies Alles dereinſt hundertfältig wieder nehmen und das ewige Leben ererben. Das mußten die Apoſtel allerdings thun, ſonſt hätten ſie nicht des Herrn Befehl ausrichten und das Evangelium den Völkern predigen können mit Hintanſetzung des eignen Lebens. Auch gilt dies Wort gar nicht bloß den Apoſteln, ſondern allen wahren Chriſten, welche alle das Schickſal treffen kann, um des Evangeliums willen Gut und Leben zu laßen. Der Herr hat aber auch geſagt: „wenn ihr gethan habt, was euch befohlen iſt, ſo ſprecht: wir ſind unnütze Knechte, wir haben nur gethan, was wir zu thun ſchuldig waren.“ Mehr thun, als der Herr befohlen hat,

kann darum Keiner und wenn er auch Alles um des Glaubens willen hingäbe. Zur damaligen Zeit meinte man aber anders. Man dachte, wenn man freiwillig Alles hingäbe, freiwillig der Welt und ihren Gütern und Freuden entsagte, so thue man mehr, als der Herr befohlen habe, das müße sicherlich wohlgefällig sein bei Gott, das sei ein Verdienst, welches sicher den Himmel verdiene. Darum zogen sich damals so Viele von der Welt in die Klöster zurück, geisselten, kasteiten und peinigten sich, in der Meinung, Gott einen Dienst daran zu thun und die Seligkeit durch solch äußerlich Werk zu verdienen, die doch, laut der Schrift, Gott uns Menschen, die allzumal und ohne Unterschied Sünder sind, aus Gnaden schenken muß, um unseres wahren und lebendigen Glaubens willen.

Die Landgräfin Elisabeth hatte übrigens ein bestimmtes Vorbild, welchem sie in dieser Weise der Frömmigkeit nachzufolgen sich bemühte. Kurz vor ihrer Zeit war in Italien Franziskus von Assissi aufgetreten, der Sohn eines Kaufmannes. Der hatte erkannt, wie so viele Christen seiner Zeit, Geistliche und Weltliche, zwar das Evangelium mit dem Munde bekannten, aber mit dem Leben verläugneten, wie sie alle Gebräuche und Gebote der Kirche Christi äußerlich zwar befolgten, aber im Uebrigen der Welt, ihren Gütern und Genüßen nachjagten. Er trat darum auf als ein gewaltiger Prediger der Buße und der Selbstverläugnung. Nach dem Worte des Herrn, daß dem Bekenner des Evangeliums nur Eins Noth thue, nämlich daß er seine Seele errette von dem Verderben in der Welt, predigte er die freiwillige Armuth und ging selbst mit seinem

Beiſpiele voraus. Er verſchenkte alle ſeine Güter, lebte ganz arm und elend, kleidete ſich in ein geringes und ſchlechtes Kleid predigte wie ein zweiter Johannes die Buße zur Vergebung der Sünden. Tauſende folgten ihm nach und thaten wie er. Darum ſtiftete er den Bettlerorden der Franziskaner für die, welche ſich ganz von der Welt zurückziehen wollten, um nur Chriſto zu leben. Auch für ſolche, welche in der Welt bleiben wollten, namentlich für Eheleute ſtiftete er eine Ordnung, wie ſie ſich in ihrem Stande dem Evangelium gemäß halten ſollten. Sie mußten eine einfache Lebensweiſe führen in Speiſe und Kleidung und allem unnöthigen Putze entſagen, Arme beſuchen und unterſtützen, Kranke pflegen und verſorgen und dazu Alles verwenden, was ſie erübrigen konnten.

Ihr ſeht, daß dieſer Trieb zu einem chriſtlichen Leben gewiß an ſich ein guter und vortrefflicher war. Franziskus und ſeine Anhänger waren Leute, welchen es Ernſt mit ihrem Chriſtenthume war. Leider hängte ſich nur der Glaube an die Verdienſtlichkeit der guten Werke daran und brachte gar manche Uebertreibungen hervor, wie ihr ſie in der Geſchichte der heil. Eliſabeth geſehen habt.

Sie hatte ſich den heiligen Franziskus, deſſen Lebensordnungen auch ſie angenommen hatte, zum Vorbilde gewählt. Daher denn Manches, was in ihrem Leben uns in unſern Tagen als Uebertreibung widerſteht. Daß ſie aber bei dem Allem keine ſelbſtgerechte Lohndienerin war, möget ihr an ihrer tiefen Demuth vor Gott und Menſchen erkennen, welche ſich nicht bloß an ihrem ſchlechten Kleide, ſondern viel, viel mehr und deutlicher in ihrer ungeheuchelten

Frömmigkeit offenbarte. Und dieſe Demuth, welche ſie bei dem Allem beibehielt, dieſe innige Liebe zu Chriſto, welche in ihrem Herzen, ohne auch nur eine Spur von Werkheiligkeit, lebte, iſt es darum, welche ſie vor ſo vielen Andern ihrer Zeit ſo groß und auch für uns noch ſo verehrungswürdig macht. Wenn ſie bei jenem Glauben an das Verdienſt der äußerlichen guten Werke in allen Stücken doch eine ſo demüthige Jüngerin des Herrn geblieben iſt, ſo gibt das einen deutlichen Beweis, nicht von der Wahrheit und Vortrefflichkeit des Glaubens an die Verdienſtlichkeit der äußern Werke, ſondern von der Vortrefflichkeit des Evangeliums, welches trotz dieſes Irrglaubens, noch ſolche Früchte hervorbringt, wie ihr ſie an der h. Eliſabeth ſeht.

Wie ihr es nun nicht als ihre Schuld, ſondern als die Schuld ihres ganzen Zeitalters anzuſehen habt, wenn ſie in manchen Dingen irrte, ſich Uebertreibungen zu Schulden kommen ließ und Manches that, was Chriſtus nicht verlangt und darum auch kein Verdienſt bei Gott ſein kann, ſo bleibt es darum nichtsdeſtoweniger gewiß, daß ſie eine von den ſeltenen Erſcheinungen iſt, welche, wenn auch mitunter in irriger Weiſe, doch mit allem Ernſte, ihr ganzes Leben hindurch, dem Herrn nachzufolgen ſich bemühten. Im Glauben an Chriſtum gab ſie Alles hin und nahm ſie auch das Schwerſte auf ſich. Ohne allen Rückhalt, ohne alle Rückſicht auf ſich, ſtrebte ſie, nach dem Grade ihrer chriſtlichen Erkenntniß, dem Himmel zu. Das macht ſie unvergeßlich und zu einem Gegenſtande der Bewunderung für alle Zeiten, in welchen das Chriſtenthum noch Etwas gilt.

Noch genauer werdet ihr das sehen, wenn ich auch noch Einiges von ihrem Verhältnisse zu ihrem Beichtvater Konrad von Marburg erzähle, von welchem ihr bisher nur Weniges, nur so im Vorbeigehen gehört habt. Er war ein angesehener Geistlicher. Er hätte wol hohe und einträgliche geistliche Aemter erlangen können, wenn er gewollt hätte. Aber er strebte nicht nach weltlicher Ehre und Reichthum. Ohne Zweifel hat er es gut gemeint bei seinem Thun, namentlich mit der heiligen Elisabeth. Auch er war ein Anhänger des heil. Franziskus und seinem Einfluße ist Vieles zuzuschreiben, was wir an der heil. Elisabeth bewundern müssen. Er war aber dabei ein heftiger, jähzorniger Mann, der oft mit Unverstand eiferte, die Ketzer oder die von der katholischen Kirche Abgefallenen, unter welchen doch viele fromme, aufrichtige Christen, wenn auch mitunter Schwärmer, waren, verfolgte er mit Feuer und Schwert und wurde denn auch bald nach Elisabeths Tode, in Folge des Haßes, den er auf sich geladen hatte, erschlagen. Sein Verfahren gegen die h. Elisabeth zeigt uns ihn ganz, wie er war. Es ist gewiß, daß er es nur gut mit ihr meinte. Aber dennoch artete sein Wesen bei ihr oft in wahre Mißhandlungen aus, die nur eine so demüthige Jüngerin des Herrn, wie sie, mit solcher Geduld, um Gottes willen, ertragen konnte. Sie sah in ihrem Beichtvater den Stellvertreter Gottes, dem sie Gehorsam schuldig sei. Sie hatte ihm überdies noch ausdrücklichen Gehorsam gelobt und es ist kein Zweifel, daß er ihr oft den beßten Rath gegeben hat. Er war es, der sie dazu bestimmte, nicht in ein Kloster zu gehen, nicht als Einsiedlerin zu leben, sondern zu Marburg, in der

Welt und unter den Menschen zu leben und Gott zu dienen durch Werke der Frömmigkeit und Liebe. Es muß außerdem zugegeben werden, daß er sie oftmals ernstlich warnte, nicht solche Kranke zu verpflegen, bei welchen sie der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt, nicht Alles, was sie hatte, wegzuschenken, sondern auch für ihres eignen Leibes Nahrung und Nothdurft zu sorgen, überhaupt auf ihre Gesundheit mehr bedacht zu sein. So verbot er ihr, nicht mehr als ein Stückchen Geld einem Armen auf einmal wegzuschenken, damit sie doch selbst nicht darben sollte. Da aber Elisabeth nun so viele kleine Geldstücke nach und nach weggab, daß sie doch Nichts übrig hatte, so verbot er ihr überhaupt, Geld zu geben, sie sollte ihr Almosen auf Brod beschränken. Nun aber gab sie so viele Laibe Brod weg, daß er sich genöthigt sah, sie zu ermahnen, daß sie keine ganzen Laibe, sondern nur Stücke Brod schenken solle. Dies war, wie ihr seht, Alles recht vernünftig und wol von ihm gemeint. Und so suchte er überhaupt in allen Dingen ihr Beßtes.

Indeßen, so gehorsam sie ihm, um Gottes willen, in allen Dingen war, in ihrem Almosengeben und in der Verpflegung ansteckender Kranker, folgte sie ihm doch nicht immer. Es war ihr so zur andern Natur geworden, sich selbst zu vergessen, wenn es sich darum handelte, für Arme und Kranke zu sorgen, daß sie fast nicht anders konnte. Sie wurde krank, wenn sie dem Befehle des gestrengen Priesters gehorchen wollte. Ward nun derselbe gewahr, daß sie seine Befehle übertrat, so strafte und züchtigte er sie oftmals auf unbarmherzige Art. Es war nun freilich Nichts so ganz Seltenes in jener Zeit, daß manche Menschen in ihren Ka-

steiungen und Selbstpeinigungen so weit gingen, daß sie sich selbst den Rücken blutig schlugen mit einer Geissel von Stricken, auch daß solche Selbstgeisselungen im Beichtstuhle für begangene schwere Sünden auferlegt wurden. Die Sache war damals nicht so auffallend und anstößig, als sie es heutzutage sein würde. Auch die h. Elisabeth hatte sich oft, noch bei Lebzeiten ihres Mannes, besonders in der Fastenzeit, von ihren Dienerinnen freiwillig geißeln lassen, um dem Herrn Jesu auch in der Ertragung solcher Mißhandlungen ähnlich zu werden. Aber daß Konrad von Marburg die arme Frau zur Strafe dafür, daß sie ihm zuweilen ungehorsam war, selbst schlug und blutig geisselte, ist doch selbst für jene Zeiten, wenigstens außer den Klöstern, ohne Beispiel. Und doch that er das sehr oft, und zwar gewöhnlich aus Zorn und Herrschsucht. So hat nach ihrem Tode eine ihrer Dienerinnen ausgesagt, daß sie einst, als sie mit ihrer Herrin und dem Beichtvater in das, schon öfter genannte Kloster Altenberg bei Wetzlar gegangen waren, um dort die Nonnen und das jüngste Töchterchen der Landgräfin Elisabeth, die kleine Gertrud zu besuchen, er die Landgräfin und eben ihre Dienerin mit einem großen, dicken Stocke so unbarmherzig habe schlagrn lassen, daß man noch nach drei Wochen die blutigen Striemen gesehen habe, und zwar warum? weil sie im Begriffe standen, innerhalb des Klostergitters hineinzugehen, was freilich verboten war. Dazu hatte sie ihn vorher um Erlaubniß darum gefragt, und er es nicht geradezu verboten.

Die gute Elisabeth aber ertrug dieß als eine Strafe Gottes, der ihr auch sonst schon viel Kreuz und Leiden auf-

erlegt habe, mit der größten Sanftmuth und Geduld. Man erzählt nun, boshafte Menschen hätten damals die verläumderiſche Rede aufgebracht, Konrad von Marburg lebe mit der Landgräfin in einem verbotenen Umgange. Der treue Ritter Rudolf von Vargila, der einſt bei ihrem Schwager Heinrich ein ſo furchtloſer Vertheidiger ihrer Rechte geweſen war, habe davon gehört, ſei deßhalb zu ihr gereiſt und habe ſie darum gefragt. Sie aber habe ihm ihren blutigen Rücken gezeigt und die Worte geſagt: „Seht da die Liebe, welche der Mann Gottes zu mir trägt!“ Was allerdings die beſte Widerlegung dieſer niederträchtigen Verläumdung war.

Das Härteſte aber, was der Beichtvater ihr auflegte, war ſein Befehl, daß ſie, nachdem ſie ohngefähr ein Jahr in Marburg geweſen, ihre beiden Dienerinnnen Jutha und Eiſentrud von ſich laſſen mußte. Jutha war ihre Geſpielin von Kindheit auf, von dem erſten Tage an, als ſie aus Ungarn nach der Wartburg gekommen war. Eiſentrud war fünf Jahre lang während ihres Eheſtandes bei ihr geweſen und die vertrauteſte Freundin ihrer Seele. Beide hatten in frohen und böſen Tagen treulich bei ihr ausgeharrt, waren bei ihr, als ſie nach ihres Mannes Tode zu Eiſenach im tiefſten Elende war, hatten ſie nach Bamberg und Botenſtein begleitet und waren ihr jetzt nach Marburg in die freiwillige Armuth gefolgt. Jetzt mußten ſie von ihr fort. Konrad von Marburg meinte, wollte Eliſabeth vollkommen ſein und ſicher den Himmel verdienen, ſo müße ſie jeden Gedanken an ihre frühere Macht und Herrlichkeit vergeßen und auch das Liebſte, was ſie

hätte, von ſich thun. Deßhalb mußte die arme Frau ſich jetzt auch noch von dieſen treuen Freundinnen ſcheiden. Der Abſchied war ſchwer. Es war das Härteſte, was ſie ſeit ihres Gemales Tode zu tragen hatte. Aber ſie trug es als eine Schickung Gottes, wenn auch mit ſchwerem Herzen, doch mit Ergebung und Geduld. Statt dieſer beiden geliebten Freundinnen, gab ihr der Beichtvater zwei andere Perſonen, die eine Eliſabeth genannt, eine gewöhnliche Magd, zur Bedienung, die andere Irmegard, eine taube adlige Wittwe, von unverträglicher Gemüthsart, die eine, damit ſie ſich noch mehr in der Demuth, die andere, auf daß ſie ſich in der Geduld üben lerne.

Dieſe faſt übernatürlichen Geduldsproben, welche die Landgräfin Eliſabeth allmälig auf ſich nehmen mußte, verbunden mit ihrem demüthigen, wahrhaft chriſtlichen Wandel ließen nun allgemach ihre frühern Feinde verſtummen. Bald nach ihrem Ueberzuge nach Marburg erregte ſie mehr und mehr die allgemeine Bewunderung und Ehrfurcht bei Hohen und Niedrigen. Von nah und fern ging man nach Marburg, um die heilige Frau zu ſehen und mit ihr zu reden, welche ſo Schweres ertragen hatte und noch immer freiwillig ertrug. Eliſabeth aber benutzte dieſe Beſuche, welche ihr gemacht wurden, um die Leute, welche auf dieſe Weiſe zu ihr kamen, zur Gottesfurcht und zu allem Guten zu ermahnen. Sie betete mit ihnen, ſie ſtärkte ſie im Glauben und tröſtete ſie, wenn ſie der Stärkung und des Troſtes bedürftig waren. Und dieß gelang ihr mit Gottes Hülfe meiſtens ſo gut, daß viele Menſchen, welche oft nur aus Neugierde zu ihr gekommen waren, durch ihr freund-

liches, frommes und gottseliges Wesen gerührt, zum Glauben erweckt wurden und ein neues besseres Leben anfingen.

Doch dauerte diese ihre Wirksamkeit nicht lange. Nach des Herrn Willen neigte „diese Lilie unter Dornen", wie sie einer ihrer ältesten Lebensbeschreiber nennt, frühe ihr Haupt und ward nach kurzen Leiden aus dieser Thränensaat zur ewigen Erndte abgerufen.

Doch davon im nächsten Abschnitte!

X.

Wie die heilige Elisabeth zur ewigen Freude abgerufen, im Tode hoch geehrt wurde, und was sonst noch von dieser Geschichte zu sagen ist.

Heil der Reinen, Heil der Frommen!
Sieh' des Himmels Schaaren kommen,
Dich zu heben und zu schweben
Auf mit dir in's ewge Leben.
Ueberwunden, überwunden
Sind die dunkeln Prüfungsstunden,
Ist der Schmerz. — Himmelwärts
An des ew'gen Vaters Herz.

Es war im Anfange des Monats November im Jahre 1231, als der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth schwer erkrankte. Er meinte nicht anders, als daß er sterben müße. Deßwegen ließ er sein fürstliches Beichtkind

Elisabeth zu sich rufen und fragte sie, wie sie ihr Leben einrichten wolle, wenn er nun sterbe. Sie aber antwortete ihm gelaßen und ruhig, seine Zeit sei noch nicht gekommen; aber sie wiße, daß sie selbst nur noch wenige Tage zu leben habe.

Christus der Herr, ihr himmlischer Freund und Seelenbräutigam, war ihr im Traume erschienen und hatte zu ihr diese Worte gesprochen: „Komme zu mir, du meine allerliebste Freundin, in die himmlische Wohnung, die dir bereitet ist von Anbeginn der Welt.“ Und sie zweifelte nun nicht, daß sie in Kurzem von dem Elende dieser sündigen Welt werde abberufen werden.

Und so geschah es. Wenige Tage darauf, als sie am Krankenlager Konrad's von Marburg gestanden, fiel sie selbst in ein hitziges Fieber, an welchem sie zwölf Tage darniederlag. Ihr morscher Leib, durch so viele Leiden, Entbehrungen und Mühen geschwächt, war gebrochen. Doch, obwol sie kaum erst 24 Jahre in dieser irdischen Wallfahrt zugebracht hatte, schied sie mit Freuden von der Erde. Ihre Seele fühlte sich ja längst nicht mehr in diesem Leben zu Hause, längst sehnte sie sich hinauf nach der Ewigkeit. Unter inbrünstigem Gebete stärkte sie sich auf ihre letzte Stunde.

Als sie fühlte, daß ihr letzter irdischer Augenblick nicht mehr ferne sei, ließ sie ihren Beichtvater kommen und beichtete, wußte aber weiter Nichts zu bekennen, was sie ihm nicht schon oft gesagt hatte, dann empfing sie mit Andacht und Demuth das heilige Abendmal. Dies war etwa um Mitternacht. Dann verlangte sie, daß Alle, bis auf einige

ihrer Vertrauten, hinaus gingen. Sie wollte mit ihrem Gotte allein sein. Nachdem sie so lange im stillen Gebete da gelegen, redete sie mit freudiger Stimme über die heiligsten Wahrheiten des Christenthums, über das Beßte, was sie in ihres Beichtvaters Predigten gehört hatte, namentlich auch über die Auferweckung des Lazarus. Die Anwesenden konnten sich bei diesen Worten der Thränen nicht enthalten. Als sie das sahe, sagte sie mit verweisender Stimme: „Ihr Töchter von Jerusalem weinet nicht über mich, sondern weinet über Eure Sünden.“ So brachte sie den Tag über im Gebete und in frommem Gespräche zu. Am Abende hörte man von ihr einen himmlisch-süßen, herrlichen Gesang ausgehen, ohne daß sie die Lippen bewegte. Es däuchte ihr, so sagte sie, ein Vogel habe zwischen ihr und der Wand gesetzen, und so schön gesungen, daß sie auch habe mitsingen müßen. *) Dann lag sie in stillem Gebete bis nach Mitternacht. Kein trüber Gedanke verdüsterte die Freudigkeit ihrer verscheidenden Seele. Nur einmal, wo sie von dem Feinde des Menschengeschlechtes, dem Teufel sprach, rief sie mit lauter

*) Etwas dem dem ganz Aehnliches erzählt die neueste Missionsgeschichte. Als Missionär Gorth, von der rheinischen Missionsgesellschaft, am 4. Januar 1853 in Südafrika im Namaqualande starb, versammelten sich die angesehensten Männer des Stammes um sein Sterbebette und sangen ein Gotteslied. Wie sie so sangen, hörten sie ganz deutlich, wie G., ohne den Mund zu bewegen gerade so stark mitsang, wie sonst. Die Anwesenden sagten, „da hätten sie die Macht des Geistes in seinem Diener gesehen.“

Stimme, als ob sie Etwas verscheuchen wolle: „Flieh! flieh!“

Nach Mitternacht sprach sie endlich: „Nun ist die Stunde da, wo der Herr geboren wurde. Laßet uns von Gott und von seinem Sohne Jesu reden. Er wird auch mich erlösen! Die Stunde ist da, wo der allmächtige Gott die Seinen zu sich ruft.“ Dieses waren ihre letzten Worte. Dann schlummerte sie sanft zum ewigen Leben ein. Es war der 19. November des Jahres 1231.

Die Zeit ihrer irdischen Wallfahrt hatte sie auf 24 Jahre gebracht. Merkwürdig ist, was man von ihrem jüngern, damals vierjährigen Töchterlein Gertrud erzählt, welches, wie ihr wißt, im Kloster Altenberg erzogen war. Das Kind soll in derselben Stunde, darin seine Mutter entschlief, gesagt haben: „Eben höre ich das Todtenglöcklein zu Marburg läuten; jetzt wird wol meine liebe Frau Mutter verschieden sein.“

Groß war der Schmerz und die Wehklage aller der Armen, Kranken und Unglücklichen zu Marburg, denen die heimgegangene Dienerin Christi Helferin und Trösterin gewesen war. Eine unzählige Menschenmenge von Hohen und Niedrigen ging auf die Nachricht von dem Tode Elisabeth's aus Marburg und der Umgegend nach ihrer Wohnung, um ihre irdischen Ueberreste noch einmal zu sehen. Vier Tage lang ließ man sie auf Verlangen des Volkes unbeerdigt liegen und als ein besonderes Wunderzeichen wird angeführt, daß sich trotz dieses Aufschubs kein Leichengeruch bei ihr eingestellt habe.

Bei dieſer Gelegenheit aber werdet ihr ſogleich die Frömmigkeit jener Zeit, welche im Uebrigen jenem Zeitalter ſo viele Vorzüge vor unſern Tagen gab, auch von ihrer abergläubiſchen und verderblichen Seite kennen lernen. Ich habe euch früher, bei Gelegenheit der Kreuzzüge, erzählt, wie innig damals die meiſten Menſchen von der Liebe zum Heiligen und Göttlichen erfüllt waren, mit welcher Freudigkeit ſie Gut und Blut für ihren Herrn und Heiland dahin gaben. Machte nun dieſe innige und tiefe Liebe zum Heilande die Menſchen damals zu den größten Aufopferungen fähig, trug ſie ferner dazu bei, die noch rauhen Sitten zu mildern und vielfältig die wildeſten Leidenſchaften zu beſänftigen, ſo wurden ſie doch auch auf der andern Seite dadurch vielfach zu einem unbibliſchen und verderblichen Aberglauben geführt. Freilich nicht die Liebe Chriſti führte ſie auf dieſen Irrweg, ſondern vielmehr die dem Menſchen immerfort auch beim aufrichtigſten Glauben noch anklebende Sünde, welche neben der Liebe zu Chriſto die Liebe zu ſich ſelbſt, die Selbſtſucht und Eigenliebe noch aufrecht erhält. Die weltlichen Sitten der hohen, die Unbekanntſchaft der niedern Geiſtlichkeit mit dem Worte Gottes, der ewigen Urquelle der Wahrheit, die aus Gott iſt, und von welchem der Chriſt allezeit ſeinen Glauben und ſein Leben leiten und regieren laßen ſoll, halfen dazu. So meinte man denn, neben ſehr vielen Beiſpielen von der aufrichtigſten Frömmigkeit, vielfach, man könne mit äußerlichem Werk den Himmel verdienen und weil es denn am Ende viel leichter iſt, durch äußerliche Ceremonien an der innigen Liebe zum Herrn, durch äußerliche Bußübungen an der Buße vorüberzugehen,

als in allen Umſtänden und Verhältnißen des Lebens Gott vor Augen und im Herzen zu behalten, ſo kam es am Ende dahin, daß man den wahren Glauben und die aufrichtige Buße hinter ſich ließ und mit äußerlichen Dingen die Seeligkeit verdienen wollte.

Daß der Grund und die Urſache dieſer Erſcheinung in der Selbſtſucht und Eigenliebe des Menſchen zu ſuchen iſt, das ſieht jeder vernünftige Chriſt nach einigem Nachdenken ſehr leicht ein. Man wollte ewige Güter auf leichte Weiſe mit irdiſchen Werken gewinnen.

Das zeigte ſich denn auch vielfach nach dem Tode der Landgräfin Eliſabeth. Die Achtung, womit man ihr frommes, Gott geweihtes Leben betrachtete, ſteigerte ſich nach ihrem Tode in eine wahrhaft abgöttiſche Verehrung. Der Körper einer ſo heiligen Frau, dachte man, müße nothwendig auch eine wunderbare Kraft beſitzen. Die Gnade Gottes werde nicht bloß mit ihrem unſterblichen Geiſte, ſie müße nothwendig auch mit den irdiſchen Ueberreſten ihres Leibes ſein. Und ſo ſchnitten ſich denn Viele, nicht etwa bloß als Andenken an die gottſelige Frau, ſondern als Reliquien, oder irdiſche Ueberreſte, denen man wunderthätige Kräfte, Kranke zu heilen u. ſ. w. zuſchrieb, Haare von ihrem Haupte und die Nägel von ihren Fingern und Fußzehen weg, Andere rißen und ſchnitten Stückchen von ihren Ohren und Brüſten ab, um ſie als Heiligthümer aufzubewahren.

Endlich, nachdem die Leiche vier Tage der Verehrung des Volkes ausgeſetzt war, begrub man ſie, in Gegenwart einer ſehr großen Volksmenge, in der Kirche des Hoſpitals

zu Marburg, welches sie erbaut hatte. Bei ihrer Leichenfeier sah man viele kleine Vögel auf dem Kirchendache sizzen, welche munter und fröhlich zwitscherten und sangen. Das waren, so sagte der fromme Sinn jener Zeit, erstaunt über diesen, im November so ungewöhnlichen Anblick, heilige Engel, welche die Seele der frommen Landgräfin gen Himmel geführt und nun zurückgekommen waren, den Menschen ihr Lob zu verkündigen.

Gleich in der ersten Nacht nach ihrer Beisetzung nahmen die angeblichen Wunder und Krankenheilungen an ihrem Grabe den Anfang. Ein Mönch, welcher bereits seit 40 Jahren an einer Gemüthskrankheit gelitten hatte und die ganze Nacht über an dem Grabe im Gebete zugebracht hatte, ward gesund und beschwor dieß Wunder vor Konrad von Marburg und dem Pfarrer von Marburg. Und von diesem Tage an werden denn eine Menge ähnlicher Wunder berichtet, welche sich entweder an ihrem Grabe oder auf die Anrufung ihres Namens zugetragen haben sollen. Es ist wol möglich, daß die tiefe Ehrfurcht, welche man vor dieser gottseligen Frau hatte, in der damaligen Zeit, es bewirkte, daß sich manche kranke Menschen durch ihren Glauben an die Wunderkraft der heiligen Elisabeth gestärkt gefühlt haben mögen. Und ihr dürft dabei nicht überall an Betrug denken. Dagegen mögen aber allerdings manche Selbsttäuschungen und Uebertreibungen mit untergelaufen seien, wie es eben oft in der Welt geht, daß wunderbare Geschichten aufkommen und im Munde des Volkes sich vergrößern, bis endlich die merkwürdigsten Begebenheiten und Wunder daraus gemacht werden. Wenn man aber die

Sache näher unterſucht, ſo kommt am Ende eine ganz einfache und natürliche Geſchichte zum Vorſchein.

Kurz, durch dieſe vorgeblichen Wunder geſchah es, daß die Hoſpitalkirche zu Marburg wegen des darin befindlichen Grabes der Landgräfin Eliſabeth, von nun an einer der am meiſten beſuchten Wallfahrtsorte in ganz Deutſchland wurde.

Als darum im Jahre nach dem Tode der Landgräfin der Erzbiſchof Siegfried von Mainz nach Marburg kam, um hier in der Hoſpitalkirche zwei neue Altäre einzuweihen, und von allen dieſen Wunderdingen hörte, beſchloß er, die Sache dem damaligen Papſte Gregor IX. zur Anzeige zu bringen. Derſelbe ließ darum die geſchehenen Wunder durch Konrad von Marburg unterſuchen. Alle Leute, welche von ſolchen wunderbaren Krankenheilungen wußten, wurden deßhalb vorgeladen und mußten ihre Ausſagen beſchwören. Das Protokoll darüber aber wurde dem Papſte zugeſchickt mit dem Antrage, die Landgräfin Eliſabeth wegen ihres gottſeligen Wandels und wegen der göttlichen Gnade, welche ſo ſichtbar auf ihren Ueberreſten ruhe, unter die Heiligen der katholiſchen Kirche zu erheben. Der Papſt achtete indeßen Anfangs nicht darauf. Er mag wol ſo viel mit weltlichen Händeln zu thun gehabt haben, daß er keine Zeit finden konnte, ſich mit der verſtorbenen Landgräfin zu beſchäftigen.

Einige Jahre darauf aber wurde derſelbe Papſt, wahrſcheinlich eben in Folge der weltlichen Händel, in welche er ſich verflochten hatte, doch darauf geführt, die Landgräfin Eliſabeth heilig zu ſprechen. Der jüngſte Bruder des

Landgrafen Ludwig, des Gemals der Elisabeth, Landgraf Konrad nämlich hatte früher ein ziemlich wildes und wüstes Leben geführt, war auch einst ein Feind und Verfolger seiner armen Schwägerin gewesen, hatte aber, einige Jahre nach dem Tode dieser letzteren, sich plötzlich bekehrt und war in den Deutschen Orden getreten. Dieser Deutsche Orden war ohngefähr 40 Jahre früher im gelobten Lande gegen die Ungläubigen gestiftet worden. Seine Mitglieder waren Ritter und Streiter für's Kreuz Christi, hatten sich vereinigt, für dasselbe gemeinschaftlich zu kämpfen und waren damals schon sehr reich und mächtig geworden. In jener Zeit aber kämpften die Deutschordensritter nicht mehr gegen die Saracenen im heiligen Lande, sondern gegen die heidnischen Preußen, gegen welche ein Herzog in Polen sie zu Hülfe gerufen hatten. Sie waren, wie die Tempelritter und andere Ritterorden, halb Mönche und halb Soldaten, waren aber, wie gesagt, tapfer und darum bald mächtig und reich. Ihr Vorsteher hieß Hochmeister, hatte den Rang eines deutschen Reichsfürsten, über viele Städte, Dörfer und Schlößer zu gebieten und ein allezeit kampfgerüstetes Heer unter sich.

Der bisherge Hochmeister, Hermann von Salza genannt, war aber ein allezeit treuer Anhänger des Kaisers Friedrich II. gewesen, nun aber allmälig ein alter Mann geworden. Es war leicht vorauszusehen, daß Landgraf Konrad, aus dem mächtigen Geschlechte der Landgrafen von Thüringen und Heßen, in dem deutschen Orden eins der angesehensten Glieder, vielleicht später selbst Hochmeister werden würde. Damals nun, wo gerade der Streit zwi-

ſchen Kaiſer und Papſt auf's neue heftig entbrannt war, mußte dem ſchlauen Papſte Alles daran liegen, ſich Anhänger unter den deutſchen Reichsfürſten zu gewinnen, von welchen er Beiſtand gegen den Kaiſer hoffen durfte. Dazu aber bot ſich ihm jetzt die beßte Gelegenheit dar.

Landgraf Konrad nämlich, nachdem er Ritter des Deutſchen Ordens geworden war, reiſte ſelbſt nach Italien zum Papſte, um denſelben zu bewegen, ſeine entſchlafene Schwägerin heilig zu ſprechen. Das Unrecht, das er und ſeine Familie einſt gegen ſie geübt hatte, mochte ſein Gewiſſen beunruhigen und er gedachte dies dadurch wieder gut zu machen, daß er ihre Heiligſprechung bewirkte. Es war dieß zu der damaligen Zeit eine ſo große Ehre für das ganze Thüringiſche Fürſtenhaus, daß Landgraf Konrad damals ſehr große Geldſummen daran wendete, um ſich den Papſt geneigt zu machen. Er bewirthete die Geiſtlichen und beſchenkte Kirchen und Klöſter auf's reichlichſte. Der Papſt aber ließ ſich dießmal nicht lange bitten. Was die von Konrad von Marburg berichteten Wunder nicht hatten ausrichten können, das bewirkte Landgraf Konrad durch ſeine Gegenwart.

Am erſten Pfingſttage des Jahres 1235 ward die Landgräfin Eliſabeth von Thüringen und Heßen, königliche Prinzeßin von Ungarn in der Stadt Perugia in Italien, wo damals der Papſt ſeinen Hof hielt, unter großer Feierlichkeit unter die Heiligen erhoben. Der 19. November, als ihr Todestag, wurde zugleich als der Tag beſtimmt, an welchem ſie in der katholiſchen Kirche verehrt werden ſollte.

Am 1. Mai des folgenden Jahres aber wurden ihre Gebeine erhoben und der Verehrung des Volkes ausgesetzt. Da dieser Tag lange vorher überall bekannt gemacht worden war, so strömte an ihm eine unzählige Menge Volkes aus ganz Deutschland und selbst aus den umliegenden Ländern in Marburg zusammen. Mehr, als eine Million Menschen soll damals dort zusammengekommen sein. Selbst der mächtige Kaiser Friedrich II. mit vielen weltlichen und geistlichen Fürsten, kam zu der Feier.

Am 1. Mai 1236 Morgens frühe setzte sich in Marburg ein langer Zug nach der Hospitalskirche in Bewegung. Voran der Kaiser Friedrich in einem grauen Büßergewande, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte. Nach ihm die Bischöfe und Fürsten in ihrem herrlichsten Schmuck. Da die Brüder des Deutschen Ordens, welchem Elisabeth vor ihrem Tode ihr Spital mit der dazu gehörigen Kirche geschenkt hatte, vorher schon das Grab geöffnet und Alles vorbereitet hatten, so brauchte man nur den Sarg aus der Gruft zu heben und vor den Altar zu tragen. Der Kaiser selbst küßte andächtig die Lade, worin sich die Gebeine befanden, krönte das Haupt der heiligen Frau mit einer goldenen Krone, und half sie aus dem Grabe heben und mit den andern Fürsten zum Altare tragen. Hier blieb die Leiche mehrere Tage der Verehrung des Volkes ausgesetzt, wurde dann aber einstweilen wieder ins Grab gelegt, bis der große, schöne Dom fertig wäre, welchen ihr Schwager, Landgraf Konrad, damals schon zu bauen angefangen hatte.

Dies ist die Elisabethenkirche zu Marburg. Willst du, lieber Leser, sehen, was die Christen jener Zeiten

für ihren Glauben thaten, so mußt du dahin gehen und diesen Wunderbau mit seinen schlanken, himmelhohen Thürmen, und in ihrem Innern mit ihren Säulen und allen ihrem Schmucke betrachten. Dieses herrliche Gotteshaus ist ein Bau, wie ihn unsere Zeit mit all ihrer Kunst nicht mehr fertig bringen könnte. Wir können uns mit allen unsern Eisenbahnen und Dampfschiffen damit nicht meßen. Die Kraft, solche Werke zu schaffen, ist bei unserm Volke für immer dahin.

Und wenn du nun hineintrittst in die hohen, schönen Gewölbe, so wird man dir darin das Grabmal der heiligen Elisabeth zeigen, welches gleichfalls aus jener Zeit stammt und worin man früherhin die Gebeine der frommen Landgräfin aufbewahrt hatte. Es ist freilich nicht ganz von Gold, wie es von außen scheint, sondern von dickem, stark vergoldetem Kupferblech, womit man das Eichenholz, aus welchem es besteht, überzogen hat. Aber alle die Figuren, Bilder der Apostel des Herrn, Christi selber u. s. w., sowie alle Verzierungen daran, sind von feinem Silber und stark vergoldet. Einen unschätzbaren Werth aber hatten einst die vielen Edelsteine und Perlen, womit es jene fromme, demüthige Zeit ausgeschmückt hatte, welche zur Ehre Gottes das Beßte und Kostbarste hingab, was sie hatte, ohne, wie es jetzt Brauch ist, erst nach den Prozenten zu fragen. Ein einziger Edelstein daran war so werthvoll, daß einst ein Kurfürst von Mainz dem Landgrafen von Heßen das ganze Amt Amöneburg dafür geboten haben soll. Eine einzige Perle, von der Größe eines Taubeneis, wurde auf 2,000 Reichsthaler geschätzt. Sind denn, so wirst du fragen, diese

Koſtbarkeiten noch daran? Es ſind allerdings noch viele Edelſteine und Perlen daran. Allein die koſtbarſten Steine, mehr als hundert an der Zahl und die größten Perlen ſind fort. Und wohin ſind ſie gekommen? Die Franzoſen, als ſie zu Anfang dieſes Jahrhunderts Deutſchland zu befreien kamen, haben ſie geſtohlen. Sie brachten den Deutſchen ihre franzöſiſche Freiheit und nahmen ihnen dafür ihr deutſches Geld, darunter auch die koſtbarſten Steine und Perlen vom Grabmale der heiligen Eliſabeth in Marburg. Sie hätten das ganze Denkmal genommen und Geld daraus geſchlagen, wäre es unglücklicher Weiſe nicht von vergoldetem Kupferblech geweßen. Glückſeliges Deutſchland, freue dich, wenn vielleicht die Franzoſen wieder einmal über den Rhein kommen. Sie bringen dir dann wieder franzöſiſche Freiheit und nehmen ſich dein deutſches Geld oder, wenn's nicht anders iſt, auch Geldes Werth!

Die Gebeine der Landgräfin Eliſabeth aber ſind nicht mehr in dem Denkmale vorhanden. Schon die Herren des Deutſchen Ordens hatten vor der Reformation Vieles davon verſchenkt. Daher mag es kommen, daß man an verſchiedenen Orten Theile der Gebeine der heiligen Eliſabeth in katholiſchen Kirchen verehrt. Wie es ſich aber zuſammenreimt, daß man an drei oder vier Orten das Haupt der Heiligen zu beſitzen behauptet, das kann ich dir nicht ſagen. Die Eigenthümer dieſer Schädel mögen es unter einander ausmachen, wer von ihnen den rechten beſitzt. Nur das weiß ich von den Gebeinen der gottſeligen Frau zu ſagen, daß Landgraf Philipp von Heßen zur Zeit der Reformation, nämlich auf Sonntag Exaudi 1539,

als er zum erſtenmale in der Eliſabethenkirche zu Marburg lutheriſch predigen ließ, die noch übrigen Gebeine aus dem Grabmale entfernte, um der Abgötterei ein Ende zu mamachen, welche von den Wallfahrern damit getrieben wurde, und ſie an eine andere Stelle in derſelben Kirche begraben ließ. Späterhin gab er ſie zwar den Deutſchordens-Rittern wieder zurück, aber gewallfahrtet durfte nicht mehr dahin werden. Im Jahre 1628 aber ließ Landgraf Georg II. von Heßen-Darmſtadt die Gebeine ſeiner Urahnin, ſoweit ſie noch in Marburg vorhanden waren, ausgraben und ſchenkte ſie dem Churfürſten und Erzbiſchofe Ferdinand von Köln, wo ſie denn auch noch vorhanden ſein ſollen. Wir evangeliſche Chriſten legen auf die Gebeine der frommen Eliſabeth keinen ſo hohen Werth. Der Geiſt des Glaubens und der Liebe Chriſti, der ſie einſt beſeelte, iſt uns unendlich wichtiger. Um dieſes Geiſtes willen dürfen wir ſie wol auch die heilige Eliſabeth nennen, in demſelben Sinne, in welchem wir vorhin ihren Eheherrn den heiligen Ludwig nannten, nämlich wie einſt die Apoſtel alle wahren Gläubigen des Herrn Heilige nannten.

Fragſt du nun, lieber Leſer, nach den Kindern und Nachkommen des gottſeligen Fürſtenpaares, deſſen Leben du jetzt geleſen haſt, nämlich des Landgrafen Ludwig des Heiligen von Thüringen und Heſſen und der heiligen Eliſabeth, ſo kann ich dir hierüber eine ziemlich genaue Auskunft geben. Du wirſt dich erinnern, daß ſie drei Kinder hatten, nämlich einen Sohn, Hermann, welcher zwar im 18. Jahre die Länder ſeines Vaters erbte und ein ſehr frommer Herr war, aber leider nur ein Jahr regierte

und ſchon im 19. Lebensjahre kinderlos, man ſagt an Gift, ſtarb. Ferner zwei Töchter Sophie und Gertrud. Die letztere ſtarb in hohem Alter als Aebtiſſin des Nonnenkloſters zu Altenberg bei Wetzlar; Sophie dagegen heirathete einen Herzog Heinrich von Brabant, welchem ſie einen Sohn ſchenkte. Nachdem nun auch die Brüder des Landgrafen Ludwig, die Landgrafen Heinrich und Konrad ohne Kinder geſtorben waren, ſo gab es unter den Seitenverwandten der Landgrafen von Thüringen und Heſſen Streit und Krieg um das Erbe. Das Ende deſſelben war, daß der Enkel Ludwigs des Heiligen und der heiligen Eliſabeth von ihrer Tochter Sophie von Brabant, nämlich Heinrich genannt das Kind von Heſſen, von welchem ich dir vielleicht ein andermal näher und ausführlicher erzählen werde, wie er durch die treue Anhänglichkeit der Heſſen an die heil. Eliſabeth der erſte Landgraf von Heſſen ward, die Landgrafſchaft Heſſen erhielt und von dieſem ſtammen nun die verſchiedenen Stämme des ruhmwürdigen Heſſiſchen Fürſtenhauſes ab, welche alſo ſämmtlich Nachkommen Ludwigs des Heiligen und der heiligen Eliſabeth ſind.

Wie hoch aber die Nachkommen der heil. Eliſabeth, die Landgrafen von Heſſen, dieſe ihre fromme Aeltermutter in Ehren hielten, welcher ſie ihr Land zu verdanken hatten, ja durch welche allein das Heſſenland vor Zerſtückelung und Vertheilung unter raub- und habſüchtige Nachbarn bewahrt wurde, das magſt du daraus ſehen, daß ſich ihre Tochter Sophie in ihrem Titel als die „Tochter der heil. Eliſabeth“ unterſchrieb, Heinrich das Kind

aber sich den „Sohn der Tochter der heil. Elisabeth", seine Söhne die „Urenkel", deren Söhne die „Ur-Urenkel" und noch deren Söhne sich die „Ur-Ur-Urenkel der heil. Elisabeth" schrieben u. s. f. Die Stadt Marburg, vor der h. Elisabeth ein elendes Dorf, ward bereits von ihrem Sohne Hermann II. zur Stadt, von ihrem Enkel Heinrich dem Kinde aber, seiner Großmutter, der heil. Elisabeth zu Ehren, zur Hauptstadt des Landes erhoben, so daß das Banner von Marburg von da an den Vorzug hatte vor allen andern Bannern und in Krieg und Frieden den andern Städten voranzog. Ferner: die alten Landgrafen von Thüringen hatten den weißen und rothen Löwen als Wappen geführt. Den führte nun auch Heinrich das Kind in seinem Schilde, aber, seiner heiligen Großmutter zu Ehren, weil sie aus königlichem Geschlechte stammte und noch im Tode als Heilige gekrönt ward, setzte er demselben die goldene Krone auf, welche du, lieber Leser, an dem Hessischen Wappen sehen kannst bis auf den heutigen Tag. — Die ersten Hessischen Goldmünzen, welche später in Hessen geschlagen wurden, trugen auf der einen Seite das Bild der heiligen Elisabeth und bei Gott und der heiligen Elisabeth bekräftigten die Landgrafen von Hessen ihr fürstliches Wort. Sie war die Schutzheilige des Landes, und könntest du dir, lieber Leser, eine bessere wünschen, als diese fromme, demüthige Magd des Herrn, welche in jedem Unglücklichen und Hülfsbedürftigen den Heiland sah, dem zu Liebe sie Alles hingab, was sie hatte?

Die Landgrafschaft Thüringen nebst den dazu

gehörigen Landschaften fiel an des Landgrafen Ludwig des Heiligen Schwestersohn, Heinrich den Erlauchten, Markgrafen zu Meißen und dieser ist der Stammvater der verschiedenen Sächsischen Fürstenhäuser. Die Mutter Heinrichs des Erlauchten, dessen Vormund einst Ludwig der Heilige war, ist Jutha oder Judith, die Tochter des Landgrafen Hermann I. von Thüringen, von welchem ihr im ersten Abschnitte unserer Erzählung gehört habt, war also eine Schwester des Landgrafen Ludwigs des Heiligen. Die Besitzungen der alten Landgrafen von Thüringen, also auch Ludwig des Heiligen und der heiligen Elisabeth sind aber im Laufe der Zeit in sehr verschiedene Hände gekommen. Die Hessischen Länder gehören heutzutage mit Marburg dem Kurfürsten von Hessen-Kassel und einige Theile davon dem Großherzoge von Hessen-Darmstadt, namentlich der nördliche Theil der Provinz Oberhessen, z. B. das s. g. Hinterland, ferner die Gegend um Homberg, Grünberg, Alsfeld, Ulrichstein u. s. w. — Die Wartburg mit der frühern Hauptstadt des Landes, Eisenach, dem Großherzoge von Sachsen-Weimar; Gotha mit dem Lieblingsaufenhalte Ludwigs des Heiligen, dem schönen Reinhardsbrunn, dem Herzoge von Sachsen-Coburg und Gotha; das s. g. Osterland dem Herzoge von Sachsen-Altenburg und die Pfalzgrafschaft Sachsen dem Könige von Preußen ꝛc.

Die wolthätigen, frommen Stiftungen, welche von der h. Elisabeth und ihrem Gemale gegründet wurden, bestehen noch immer, nach länger als 600 Jahren im Segen fort. Die vornehmsten derselben sind: das Brielhospital zu

Gotha, das St. Annenhospital zu Eisenach und das s. g. Deutsch-Ordens-Hospital zu Marburg. Letzteres ist jetzt das Landkrankenhaus für die Provinz Oberhessen. Wie viele Tausende von Armen, Kranken und Unglücklichen mögen seit diesen 600 Jahren in ihnen Unterkunft, Unterstützung, Hülfe und Trost gefunden haben!

So also siehst du, lieber Leser, wie sehr wir auch noch in unserer Zeit Ursache haben, mit dankbarem Herzen auf jenes fromme Fürstenpaar hinzusehen, das um der Liebe Christi willen so viel für die leidende Menschheit gethan hat, daß auch noch nach mehr als sechs Jahrhunderten der Segen fortwirkt, welchen sie gepflanzet haben.

Gewiß hast auch du gerne bei der Geschichte Ludwigs des Heiligen verweilt, dem Vater seines Volkes, dem treuen Ehegatten, dem tapfern Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, dem wackern Streiter Christi, der um seines Glaubens willen sein junges Leben willig dahin gab und nicht minder bei dem Bilde seiner frommen Gemalin Elisabeth, bei ihrer Liebe und bei ihrem Leide; wie sie Schmach und Hohn, Verfolgungen und bittere Leiden um ihres himmlischen Herrn und Königs willen standhaft ertrug und zuletzt noch freiwillig das Schwerste auf sich nahm, um das Höchste, um Christum zu gewinnen.

Wie Vieles hat sich seit jenen Tagen in Deutschland verändert! Wie ist Alles seitdem so ganz anders geworden, im Aeußern des Landes, wie in den Gesinnungen der Menschen! Aber Eins bleibt sich doch in allen Jahrhunderten gleich: das menschliche Leben mit seinen Thorheiten und Sünden und Gottes erbarmende Gnade, die uns zu sich

ruft. Wie wenige ſind doch der Beiſpiele, wo Menſchen ſo treu und eifrig auf Gottes Gnadenſtimme hörten, wie Ludwig und Eliſabeth! Wie folgt Gottes Segen ihrer Spur!

Möchtet auch ihr euch an ihrem großen Beiſpiele ſtärken, daß ihr lernet, dieſes kurze, vergängliche Leben zu euerm ewigen Heile zu nützen, und wie doch am Ende alle irdiſchen Güter und Freuden Nichts ſind, gegen die Gnade, zuletzt ein ſeliges Stündlein zu gewinnen! Lernet auch von ihnen immer mehr erkennen, was ein frommer Dichter ſingt:

„In der Welt iſt Krieg und Streit,
Nichts, denn lauter Eitelkeit,
In dem Himmel allezeit,
Friede, Ruh' und Seligkeit."
„Wenn ich werde dahin kommen,
Bin ich aller Krankheit los.
In den Himmel aufgenommen,
Ruhe ſanft in Gottes Schoß.
In der Welt iſt Krieg und Streit,
Nichts, denn lauter Eitelkeit!"

In demselben Verlage sind erschienen:

Simrock, K., Bertha die Spinnerin. Mit 1 Titelkupfer. Geh. 24 Sgr. od. fl. 1. 24 kr. In engl. Einband mit Goldschnitt. Rthl. 1. — od. fl. 1. 48 kr.

— — **die geschichtlichen deutschen Sagen.** Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Geh. Rthlr 1. 10 Sgr. od. fl. 2. 24 kr. In feinem Einband Rthlr. 1. 20 Sgr. oder fl. 3 —

— — **das deutsche Kinderbuch.** Altherkömmliche Reime, Lieder, Erzählungen, Uebungen, Räthsel und Scherze für Kinder. Geh. 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr. In feinem Einband 27 Sgr. oder fl. 1 36 kr.

— — **Kerlingisches Heldenbuch.** Sagenlieder von Karl dem Großen. Der deutschen Jugend gewidmet. Neue Ausgabe. Geheftet 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

— — **Reineke Fuchs.** Mit Zeichnungen von T. Kiellerup. Neue mit einer literarhistorischen Einleitung versehene Ausgabe. Gebunden in engl. Leinwand. Rthlr. 1. od. fl. 1. 48 kr.

— — **der gute Gerhard von Köln.** Eine Erzählung. In englischem Einband mit Goldschnitt. 28 Sgr. od. fl. 1. 36 kr.

— — **die deutschen Sprichwörter.** Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 24 kr. In feinem Einband Rthlr. 1. 20 Sgr. oder fl. 3. —

— — **Doktor Johannes Faust.** Puppenspiel in vier Aufzügen 8. Geh. 15 Sgr. od 48 kr.

— — **die schwäbische Ilias.** Von Ludwig Aurbacher weiland erdacht. Nun aber von mehrern, Von seinen Verehrern In holprige Verse gebracht. Geh. 10 Sgr od. 36 kr.

— — **die deutschen Volksbücher.** Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt. Mit Zeichnungen in Holzschnitt. 1r bis 8r Bd. 8. Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. od. fl. 2. 24 kr. der Band. 8r Bd. Rthlr. 1. 18 Sgr. od. fl. 2. 48 kr.

Einleitung, Abhandlungen und Erläuterungen erscheinen am Schlusse der Sammlung in einem besonderen Bande.

— — **die deutschen Volkslieder.** Geh. Rthlr. 1. 18 Sgr. oder fl. 2. 48 kr. In feinem Einband Rthlr. 1. 28 Sgr. oder fl. 3. 24 kr.

— — **das deutsche Räthselbuch.** Geh. 10 Sgr. oder 36 kr. Geb. 15 Sgr. oder 48 kr.

„Das sind keine Volkslieder, wie man sie aus den Sammlungen aller deutschen Poeten zusammengestellt und zum Kauf ausgeboten findet, sondern das sind wirkliche Volkslieder, gesammelt aus dem Munde des Volks, die mit ihrer Melodie geworden sind und Niemand weiß wie, und die trotz Aufklärung und Moden von unserm Volke noch gesungen werden und die, wo man sie hört, noch ein Zeugniß von seiner Nationalkraft geben. Wir müßen dem Verfasser für diese Gabe recht dankbar sein, obgleich Viele sein werden, die in ihrer Verblendung solche Lieder für den Auskehricht der Literatur halten. Wir denken anders und empfehlen ebenso angelegentlich auch die deutschen Volksbücher von demselben fleißigen Verfasser. So: das deutsche Kinderbuch — Reineke Fuchs — Kerlingisches Heldenbuch —

der gute Gerhard von Köln — die deutschen Sprichwörter — Bertha die Spinnerin u. a. Und unter diesen noch besonders das deutsche Räthselbuch. Das ist die reichhaltigste Sammlung von wirklichen Volksräthseln, die man bis dahin hat. Wie man aber zum Anhören ächter Volkslieder den rechten poetischen Volkssinn mitbringen muß so nicht minder zu diesen Räthseln. Sie sind keine zwei- und mehrsylbige Charaden, sondern Witzspiele in denen die Weisheit von der Gasse sich übt und oft die tollsten Sprünge macht. Die wenigsten sind zum Rathen, die meisten zum Lachen und wohl dem der mitlachen kann." (Aus einer Recension.)

L. v. Babo,

der

Ackerbau nach seinen monatlichen Verrichtungen

als Leitfaden für die landwirthschaftliche Praxis.

Geheftet. Rthl. 1. 15 Sgr. od. fl. 2. 24 kr.

Vorstehendes Buch ist geeignet, den bedeutenden Ruf, welchen Freiherr v. Babo als landwirthschaftlicher Schriftsteller genießt, in hohem Grade zu rechtfertigen. Jeder Abschnitt, jede Zeile läßt erkennen, daß der geehrte Schriftsteller mit Erfahrungen ausgerüstet ist, wie sie eben nur ein Veteran der praktischen Landwirthschaft unter günstigen Verhältnissen zu sammeln Gelegenheit fand, daß er Kenntnisse besitzt, welche glauben machen, Herr v. Babo sei ein Jünger Boussingault's, Liebig's u. s. w., denn mit jugendlicher Frische behandelt er die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Agriculturchemie und Pflanzenphysiologie. Welche schöne Ausnahme macht dieses Buch von einem Aggregate landwirthschaftlicher Schriften der neuern Zeit, in denen phantastische Theoretiker der goldenen Erfahrung Todesstöße zu geben sich abmühen, oder trotzige Empiriker gegen alles Wissenschaftliche schonungslos kämpfen, welches die neuere Landwirthschaft ziert. Freiherr von Babo's musterhafte Schrift verdient die allgemeinste Anerkennung und wird sie sicher finden! (Aus einer Recension.)

L. v. Babo, Ackerbau-Chemie,

oder kurze Darstellung dessen

was der Landmann von chemischen Kenntnissen bedarf, um seinen Acker zweckmäßig zu behandeln.

12. geh. Neue vermehrte Ausgabe. 15 Sgr. od. 54 kr.

Wie wichtig eine Kenntniß der chemischen Verhältnisse des Bodens der Pflanzen, der Dungmittel ꝛc. für den Betrieb der Landwirthschaft sei, hat unsere Zeit erkannt und es ist auch schon mehrfach versucht worden, dem Landmann diese Kenntniß nahe zu bringen, aber bis jetzt meist von

Chemikern, die dem landwirthschaftlichen Gewerbe zu fern standen. In der vorliegenden Schrift hat sich der als Landwirth rühmlich bekannte Verfasser diese Aufgabe gestellt und es ist diese seine Schrift von dem Chemiker Liebig für das beste erklärt worden, was wir bis jetzt zur Belehrung des Landmanns in diesem Fache besitzen.

J. Metzger's Gartenbuch

oder

Anleitung zur Erziehung aller Küchengewächse, Obstbäume und Zierpflanzen.

Mit einem Gartenkalender. Dritte Auflage. gr. 8. geh.
Rthlr. 1. — od. fl. 1. 48 kr.

Jedem Freunde der Gärtnerei können wir dieses reichhaltige und praktische Handbuch empfehlen. Der Verfasser ist bekannt als ein vielbewährter Sachkenner, und es wird auf diesem Gebiete nicht leicht ein besserer Führer zu finden sein.

L. v. Babo,

die

Erzeugung und Behandlung des Weines

nach den neuern Erfahrungen.

Neue vermehrte Ausgabe. 12. geh. 15 Sgr. od. 54 kr.

Der Chronist Friedrich Lucä.

Ein Zeit- und Sittenbild aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Nach einer hinterlassenen Handschrift herausgegeben
von Dr. Fr. Lucä.

8. Geh. Rthlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.

Der Mann, der hier vor uns tritt, war ein Schlesier, 4 Jahre vor Abschluß des westphälischen Friedens geboren, in der Blüthe seiner Mannesjahre Hofprediger in Cassel, und hat sein Leben für seine Nachkommen selbst beschrieben, von denen es einer nun in den Druck gegeben hat. Es ist interessant als ein wahres Stück aus dem Leben der Zeit, und da der Verfasser in seiner Jugend viel umher gekommen und allerlei Abenteuer bestanden, so erfüllt es wirklich was auf dem Titel steht, und war des Druckes werth. Es ist ein treuer Spiegel einer Zeit, die freilich nicht gerade zu den edelsten gehört.

Digitized by Google

Die

Geschichte Heßens

in Biographien

für das Volk erzählt

von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelstadt.

Zweites Bändchen.

Heinrich das Kind, der erste Landgraf von Heßen.

Frankfurt a. M. 1856.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

Das Leben

Heinrichs des Kindes,

erſten Landgrafen von Heßen.

Eine Erzählung für das Volk.

Von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelſtadt.

Frankfurt a. M. 1856.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

Digitized by Google

Ihrer Königlichen Hoheit

der Allerdurchlauchtigsten Großherzogin

Mathilde

von Heßen und bei Rhein,

Königlichen Prinzeßin von Baiern ꝛc. ꝛc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem Verfaßer.

Digitized by Google

Vorrede.

Meinem Versprechen gemäß, übergebe ich hiermit dem Heßischen Volke in dem zweiten Bändchen der heßischen Geschichte, das Leben Heinrichs des Kindes, des ersten Landgrafen von Heßen und Gründers des Heßischen Staates. Die freundliche Aufnahme, welche dem ersten Bändchen von vielen Seiten zu Theil geworden ist, hat mich bestimmt, das Werk fortzusetzen, obwol die Zeitverhältniße solchen Unternehmungen nicht günstig sind. — Möchte das heßische Volk auch an diesem Büchlein seine Anhänglichkeit an die Heimath und das angestammte Fürstenhaus stärken!

Was die Quellen der vorliegenden Geschichte betrifft, so sieht der Kenner der vaterländischen Literatur leicht, daß es vorzugsweise die bekannten heßischen Chroniken sind, welche der Darstellung zu Grunde liegen. Namentlich gilt dieß von den verschiedenen Redactionen der Gerstenbergerischen Chroniken, so wie von dem Anonymus bei Senckenberg. Unter

den neuern heßiſchen Geſchichtsforſchern haben ſich mir vorzüglich Schmidt, Rommel und Landau, der letztere in verſchiedenen Aufſätzen der Zeitſchrift des Vereins für heßiſchen Geſchichte als ſehr nützlich erwieſen. Daß trotz der umfaßenden Forſchungen der neuern Zeit auf dem Gebiete der heßiſchen Geſchichte, auch in dem Leben Heinrichs I. noch manche Dunkelheiten und Lücken vorhanden ſind, iſt dem Kundigen ſattſam bekannt. Indeßen erſcheint es doch nicht rathſam, dem heßiſchen Volke ſeine Geſchichte noch ſo lange vorzuenthalten, bis die Wißenſchaft dieſe Lücken ausgefüllt haben wird. Leicht möchte es dann zu ſpät ſein in einer Zeit, in welcher die materiellen Intereßen dann den letzten Reſt von Liebe zur alten Zeit ausgelöſcht haben könnten.

Und ſo übergebe ich denn auch dieß Büchlein dem Publikum mit der Hoffnung, daß es vielleicht doch bei einem Theile des Volkes ſeines Zweckes nicht verfehlen wird.

Michelſtadt am Ludwigstage 1855.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Einleitung. Seite

I. Landgraf Heinrich in seiner Kindheit.

1) Von den Eltern und der Geburt des Kindes von Hessen 18
2) Die getreue Mutter 25
3) Der ungetreue Vormund 31
4) Der Meineid 36
5) Wie der treue Heinrich von Welsbach für das Kind von Hessen starb 41
6) Die Schlacht bei Wettin 46

II. Heinrich I., Landgraf und Fürst zu Hessen.

1) Wie Heinrich das Kind die Regierung seines Landes antrat 53
2) Wie Landgraf Heinrich die Bösen strafte und den unterdrückten Unterthanen beistand 59
3) Wie Landgraf Heinrich ein Vater seines Volkes war . 65
4) Vom großen Jahrmarkte zu Frankenberg . . . 74
5) Ritter Kurt von Hirlesheim 82
6) Der Landsturm 92
7) Thilo Colup und die Sage von Kaiser Friedrich in dem Kyffhäuser Schloße 99

III. Landgraf Heinrichs I. Familienverhältniße u. Tod

1) Von des Landgrafen Heinrich häuslichem Glücke . 106
2) Von den Zwistigkeiten zwischen Heinrich dem Kinde und seinen ältesten Söhnen 111
3) Landgraf Heinrichs I. letzte Lebenstage und Tod . 115

Zeittafel zu dem Leben Heinrichs des Kindes . . 121

Digitized by Google

Einleitung.

Als ich dir, lieber Leſer, die Geſchichte erzählte vom heiligen Ludwig, der ein Landgraf in Thüringen und Heßen war und von ſeiner Gemalin, der heiligen Eliſabeth, da konnte ich dir viel Gutes und Schönes erzählen vom deutſchen Vaterland. Damals ſtand noch ein mächtiger Kaiſer an der Spitze der deutſchen Fürſten, welcher Ordnung hielt im Lande, die Böſen ſtrafte, welche es wagen wollten, die Unterthanen zu kränken und ſeine ſtarke Hand über das ganze Land hielt. Unter ſeinem Schirme blühten allmälig die deutſchen Städte auf, die ſchönſten und herrlichſten Dome wurden damals gebaut, die lieblichſten Lieder gedichtet und Alles wetteiferte, die Macht, den Ruhm und die Ehre der deutſchen Lande zu vermehren. Die Fürſten gehorchten noch ihrem kaiſerlichen Herrn, die Grafen und Ritter, die Bürger in den Städten und die Bauern in den Dörfern ihrem Fürſten und Alles ging gut. War auch einmal Krieg und Fehde, ſo wurde gewöhnlich bald Alles wieder in's Gleiche gebracht. Wo eben eine ſtarke Obrigkeit iſt, da iſt Ordnung und Friede und, wo dieſe ſind, da wohnt

auch Glück, soweit Gott der Herr uns armen Menschenkindern hier auf Erden Glück zu Theil werden läßt.

Leider sollte es nicht so bleiben. Die Zeit, von welcher ich dir für dießmal erzählen will, in welcher der erste Landgraf von Heßen, Heinrich, genannt das Kind, lebte und regierte, folgte zwar gleich nach jener, von welcher du früher gehört hast; aber sie war vielfach eine andere, weniger gute und glückliche. Nicht bloß in Thüringen erzählten noch lange die Alten ihren Kindern und Kindeskindern von der guten alten Zeit, in welcher Ludwig der Heilige gelebt hatte: es war fast überall in Deutschland so, daß man die vergangene alte Zeit glücklich preisen mußte, im Vergleiche zu dem Unglücke, welches nun über die meisten Länder von Deutschland hereinbrach.

Zum Glücke für das Vaterland waren doch noch immer manche Fürsten da, welche die Macht und den Willen hatten, doch in ihrem Gebiete auf Zucht und Ordnung zu halten und die Unterthanen zu schützen vor den geringen und vornehmen Räubern und Dieben, welche damals allerwärts emporwucherten, wie die giftigen Pilze auf dem Misthaufen, und auch die deutschen Städte waren bereits zu einem großen Theile so blühend und mächtig geworden, daß sie schon auf eigne Faust sich schützen konnten, als kein Kaiser mehr da war, welcher mit seiner kaiserlichen Gewalt sie beschirmte.

Ueberhaupt war damals immerhin noch Gottesfurcht und Rechtschaffenheit vorhanden bei Hohen und Niedrigen. Der fromme Sinn, welcher in der heiligen Elisabeth und in andern treuen Dienern und Dienerinnen Gottes gelebt, war

noch nicht verschwunden. Ihr hohes Beispiel fand noch immer bei Vielen Bewunderung und Nachahmung, wie wir in unserer Geschichte sehen werden.

Vor Allem lebte in den Herzen der Unterthanen im Allgemeinen jene alte deutsche Treue, welche aus jenen Zeiten sprüchwörtlich geworden ist, der Treue gegen ihre angestammten Regenten und Herren, wie ihr euch gleichfalls im Verlaufe unserer Geschichte aus gar manchen Beispielen überzeugen werdet.

Aber freilich, wo die Bösen ihr Haupt erheben können ohne Strafe und Züchtigung, da will bei Allem dem das Recht und die Gerechtigkeit nicht recht gedeihen.

Wo aber waren denn die Kaiser geblieben, so fragst du wol, welche einst Deutschland so mächtig und stark gemacht hatten?

Da könnte ich dir freilich gar Vieles und Verschiedenes sagen, wie es kam, daß die kaiserliche Gewalt in Kurzem so schwach geworden war, daß die Kaiserkrone zuletzt vor den Leuten nur noch zum Spotte und zur Schmach wurde. Dann aber könnte ich dir dießmal nicht die Geschichte von Heinrich dem Kinde, welcher der erste Landgraf von Heßen war, erzählen, was doch jetzt meine Absicht ist. Ich werde mich darum über den Hergang im deutschen Reiche so kurz als möglich faßen müßen und nur so viel davon sagen, als nöthig ist, damit du die Geschichte von Heinrich dem Kinde richtig verstehen kannst.

Zur Zeit des heiligen Ludwigs von Thüringen regierte, wie du dich vielleicht erinnerst, im deutschen Reiche Kaiser Friedrich II, aus dem Geschlechte der Hohenstaufischen

oder Schwäbiſchen Kaiſer. Der war, wie die meiſten Kaiſer aus ſeinem Hauſe, welche vor ihm die Kaiſerkrone trugen, ein mächtiger, gewaltiger Herr. Er lebte zwar größtentheils nicht in Deutſchland, ſondern in Unteritalien, wo ſein Vater das ſogenannte Apuliſche Reich, mit Neapel und Sicilien, durch Heirath ererbt hatte. Das war ſchon nicht gut. Viel beſſer wäre es für unſer Vaterland geweſen, wenn der Kaiſer in Deutſchland gelebt und auf's deutſche Reich allein ſeine Kräfte verwendet hätte. Allein noch ſchlimmer war es, daß dieſer Kaiſer immerfort mit den römiſchen Päpſten in Streit und Fehde lebte. Dieſen vermeintlichen Statthaltern Gottes auf Erden war Kaiſer Friedrich II zu groß und mächtig. Beſonders fürchteten ſie ſich vor ſeiner Uebermacht in Italien. Darum machten ſie ihm Schwierigkeiten aller Wegen, hetzten allerwärts ihm Feinde auf den Hals und zogen ſowol mit leiblichen, als geiſtlichen Waffen gegen ihn zu Felde. Bald theilte ſich nicht bloß Italien, ſondern auch Deutſchland in zwei große Parteien, von welchen es die eine mit dem Kaiſer, die andre mit dem Papſte hielt. Zwiſt und Uneinigkeit gab es nun an allen Orten und Enden und das Ende vom Liede war, daß das arme Deutſchland die Zeche davon bezahlen mußte. Wie es eben geht in der Welt: wo die Obrigkeit ihr Schwert als Gottes Dienerin nicht mehr mit Kraft führen kann, da kommen bald die Böſen oben hin. Von den Fürſten that jeder, was er wollte, und die Grafen und Ritter machten es ihnen nach. Wo aber dann die Gewalt iſt, da iſt auch die Unterdrückung des Schwachen. So ging's denn auch damals in Deutſchland. Jedes Dorf, ſo zu ſagen, hatte bald ſeinen Tyrannen, der ſich ein Schloß

baute mit Mauer, Thurm und Graben und von wo er die Kaufleute und Reisenden beraubte und plünderte und die Bauern drückte. Früherhin hatten die Fürsten so etwas nicht geduldet. Jetzt hatte Jeder mit sich selbst zu thun, um sich der kleinen und großen Räuber zu wehren. Jeder wollte sein Gut und Land auf Kosten seines Nachbars vermehren. Der eine fiel den andern an und dieser wehrte sich so gut er konnte. Die Zeit des Faustrechts, wie man sie nennt, war da, weil jeder auf seine Faust und mit seiner Faust drein schlug, wie er wollte und mochte.

Noch bei Lebzeiten Kaiser Friedrichs II hatte es der Papst dahin zu bringen gewußt, daß die päpstlich gesinnten Fürsten in Deutschland, die geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln voran, einen andern, Gegenkaiser wählten. Auf den Bruder Ludwigs des Heiligen von Thüringen, den Landgrafen Heinrich Raspe fiel ihre Wahl. Er hatte einst, wie ihr euch wol erinnert, die heilige Elisabeth mit ihren Kindern von der Wartburg in's Elend verstoßen, nachdem ihr Gemal, sein Bruder, in Italien auf dem Wege zum heiligen Lande gestorben war. Jetzt streckte er seine habgierigen Hände nach der Kaiserkrone aus. Weil nun Kaiser Friedrich II noch lebte, so führte Heinrich Raspe den Titel eines römischen Königs. Anfangs ging's ihm gut. Bis in die Nähe von Frankfurt war ihm der Sohn Kaiser Friedrichs, Herzog Konrad von Schwaben mit einem Heere entgegen gezogen. Dort kam's zur blutigen Schlacht. König Heinrich gewann sie und folgte seinem Feinde nach Schwaben. Dort aber leisteten ihm die, dem Kaiser anhänglichen Städte Reut-

lingen und Ulm einen so kräftigen Widerstand, daß er unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Verwundet und krank kam er zur Wartburg zurück und starb gleich darauf im Februar des Jahres 1247 im 44. oder 45. Lebensjahre. Zu Eisenach liegt er begraben.

Nach seinem Tode bot der Papst die deutsche Königskrone dem Herzoge Heinrich II von Brabant und Lothringen an, welcher Sophie, die ältere Tochter Ludwigs des Heiligen und der heiligen Elisabeth geheirathet hatte und eben der Vater des nachmaligen Landgrafen von Heßen, Heinrich's I, genannt das Kind, war. Dieser Fürst aber dankte für eine Krone, zu welcher er sich erst das Reich mit Krieg und Blutvergießen hätte erobern müßen und nahm sie nicht an. Darauf fiel die Wahl des Papstes, nach dem Rathe Herzogs Heinrich von Brabant, welchen man darum nachher den Großmüthigen nannte, auf den Grafen Wilhelm von Holland. Denn Holland, wie Brabant und Lothringen gehörten damals noch zum deutschen Reiche. Dieser kam denn wirklich nach Deutschland und ward Römischer König. Allein es gelang ihm nicht, Einfluß im deutschen Reiche zu gewinnen und ward nach einigen Jahren in einem Kampfe mit den Friesen, es war im Jahre 1256, erschlagen.

Nach ihm erlangte ein Engländer, Herzog Richard von Cornwall die deutsche Königswürde, welcher sich die Stimmen der Fürsten mit Geld erkauft hatte. Als sein Nebenbuhler trat auf ein Spanier, König Alfons von Castilien, welcher gleichfalls deutscher Kaiser werden wollte. Eigentlich aber war nunmehr das deutsche Reich, nach dem

Tode Kaiser Friedrichs II, am 13. December 1250., ohne Oberhaupt. Wie es nun dazumal in Deutschland hergehen mochte, könnet ihr euch nach dem, was ich vorhin sagte, denken. Am Ende wurden aber Wirrwarr und Unordnung so furchtbar, daß die deutschen Fürsten zuletzt ihr eignes Verderben und den Untergang des deutschen Reiches vor Augen sahen, wenn sie nicht einen kräftigen, tüchtigen Mann an die Spitze des Reiches stellten, der wieder Ruhe und Ordnung schaffte.

Sie wählten darum endlich im Jahre 1272 den Grafen Rudolf von Habsburg zum Kaiser von Deutschland. Dieser ist der Stammvater des Hauses Oesterreich, welches nachmals Deutschland so viele Kaiser gegeben hat. Er war wieder nach langer Zeit der erste, welcher in dem armen Deutschlande Ruhe und Ordnung machte. Er zerstörte eine Menge Raubschlösser, ließ die adligen und nichtadligen Räuber hinrichten und sorgte auf alle Weise nicht bloß für gute und strenge Gesetze, sondern auch für ihre Handhabung. Ihr werdet im Verlauf unserer Geschichte sehen, wie auch Landgraf Heinrich I von Heßen sein treuer Anhänger war und ihm seiner Seits treulich beigestanden hat, im Lande Ruhe und Ordnung herzustellen.

Nach den Tode Rudolfs von Habsburg wurde im Jahre 1291 der Graf Adolf von Nassau deutscher Kaiser, der aber von einem Sohne Kaiser Rudolf's, Albrecht von Oestreich besiegt und getödtet ward. Mitten in diese Kämpfe fällt nun das Leben und die Regierung unseres Landgrafen Heinrich I von Heßen, welcher von seinen Zeitgenoßen und in der Geschichte das Kind genannt wird,

weil er als ein Kind nach Heßen, dem Erbe seiner Mutter, gekommen war.

Ehe ich dir aber von diesem Heinrich dem Kinde selbst erzählen kann, wirst du, und davon will ich auch jetzt gleich reden, zuerst davon hören wollen, wie es damals überhaupt in Heßen herging.

Wenn du, lieber Leser, von Heßen und seinen Landgrafen höreſt aus jener Zeit, von welcher ich rede, also ohngefähr vor 600 Jahren, so mußt du nicht denken, daß dieß Land dazumal schon so groß war, als diejenigen Länder sind, welche heutzutage zu Heßen-Caßel, Heßen-Darmstadt und Heßen-Homburg gehören. Obwol die Landgrafschaft Heßen schon damals ein recht ansehnliches Fürstenthum war, so war dieselbe doch noch lange nicht, was jene heßischen Ländergebiete jetzt sind. Was z. B. das jetzige Kurfürstenthum Heßen betrifft, so gehörte dazumal weder Hanau, noch Fulda, weder Hersfeld, noch Schmalkalden, dazu. Selbst mitten im Lande lagen noch viele Schlößer und Städte, welche andern Herren gehörten. Vielmehr waren von diesem Lande hauptsächlich nur die Provinzen Niederheßen, mit der Hauptstadt Caßel, und Oberheßen mit der Hauptstadt Frankenberg und später Marburg, Besitzungen der Landgrafen von Heßen. Dazwischen lagen aber auch noch die Besitzungen der mächtigen Grafen von Ziegenhain, und von Gleiberg, Churmainzische Orte, wie Fritzlar, Amöneburg, und manche andere, welche den Landgrafen damals noch nicht unterworfen waren. Von dem heutigen Großherzogthum Heßen nebst Heßen-Homburg war nur der nördliche Theil der Provinz Oberheßen ein Besitzthum der

ersten heßischen Landgrafen. Ein Theil des Hinterlandes gehörte noch den Grafen von Battenberg. Dagegen waren Biedenkopf und Gladenbach ursprünglich heßisch. Ferner Homberg an der Ohm, Alsfeld, Grünberg der größere Theil des Vogelsberges mit Ulrichstein. Der größte Theil der Wetterau gehörte vielen Grafen und Herren, als: den Grafen von Minzenberg, Nidda, Solms, Isenburg, Hanau, den Herren von Falkenstein, von Eppenstein u. s. w., zwischen deren Gebieten wieder Mainzische und andere Besitzungen lagen. Selbst Gießen war noch nicht heßisch, sondern gehörte den Pfalzgrafen von Tübingen, welche es von den alten Grafen von Gleiberg geerbt hatten. Erst einige hundert Jahre nachher erbten die Landgrafen den größern Theil der Provinz Starkenburg mit der Hauptstadt Darmstadt von den Grafen von Katzenelnbogen, wozu erst zu Anfang unsers Jahrhunderts die Mainzischen, Pfälzischen und Erbachischen Besitzungen, sowie ganz Rheinheßen kamen.

Niederheßen also und das Caßelische, sowie ein Theil des Darmstädtischen Oberheßens bildete damals, als Ludwig der Heilige lebte, seit sehr langer Zeit eine besondere Landschaft, welche den Landgrafen von Thüringen gehörte. Die erste und ursprüngliche Hauptstadt des damaligen Heßenlandes war nun Frankenberg an der Edder, von welcher ich im Verlaufe dieser Geschichte noch Manches zu erzählen Gelegenheit haben werde. Erst später ward, dem Gedächtniß der heiligen Elisabeth zu Ehren, der Stadt Marburg an der Lahn der Vorzug vor Frankenberg und den andern Städten in Oberheßen gegeben.

Ihr Banner zog im Kriege forthin allen andern voran. Und erſt noch ſpäter, gegen das Ende der Regierung Heinrichs I erhob ſich Caßel. In die Landſchaft Heßen nun zogen oftmals die alten Landesherren, die Landgrafen von Thüringen, um Landtage zu halten, auf welchen die adligen Herren, welche ihnen untergeben waren, die Vorſteher der Klöſter und Stiftungen, die Abgeordneten des Bürgerſtandes der Städte und der freien Bauerngutsbeſitzer von den Dörfern ſich einzufinden pflegten, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, Streitigkeiten zu ſchlichten und über das Wol des Landes zu berathen. Ludwig der Heilige war gerade auf dem alten Schloße zu Marburg, als ihm ſeine Gemalin Eliſabeth auf dem Schloße zu Creuzburg ſeinen Sohn Hermann gebar. Nach dem frühen Tode Ludwigs des Heiligen, als eben dieſer Sohn Hermann kaum 5 Jahre alt war, führte nun Landgraf Heinrich Raspe, zuerſt als Vormund ſeines Brudersſohnes, des jungen Landgrafen Hermann II die Regierung des Landes. Denn, nach dem frühen und kinderloſen Tode Hermann's ward Heinrich Raspe der Herr des Landes.

Es iſt Schade, daß dieſer junge Landgraf Hermann II ſo frühe ſtarb. Er war ein würdiger Sohn des heiligen Ludwig und der heiligen Eliſabeth, der ſich mit beſonderer Liebe und Sorgfalt des Bürger- und Bauernſtandes annahm.

Als er einſt, ſo ſchreibt ein alter Berichterſtatter, aus Thüringen nach Heßen ritt, da fand er hier ſeine eignen Dörfer verwüſtet und zum Theil verlaßen. Aber die Dörfer ſeiner Edelleute, die einſt geringer waren, als die ſeinigen,

hatten sich vergrößert und waren in sichtbarem Wolstande. Als der junge Fürst nach der Ursache fragte, da vernahm er, daß seine Amtleute die Bauern gedrückt und die Edelleute sie vielfach mißhandelt, beraubt und geplündert hätten. Da entbrannte Landgraf Hermann in edelem Zorne, ließ die schuldigen Beamten zur Rechenschaft ziehen, die Edelleute aber strenge bestrafen. Darüber aber wurden diese ihm feind und man sagt, sie hätten ihm in der Stadt Wetter Gift gegeben. Andere alte Nachrichten dagegen besagen, eine Hofdame, Bertha von Seebach, habe ihm das Gift beigebracht, in der Meinung, es sei ein Liebestrank, der ihr seine Zuneigung gewinnen sollte. Gewiß ist es, daß er im Jahre 1242 am 10. Januar auf dem Schloße Creuzburg an der Werra gestorben ist, wo er 19 Jahre vorher das Licht der Welt erblickt hatte. Er war verheirathet mit der Prinzeßin Helene von Braunschweig, starb aber kinderlos. Sein Leichnam ward nicht, wie er gewünscht hatte, zu Marburg, neben seiner heiligen Mutter begraben, sondern im Kloster Reinhardsbrunn. Das Volk sagte seinem Oheim Heinrich Raspe nach, er habe gefürchtet, Hermann möge am Grabe seiner Mutter wieder lebendig werden.

Da nun der jüngste Bruder Landgraf Ludwig des Heiligen, Landgraf Konrad, der in den Deutschen Orden getreten war und die Elisabethenkirche zu Marburg, zu Ehren seiner Schwägerin, der heiligen Elisabeth zubauen angefangen hatte, schon vorher, nemlich im Jahre 1240, im 33. oder 34. Jahre seines Alters, gleichfalls ohne Kinder, gestorben war, so war von dem alten Geschlechte der Landgrafen von Thüringen jetzt nur noch übrig Heinrich

Raspe, der frühere Verfolger und Bedrücker seiner verwittweten Schwägerin, der heiligen Elisabeth.

Ich habe euch vorhin schon erzählt, daß er durch den Papst und seine Partei in Deutschland zum Römischen Könige erwählt wurde, aber am 16. Februar 1247, geschlagen und gedemüthigt, auf der Wartburg gestorben ist. Er war dreimal verheirathet, hat aber von keiner seiner Frauen ein Kind erhalten. Das Volk sagte, das sei Gottes Strafe dafür, daß er einst gegen seine Schwägerin Elisabeth so schwer sich versündigt habe.

So war denn jetzt der Mannesstamm der Landgrafen von Thüringen ausgestorben, Heßen ohne Landesherrn, wie Deutschland ohne Kaiser.

Da ging denn das alte Sprüchwort auch am Heßenlande in Erfüllung:

„Wenn die Katz nicht ist zu Haus,
laufet frei herum die Maus."

Zunächst war nun die Frage: wer denn eigentlich jetzt nach dem Aussterben der bisherigen Landesherren, Thüringen und Heßen, und was sonst noch dazu gehörte, erhalten sollte? Doch, wie ihr wißt, pflegt es an erblustigen Leuten niemals zu fehlen, wenn irgendwo eine fette Erbschaft zu theilen ist. So war's denn auch hier. Vier Erben traten nach dem Tode des Königs Heinrich Raspe auf und machten Anspruch auf die Länder, welche er hinterlaßen hatte. Nemlich: 1.) der Markgraf Heinrich von Meißen, ein Schwestersohn Landgraf Ludwigs des Heiligen und Heinrich Raspe's; 2.) sein Stiefbruder, Graf Hermann von Henneberg; 3.) noch ein dritter Schwester-

sohn, Graf Siegfried von Anhalt. Außer diesen dreien war aber noch da: die ältere Tochter Ludwigs des Heiligen und der heiligen Elisabeth, nemlich Sophia, welche den Herzog Heinrich II von Brabant geheirathet hatte. Von diesem hatte sie einen, damals erst drei Jahre alten Sohn und der war der vierte, welcher Anspruch auf die Erbschaft machte. Er hieß Heinrich und war eben der, deßen Geschichte ich euch erzählen will. Er wurde, wie ihr im Verlaufe dieser Erzählung sehen werdet, der erste Landgraf von Heßen und führte den Beinamen: das Kind. Er ist der gemeinschaftliche Stammvater der sämmtlichen heßischen Fürstenhäuser geworden.

Doch ging die Sache mit der Beerbung der Landgrafen von Thüringen nicht so schnell, als ich sie euch hier erzähle. Es brachen erst schwere Zeiten über die armen Länder herein und gar Mancher sollte vorher noch sein Herzblut vergießen, bis Alles in Ordnung kam. Ihr habt schon in der Geschichte Ludwigs des Heiligen gelesen, wie dieser vortreffliche Fürst seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um in seinen Landen die Straßenräubereien und anderes Unwesen der vornehmen und gemeinen Diebe zu unterdrücken. Auch vorhin habt ihr schon gehört, wie manche Edelleute in Heßen es schon damals trieben, als ihre Landesherren noch lebten. Nun aber, wo kein Kaiser war im Reich, kein Fürst im Lande, war nun vollends gar kein Widerstand mehr. „Ein Jeglicher wollte des andern Herre sein," wie ein alter Chronikschreiber sagt. Allerwärts entstanden eine Menge Raubburgen und Diebsnester, von wo aus die bewaffneten

Banden ihre Raub- und Brandzüge gegen die wehrlosen Dörfer und Höfe, Klöster und kleinen Städte unternahmen.

Von solchen Raubschlößern kannst du, lieber Leser, noch hie und da die Ueberreste sehen. Auf manchem Berge oder Hügel des deutschen Vaterlandes findest du noch altes, verfallenes Gemäuer, vielleicht noch den Ueberrest eines Thurmes und eingestürzte Gewölbe. Diese alten Trümmer reden lauter, als ich es vermag, von jener traurigen Zeit, der Zeit der Schmach und Erniedrigung des deutschen Reiches, wo nicht bloß gemeine Diebe stahlen, sondern selbst viele Edelleute es nicht verschmähten, den wehrlosen Kaufmann oder Krämer auf der Landstraße zu berauben und den friedlichen Bürger oder Bauer im Schlafe zu überfallen.

Doch würdest du in einem schweren Irrthum befangen sein, wenn du die alten zerfallenen Burgen, welche du an so vielen Orten schon gesehen hast, ohne Unterschied alle für ehemalige Raubschlößer halten wolltest. Vielmehr haben sich nur von den allerwenigsten derselben noch Spuren bis auf unsere Zeiten erhalten. Die meisten alten Burgen, welche man jetzt noch sieht, waren vielmehr fürstliche Schlößer, welche zum Schutze des Landes dienten und zum großen Theile erst später erbaut oder vergrößert worden sind, um die Räuber und Unruhstifter im Zaum zu halten.

Auch mußt du nicht denken, als ob alle edeln Geschlechter, Grafen, Ritter und Herren damals an den Landstraßen gelegen hätten, um zu rauben und zu plündern. Vielmehr wirst du im Verlauf unserer Geschichte noch hören, daß sehr viele adlige Herren ihren Fürsten treulich halfen, wieder

Ruhe und Ordnung zu schaffen. Doch sollte es noch schlimmer kommen, als es selbst damals schon war.

Aber wahr ist es, daß Straßenräubereien aller Art, die Ueberfälle wehrloser Dörfer, Mühlen und Höfe, ja selbst der kleinern Städte, damals in einer grauenhaften Weise über Hand genommen hatten, so daß alle Gutgesinnten sich von Herzen nach einem beßern Zustande der Dinge sehnten.

Als ein Beispiel, wie es damals in Heßen herging, muß ich euch erzählen, daß im Jahre 1250 die Bauern im Dorfe Harbach bei Grünberg es nicht mehr wagten, in die Kirche nach Passen zu gehen und darum eine eigne Kapelle erhielten. Und an vielen Orten war es noch schlimmer, weil die Leute in ihren eignen Häusern nicht sicher waren.

Unterdeßen aber mußte Jeder sich zu helfen suchen, so gut es gehen wollte. Die Bürger in den Städten machten ihre Stadtmauern fester, vermehrten ihre Stadtthürme und machten sich bewehrt. Der Schuster, der Schmied, der Gerber und was auch das Gewerbe des Bürgers sein mochte, hatte neben seinem Schusterstuhle, oder seinem Hammer und Ambos oder was sonst sein Handwerkszeug sein mochte, auch seinen Harnisch und sein Schwert, oder seine Armbrust und seine Streitart. Zu den Stadtwächtern konnte man damals keine alte, steife und lahme Bursche brauchen: man stellte die rüstigsten und wachsamsten Männer an, welche bewaffnet Tag und Nacht auf ihren Posten sein und Lärm machen mußten, wenn sich irgend ein Feind in der Nachbarschaft zeigte, oder etwas Verdächtiges in die Nähe kam.

Auch die Einrichtung der Zünfte und Innungen war

dazu angethan, daß die Zunftgenoßen nicht bloß an gewißen Tagen das Wol und Wehe ihres Gewerbes beriethen und dann bankettirten und zechten: Jeder mußte die Waffen zu führen wißen und, wenn es galt, in Krieg und Fehde an seinem Posten sein. Darum wohnten damals gewöhnlich auch die Genoßen einer Zunft beisammen, damit sie sich im Falle der Noth schnell zusammenfinden könnten, um gemeinsam dem Feinde in schönster Ordnung entgegenzurücken. Jede Zunft hatte ihr Banner, oder ihre Fahne, um welche sich die Gewerbe sammelten, wenn es in Streit und Krieg ging, oder auch bei festlichen und friedlichen Aufzügen. Allen Gewerben voran aber wurde das Stadtbanner getragen. Und so hatte denn jede Stadt, auch wenn sie so gar groß nicht war, ihre ganz respektable Streitmacht und die großen, wie die kleinen Räuber wagten es nicht so bald, sie anzugreifen.

Auch die Dörfer suchten sich zu helfen, so gut sie konnten. Gewöhnlich umgaben sie die Kirche mit dem daran liegenden Kirchhofe mit einer starken Mauer und einem Graben, damit die Bauern doch wenigstens bei plötzlichen Ueberfällen eine Zuflucht hätten, wo sie Weib und Kind und das Beßte ihrer beweglichen Habseligkeiten hinflüchten konnte. Hier und da könnt ihr noch die Spuren der alten Kirchhofsmauern in manchen Dörfern sehen, oder doch des Grabens, der darum gezogen war. Jetzt sind diese Gräben gewöhnlich Grasgärten geworden, mit vielen Obstbäumen darin.

Ihr seht: wenn euch auch heutzutage hie und da der Schuh drückt, und nicht Alles ist, wie es sein sollte, so

haben wir doch in gar vieler Hinsicht goldene Zeiten, im Vergleich zu denen, wie sie vor sechshundert Jahren, zur Zeit des Faustrechts in Deutschland, und auch in Heßen waren.

Doch muß ich nach dieser Einleitung jetzt allgemach anfangen, auf die Sache selbst überzugehen, welche ich euch, meinem frühern Versprechen gemäß, erzählen will, nämlich auf das Leben und die Regierung Heinrich's des Kindes, des ersten Landgrafen von Heßen.

I.

Landgraf Heinrich in seiner Kindheit,

vom Jahre 1244 — 1263.

1. Von den Eltern und der Geburt des Kindes von Heßen.

„Wer nachfolget der Gerechtigkeit,
Den hat Gott lieb in der Ewigkeit."
Wiegand Gerstenberger.

Sollte vielleicht einer meiner Leser auch einmal auf der Eisenbahn durch das Königreich Belgien reisen, — was ist denn heutzutage in der Art nicht alles möglich? — so fährt er, unter vielen andern Städten, auch an der Stadt Löwen vorbei. Wenn dann der Zugführer auf der Trompete bläst und der Zug hält an, und viele Mitreisende steigen aus und ein, dann hast du wol ein Paar Minuten Zeit, über die vielen Schornsteine und Dächer der Stadt hinüberzusehen. Die Schornsteine und Dächer sind nun wol nicht merkwürdiger, als anderwärts; aber über dieselben ragen hoch empor etliche alte Kirchen mit ihren hohen, prächtigen Thürmen und dann besonders auch ein hohes altes Gebäu, das kann keine Kirche sein, denn die hohen Thürme fehlen ihm. Aber dafür siehst du an ihm eine große Menge von Erkern und Thürmlein, welche dem Bau ein gar absonderliches und alterthümliches Ansehen geben.

Das ist das große und berühmte Rathhaus der Stadt Löwen.

Aber um's Himmels Willen, wirst du fragen, was hat denn hier die Stadt Löwen mit ihrem Rathhause und mit allen seinen Erkern und Thürmlein zu thun?

Sollst gleich hören, lieber Leser.

Dort in der Stadt Löwen hat einst vor länger als sechshundert Jahren eine Zeit lang die älteste Tochter Ludwigs des Heiligen und der heiligen Elisabeth gewohnt und gelebt und dort hat dieselbe einen Sohn und eine Tochter geboren. Und der Sohn ist eben unser Heinrich, welcher späterhin der erste Landgraf von Heßen wurde. Denn Löwen war dazumal die Hauptstadt des frühern Herzogthums Brabant.

Sophie aber, die älteste Tochter der heiligen Elisabeth, welche in den Fasten des Jahres 1224 das Licht dieser Welt auf der Neuenburg (bei Freiburg an der Unstrut) erblickte, wurde im Jahre 1242, also in ihrem achtzehnten Lebensjahre dem Herzoge Heinrich II., mit dem Beinamen der „Großmüthige" als eheliche Gemalin angetraut und zog mit ihm nach Brabant in seine Hauptstadt Löwen.

Dieser Herzog Heinrich II. von Brabant war nun zwar damals bereits ein ziemlich bejahrter Herr, er stand im 53. Jahre, und Wittwer, hatte auch aus seiner ersten Ehe Kinder, namentlich einen Sohn, welcher nach des Vaters Tode Herzog von Brabant wurde. Allein er war ein sehr reicher, mächtiger, angesehener und in jeder Beziehung vortrefflicher Herr. Schon der Umstand, daß ihm

seine Zeitgenoßen den Beinamen des Großmüthigen gegeben haben, weiset darauf hin, daß er ein mit großen Tugenden gezierter Fürst war. Nicht weniger spricht für das große Ansehen, in welchem er stand, der Umstand, welchen ich bereits vorhin erwähnt habe, daß es bei ihm gestanden hätte, deutscher Kaiser zu werden, wenn er nur gewollt hätte. Es ist bekannt, daß er barmherzig gegen die Armen und Nothleidenden und gütig gegen alle seine Unterthanen, auch gegen die allergeringsten war. Vier Jahre ohngefähr hatte nun Frau Sophie, nunmehrige Herzogin von Brabant und Lothringen, in dem reich gesegneten Brabant zugebracht, in welchem die Fruchtbarkeit des Bodens und der Fleiß und die Kunstfertigkeit der Bewohner, von alter Zeit her bis auf unsre Tage, mit einander wetteifern, dem Lande Reichthum und Ueberfluß zu geben. Noch bis auf den heutigen Tag sind Spuren dort vorhanden von der frommen Herzogin Sophie, denn in verschiedenen Kirchen des Landes werden noch jetzt Geschenke gezeigt, welche sie einst in derselben zurückließ. Namentlich soll sie einer Kirche in der Stadt Tongern den Schleier der heiligen Elisabeth, ihrer gottseligen Mutter geschenkt haben und in einigen andern Kirchen zeigt man noch Bilder der Maria und ähnliche Sachen, die einst der heiligen Elisabeth gehört und von der Herzogin Sophie dorthin geschenkt worden sein sollen. Man sieht, wie groß die kindliche Ehrfurcht und Liebe zu ihrer Mutter in dem Herzen Sophiens gewohnt haben muß, daß sie auch in dem fremden Lande das Andenken an dieselbe zu Ehren zu bringen suchte. Ihr Sohn Heinrich erblickte

das Licht der Welt, wahrscheinlich zu Löwen, am 24. Juni 1244. Im darauf folgenden Jahre 1245 gebar Sophie eine Tochter, welche sie ihrer Mutter zu Ehren Elisabeth nannte. Dieß waren ihre Kinder.

So lebte denn die Herzogin Sophie friedlich und glücklich in dem Besitze eines angesehenen, vortrefflichen Ehegatten und ihrer beiden Kinder, welche sie ihm geschenkt hatte, als ihr Oheim, König Heinrich Raspe zu Anfang des Jahres 1247 auf der Wartburg, ohne Leibeserben, starb.

Kaum hatte Heinrich Raspe das Zeitliche gesegnet, als natürlich in den, ihm unterworfen gewesenen Ländern vor allen Dingen die Frage entstand: wer wird nunmehr unser Fürst und Herr sein?

Ueber einen Theil von Thüringen war schon vorher entschieden. Noch bei Lebzeiten Heinrich Raspe's war, für den kinderlosen Todesfall desselben, der Schwestersohn Ludwigs des Heiligen, Markgraf Heinrich von Meißen mit denjenigen Landestheilen von Kaiser Friedrich II. belehnt worden, welche einst die alten Landgrafen von Thüringen von Kaiser und Reich als Lehen empfangen hatten. Noch war aber die Grafschaft Thüringen mit der Hauptstadt Eisenach und die Landschaft Heßen da, welche Familiengüter der Landgrafen von Thüringen gewesen waren und darum beim Aussterben des Mannesstammes auf die weiblichen Nachkommen vererbten. Die Erben dieser Länder konnten darum nach deutschem Rechte Niemand anders sein, als die Nachkommen des ältesten Bruders Heinrich Raspe's, und das war die Herzogin Sophie von Bra-

bant, die Tochter der heiligen Elisabeth, und ihr Sohn Heinrich.

In Heßen erkannte man das denn auch sogleich. Deßhalb traten die Stände des Landes zu einem Landtage zusammen. Ohne Zweifel fand diese feierliche Versammlung Statt am Spieße bei dem alten Thurme, unweit des ehemaligen Klosters Kappel, zwischen Ziegenhain und Homberg, wo von den ältesten Zeiten her die Heßischen Landstände unter freiem Himmel zusammenkamen, über des Landes Heil zu berathen. Denn hier ist die uralte Grenzscheide zwischen Niederheßen und Oberheßen. Es kamen dahin die Grafen, Ritter und Edeln des Heßenlandes, dazu die Amtleute, die Abgeordneten aus den Städten und Gerichten und wurden einträchtiglich eins mit einander, „den jungen Heinrich von Brabant, der heiligen Elisabeth Tochter Sohn als einen rechten Erben des Heßenlandes anzunehmen" und verbanden sich mit einander, „bei ihrem Eide, ihrer Ehre und Treue todt und lebendig bei einander zu stehen und zu halten."

Du siehst hieraus, lieber Leser, wie immerfort das alte Sprüchwort in Erfüllung geht, daß das Gedächtniß der Gerechten im Segen bleibt und der Eltern Segen den Kindern Häuser baut. Das Andenken an die heilige Elisabeth und an das, was sie dem Lande Gutes gethan, war in Heßen nicht vergeßen. Die Treue des Landes verhalf ihrem Enkel zum Erbe seiner Väter und wenn man bedenkt, daß außerdem die Landschaft Heßen wol die Beute der zahlreichen Fürsten und Edelleute geworden wäre, welche dieselbe von innen und außen bedrohten, so muß

man bekennen, daß es eigentlich die heilige Elisabeth war, und die Anhänglichkeit des Volkes an diese ihre Wolthäterin, welche das Heßenland zu dem gemacht hat, was es geworden ist.

Kaum hatten nun die Heßischen Stände ihren Beschluß gefaßt, so sandten sie Briefe und Boten nach Brabant, um den Herzog und seine Gemalin zu sich einzuladen nach Heßen. Diese Nachricht war in Löwen willkommen. Ganz besonders erfreut war die Herzogin Sophie für ihren damals erst dreijährigen Sohn.

Herzog Heinrich selbst reiste sogleich nach Heßen, wo er bereits wenige Wochen nach dem Tode seines Schwagers Heinrich Raspe ankam und nahm das Land für seinen Sohn in Besitz. Es ist kaum zu bezeifeln, daß er bei seiner Macht und bei dem hohen Ansehen, in welchem er stand, das ganze und volle Erbtheil seines Sohnes erhalten hätte, hätte es der Herr aller Herren in seinem Rathe nicht anders beschloßen. Nachdem er die bedeutenderen Städte Heßens besucht und den Bürgern ihre bisherigen Gerechtsame und Freiheiten bestätigt hatte, ward er plötzlich nach Brabant abgerufen, ehe er noch Zeit hatte, nach Thüringen zu gehen. Zu Hause wartete seiner eine ehrenvolle Botschaft. Der Papst hatte zu ihm gesandt, ihm die deutsche Königskrone anzubieten. Allein Heinrich nahm eine Würde nicht an, deren Last er für zu schwer hielt für seine nicht mehr jungen Schultern. Dagegen empfahl er dem Papste an seiner Statt seinen Schwestersohn, den jungen Grafen Wilhelm von Holland, der auch wirklich hierauf römischer König

ward, ohne daß ihm, wie ich bereits vorhin kürzlich erzählte, seine neue Würde Glück bringen konnte.

Noch war aber Herzog Heinrich nicht lange nach Brabant zurückgekehrt, als er am 1. Februar 1248, also nicht einmal ganz ein Jahr nach seinem Schwager Heinrich Raspe, im 54. Jahre seines Alters, in seiner Hauptstadt Löwen verstarb. Dort liegt er denn auch begraben.

Das war ein harter Schlag für die Herzogin Sophie und für ihren noch nicht vierjährigen Sohn Heinrich.

In Brabant folgte seinem Vater der Sohn ihres verstorbenen Gemals aus erster Ehe, Herzog Heinrich III., genannt der Sanftmüthige. Er hatte sich eine Gräfin Adelheid von Burgund zur Gemalin genommen, welche mit ihrem herrschsüchtigen Wesen der zwar frommen, aber doch kräftigen und heldenmüthigen Tochter der heiligen Elisabeth widerstand. An ihrem Stiefsohne hatte Frau Sophie darum keine Stütze.

In Heßen und Thüringen aber war von allen Seiten die Habgierde thätig, ihre Hände nach dem Erbe der Landgrafen von Thüringen auszustrecken. Nirgends fand sie Rath, nirgends Hülfe. Es war eine Lage für eine 24 jährige Wittwe, welche auch ein sonst nicht verzagtes Herz hätte muthlos gemacht.

Aber Frau Sophie verließ sich auf den, der die Wittwen und Waisen nicht verläßt und auf die Treue des Heßischen Volkes. Und wir werden sehen, daß sie nicht vergeblich gehofft hatte.

2. Die getreue Mutter.

„Wer Gott vertraut,
Hat wol gebaut."
Altes Sprüchwort.

Es war damals, wie ihr bereits wißt, eine schwere Zeit im deutschen Reiche. Kaiser Friedrich II. war noch am Leben. Aber er war fern in Unteritalien in seinem Apulischen Reiche und vollauf beschäftigt mit seinen italienischen Kämpfen. In Deutschland war keine oberste Gewalt, welche Ordnung und Frieden erhalten konnte. Da griff denn Jeder zu, wo und wie er konnte. Das Erbe der Landgrafen von Thüringen war rings umgeben von feindselig gesinnten Nachbarn, welche hier eine gute Gelegenheit fanden, sich zu vergrößern. Im Norden war es Herzog Otto von Braunschweig, welcher thüringische und heßische Besitzungen an sich riß, im Süden und Westen der Erzbischof Siegfried III. von Mainz, der in der Nähe von Marburg Amöneburg, Fritzlar und Wetter besaß. Er glaubte gleichfalls hier eine gute Gelegenheit zu finden, sich zu bereichern und kämpfte mit geistlichen und leiblichen Waffen zugleich, indem er seine Truppen in Amöneburg vermehrte und die Landgräfin Sophie in den Bann that. Im Osten war es der nächste Verwandte Sophiens, der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, welcher bereits die Landgrafschaft Thüringen besetzt hatte und, wie man in der Folge sah, auch die Familienbesitzungen der alten Landgrafen in Thüringen an sich zu reißen trachtete.

Im Innern von Heßen herrschte Unsicherheit und Verwirrung. Die Städte des Landes waren zwar der Herzogin Sophie ergeben; doch erhoben die Schlechten immer mehr das Haupt, Räubereien aller Art nahmen überhand und manche Mächtige vom Adel waren nicht durchgehends treu.

In Thüringen selbst aber, soweit Frau Sophie darauf Anspruch zu machen hatte, war die öffentliche Meinung getheilt. Viele waren zwar für die Tochter und den Enkel der heiligen Elisabeth gestimmt; Andere aber sagten, Gott solle sie vor einer Weiber- und Kinderregierung bewahren. Selbst die Söhne der früheren Anhänger Ludwigs des Heiligen standen nun gegen seine Tochter und ihren Sohn. Alle aber suchten möglichst viele Vortheile für sich zu gewinnen und, wenn es sein könnte, sich unabhängig von einem Fürsten zu machen.

Und diesem Allem gegenüber stand die verwittwete Herzogin Sophie mit einem vierjährigen Kinde allein!

Aber mit einer Furchtlosigkeit und einem Heldenmuthe, von welchem die Geschichte nur wenige Beispiele kennt, unternahm die erst 24 jährige Frau den Kampf gegen alle diese Feinde. Gleich nach dem Tode ihres edeln Gemals (1. Febr. 1248) bereitete sie sich mit Gebet und mit einem Werke der Liebe zu ihrem ernsten Vorhaben vor. Im Hinblick auf den, an deßen Segen Alles gelegen ist, und in der Erinnernng deßen, was einst ihre gottselige Mutter gethan, stiftete sie vor ihrem Weggange in der Stadt Löwen ein Spital für Arme und Kranke und unternahm dann mit

ihrem, damals noch nicht vierjährigen Sohne Heinrich die Reise nach Heßen.

Bereits am 11. Februar 1248 kam sie vor Marburg an. Die Bürger der Stadt, in dankbarer Erinnerung an das, was einst die heilige Elisabeth für sie gethan, öffneten ihr willig ihre Thore und nahmen sie mit Freuden als ihre Herrin auf. Eine heilige Begeisterung aber erfüllte die Herzen der Bürger, als Sophie nun auf dem Marktplatze mitten unter sie trat, ihren Sohn auf ihren Armen hoch emporhielt und denselben als ihren künftigen Landesherrn ihrer Treue und ihrem Schutze mit folgenden Worten empfahl: „Zu euch nehme ich, verfolgt von meinen Feinden, verlaßen von einem großen Theile meiner Unterthanen, meine Zuflucht. Eurer Treue und eurem Schutze übergebe ich den Enkel eurer Elisabeth!" Auf diese Anrede erhoben die Bürger ihre Hände empor und schwuren wie mit einem Munde, bei Gott und der heiligen Elisabeth, Hab und Gut für Sophien und ihren Sohn freudig zu wagen.

Nach dieser würdigen Aufnahme in Marburg beeilten sich nun die Grafen, Ritter und Vornehmen des Landes, der Fürstin zu Marburg ihre Huldigungen darzubringen und sie ihrer Treue und Anhänglichkeit zu versichern. Von einer großen Menge edler Ritter und dem Gefolge derselben umgeben, zog nun die Herzogin Sophie in alle Städte und Schlößer von Heßen und hielt in jedem derselben ihren Einzug. Die Reise war ein wahrer Triumphzug. Voran fuhr die Fürstin auf einem Wagen, ihren kleinen Sohn Heinrich auf dem Schooße, nach ihr kamen

die Grafen, Ritter und Edeln mit ihrer Begleitung, zusammen acht hundert Gewappnete, sämmtlich zu Pferde. In den Städten und Dörfern läuteten die Glocken, wenn sie in die Nähe kam und die Einwohner kamen ihr mit Jubel entgegen, mit Fahnen, Kerzen und andern Beweisen ihrer Ehrfurcht und Unterthanentreue. Die Fürstin aber zeigte dem Volke ihren Sohn und dieser ward von dieser Zeit an das „Kind von Heßen" genannt und in der Geschichte heißt er darum Heinrich das Kind bis auf den heutigen Tag.

Besonders festlich war ihr Empfang zu Frankenberg, der alten Hauptstadt des Landes, und zu Caßel, der späteren Hauptstadt, wo in der nachfolgenden Zeit Landgraf Heinrich I. sich sein Schloß erbaute, in welchem er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Kurz, allenthalben wurde sie mit Freuden und Jubel aufgenommen. In den Städten aber, in welche sie kam, beschenkte sie die Kirchen und Klöster, weil sie wußte, daß dieß zu Gottes Ehre und den Armen zum Vortheile dienen werde, so zu Frankenberg, zu Grünberg und anderwärts.

Zumeist aber nahm sie von nun an ihren Aufenthalt zu Marburg. Hier hatte einst ihre gottselige Mutter ihre letzten Tage im Dienste der Armen und Unglücklichen beschloßen, hier war deren Grab und wurde eben noch an der, derselben zu Ehren gestifteten Elisabethenkirche gebaut, und hier vor Allem war sie der Treue und Anhänglichkeit der Bürger gewiß.

Doch begnügte sie sich nicht damit, sich Huldigungen darbringen zu laßen: sie dachte auch mit allem Ernste

daran, die Ordnung und den Frieden im Lande wiederherzustellen und so den Unterthanen Ruhe zu verschaffen.

In der Nähe von Marburg, unweit von dem Dorfe Wehrda, wo die heilige Elisabeth bei ihrer Ankunft in Heßen zuerst ihren Aufenthalt genommen hatte, stand damals das Schloß Weißenstein, von wo aus habgierige Raubritter die benachbarten Orte beunruhigten und plünderten. Die Einnahme und Zerstörung dieses Raubnestes war das Erste, woran die Herzogin Sophie dachte. Mit Freuden halfen ihr die Bauern der umliegenden Dörfer, dieß löbliche Vorhaben auszuführen. Sie wären schon längst gerne ihre Bedränger los gewesen und leisteten darum dabei die thätigste Hülfe. Aehnlich verhielt es sich mit dem Schloße Hohelinden, zwischen Wetter und Biedenkopf im hohen Walde gelegen. Auch hier hausten wilde Raubritter. Frau Sophie ließ die Burg besetzen und von Grund aus zerstören. Auch das Schloß Reichenbach nicht weit von Lichtenau, welches einst ihr Vater, der heilige Ludwig von den Grafen von Ziegenhain erworben hatte, welches aber unterdeßen während der bisherigen Unruhen in die Gewalt einiger Räuber gekommen war, und die Burg Blankenstein bei Gladenbach, welche einige räuberische Ritter ihren rechtmäßigen Besitzern entrißen hatten, nahm sie weg und behielt das erste für sich, das andere gab sie den Eigenthümern zurück. Endlich brachte sie die Besitzer des Schloßes Hohenfels bei Buchenau, welche gleichfalls den Landfrieden zu brechen gewagt hatten, zur Ordnung zurück, indem dieselben sich verbindlich machen mußten, eine Strafe von fünf

hundert Mark Silber zu bezahlen, falls sie es sich wieder beigehen laßen würden, den Frieden zu stören und die Unterthanen zu beunruhigen.

Nicht weniger kraftvoll trat Frau Sophie auf gegen ihre auswärtigen Feinde. Von diesen war ihr keiner gefährlicher, als der Erzbischof von Mainz, welcher auch den Grafen von Ziegenhain gegen sie aufzuwiegeln wußte. Um nun auf der einen Seite Schutz zu haben gegen die Mainzische Besatzung zu Amöneburg, auf der andern gegen das, dem Grafen von Ziegenhain gehörige Schloß Staufenberg bei Kirchberg, ließ sie anderthalb Stunden von Marburg auf einer felsigen Anhöhe im Jahre 1254 eine starke Feste erbauen, welche noch heute der Frauenberg heißt, weil eine Frau es war, die sie erbaut hat. Wenn du bei Marburg vom schönen Lahnthal hinaufschaust auf die waldigen Höhen gegen Süden, so kannst du heute noch ihre Trümmer sehen. Von dort aus konnte Frau Sophie die ganze Gegend beherrschen und konnte Widerstand thun, mochte der Feind von Norden kommen, oder von Süden.

So wußte diese seltene, heldenmüthige Frau in der mißlichsten Lage, in den traurigsten Zeiten, das Heßenland für ihren Sohn zu behaupten gegen innere und äußere Feinde. Die Herzen der Unterthanen gewann sie durch ihre Freundlichkeit und Güte, die Feinde hielt sie im Zaum durch ihren Muth und durch ihre Kraft.

3. Der ungetreue Vormund.

Viel beßer iſt's ein Bauer geboren,
Als edel ſein und Ehre verloren.
Philander v. Sittewald.

Vieles und Großes hatte nun ſchon Frau Sophie auf dieſe Weiſe gethan: die Landgrafſchaft Heßen hatte ſie für ihr Kind gewonnen. Doch war ihre Aufgabe noch lange nicht beendigt. Die Grafſchaft Thüringen war ohne Zweifel auch das Eigenthum ihres Sohnes, das Erbtheil ihres Vaters. Auch auf Brabant, dies Land ſeines Vaters, hatte er als zweitgeborner Sohn einige Anſprüche.

Nach Eiſenach und der Wartburg war Frau Sophie ſeit ihrer Ankunft in Heßen nicht gekommen, weil ſie hier bisher Arbeit genug gefunden hatte. Doch weiß man nicht anders, als daß ihr dieſen Theil von Thüringen bisher Niemand beſtritten hatte.

Jetzt aber, nachdem ſie ihre Arbeit in Heßen gethan, war es hohe Zeit, daß ſie ſich auch dort den Landesbewohnern als ihre Fürſtin zeigte. Es war dies um ſo nöthiger, da ſie die Abſicht hatte, ſobald als möglich nach Brabant zu reiſen, wo ſie ihr Witthum in der Stadt Aerſchot hatte und wo ſie namentlich die Anſprüche ihres Sohnes auf das Erbtheil ihres Gemals geltend zu machen gedachte. Wollte ſie dieſes Vorhaben zur Ausführung bringen, ſo mußte es ihr vor allen Dingen wünſchenswerth ſein, die Verwaltung ihres Landes während ihrer Abweſenheit in ſtarke und treue Hände zu legen, welche die Macht und den Willen hätten, die Rechte ihres geliebten Sohnes gegen

ihre zahlreichen und mächtigen Feinde in dieser Zeit der Unruhe und Verwirrung zu vertheidigen und die Vormundschaft über ihren Sohn an ihrer Stelle zu führen.

Dazu aber schien ihr Niemand geeigneter zu sein, als Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen. Er war ihr nächster Verwandter. Seine Mutter Jutha war die älteste Schwester ihres seligen Vaters, des Landgrafen Ludwig des Heiligen von Thüringen gewesen. Eben ihr Vater war einst, nach dem frühen Tode des Markgrafen Dietrich von Meißen diesem Heinrich, mit dem Beinamen „der Erlauchte", ein getreuer Vormund gewesen, hatte ihm mit Muth und Anstrengung seine Länder geschützt und unter sehr schwierigen Umständen die Vormundschaft über seinen Mündel geführt bis an seinen Tod. Jetzt hatte zwar Heinrich der Erlauchte die Landgrafschaft Thüringen in Besitz genommen. Allein er hatte sie nicht mit Unrecht erlangt. Sie konnte ihm keinen Vorwurf deßhalb machen. Nach der s. g. Grafschaft Thüringen oder den Familien- oder Stammgütern ihres Hauses hatte er bis dahin kein Verlangen gezeigt. Jedenfalls war er der Mann, welcher die Macht und das Ansehen gehabt hätte, Sophien und ihren Sohn vor allen Angriffen ihrer Feinde zu schützen.

Dieß waren die Gedanken, welche die Herzogin Sophie hatte, als sie im Jahre 1250 nach Thüringen reiste. Anfangs ließ sich auch Alles gut und zu ihrer Zufriedenheit an. Die Bürger von Eisenach, die Besatzung der Wartburg öffneten ihr willig die Thore und erkannten sie als ihre Herrin an. Niemand machte ihr den Besitz ihres

rechtmäßigen Antheils von Thüringen ſtreitig. Heinrich der Erlauchte aber, ihr Vetter, Markgraf von Meißen und jetzt auch Landgraf von Thüringen, hielt damals in der Nähe einen Landtag und kam zu ſeiner Baſe Sophie nach Eiſenach. Sie trug ihm ihr Anliegen vor. Sie erinnerte ihn daran, wie einſt ihr Vater für ihn in ſeiner Kindheit geſorgt, und wie ſie nun in gleicher Lage, wie einſt ſeine Mutter ſei; aber von ihm Rath und Beiſtand für ſich und ihren unmündigen Sohn erwarte.

Markgraf Heinrich erwies ſich auch freundlich und verſprach Alles. Er nahm die angebotene Vormundſchaft an und machte ſich verbindlich, während der Zeit der Abweſenheit der Herzogin Sophie, die Verwaltung von Heßen und ihres Antheils von Thüringen zu übernehmen. Im Vertrauen auf dieſe Verſicherungen übergab Sophie hierauf ihrem Vetter die Wartburg und Eiſenach, ſowie die Verwaltung des Heßenlandes.

Nachdem ſie etwa noch 2 Jahre in Thüringen und Heßen verweilt hatte, reiſte nun Frau Sophie nach Brabant ab, um auch dort ihre Angelegenheiten zu ordnen. Ihren Sohn Heinrich hatte ſie für dieſe Zeit den Mönchen des Kloſters Haſungen zur Erziehung übergeben. Vier Stunden, nordweſtlich von Caßel, liegt auf einer hohen felſigen Bergkuppe, hinter dem Habichtswalde, über dem Dorfe Burghaſungen ein achteckigter, alter und zerfallener Thurm. Das iſt der einzige Ueberreſt des frühern, reichen Benediktinerkloſters Haſungen, in welchem Heinrich das Kind einen Theil ſeiner Kinderjahre unter der Aufſicht ſorgſamer Mönche verlebte, die ihn unterrich-

teten und erzogen mit Liebe und Treue. Noch in seinem Alter gedachte der Landgraf Heinrich gerne an das Gute, das ihm dort in seiner Kindheit war erwiesen worden und das Kloster Hasungen hatte sich deßhalb allezeit seiner besondern Vorliebe zu erfreuen.

Nach längerer Abwesenheit in Brabant, wo sie aber für die Ansprüche ihres Sohnes nichts ausrichten konnte, kehrte Frau Sophie im Jahre 1254 wieder nach Heßen zurück.

In dieser Zeit nach ihrer Zurückkunft aus Brabant schöpfte die Herzogin Sophie den ersten Verdacht gegen die Aufrichtigkeit der Gesinnungen ihres Vetters, des Markgrafen von Meißen. Er hatte die Wartburg und Eisenach und damit ihren ganzen Antheil an Thüringen im Besitze. Ebenso war noch ein Theil von Heßen in seiner Gewalt. Und er beeilte sich ganz und gar nicht, alle diese Besitzungen der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückzugeben. Sophie ward mit Schrecken gewahr, daß sie ihr Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt, daß sie, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, den Bock zum Gärtner gesetzt habe. Alles, was sie mit aller Anstrengung ihrer Kräfte bis dahin für ihr Kind errungen hatte, stand nun wieder in der größten Gefahr, verloren zu gehen. Von allen ihren Feinden war ihr der nun der gefährlichste geworden, den sie für ihren besten Freund gehalten hatte. Ihr nächster Verwandter, der dazu Alles, was er hatte, der treuen Obhut ihres seligen Vaters zu verdanken hatte, war von ihr abgefallen und streckte habgierig seine Hände aus nach dem Erbtheile ihres Sohnes.

Die Lage der armen Fürstin war wirklich eine verzwei-

felte. Doch sie war, wie gesagt, eine seltene Frau, welche so leicht nicht den Muth verlor. Man sieht aus Allem, was sie that, daß sie allezeit wußte, was Noth war, um ihre Absichten zu einem guten Ende zu führen.

Vor allen Dingen sah sie sich in ihrer schwer bedrängten Lage nach einem andern Beistande um. Da erkannte sie dann schnell, daß unter allen Fürsten in Deutschland keiner sei, welcher beßer dazu geeignet war, ihr Helfer und Bundesgenoße zu sein, als der junge Herzog Albrecht von Braunschweig. Er war ein überaus kriegsmuthiger und tapferer Fürst, der sich schon bei mehreren Gelegenheiten durch seine Kriegsthaten rühmlichst hervorgethan und darum den Beinamen „der Große" erhalten hatte. An ihn wendete sie sich darum um Hülfe und da sie ihm bedeutende Vortheile, unter Anderem die Stadt Gudensberg, welche sich damals noch in den Händen des Markgrafen von Meißen befand, versprach, so willigte er ein. Um aber dieses Bündniß noch fester zu knüpfen, verlobte sie dem Herzoge Albrecht ihre einzige, damals elfjährige Tochter Elisabeth und verabredete zugleich die künftige Vermälung ihres Sohnes Heinrich, mit der Schwester des Herzogs, Adelheid von Braunschweig. Sie ist später wirklich die erste Gemalin Heinrichs des Kindes und die Stammmutter des Heßischen Fürstenhauses geworden, wie ich euch später des Weiteren erzählen werde, Auch die Heirath zwischen Elisabeth, der Tochter Sophiens und Herzog Albrechts von Braunschweig kam im Jahre 1262 zu Stande. Doch starb Elisabeth frühe, ohne Kinder zu hinterlaßen.

4. Der Meineid.

Viel lieber Land und Leut' verloren,
Als einen falschen Eid geschworen.
Philipp d. Großmüthige.

Die Vormundschaft des Markgrafen von Meißen hatte sich zwar bisher, zumal in Abwesenheit der Herzogin Sophia in Brabant, dem Lande sehr nützlich erwiesen. Der Erzbischof in Mainz, zur Zeit des deutschen Reichs zugleich der mächtigste Kurfürst im Reiche, hatte seine alte Feindschaft gegen Heßen wieder erneuert, den Grafen Berthold von Ziegenhain, der bei der ersten Ankunft Sophiens in Heßen auf ihrer Seite gewesen war, gegen sie aufgewiegelt und den Kirchenbann über sie und den Markgrafen Heinrich ausgesprochen. Allein der Markgraf fragte nicht darnach und zeigte dem geistlichen Fürsten eine so ernste, drohende Haltung, daß er nichts Ernstliches gegen Heßen zu unternehmen wagte. Auch sonst hatte er die Verwaltung des Landes gut geführt und dasselbe in Ordnung erhalten.

Nun aber, da er Miene machte, die Burgen und Städte welche sie seiner Obhut anvertraut hatte, für sich zu behalten, mußte sich Sophia entschließen, gestützt auf ihren künftigen Tochtermann, den Herzog von Braunschweig, etwas Entscheidendes gegen ihren Vetter von Meißen zu thun.

Zuerst wollte sie den Weg der Güte versuchen. Sie ging im Jahre 1254 nach Eisenach und hatte dort eine Zusammenkunft mit dem Markgrafen Heinrich in dem Kloster der Dominikanermönche. Hier machte sie ihm die

ernſtlichſten Vorſtellungen wegen ſeines Verhaltens, ſtellte ihm vor, wie ſie auf ihn, ihren nächſten Verwandten ihr höchſtes Vertrauen geſetzt und wie ſie geglaubt habe, ihm das Land zu getreuen Händen überantwortet zu haben. Zugleich erinnerte ſie ihn daran, wie ihr Vater einſt ihm in ſeiner Jugend ein getreuer Vormund geweſen und bat ihn auf ebenſo rührende, als dringende Weiſe, ihr und ihrem Sohne die Wartburg und die andern, von ihm noch beſetzten Schlöſſer und Städte zurückzugeben. Anfangs ſchien Markgraf Heinrich ihr nachgeben zu wollen. Allein der Einfluß böſer Rathgeber ließ ſeine beßern Geſinnungen nicht zur Ausführung kommen. Seine letzte Antwort war: „Liebe Baſe, ich muß dieſe Sache wol bedenken und — den Rath meiner Getreuen hören!“

Dieſe ſeine Getreuen waren aber vornehmlich die Gebrüder Helwig und Hermann von Schlotheim, die Söhne jenes Truchſeß Hermann von Schlotheim, der einſt Sophias Vater auf ſeinem Kreuzzuge begleitet hatte. Von denen ſagte der ältere, der das Amt eines Truchſeßen von ſeinem Vater geerbt hatte: „Herr, wäre es möglich, daß ihr mit dem einen Fuße im Himmel ſtändet und mit dem andern auf der Wartburg, ſo ſolltet ihr eher den von dem Himmel auf die Wartburg ziehen, als den andern von der Wartburg hinauf nach dem Himmel.“ Die Wartburg war eben die wichtigſte Feſte in Thüringen, gleichſam der Schlüßel zum ganzen Lande. Nun war es aber ganz beſonders ſein erſtgeborner Sohn Albrecht, mit dem Beinamen der Entartete, der im Rathe ſeines Vaters darauf drang, daß die Wartburg nebſt Eiſenach und der

Umgegend bei Thüringen verbleibe. Dieser Albrecht sollte Landgraf von Thüringen werden, während sein jüngerer Bruder Dietrich Markgraf von Landsberg und Herr im Osterlande werden sollte. Er war ein Mensch, der sich vor Gott nicht fürchtete, noch vor den Menschen scheute, und sich späterhin durch seinen Ungehorsam gegen seinen Vater, auch seine Zwietracht mit seinen Brüdern und Söhnen und durch sein Leben voll Schande und Laster den Beinamen des Entarteten erworben hat. Ohne Zweifel war es seine Habsucht, welche im Rathe den Ausschlag gab und Sophien und ihren Sohn um ihr Erbtheil in Thüringen gebracht hat.

Frau Sophie that, was in ihren Kräften stand. Allein die Untreue erreichte dießmal, wenigstens äußerlich, ihr Ziel. Sie kehrte nach ihrer Unterredung mit ihrem Vetter Heinrich zunächst nach Marburg zurück und überlegte, was weiter zu thun sei. Noch konnte sie den Glauben an die Redlichkeit ihres Vetters nicht gänzlich aufgeben. Sie wollte noch ein gütliches Mittel versuchen, um ihn zur Herausgabe der von ihm noch besetzten Orte zu bewegen. Sie machte ihm nemlich den Vorschlag, er solle sein Recht auf die Grafschaft Thüringen mit einem Eide bekräftigen, welchen er selbst mit noch zwanzig edeln, unbescholtenen Zeugen schwören solle. Wenn er dieß könne, so wolle sie von ihren Ansprüchen auf Thüringen abstehen. Sie konnte nicht glauben, daß ihr Vetter sich soweit vergessen könne, sein Unrecht mit einem Meineide zu besiegeln.

Allein wider Verhoffen nahm er den Vorschlag an. Markgraf Heinrich hatte unterdeß alles Mögliche gethan,

um ſich den Beſitz der mit Unrecht erworbenen Beſitzungen zu ſichern. Selbſt einen Theil der Bürger von Eiſenach hatte er auf ſeine Seite zu bringen gewußt. Daher kam es denn, als Frau Sophie nun abermals von Marburg nach Eiſenach kam, daß die Bürger ihr die Thore der Stadt nicht öffnen wollten und die Frau mit ihrem Kinde draußen ſtehen ließen, deren Eltern einſt die Stadt mit Wolthaten überhäuft hatte.

Dieſer ſchändliche Undank empörte aber die gekränkte Fürſtin ſo tief, daß ſie in den heftigſten Zorn gerieth. Sie trat und ſtieß wider das Georgenthor, ergriff endlich eine Axt und that einige ſo kräftige Hiebe darauf, daß man noch zweihundet Jahre nachher die Spuren davon im Eichenholze ſah. Da ergriff Scham und Reue die Herzen der Bürgerſchaft und ihre Anhänger öffneten nun das Thor und ließen ihre rechtmäßige Fürſtin ein.

Aber eine noch bittrere Erfahrung war der armen Frau vorbehalten. Sie war nach Eiſenach gekommen, um ſelbſt Zeuge davon zu ſein, ob der Markgraf von Meißen den ihm aufgelegten Eid ausſchwören würde, was ſie für eine Unmöglichkeit hielt.

Um die Feierlichkeit zu erhöhen, ſollte der Eid öffentlich in der St. Katharinenkirche abgeleiſtet werden, welche einſt Landgraf Hermann I., der beiderſeitige Großvater, erbaut hatte und worin ſeine und ſeiner Gemalin Gebeine ruhten und, um das Gewiſſen des Markgrafen noch mehr zu rühren, hatte Frau Sophie eine Rippe ihrer heiligen Mutter mitgebracht, auf welche der Schwur abgeleiſtet werden ſollte. Ihr habt ohne Zweifel ſchon gehört, welch einen hohen

Werth man in der katholiſchen Kirche, namentlich in der damaligen Zeit, auf die Reliquien oder Gebeine der Heiligen legte. Daß der Markgraf auch dieß nicht achten werde, däuchte der Herzogin Sophie eine Unmöglichkeit zu ſein.

Allein wie hatte ſie ſich verrechnet!

Als der Prieſter die Reliquie in ein reines weißes Tuch gewickelt auf den Altar legte, fragte ihn der Markgraf, von welchem Heiligen dieſelbe ſei? Und als er hörte, ſie ſei von der heil. Eliſabeth, da lachte er und ſprach ſpöttiſch zu ſeinen Begleitern: „Meine Baſe hat eine Rippe ihrer Mutter mitgebracht, weil ſie meint, ich könnte ſie dann nicht aus Thüringen vertreiben!“ Ohne Scheu trat er nun zum Altare, legte ſeine Finger auf die Reliquie und ſchwur bei Gott und den Heiligen, er habe mehr Recht auf Thüringen, als ſeine Baſe Sophie und ihr Sohn, und zwanzig Ritter aus ſeinem Gefolge traten hierauf einer nach dem andern hinzu und ſchwuren dasſelbe.

Als Frau Sophie dieß ſah, da weinte ſie bitterlich, zog ihre Handſchuhe aus, riß ſie in vier Stücke, warf ſie weit von ſich und rief aus: „o du Feind der Gerechtigkeit, ich meine dich, Teufel, nimm hin die Handſchuhe und die falſchen Rathgeber dazu!“ Die Sage ſetzt hinzu, die Handſchuhe ſeien durch die Luft weggeführt worden und Niemand habe geſehen, wohin, die Meineidigen aber ſollen Alle eines böſen Todes geſtorben ſein.

Wir dürfen das Letztere wol glauben, denn um Herrengunſt hatten ſie Gottes Gnade verſcherzt!

Mit Gewißheit aber wiſſen wir, daß Markgraf Heinrich, der im Uebrigen ein, mit manchen guten Eigenſchaften gezierter

Fürſt war, ſpäterhin durch den Ungehorſam gerade ſeines älteſten Sohnes, um deßwillen er hier ſich ſo ſchwer verſündiget hatte, und durch den Zwieſpalt, welchen derſelbe in ſeiner Familie erregte, ſchwer geſtraft wurde von Gott. Bei den traurigen Erfahrungen, die er in der Folge zu machen hatte, mag er wol oftmals ſelbſt die züchtigende Hand Gottes erkannt haben, der „der Väter Sünde heimſuchet an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied" und unrecht erworbenes Gut nicht gedeihen läßt.

---

5. Wie der treue Heinrich von Velsbach für das Kind von Heßen ſtarb.

Friſch und fröhlich zu ſeiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit.
Altes Sprüchwort.

So hatte denn die Herzogin Sophie alle friedlichen Mittel angewendet, die ihr zu Gebote ſtanden, um wieder in den Beſitz der ihr von ihrem Vetter ſo ſchmachvoll vorenthaltenen Beſitzungen zu gelangen. Bei den damaligen Verhältnißen im deutſchen Reiche, wo die oberſte Gewalt, der Kaiſer, keine Gewalt hatte, oder eigentlich in der Wirklichkeit gar kein Kaiſer da war, der hätte Recht ſprechen oder den Unterdrückten zu ihrem Recht hätte verhelfen können, blieb der mißhandelten Fürſtin nichts übrig, als ihr Recht mit der Gewalt zu ſuchen.

Ihr habt vorhin gehört, wie ſie einen Beiſtand und Bundesgenoßen in dem muthigen und tapfern Herzoge Albrecht von Braunſchweig geſucht und gefunden

hatte. Dieſer wurde jetzt der Verlobte ihrer Tochter Eliſabeth und ſäumte nun auch nicht, ſobald er konnte, für ſeine Schwiegermutter das Schwert zu ziehen.

Mit einer, aus Heßen und Braunſchweigern zuſammengeſetzten Heeresmacht fiel er im Jahre 1256 in Thüringen ein. In dieſem Lande waren es nun vornehmlich die Bürger von Eiſenach, welche es mit der Parthei Sophiens hielten. Heinrich von Velsbach, ein angeſehener Rathsherr war es, der die Herzen der Einwohner für die Tochter und den Enkel des heil. Ludwig und der heil. Eliſabeth, ihrer frühern Wolthäter zu ſtimmen wußte. Dem Beiſpiele von Eiſenach folgten außerdem die Herren mehrerer in der Nähe liegenden Schlößer und Burgen, namentlich die Beſitzer des Mittelſteins und der Melittenburg. Die Wartburg dagegen hatte Markgraf Heinrich mit einer ſtarken Beſatzung verſehen, um von hier aus die Stadt Eiſenach und die ganze Umgegend zu beherrſchen. Um nun die Beſatzung dieſes feſten Bergſchloßes beſſer im Zaume halten zu können, ließ nun Frau Sophie auf zwei, nahe bei der Wartburg liegenden Anhöhen zwei Schlößer, die Eiſenacherburg und die, ihr zu Ehren genannte Frauenburg erbauen und gleichfalls mit ſtarker Mannſchaft beſetzen. Aber auch der Markgraf von Meißen war nicht müßig. Er befeſtigte das Schloß Kalmberg und baute die Burg Rudolfſtein, welche ſeinem treuen Anhänger und ſpätern Retter Rudolf von Vargila zu Ehren, alſo genannt ward.

Doch war das Kriegsglück auf des Herzogs von Braunſchweig Seite. Die Stadt Creuzburg an der Werra

hatte zuerſt ſeine Rache zu empfinden. Sie hatte ſich gegen die Herzogin Sophie und für den Markgrafen Heinrich erklärt. Jetzt ward ſie von dem Herzoge von Braunſchweig dafür geſtraft. Er belagerte, eroberte und verbrannte ſie. Hierauf rückte er weiter vor und nahm eine Burg und einen feſten Ort nach dem andern, ſo daß in der Gegend von Eiſenach dem Markgrafen faſt nur noch die Wartburg verblieb.

Da trat plötzlich ein alter Feind auf's Neue gegen die Herzogin auf und hemmte ihre Siege. Der Erzbiſchof Gerhard von Mainz hatte von ſeinen Vorgängern den Haß gegen Heßen geerbt. Er hielt die gegenwärtige Zeit für günſtig, um mit den alten Planen, dieſes Land zu zerſtückeln und zum Theil an ſich zu ziehen, auf's neue hervorzutreten. Er fiel deßhalb mit einem Heere in die Länder des Herzogs von Braunſchweig ein, der eben in Thüringen mit dem Kriege gegen den Markgrafen von Meißen beſchäftigt war.

Allein dießmal hatte ſich dieſer kriegsluſtige Kirchenfürſt doch arg verrechnet.

Es war im Jahre 1256, als der Erzbiſchof Gerhard, in Verbindung mit andern Großen, mit einem ſtarken Heere verwüſtend in die Länder des Herzogs von Braunſchweig einfiel. Allein Herzog Albrecht zog nun eiligſt mit ſeinen Getreuen aus Thüringen nach Norden ſeinem Feinde entgegen, ſchlug das erzbiſchöfliche Heer vollſtändig und nahm den Erzbiſchof Gerhard ſelbſt gefangen. Nur gegen ein ſchweres Löſegeld und unter der Bedingung, daß er auch Heßen in Ruhe zu laßen habe, konnte der Erzbiſchof wieder ſeine Freiheit erlangen.

So war denn die Herzogin Sophie durch diesen Sieg ihres Bundesgenoßen auch in Thüringen wieder im Vortheile. Der Markgraf von Meißen hatte zwar immer noch die Feste Wartburg im Besitze; aber dieß war auch Alles Und in dieser Lage blieb die Sache unter allerlei Reibungen und kleinen Kämpfen bis zum Jahre 1261.

In diesem Jahre wurde sie zuerst wieder in ihrer Familie von einem schweren Ueberfalle betroffen. Ihre einzige Tochter Elisabeth, welche unterdeßen die Gemalin des Herzogs von Braunschweig geworden war, starb im siebzehnten Jahre ihres Alters. Das Unglück aber, sagt ein altes Sprüchwort, kommt selten allein. Und so war es auch hier.

Nach dem Tode seiner Gemalin unternahm Herzog Albrecht einen Kriegszug nach Dänemark, der dortigen verwittweten Königin zur Hülfe, welche mit ihren aufrührischen Großen zu kämpfen hatte.

Diese Abwesenheit des Herzogs benutzte nun der Markgraf von Meißen, um die Festen und Burgen Sophiens zu erobern. Unvermuthet zog er mit einem starken Heere nach Thüringen, nahm ein festes Schloß nach dem andern weg und zerstörte sie. Alle Burgen selbst in der Nähe von Eisenach waren bereits in seine Hände gefallen, als er am 25. Januar 1262 mitten in einer rauhen, stürmischen Winternacht die Stadt Eisenach unvermuthet angriff.

Die Bürger, welche sich eines solchen Angriffs nicht versehen hatten, schliefen ruhig in ihren Häusern, als sie plötzlich durch die Sturmglocken geweckt wurden, die sie zum Kampfe riefen. Muthig waffneten sie sich mit Harnisch und Wehr und eilten auf die Stadtmauern. Allein schon

war die Mauer vom Feinde erſtiegen. Ihr Widerſtand konnte die Leute des Markgrafen nicht mehr vertreiben. Eiſenach war für Sophie verloren.

Markgraf Heinrich nahm nun blutige Rache an den Rathsherren, welche es beſonders eifrig mit Sophien und ihrem Sohne gehalten hatten. Mehrere derſelben mußten ihre Anhänglichkeit an ihr angeſtammtes Fürſtenhaus auf dem Blutgerüſte büßen.

Ganz beſonders aber traf ſein Zorn den treuen Heinrich von Velsbach, welcher es allezeit mit Sophien gehalten und die Bürgerſchaft in ihrer Anhänglichkeit an die Tochter der heil. Eliſabeth beſtärkt hatte.

Gebunden ward er in eine Blide gelegt und daraus in eine weite Entfernung fortgeſchleudert. Dazumal war nemlich das Pulver noch nicht erfunden und von Kanonen wußte man noch nichts. Darum gebrauchte man zur Vertheidigung wie zum Angriffe der Feſten und Burgen große Steinſchleudern oder hölzerne Maſchinen, aus welchen man Balken, gewaltige Steine und dergleichen gegen die Feinde ſchleuderte. Und dieſe Wurfmaſchinen nannte man Bliden.

In eine ſolche Blide, die auf der Wartburg ſtand, ward nun Heinrich von Velsbach gelegt und ſo nach der Stadt Eiſenach hin geſchleudert. Allein dreimal mußte man den unglücklichen Mann auf dieſe Weiſe fortſchleudern, bis er ſeinen Geiſt aufgab. Aber unter ſeinen Todesqualen rief die treue, heldenmüthige Seele noch fortwährend mit aller Kraft, die ihm noch übrig war: „Und dennoch gehört Thüringen dem Kinde von Heßen!“

Unter dieſem Ausrufe ſtarb er.

6. Die Schlacht bei Wettin.

Oftmals der allerbeßte Rath
Den allerschlimmsten Ausgang hat.
Altes Sprüchwort.

So war denn die Herzogin Sophia auf einmal wieder aller Vortheile beraubt, welche sie durch die Hülfe ihres Bundesgenoßen und Tochtermannes, Herzog Albrecht's von Braunschweig und durch die Treue der Bürger von Eisenach bis dahin erlangt hatte.

Ja, ihre Lage war in diesem Augenblicke schlimmer, wie vorher. Alles Unglück schien auf die vielgeprüfte Fürstin hereinbrechen zu wollen. Ihre einzige Tochter hatte sie eben in der schönsten Jugendblüthe verloren, eine furchtbare Feuersbrunst legte die Stadt Marburg, ihren gewöhnlichen Wohnsitz in Asche, Thüringen war ihr durch die Abwesenheit ihres Tochtermannes entrißen. Da nahte sich ihr wieder ein neuer Feind.

Der Erzbischof Gerhard von Mainz, deßen Gefangennehmung durch den Herzog von Braunschweig ich euch vorhin erzählt habe, war gestorben. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle und als Kurfürst des Reiches war Werner, aus der freiherrlichen Familie von Eppstein, aus welcher oftmals Glieder die erzbischöfliche Würde zu Mainz bekleideten. Am Taunusgebirge zwischen Wiesbaden und Homburg könnt ihr die Trümmer ihres Stammschloßes Eppstein heute noch sehen.

Dieser Erzbischof Werner hatte in dieser Zeit der Bedrängniß, worin sich jetzt Frau Sophie mit ihrem Sohne

befand, nichts Eiligeres zu thun, als daß er mit dem Markgrafen Heinrich die alte Fehde ruhen ließ, denselben vom Banne lossprach, welchen sein Vorgänger Gerhard über denselben ausgesprochen hatte und sich mit dem frühern Feinde gegen die Herzogin Sophie verbündete.

Im Frühjahre 1262 fiel er in die heßischen Besitzungen in der Wetterau ein und lagerte mit Heeresmacht im Busecker Thale. Zugleich belegte er abermals Frau Sophie und ihren Sohn mit dem Banne und ihr Land mit dem Interdikt. Was dieß Alles zu bedeuten hatte, werde ich euch später erklären.

So war also Sophie abermals von zwei Seiten von Feinden gedrängt: von dem Markgrafen von Meißen, welcher ihr eben ihren Antheil an Thüringen vollends entrißen hatte, und dem Erzbischof von Mainz, der sie abermals mit geistlichen und leiblichen Waffen zugleich angriff. Und noch war ihr tapferer Bundesgenoße, Herzog Albrecht von Braunschweig in der Ferne!

Aber alles dieß konnte ihren Muth nicht beugen. Ihr trefflicher Sohn Heinrich war jetzt allmälig aus den Jahren der Kindheit zum kräftigen Jüngling herangereift. Heinrich das Kind war mitten im Waffengetöse groß gewachsen und jetzt achtzehn Jahre alt geworden. Darum stand sie nun nicht mehr allein. Furchtlos zog sie mit ihrem Heere und in Begleitung ihres Sohnes dem Erzbischofe entgegen. Ihre Getreuen fragten nichts nach den Bannstrahlen des geistlichen Fürsten und waren bereit, für ihren angestammten Landesherrn Gut und Blut zu wagen. Der Erzbischof lag mit den Seinen noch im Busecker Thale, das Heer

Sophiens lagerte auf dem Felde zu Langsdorf bei Lich.

Man weiß nicht genau, ob es wirklich zwischen den beiden Heeren zum Kampfe gekommen ist. Jedenfalls scheint Erzbischof Werner dem Handel nicht ganz getraut zu haben. Er bot der Fürstin einen für sie günstigen Vergleich an, der auch von ihr angenommen wurde. Der Frieden kam zu Stande und Sophie hatte von dieser Seite wieder Ruhe.

Unterdeßen war auch ihr Tochtermann Herzog Albrecht allmälig aus Dänemark wieder in die Nähe gekommen und fiel mit einem mächtigen Heere in die Länder des Markgrafen von Meißen ein. Mit gewohnter Tapferkeit trieb er überall die Feinde zurück und verbreitete in der Gegend von Merseburg auf dem Lande und in den Städten Furcht und Schrecken. Der Markgraf floh nach Böhmen, weil er sich zu schwach fühlte, dem Andrange seines stärkern Gegners erfolgreichen Widerstand zu leisten, um dort Hülfe zu suchen.

Indeßen übten die Krieger Albrechts von Braunschweig für die, von dem Markgrafen zu Eisenach an den Anhängern Sophiens verübten Gräuel ein furchtbares Wiedervergeltungsrecht. Das Blut Heinrichs von Welsbach forderte sie zu schrecklicher Rache auf. Sie wütheten in dem armen Lande mit Sengen und Brennen, mit Rauben und Plündern auf eine furchtbare Weise.

Wie aber jede Sünde nach Gottes heiliger Ordnung schon hienieden ihre Strafe findet: so wurden auch diese Frevel an ihren Urhebern schrecklich gerächt.

Die Thüringer wurden durch alle die Schandthaten dieser wilden, grausamen Feinde erbittert und beschloßen, das

äußerste daran zu wagen, um ihrer wieder los zu werden. Vor Allen war es der tapfere Rudolf von Vargila, sonst auch der Schenke von Saaleck genannt, der Sohn jenes edeln Rudolf von Vargila, welchen ihr aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen und der heiligen Elisabeth kennet, der in Abwesenheit seines Landesherrn, des Markgrafen von Meißen, das Joch der Dränger und Quäler seines Landes abzuschütteln beschloß. Wie sein Vater einst der treuste Anhänger und Freund der heiligen Elisabeth und ihres Gemales gewesen war, so war der Sohn nunmehr seinem jetzigen rechtmäßigen Landesherrn mit unerschütterlicher Treue zugethan. Er sammelte ohngefähr hundert Gewappnete auf seiner Burg und machte sich mit ihnen in der Stille auf nach Leipzig, wo sich eben die beiden Söhne des Markgrafen von Meißen, Albrecht und Dietrich aufhielten. Er trat zu ihnen und feuerte sie an, sich aufzumachen, ihre Anhänger um sich zu versammeln und mit unerschrockenem Muthe das Land von seinen Drängern zu befreien. Seine Worte waren nicht verloren. Die jungen Markgrafen schämten sich ihrer bisherigen Unthätigkeit, während das Land unter dem Drucke der fremden Heere seufzte und beschloßen, nunmehr alle ihre Kräfte aufzubieten, um den Feind zu verjagen. Sie forderten die Tapfersten des Landes auf, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen und versammelten sechshundert tapfere Ritter und Edelknechte um sich, um mit ihnen den Feind aufzusuchen und wo möglich zu schlagen.

Herzog Albrecht von Braunschweig lagerte damals mit seinem Heere am rechten Ufer der Saale in der Nähe des Städtchens Wettin. Er versah sich in diesem Augen-

blicke keines feindlichen Angriffes und war, im Bewußtsein seiner Kraft und seines Sieges, in stolzer Ruhe und Sicherheit. Doch, „wer sich läßet dünken, er stehe, mag wol zusehen, daß er nicht falle," — dieß Wort der Schrift gilt hier auch von ihm. Er hatte nicht an das alte Sprüchwort gedacht, daß der schon halb verloren ist, der seinen Feind verachtet.

Es war am 28. October des Jahres 1263, als der Schenke Rudolf von Vargila mit den beiden jungen Markgrafen und seinen sechshundert Gewappneten, Morgens vor Tagesanbruch vor dem Lager Herzog Albrechts erschien. Sie fanden die sichern Feinde im tiefen Schlafe. Die Braunschweiger merkten nicht eher Etwas von ihrem Feinde, bis der Schenke Rudolf schon mitten im Lager war. Sie waren geschlagen, noch ehe sie die Schlacht angefangen hatten. Mit schrecklicher Wuth fielen nun die Thüringer über die Braunschweiger und ihre Verbündeten her und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Zwar setzten sich diese zur Wehre, besonders that sich Herzog Albrecht selbst mit seiner gewohnten Tapferkeit hervor; allein es war Alles umsonst! Ein großer Theil seines Heeres wurde erschlagen, Andere retteten sich durch die Flucht, Viele aber, und darunter Herzog Albrecht selbst, mit vielen Grafen, Rittern und Edelknechten, wurde gefangen genommen. Rudolf von Vargila mit seinen sechshundert Kämpfern brachte eben so viele Gefangene nach Leipzig, als er Streiter gehabt hatte, erbeutete mit den Seinen das ganze feindliche Lager und gegen tausend Pferde.

Sein Name wurde forthin in Thüringen und Meißen hoch geehrt und gepriesen und sein Landesherr, Markgraf

Heinrich der Erlauchte von Meißen, der auf die Nachricht von diesem Siege aus Böhmen zurückkehrte, schenkte ihm, als einen Beweis seiner Dankbarkeit für die Rettung des Vaterlandes die Feste Rudolfstein bei Eisenach.

Dieß war die Schlacht bei Wettin. Hatte auch Markgraf Albrecht diese Niederlage durch seine Grausamkeit und Härte, womit er das Land heimgesucht hatte, wol verdient, so mußte doch auch die daran unschuldige Herzogin Sophie und ihr Sohn nicht weniger darunter leiden. Es war nun nicht mehr daran zu denken, daß sie dem Markgrafen von Meißen die ihr geraubten Besitzungen wieder hätte entreißen können.

Nach anderthalbjähriger Gefangenschaft konnte sich Herzog Albrecht nur mit schwerem Lösegelde wieder auslösen. Außer einer sehr bedeutenden Summe Geldes, nemlich 8000 Mark Silbers*), welche er bezahlen mußte, mußte er Creuzburg und die andern Schlösser und Städte an der Werra, welche er zu Anfang des Krieges den Markgrafen abgenommen hatte, wieder herausgeben, Sophie und ihr Sohn mußten auf alle ihre Ansprüche an Thüringen verzichten und sich nur mit Heßen begnügen. So endigte der blutige so genannte Thüringische Erbfolgekrieg, nachdem er sieben Jahre zum Schrecken der Länder Thüringen und Heßen, nemlich vom Jahre 1256 bis 1264, gedauert und ungeheure Opfer an Geld und Menschenleben gekostet hatte.

Als eine Merkwürdigkeit aus dieser Zeit ist nur noch zu

*) Die Mark Silber galt damals 4 fl. nach unserm Gelde.

berichten, daß dazumal sieben Jahre nach einander so fruchtbare und reiche Erndten in Deutschland, und auch in Heßen auf einander folgten, daß es den größern Gutsbesitzern schwer fiel, Arbeitsleute zu bekommen und deßwegen viele ihrer Ländereien theilweise mußten unbebaut liegen laßen. Den Armen war es so wol, daß manche Gemeinden keine Hirten bekommen konnten, welche ihnen das Vieh hüteten.

Das war doch noch ein Trost für die armen Länder, welche, wie Thüringen und Heßen, durch lange anhaltende Kriegsunruhen heimgesucht wurden! Heutzutage könnten wir auch einmal solche fruchtbare Jahre brauchen, meinst du nicht auch, lieber Leser?

II.

Heinrich I., Landgraf und Fürst zu Heßen,

vom Jahre 1264 — 1308.

---

1. Wie Heinrich das Kind die Regierung seines Landes antrat.

Kunst, Tugend, Ehr' und Redlichkeit,
Ist ein sehr schön und köstlich Kleid.
Wer mit solchem ist angethan,
Der ist ein rechter Edelmann.
Philander v. Sittewald.

So hatten denn die Herzogin Sophie und ihr Sohn Heinrich ihre Grafschaft Thüringen mit Eisenach und der Wartburg abermals, und zwar dießmal für immer verloren. Um diesen Preis mußten sie abermals den Frieden erkaufen, welcher ihnen dann vor ihrem gefährlichsten Feinde, dem Markgrafen von Meißen, endlich Ruhe verschaffte.

Doch wäre es weit gefehlt, wenn man glauben wollte, sie hätte nun auch im Uebrigen Ruhe gehabt. Noch immer lauerten äußere und innere Feinde auf sie und riefen sie fortwährend zu Kampf und Streit, wie ihr im weitern Verlaufe meiner Erzählung sehen werdet.

Nunmehr aber hatte bereits Frau Sophie eine kräftige Stütze an ihrem Sohn Heinrich, der unter den Stürmen und Gefahren seiner frühen Jugend allgemach

zu einem tapfern und muthigen jungen Fürsten herangereift war.

Heinrich das Kind war zwanzig Jahre alt, als seine Mutter mit ihrem Vetter Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, Frieden schloß.

Eigentlich war er schon früher mündig geworden und hatte auch schon vorher Antheil an der Regierung des Landes genommen. Nach dem altfränkischen Rechte, welches in den meisten deutschen Fürstenhäusern damals galt, war der Fürst eigentlich schon mündig in seinem zwölften Jahre und durfte manche fürstliche Rechte ausüben, doch blieb er noch unter seinen Vormündern und Pflegern bis zum achtzehnten Lebensjahre.

Bei Heinrich dem Kinde läßt sich jedoch nicht so genau sagen, wann er zur Regierung seines Landes kam, weil fortwährend seine Mutter Sophie, die eigentliche Erbin des Landes, gemeinschaftlich mit ihm die Regierungsgeschäfte besorgte. Diese seltene Frau hatte so treu und unverdroßen gewacht über den Tagen seiner Kindheit und frühen Jugend, hatte so Vieles gewagt, so Vieles geopfert und gethan für ihr Kind, wie die Geschichte fast kein Beispiel mehr kennt. Das schwache Weib war an der Spitze ihrer Reiter furchtlos hinaus gezogen in Krieg und Fehde, sie hatte unter den allerschlimmsten Verhältnißen und in einer Zeit, wo nicht mehr Ordnung und Gesetz, sondern das Recht des Stärkern galt, durch ihre Weisheit im Rathe, durch die Klugheit, womit sie die Herzen der Unterthanen zu gewinnen wußte, ihrem Sohne sein rechtmäßiges Land erworben und erhalten.

Sie hatte darum auch gerechten Anspruch auf seine kindliche Liebe und Dankbarkeit.

Und diese ward ihr denn jetzt auch, da Heinrich zum Manne heran gereift war, im vollsten Maße zu Theil bis an ihren Tod. Heinrich, jetzt erster Landgraf und Fürst zu Heßen, wie er sich von nun an schrieb, — denn einen Landgrafen von Thüringen, wie er früher gethan, nannte er sich jetzt nicht mehr, seitdem er im letzten Frieden auf dieses Land Verzicht geleistet hatte, — blieb ein treuer Sohn. Er unternahm, so lange Frau Sophia lebte, nichts Wichtiges ohne den Rath und den Beistand seiner Mutter. Sie erscheint darum fortwährend als die Mitregentin des Landes und Beide lebten in einer seltenen Einigkeit bis an der Mutter Tod. Und wir müßen es für eine der schönsten und herrlichsten Eigenschaften des Stammvaters des heßischen Fürstenhauses erklären, daß er die kindliche Liebe und Treue, welche er seiner Mutter schuldig war, niemals vergaß.

Darum hat sich aber auch an ihm bewährt, was die Schrift guten Söhnen und Töchtern verheißet, nemlich daß der Eltern Segen den Kindern Häuser baut. Denn Landgraf Heinrich behauptete sich fortwährend siegreich und glücklich gegen seine vielen äußern und innern Feinde.

Noch immer waren in jener Zeit die Verhältniße in Deutschland nicht beßer geworden. Noch immer hatte das deutsche Reich keinen wahren Kaiser, kein Oberhaupt, welches Zucht und Ordnung in dem schwer heimgesuchten Lande aufrecht zu halten die Kraft und den Willen gehabt hätte. Die ausländischen Fürsten, welche den deutschen

Königstitel sich durch Unrecht und Bestechung erworben hatten, hatten, wie ich bereits früher kürzlich erzählte, in den deutschen Ländern keine Gewalt, und kamen zum Theil niemals nach Deutschland. Da ward denn Raub und Unsicherheit immer größer und furchtbarer im Lande, bis endlich im Jahre 1273 der Graf Rudolf von Habsburg, der Stammvater aller späteren Kaiser aus dem Hause Oesterreich, von den Kurfürsten und Fürsten des deutschen Reiches zum Kaiser gewählt wurde.

Dieser treffliche Kaiser war der erste, welcher seit langer Zeit wieder einmal Ordnung im Lande machte. Mit unerbittlicher Strenge ließ er über alle Räuber und Landfriedensbrecher, mochten sie vornehm oder gering, adlig oder nichtadlig sein, sein Gericht ergehen. Er bezahlte sie Alle mit gleicher Münze, nemlich mit dem Stricke. Als ihm einmal darüber Vorwürfe gemacht wurden, weil er auch Adlige und Vornehme hatte aufhängen laßen, gab er zur Antwort: „Ich halte keinen Menschen für adlig welcher die Armen beraubt und nicht Gerechtigkeit übt.“ Diesen Grundsätzen gemäß handelte denn auch Kaiser Rudolf.

Während er zu jener Zeit eine Weile in der Stadt Erfurt seinen Hof hielt, ließ er dort fünf und zwanzig Räuber mit dem Schwerte hinrichten und sechs und sechszig Raubschlößer in Thüringen zerstören. Wir werden später sehen, wie unser Landgraf Heinrich I. diesem großen Kaiser ein treuer Anhänger ward, wie er ihn mit den Waffen trefflich unterstützte und von diesem, trotz seiner mächtigen Feinde, zu gar großen Gnaden angenommen ward.

Unterdeßen aber, bis Kaiser Rudolf zur Regierung des Reiches kam, gab es in Heßen für den Landgrafen Heinrich in dieser Beziehung vollauf zu thun.

Zunächst versuchte er es auf friedlichem Wege, in seinem Lande Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Kamen Klagen vor ihn über Unterdrückung der Schwachen, über Beeinträchtigung wol erworbener Rechte u. s. w., so lud er die Parteien vor sein Gericht.

Die Fürsten hatten nemlich zu der damaligen Zeit vornehmlich dreierlei fürstliche Vorrechte: sie waren Landesherrn, Kriegsherrn und Gerichtsherrn. Als Landesherrn waren sie die Obern und Vorgesetzten aller derjenigen Grafen, Ritter, Städte und Klöster, welche in ihrem Lande Güter und Besitzungen hatten, die erst mit ihrer Zustimmung und Genehmigung ihr Erbe antreten, ihre Macht ausüben durften. Man nannte sie darum Lehensherrn, weil ihre Untergebenen von ihnen erst mit ihren Rechten belehnt werden mußten, wie man es hieß, ehe sie selbige ausüben durften. Die Untergebenen aber hießen Vasallen.

Als Kriegsherrn waren sie die obersten Anführer im Kriege. Wenn sie der Kaiser rief, oder wenn es galt, ihr eignes Recht auszufechten, so beschloßen sie, gewöhnlich mit Beirath ihrer Stände, welche aus den Grafen, den Abgeordneten der Ritter, Städte und Klöster, auch der freien Bauern bestanden, den Krieg oder den Frieden. Innere Streitigkeiten in ihrem Lande aber schlichteten sie auf ihren Landgerichten als Gerichtsherrn. Ein solches Landgericht war aber etwas ganz Andres, als was

man heutzutage so nennt. Diese fürstlichen Landgerichte wurden unter freiem Himmel gehalten an bestimmten Orten und zu gewißen Zeiten. Da erschien denn entweder der Landesherr selbst oder sein Stellvertreter, welchen er zu seinem Oberrichter ernannt hatte und mit ihm kamen die Schöffen und Zeugen, so etwa, wie heutzutage die Geschwornengerichte.

In Heßen wurden solche Gerichte zu damaliger Zeit für das Land an der Fulda auf dem Forste bei Caßel oder auf dem Maderholze bei Gudensberg gehalten, für das Land an der Lahn aber auf dem Kämpfrasen bei Marburg, später auch am Spieß oder auch auf der Maderhöhe.

Hierher wurden die streitenden Parteien geladen und nach dem Urtheil der Schöffen gerichtet. Unter den Edelleuten mußte oft der Streit in Gegenwart des Gerichts durch einen Zweikampf entschieden werden, wobei dann der Sieger als derjenige angesehen wurde, der durch ein Gottesurtheil das Recht auf seiner Seite habe. Oft mußte sich auch der Angeklagte, wenn er seine Unschuld behauptete, durch die Feuerprobe rechtfertigen, indem er zum Beweise seiner Unschuld glühendes Eisen angreifen, oder über eine glühende Pflugschar gehen mußte. Kam er unverletzt davon, was öfters geschehen sein soll, so wurde er frei gesprochen, verwundete er sich, so ward er schuldig befunden.

Solche Landgerichte hielt denn auch Landgraf Heinrich I. oft und fleißig, um den Unterdrückten zu ihren Rechten zu verhelfen und die Schwachen zu schützen. Ihm folgte allgemein der Nachruhm eines gerechten Fürsten, der

eben so streng und scharf gegen die Uebelthäter, als milde und gnädig gegen die Rechtschaffnen verfuhr.

Erschienen aber die Angeklagten nicht, oder achteten nicht auf das Urtheil des Gerichts, so wurde von einem kräftigen Fürsten zu schärfern Strafmitteln geschritten. Daß auch Heinrich I. den Stab Wehe zu schwingen verstand, wenn der Stab Sanft nicht mehr helfen wollte, dieß werden wir gleich in dem jetzt folgenden Abschnitte sehen.

---

2. Wie Landgraf Heinrich die Bösen strafte und den unterdrückten Unterthanen beistand.

„Landgraf, Landgraf werde hart!“
Alte Volkssage.

Nahe bei Zierenberg lagen dazumal auf zwei, von einander getrennten Bergkuppen die zwei Schlösser, der kleine und der große Gudenberg geheißen. Noch jetzt soll das alte Gemäuer davon sichtbar sein. Hier hausten schon lange her wilde Raubritter, ein Schrecken für die Umgegend und die vorüberziehenden Reisenden. Bereits Ludwig der Heilige hatte einst einen Ritter Groppe von Gudenberg mit zwölf Genoßen wegen Straßenräuberei hinrichten laßen. Jetzt, zu den Zeiten des Landgrafen Heinrich I. trieben es die Herrn auf den beiden Schlössern ärger, denn je. Fünf oder sechs dieser Wegelagerer und Heckenreuter hatten Antheil an diesen Raubnestern und wohnten daselbst.

Jetzt zog Landgraf Heinrich gegen die Räuber und belagerte die Schlösser. Allein es wollte ihm lange nicht

gelingen. Die Lage derselben war zu vortheilhaft für ihre Bewohner. Des Grafen Leute waren weder im Stande, die hohen Zinnen zu ersteigen, noch die dicken Mauern zu zerbrechen.

Da ward das Reich des Bösen unter sich selbst uneinig. Ritter Groppe von Gudenberg, der mit andern Rittern auf dem großen Schloße wohnte, hatte ein schönes Weib. Die warf ihre Augen auf den Ritter Eberhard von Gudenberg, der auf dem kleinen Schloße wohnte und lebte mit ihm in sündlichen Umgange. Als der beleidigte Ehegatte dieß gewahr wurde, ward er erfüllt von Zorn und Eifersucht und beschloß, den Schänder seiner Ehre zu verderben. Heimlich brach er hinter seinem Hause ein Loch in die Mauer des Schloßes und ließ des Nachts die Leute des Landgrafen ein. So ward Landgraf Heinrich Herr des großen Schloßes und da dasselbe mit dem andern in Verbindung stand, auch des kleinen. Beide Burgen wurden zerstört, die Schuldigen aber traf die verdiente Strafe.

Ebenso verfuhr der Landgraf mit noch vielen andern Schlößern: mit dem Helfenberge bei Wolfshagen und der Burg Wolfershausen bei Breitenau. Er bestürmte und zerstörte sie. Ein gleiches Schicksal traf den Keseberg an der Edder, den Schwarzenberg an der Fulda, die Altenburg bei Jesberg, die Landsburg bei Ziegenhain, Rulkirchen bei Neustadt, im Vogelsberge aber Rudlos, Eisenbach, Petershayn und Ulrichstein.

Doch geschah dieß Alles nicht auf einmal, oder in einem Jahre, sondern zu verschiedenen Zeiten, je nachdem es Zeit und Umstände forderten und erlaubten. Kurz, er war ein

ſtrenger und gerechter Fürſt, der ſcharf und ohne Nachſicht gegen Alle verfuhr, welche es wagten, in den Grenzen ſeines Landes die Unterthanen zu plagen und zu plündern.

Aber auch mit auswärtigen Plünderern und Räubern hatte er zu kämpfen.

Noch aus ganz alten Zeiten herrſchte eine große Feindſchaft zwiſchen den alten Sachſen und den alten Franken. Zu den erſtern gehörten die Weſtphälinger, zu den letztern wurden die, ihnen benachbarten Heßen gerechnet.

Mehr als einmal nun begab ſich's, daß zu den Zeiten des Landgrafen Heinrich große Haufen von bewaffneten Weſtphäliſchen Rittern mit ihren Knechten ſengend und brennend, raubend und plündernd in Heßen umherzogen und ſelbſt bis zur Hauptſtadt Frankenberg vordrangen.

So namentlich im Jahre 1270.

Landgraf Heinrich verſammelte ein Heer, zog ihnen entgegen und kämpfte ſo mannhaft und wacker gegen dieſe räuberiſchen Feinde, daß ihrer vierhundert Mann todt auf dem Platze blieben und die Weſtphälinger auf lange hin die Luſt verloren, ihre heßiſchen Nachbarn zu beunruhigen. Dieß geſchah in der Nähe von Gudensberg bei der Karlskirche, welche einſt von Kaiſer Karl dem Großen, zum Gedächtniß eines großen Sieges, welchen derſelbe an dieſer Stelle gegen die damals noch heidniſchen Sachſen erfochten, im Jahre 775 erbaut worden war. Die Kirche iſt längſt in Trümmer gefallen; aber der Ort, wo ſie einſt ſtand, führt noch den Namen.

So ahmte Landgraf Heinrich I in heilſamer Strenge ſeinem mütterlichen Ahnherrn, dem Landgrafen Ludwig

dem Eisernen von Thüringen nach. Von diesem erzählt nemlich die Sage folgendes:

Etwa hundert Jahre vor unserer Geschichte regierte in Thüringen und Heßen der Großvater Ludigw's des Heiligen, der auch Ludwig hieß und zwar als Landgraf von Thüringen, dieses Namens der Zweite. Derselbe war im Anfange seiner Regierung ein milder, sanfter und tugendsamer junger Fürst. Er hatte aber nur einen Hauptfehler, daß er nemlich die Amtleute und Ritter zu viel nach ihrer Willkür schalten und walten ließ und sich mehr um die Freuden der Jagd, als um die armen Unterthanen bekümmerte. „Während der Herr im Walde den grauen Wölfen nachjagte, fingen die Diener zu Hause die goldenen Füchse." Dieser Ludwig II verirrte sich einst auf der Jagd im Thüringerwalde und kam, nur von einem Diener begleitet, in der Dunkelheit an eine einsame Hütte, in welcher ein Schmied wohnte, der eben am Ambos stand und sein Eisen zusammenschweißte. Der Landgraf bat den Schmied um ein Nachtlager und der Schmied, der ihn nicht kannte, wies ihm eine Streu an in seinem Schuppen, auf welche sich der Landgraf niederlegte. Aber die ganze Nacht hindurch arbeitete und schlug der Schmied mit so gewaltigen Schlägen auf sein Eisen und schrie, tobte und fluchte dabei immerfort auf so lästerliche Weise, daß der Landgraf kein Auge zuthun konnte, so müde er war. Als er aber horchte, was denn der Schmied eigentlich zu fluchen und zu wettern hätte, da hörte er mit großer Verwunderung, wie der Mann immerfort schrie: „Landgraf, Landgraf werde hart, wie dieses Eisen!',

Am andern Morgen fragte nun der Landgraf seinen

Wirth, was er denn mit dem Ausdrucke habe ſagen wollen: „Landgraf werde hart!“ Sonſt wünſchten ſich ja die Unterthanen gewöhnlich einen milden Herrn und er habe die ganze Nacht geſchrieen: „Landgraf, Landgraf werde hart!“ Darauf ſagte der Schmied: „Lieber Herr, ihr ſcheint hier in der Gegend fremd zu ſein, deßwegen will ich euch ſchon erzählen, wie ich dieß meine. Unſer junger Landgraf iſt ein ganz guter, prächtiger Herr; aber er läßt ſeine Amtleute und ſeine Edelleute zu viel gewähren, wenn die den Bauer drücken und plagen. Wenn ich Landgraf wäre, ſo wollte ich wol auf die Leutequäler ſchmeißen und hämmern, wie auf mein Eiſen, und wenn ich nun ſo da ſtehe an meinem Ambos und das Eiſen zuſammenſchmiede, ſo wünſche ich immer, wenn nur der Landgraf wüßte, wie's in ſeinem Lande herginge, ſo würde er hart werden gegen die ungerechten Beamten und Ritter und auf ſie ſchlagen, wie ich auf mein Eiſen. Da rufe ich denn gewöhnlich bei der Arbeit: „Landgraf, werde hart wie dieſes Eiſen!“

Der Landgraf hörte hoch auf, als er dieſe Worte hörte, ſagte aber kein Wort. Freundlich ſchüttelte er dem Schmiede die Hand, dankte ihm für die Herberge und ritt mit ſeinem Diener von dannen. Aber von Stund an ſah er ſeinen Beamten und Edelleuten ſchärfer auf und fand denn auch gar bald der Mißbräuche ſo viele, daß er von nun an denſelben auf's Schärfſte zuſprach und über die Schuldigen ein furchtbar ſtrenges Gericht ergehen ließ.

Es geht nemlich die Sage, er habe ihrer bei Vierhundert zuſammenbeſtellt, ſie nach und nach an einen Pflug geſpannt,

wie man Pferde oder Ochsen anspannt, und so einen großen Acker mit ihnen gepflügt, welcher darum noch lange nachher der Edelacker genannt worden sei.

Ob dieß Alles mit sammt dem Schmiede im Thüringerwalde und dem Edelacker gerade so gewesen ist, dafür kann ich dir, lieber Leser, nicht stehen. Kurz, es ist eine Volkssage, welche lange in Thüringen im Schwange ging.

Gewiß ist aber, daß dieser Landgraf Ludwig ein strenger Herr war, der eben durch seine Strenge sich viele Feinde unter den Edelleuten gemacht hatte und deßhalb, um sich vor heimlichen Nachstellungen zu sichern, gewöhnlich einen eisernen Panzer unter seinen Kleidern trug. Wegen seiner eisernen Strenge und wegen seines eisernen Panzers wurde er nun von seinen Zeitgenoßen der Eiserne genannt, und Ludwig der Eiserne heißt er darum auch in der Geschichte bis auf den heutigen Tag.

Diesem seinem Ur-Urgroßvater aber glich unser Heinrich, der erste Landgraf von Heßen, darin, daß er mit eiserner Strenge die Räuber und Unterdrücker der armen Unterthanen bestrafte, wie ihr gesehen habt, und dem Lande ein kräftiger Beschützer war.

Daß aber Landgraf Heinrich neben seiner Strenge auch ein Wolthäter der Armen, ein Beschützer der Wissenschaften und des christlichen Glaubens war, davon will ich Euch gleich im folgenden Abschnitte erzählen.

3. Wie Landgraf Heinrich ein Vater seines Volkes war.

Der Anfang einer guten Straße,
Ist Recht thun in ziemlicher Maße.
Darum, ihr Könige und Herrn,
Nun ihr des Regiments wollt begehrn,
So habet lieb die Gerechtigkeit,
Dann werdet ihr herrschen in der Seligkeit.
Wiegand Gerstenberger.

Eine Nachricht aus alter Zeit sagt von Landgraf Heinrich I: „Er war ein gar demüthiger und barmherziger Fürst gegen die Frommen, aber gegen seine Feinde war er ganz ernst und scharf."

Wie er in letzterer Beziehung war, habt ihr im vorigen Abschnitte gelesen, von seiner Mildthätigkeit aber will ich euch nunmehr erzählen. Landgraf Heinrich hatte eben den zweifachen Beruf verstanden, welchen Gott der Herr den Fürsten auf Erden gegeben hat, nemlich: die Unterdrückten zu beschützen und ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen und dann mit den, ihnen von oben geschenkten Mitteln Gutes zu thun. Dazu gehört aber nicht bloß, daß ein christlicher Fürst, welcher, Kraft seiner göttlichen Vollmacht das Regiment führen will, den Armen Gutes thue und Barmherzigkeit übe, sondern auch, daß er Künste, Gewerbe und Wissenschaften schütze und als ein Schirmherr des christlichen Glaubens, des Trösters in jeder Noth, sich bewähre.

Dieß Alles hat der erste Landgraf von Heßen reichlich gethan. Er ist dadurch ein Vater seines Volkes geworden.

Noch während des Thüringiſchen Krieges traf im Jahre 1261 ein ſchweres Brandunglück die Stadt Marburg und legte ſie beinahe gänzlich in Aſche. Bei dieſer Gelegenheit war es nun, wo der junge, damals noch nicht zwanzigjährige Fürſt ſich in ſeiner ganzen Milde und Barmherzigkeit zeigte. Die Bürger von Marburg hatten ſich von Anfang an als die treueſten Anhänger ſeiner Mutter und ſeiner ſelbſt gezeigt, hatten ſie nebſt ihrem vierjährigen Sohne mit offnen Armen aufgenommen, hatten ihnen bei Gott und der heil. Eliſabeth unverbrüchliche Treue geſchworen. Jetzt war die Zeit der Wiedervergeltung gekommen. Frau Sophie und ihr Sohn Heinrich beeilten ſich, den Abgebrannten aus Leibeskräften beizuſtehen. Sie unterſtützten ſie mit Kleidung, Speiſe und mit Allem, was ſie bedurften. Namentlich halfen ſie ihnen auch beim Neubau ihrer Häuſer, ſo daß die Stadt bald wieder neu und ſchöner als vorher, aus den Schutthaufen wieder emporſtieg.

Eingedenk deſſen, wie einſt ſeine gottſelige Großmutter, die h. Eliſabeth überall, wo ſie wohnte, für die Kranken und Armen geſorgt hatte, baute er ſpäter, wie auch ſeine Mutter Sophie vor ihrem Weggange aus Brabant in der Stadt Löwen gethan, bei Frankenberg, der alten Hauptſtadt des Heßenlandes, an der Edder ein Spital für arme Kranke, welches er ſeiner Großmutter, der heil. Eliſabeth weihte, worin, Jahrhunderte lang, Unglückliche und Elende aller Art, Pflege und Unterkunft fanden. Auch ſorgte der Landgraf dafür, daß die armen Leute, welche darin aufgenommen wurden, ihre Speiſe erhielten vom Schloße.

Außerdem war er ein Wolthäter und Beschützer der Klöster in seinem Lande. Das Kloster Hasungen, worin er einst einen Theil seiner Jugend verlebt hatte, das Kloster St. Georgenberg bei Frankenberg und die andern Gotteshäuser im Lande erhielten von ihm reiche Stiftungen und Vermächtniße. Den Predigermönchen oder Dominikanern gestattete er zu Marburg die Erbauung eines Klosters. Ebenso in Caßel den Brüdern vom Berge Carmel oder den Carmelitern. In Frankenberg baute er die Hauptkirche ganz neu, und auf dem Schloße zu Marburg die noch jetzt dort befindliche Schloßkapelle. Nachdem er darin einen neuen Saal für sich hatte errichten laßen, wollte er durch den Bau der Kapelle zeigen, daß er über dem eignen Vortheile auch seines Gottes nicht vergeße.

Und so zeigte er sich allenthalben. Er hielt, wie es einem Fürsten, dem Enkel einer Königstochter geziemte, einen prächtigen Hof. Aber niemals vergaß er dabei, seine Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott durch die That zu beweisen, daß er in ihm erkenne den Herrn aller Herrn, den König aller Könige, von welchem auch er seine Krone und sein Schwert empfangen hatte, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen.

Vielleicht, lieber Leser, rümpfest du die Nase oder zuckst die Achseln darüber, weil ich auch dies als einen Vorzug unsers Landgrafen rühme, daß er ein Beschützer und Wolthäter der Klöster war und zeigst auf Luther hin und unsre evangelische Kirche, welche die Klöster verwirft.

Nun, so laß dir hierauf gesagt sein, daß die Zeiten und die Verhältniße in dieser Welt sich ändern und daß darum

im Mittelalter Manches gut und heilsam sein konnte, was es später nicht mehr war. So ist's auch mit den Klöstern. — Sie hatten einst ihre sehr schöne und segensreiche Wirksamkeit. In einer Zeit, wie die des Mittelalters war, — so nennt man die Zeit von der Einführung des Christenthums in Deutschland bis zur Reformation, — wo die unaufhörlichen Kriege, Fehden und Räubereien die Menschen in der Welt zu keiner Ruhe kommen ließen, wo selbst der Bürger in der Stadt und der Bauer auf dem Dorfe fast beständig seine Waffen zur Hand halten mußte, um seines Gutes und Lebens sicher zu sein, da waren die Klöster auf dem ganzen Erdboden die einzigen Orte, worin eine müde, nach Gott verlangende Seele die Stille und den Frieden finden konnte, welche dem geängstigten Herzen so wolthun. Ueberall sonst war Waffenlärm und wildes, streitsüchtiges Wesen.

Höre ferner, daß fromme und fleißige Mönche die ersten waren, welche sich Anfangs in die wilden und undurchdringlichen Waldungen der alten Deutschen hineinwagten, die Bäume fällten, Obstbäume, Reben, Feldfrüchte und Gartengewächse pflanzten und die Deutschen den Feld- und Garten- und Weinbau lehrten. Die Klöster waren in Deutschland die einzigen Orte, worin man lesen und schreiben konnte und alle Wissenschaften trieb. Ihnen hast du's zu verdanken, daß du die Bibel lesen kannst, denn hier allein war sie zu finden. Sonst überall wäre das Buch der heiligen Offenbarung Gottes unter den Stürmen der Zeit zu Grunde gegangen.

In den Klöstern schrieben fleißige Mönche die Bibel

und andre Bücher ab, denn von der Buchdruckerkunst wußte man damals noch Nichts. Manche schrieben auch selbst Bücher, besonders Geschichtsbücher oder Chroniken. Ihnen hat man die wichtigsten und ausführlichsten Nachrichten aus jenen dunklen Zeiten zu verdanken. Ohne diese wäre ich nicht im Stande gewesen, dir die Geschichte des heil. Ludwig und der heil. Elisabeth oder die von Heinrich dem Kinde zu erzählen. Von andern Künsten, wie von der Malerei, Bildhauerei, Musik u. s. f., welche in den Klöstern geübt und gepflegt wurden, will ich gar nicht einmal reden.

In den Klöstern waren lange Zeit die einzigen und die beßten Schulen. Mönche und Nonnen waren es endlich, welche sich der Armen, der Kranken, der Elenden annahmen. In sehr vielen Klöstern waren Spitäler für Kranke aller Art. Aber auch außerhalb der Klöster waren es Mönche und Nonnen, welche in den Kranken- und Siechhäusern, auch Guteleuthäuser geheißen, die Krankenpflege besorgten.

Du siehst also, lieber Leser, die Klöster hatten im Mittelalter auch sehr viel Gutes und nur Unkenntniß oder Unverstand kann sie blindlings verdammen. Es hat eben Alles in der Welt seine Zeit. Auch die Klöster waren einst gute und heilsame Anstalten. Sie arteten später aus, weil das Klosterleben auf einem falschen Grunde beruhte, nemlich auf dem Irrthum, als ob man durch sein eignes Verdienst und durch äußere Werkheiligkeit, nicht durch Gottes Gnade in Christo, den Himmel gewinnen könne. Und darum hat man sie mit Recht, als ihre Zeit vorüber war, abgeschafft.

Aber damals, als Landgraf Heinrich das Kind lebte, wurde mit Recht ein Fürst, welcher die Klöster unterstützte, als ein Beschützer der Wißenschaften, als ein Helfer der Armen und Elenden und als ein Beschirmer des christlichen Glaubens betrachtet.

Es findet dies um so mehr auch auf unsern Landgrafen Heinrich I. Anwendung, da es nicht bloß Klöster waren, welchen er seinen Schutz angedeihen ließ, sondern weil er auch für die damals aufblühenden Städte in seinem Lande sorgte.

Unter allen Städten in Heßen waren dazumal zwei die vornehmsten, nämlich Frankenberg und Marburg.

Frankenberg, die alte Hauptstadt des Landes hat ihren Namen daher empfangen, daß sie von den alten Königen der Franken als eine Grenzfestung gegen die heidnischen Sachsen erbaut wurde. Sie war von Anfang mit hohen Mauern und starken Thürmen umgeben und diente den Fränkischen Herrn, wenn sie gegen die wilden heidnischen Sachsen zogen, welche man später Westphälinger nannte, zum Sammelplatze. Kaiser Karl der Große ließ hier eine Münzstätte errichten, worin auch Goldmünzen geschlagen wurden. Das Gold dazu ward in der Nähe der Stadt gegraben.

Vor allen Dingen aber hatte die Stadt Frankenberg ihren frühern Reichthum und Wolstand ihrem ausgebreiteten Handel zu verdanken. Hier in der festen Stadt lagerten die Kaufleute vom Rheine ihre Waaren, besonders ihren Wein, Getreide und Gewürze, welche sie nach den nördlichen Gegenden verkauften. Ebenso brachten dagegen die Han-

delsleute aus dem Norden ihre Handelsartikel nach Frankenberg, um sie nach dem Süden von Deutschland zu verkaufen, namentlich Häringe, Stockfische, Butter, Käse, Honig, Leder und dergleichen mehr. Ich will euch nachher erzählen, wie schön und prächtig es damals auf den Jahrmärkten zu Frankenberg herging.

In früherer Zeit hatte darum auch Frankenberg den Vorzug vor allen andern Städten im Heßenlande. Wenn es in den Krieg ging, so zog das frankenbergische Banner allen andern Stadtbannern voran. Herzog Heinrich von Brabant, der Vater von Heinrich dem Kinde, hatte bei seiner Anwesenheit die Stadt mit dem Wappen eines gekrönten Löwen beschenkt, während sie vorher nur ein gekröntes F. in ihrem Banner geführt hatten.

Allein nach den Zeiten der heil. Elisabeth gingen bereits manche Vorrechte der Stadt Frankenberg auf Marburg über. Als die heil. Elisabeth nach Marburg kam, war dasselbe noch ein geringes Dorf, ohne eigne Kirche, ein Filial von Oberweimar. Allein nach ihrem Tode, besonders seit ihrer Heiligsprechung, fing Marburg an, sich über Frankenberg zu erheben. Landgraf Hermann II. der Sohn der Elisabeth, umgab den Ort, worin seine geliebte Mutter gelebt und gewirkt hatte und wo ihre Gebeine ruhten, zuerst mit einer Mauer und erhob ihn zur Stadt. Durch die Tausende von Pilgern und Wallfahrern, welche von da an alle Jahre nach Marburg zogen, um am Grabe der heil. Elisabeth zu beten, vermehrten sich die Nahrungsquellen für ihre Bewohner, welche von nun an rasch zunahmen.

Ihr habt gesehen, wie die Bürger von Marburg die Herzogin Sophie und ihren Sohn Heinrich, die Tochter und den Enkel ihrer Wolthäterin so freudig bei sich aufnahmen. Darum nahm denn auch Frau Sophie hier ihren Sitz. Hier in der, ihrer heiligen Mutter zu Ehren erbauten Elisabethenkirche, neben den Gebeinen ihrer Mutter wollte auch sie im Grabe ruhen und so ward denn Marburg auch der Sitz des fürstlichen Familienbegräbnißes. — Von jetzt an wurde auch dem Banner von Marburg der Vorzug vor Frankenberg und den übrigen Städten gegeben. Im Kriege und Frieden zog von nun an Marburg allen Andern voran.

Dabei vergaß aber Landgraf Heinrich I. doch auch seiner getreuen, alten Hauptstadt Frankenberg nicht, um der Treue und Anhänglichkeit willen, welche auch sie ihm und seiner Mutter erwiesen, mit welcher sie zu ihm gestanden waren in den Zeiten der Gefahr und Bedrängniß für ihn.

Er bestätigte den treuen Bürgern ihre alten und beschenkte sie mit neuen Vorrechten und Freiheiten. Der Magistrat oder Rath der Stadt durfte alle seine Angelegenheiten selbst berathen und beschließen, durfte Beede, Zins und Feuergeld erheben von den Bürgern zum Nutzen der Stadt. Bei Streitigkeiten und Prozeßen der Bürger hatten der Rath und die Schöffen der Stadt zu entscheiden. Dabei machte der Landgraf seinen Burgleuten im Schloße zum strengsten Gesetze, daß sie der Stadt in allen löblichen Dingen beistehen, und die Bürger schützen mußten in jeglicher Gefahr.

Als einst Landgraf Heinrich in seine Stadt Franken-

berg kam und sahe, daß die Hauptkirche der Stadt, welche Maria, der Mutter Jesu geweiht und noch von Kaiser Karl dem Großen gebaut war, war alt und baufällig geworden, da rieth und half er dazu, daß der alte Bau von Grund abgebrochen und eine prächtige neue Kirche gebaut wurde und legte selbst mit eigner Hand den Grundstein dazu, im Jahre 1286.

Auch sonst besuchte er die Stadt oft und gerne, besonders zur Zeit ihrer großen Jahrmärkte und freute sich des Wolstandes und des Reichthums ihrer Bürger.

Und ähnlich war es auch mit den andern Städten des Landes, namentlich mit Grünberg, Gießen, welches er zu seinem Lande brachte, Caßel u. s. w.

Als er aber in das höhere Lebensalter kam und mit seinen Söhnen das Land theilte, erbaute er sich in der Stadt Caßel an der Fulda ein Schloß und brachte da seine letzten Lebenstage zu. Hierdurch wurde Caßel zuerst die Hauptstadt von Niederheßen, und zuletzt die Hauptstadt des Landes.

Kurz, Landgraf Heinrich war eifrig bemüht, den Wolstand und das Glück seines Landes auf alle Weise zu vermehren und unter seiner Regierung war das Land glücklich und froh, soweit eben menschliches Glück hier auf Erden nach Gottes Willen wohnen kann und soll.

4. Vom großen Jahrmarkte zu Frankenberg.

Da wir noch trunken unsern Trank,
Da wir noch sungen unsern Sang,
Da wir noch trugen unser Gewand,
Stund es gut um Heßenland.
Altheßisches Sprüchwort.

Damit du, lieber Leser, jene alte Zeit des Mittelalters noch genauer magst kennen lernen, als es bisher der Fall war, und auch siehst, daß auch dazumal die Leute sich freuten und fröhlich waren und die Welt auch damals nicht so trüb und traurig, noch auch so wild und rauh war, wie du vielleicht schon gemeint hast, so will ich dir jetzt mein Versprechen halten und dir die Stadt Frankenberg, die alte Hauptstadt des Heßenlandes beschreiben, wie sie damals war und dir von ihren großen Jahrmärkten erzählen, an welchen sich alle Pracht und Herrlichkeit offenbarte, welche das Heßenland zu jenen Zeiten aufzuweisen hatte.

Frankenberg war, wie schon vorhergesagt, dazumal die reichste, schönste und größte Stadt des Heßenlandes. Sie war der Sitz des Handels zwischen dem Norden und Süden von Deutschland. Dieß war hauptsächlich die Ursache ihres Wolstandes und Reichthums geworden. Allerdings war es damals auch an vielen andern Orten und in vielen Städten von Deutschland so. Damit du aber siehst, wie es in jenen Zeiten im Heßenlande war, so ist es auch am beßten, wenn ich auch im Heßenlande bleibe und mich nicht nach Frankfurt, oder Nürnberg, oder Augsburg oder in sonst eine Stadt des deutschen Reiches mit dir verliere,

wo es eben so prächtig herging, als in der guten Stadt Frankenberg.

Ehe ich dir aber erzähle, wie es auf einem Jahrmarkte zu Frankenberg war, muß ich dir zunächst die Stadt selbst beschreiben, wie ich es aus einem alten Buche gelesen habe, welches vor beinahe vier hundert Jahren ein alter Priester geschrieben hat, der dort gewohnt und gelebt hat.

Nach diesem Berichte war Frankenberg zu den Zeiten des Landgrafen Heinrich I. gar groß und wol gebaut. Die Stadt hatte fünf Thore, feste starke Mauern und fünf und zwanzig stark befestigte Thürme. Das erste Thor hieß die Hainpforte, das zweite die Rödenerpforte, nach dem Dorfe Rödenau zu, das dritte hieß in ganz alter Zeit die Eschenpforte, weil hier die Aschenbrenner wohnten, später aber ward es die Geismarpforte genannt. Ferner die Linnenpforte nach dem Dorfe Linn zu und endlich die Teichpforte, nach dem großen Fischteiche zu, welchen Landgraf Heinrich hatte anlegen laßen. Die Häuser aber waren von Holz, wie man denn überhaupt dazumal gewöhnlich die Wohnhäuser von Holz und nur die Schlößer, Burgen und Festen, sowie die Kirchen von Steinen erbaute. Vornen nach den Straßen hin aber waren die Balken oder Vorsparren an den Häusern zu Frankenberg schön geschnitzt, mit Farben bemalt und mit verzinneten Spangen und Zierrathen beschlagen. Schöne Erker und Thürmchen waren vornen angebracht, just so, wie man's hier und da in manchen Städten an ganz alten Häusern noch sieht, die nur nicht mehr so neu und so schön sind, wie sie damals waren. Vornen nach der Straße hin

hatten die Häuser große Hausehren, die waren mit behauenen, viereckigten Steinen gepflastert und schön zusammengefügt. Die Stuben aber waren hinten hinaus, aber geräumig und groß, schön getüncht und bemalt und mit mancherlei Bildwerken geschmückt.

Viele Häuser hatten zwei Keller, von welchen die Bürger den einen an die fremden Kaufleute verliehen, ihren Wein darin aufzubewahren. Diese Keller waren meist mit gehauenen Steinen geplattet und hatten in der Mitte eine große, steinerne Vertiefung, welche ein Fuder Wein faßte, damit der Wein darin aufgefangen würde, wenn etwa einem Faße der Boden ausging oder wenn der Wein auf eine andere Weise herausrann.

Jeder Stand und jedes Gewerbe wohnte aber zu Frankenberg in seinem besondern Quartier, oder in seiner besondern Straße. Am s. g. Burgberge wohnten die Burgmänner und Edelleute, in der Untergaße die Wollenweber, am Hepenberge*) die Tagelöhner und Weingärtner, denn damals soll in Frankenberg auch Wein gebaut worden sein. Sauer genug mag der freilich gewesen sein. Item, er wurde getrunken und nicht in die Schuhe geschüttet.

Von der Teichpforte bis an die Linnerpforte an der Stadtmauer hin saßen die Ackerleute. Von der Schule an der Stadtmauer bis an die Rödenerpforte wohnten die Geistlichen, darum hieß die Straße der Pfaffen-

*) In den Weingegenden wird das kurze Winzermesser mit kurmmer Klinge die „Hepe" genannt.

berg. Am ſ. g. Leckerberge hatten die Spinnerinnen, Nähterinnen und dergl. ihre Wohnungen und ſoll es da nicht immer zum Säuberlichſten hergegangen ſein, denn die Welt mit ihrer Luſt und Sünde war auch damals vorhanden, wie jetzt. Das Spinnen hatte aber damals mehr zu bedeuten, als jetzt, wo das Garn beinahe alle mit Maſchinen gemacht wird. In der Schmidgaße wohnten die Harniſchmacher, Schwertfeger, Sporer und Hufſchmide, in der Aſchengaße die Leinweber und Kürſchner, denn wenn die ihre Werkſtätten reinigten und kehrten, ſo machte es da großen Staub. In der Scheuergaße hatten die Ackerleute ihre Scheuern, welche der Feuersgefahr wegen beiſammen ſtehen mußten. Auf dem Markte und in der Hauptſtraße, welche die Mittelgaße hieß und wo Alles gut gepflaſtert war, wohnten die Gaſthalter, Wirthe, Krämer, Kaufleute und reiche Leute.

In der Mitte der Stadt aber unter dem Rathhauſe war die Fleiſchſchirme, wo die Metzger oder Fleiſcher ihr Vieh ſchlachteten und das Fleiſch verkauften. Damit aber nicht die Reichen den Aermeren alles gute und fette Fleiſch vorweg kaufen könnten, ſo daß dieſe nur das geringe und ſchlechte bekämen, ſo machte der Rath die Ordnung, daß kein Metzger eher Fleiſch verkaufen durfte, bis der Zunftknecht die Fleiſchglocke geläutet hatte, damit Arm und Reich wißen könnten, jetzt werde Fleiſch verkauft. In dem Rathhauſe ſelbſt aber hatten Bäcker ihre Brodbänke, wo ſie ihre Backwaaren feil hielten.

Noch Eins iſt nicht zu vergeßen: an der Fleiſchſchirme war der Fleiſchborn, ein ſechszehn Klafter tiefer Brunnen.

Bei dieſem Brunnen ſtand ein Stock für die Uebelthäter und dabei eine Säule mit dem Halseiſen und Schandſteine daran, und das von Rechtswegen!

Jeden Samſtag war nun das ganze Jahr hindurch in Frankenberg ein großer Wochenmarkt. Da kamen denn die Leute aus den benachbarten Dörfern, deren lagen bei achtzig um die Stadt herum, bis zu einer Meile Weges von ihr entfernt,—und brachten auf den Markt, was ſie zu verkaufen hatten. Die Bauern kamen mit Wagen voll Frucht, Holz, Kohlen oder was ſie ſonſt zu Gelde machen wollten. Weil aber das Gedränge meiſt ſehr groß war, ſo mußten die vorderſten Wagen, wenn ſie abgeladen hatten, auf der andern Seite leer wieder weiter fahren, weil der Stadtweg von den andern Wagen verſperrt war.

Aus dieſem Allem magſt du ſchon ſehen, wie dazumal Frankenberg eine belebte, wolhabende und nahrhafte Stadt geweſen ſein muß. Aber das rechte Leben ging erſt auf den großen Jahrmärkten an. Es wurden jährlich ihrer vier gehalten, nemlich am Samſtag vor dem 5. Sonntag nach Oſtern, ſpäter wurde er auf den Samſtag nach Johannistag verlegt, — oder auf den ſ. g. großen Ablaß, ferner auf Michaeli, Martini und Peterstag. Der größte und bedeutendſte war der erſte, auf den großen Ablaß.

Da wurde es denn ſo gehalten.

Am erſten Tage des Ablaßes, der immer auf einen Samſtag fiel, wurden auf der Hauptkirche die drei Banner der Stadt aufgeſteckt, die Bürger ſchmückten ihre Häuſer mit Maien, mit Blumen und mit farbigen Tüchern und Teppichen, und die Straßen wurden ſauber gekehrt, gewa-

schen und mit Blumen bestreut. Dann ging eine große Procession vom Schloße herab durch die Hauptstraße nach dem benachbarten Kloster St. Georgenberg, voran Trompeter Pfeifer und andere Spielleute, welche je zwei und zwei vorausritten und musicirten. Dann kam der Landgraf, welcher, meistentheils selbst auf diesen Tag in die Stadt kam, im vollen Harnisch und mit dem Schwerte umgürtet, — konnte er nicht selbst kommen, so sandte er an seiner Statt einige seiner vornehmsten Beamten. — Nach ihm zogen dann die Bürger, schön geschmückt, alle mit Harnischen angethan und mit Wachskerzen in der Hand, immer zwei und zwei auf Pferden sitzend, und nach ihren Gewerben und Zünften geordnet, mit ihren Fahnen und Bannern. Dann die Geistlichkeit mit dem Heiligthum und eine unzählbare Volksmenge folgte hintennach.

War der Zug im Kloster Georgenberg angelangt, so hörte man dort eine halbstündige Predigt und zog wieder in die Stadt in die Kirche zur Vesper oder dem Abendgottesdienste. Nach der Vesper ward auf dem Kirchhofe gepredigt, wobei für die Kirche und das Geläute ein Opfer gesammelt wurde. So wurde dreimal durch die Stadt gezogen. Während dem sangen die Jungfrauen auf den Häusern und Alles war voll Jubel und Freude die ganze Nacht hindurch, bis es zur Frühmette läutete. Die Fremden aber, die zum Jahrmarkte kamen, mietheten sich Fenster oder Stuben, um den prächtigen Zug bequemlich anschauen zu können.

Am Sonntag Morgen aber nach der Frühmeße ging wieder eine Procession mit Kerzen und Fahnen in die Kirche

zu Unserer lieben Frauen. Hier ward denn das Heiligthum gezeigt und der Ablaß verkündigt.

So wurde der große Jahrmarkt eröffnet.

Man sieht daraus, wie tief in jener Zeit die Religion im Volksleben wurzelte, so daß man selbst einen Jahrmarkt mit einem Gottesdienste begann. Während des Jahrmarktes selbst aber, welcher acht Tage lang dauerte, stunden auf dem Marktplatz in allen Hauptstraßen die Krämer und Kaufleute mit ihren Buden und die Menschen drängten sich von einem zum andern, von Nahe und Fern, Hohe und Niedere, Einheimische und Fremde. In der einen Straße standen die Wollenhändler und verkauften ihre Tücher und andere Wollenwaaren, in der andern wurde Waid verkauft, der damals, ehe die Engländer aus Ostindien den Indigo bringen konnten, die gangbarste blaue Farbe und ein starker Handelsartikel war. Auf dem Hepenberge und in der Steingaße waren die Leinenwaaren feil, Seile und Stricke, Leinwand, Flachs, Garn und Weberzeug, in der Staubengaße Butter, Käse und Milchwerk, an der Dielenbrücke waren Schuhe und Leder ausgelegt, auf der Heide war der Viehmarkt, wo Pferde, Rinder und anderes Vieh gekauft und verkauft wurden u. s. w. Hatten nun die Leute ihre Bedürfniße eingekauft, so ergötzte sich dann Jedes nach seiner Art: die Alten beim Trunke, die Jungen beim Tanze, oder sie schauten den Gauklern und Taschenspielern, den Comödianten und Seiltänzern zu. Denn auch an solchem Zeitvertreib fehlte es dazumal bei solchen Gelegenheiten nicht.

Was für ein Leben und Treiben muß das gewesen sein, wenn Tagelang so die Tausende der verschiedensten und

verschiedenartigsten Menschen durch einander wogten und sich drängten, wo der Fürst selbst sich einfand, um das Fest zu verherrlichen! Da waren die Edelleute und Edelfrauen von ihren Burgen und Schlößern herabgekommen und zeigten sich der Stadt in ihrer Pracht. Daneben gingen die Bauern und Bäuerinnen in ihren verschiedenen Trachten, in ihren Holzschuhen und selbstverfertigten Kleidern, aus Leine und Wolle gemacht, und doch auch mit buntigen Bändern geschmückt, Jedes nach Landesart und Sitte. Ritter und Mönche, reiche Handelsleute vom Rheine, aus Westphalen und von der Nordsee, neben den Bürgern der getreuen Stadt Frankenberg in ihrem beßten Staate, rechts und links die schönen geschnitzten und bemalten Häuser, mit farbigen Tüchern behangen und mit grünen Maien und Blumen geschmückt; oben schaut das Schloß mit seinen hohen Mauern und Zinnen über die Häuser und hie und da blickt ein stattlicher Thurm von der Stadtmauer herab!

Am letzten Ablaßtage aber wurde der Jahrmarkt wieder mit einem Gottesdienste geschloßen. Die Städter und Bauern zogen wieder nach Hause und die fremden Kaufleute rüsteten sich zur Heimreise. Der Jahrmarkt hatte Jung und Alt vergnügt, die Einen, weil sie gut verkauft oder eingekauft, die Andern weil sie bei Spiel und Tanz sich gute Tage gemacht hatten. Alle, weil sie wieder auf dem großen Jahrmarkte zu Frankenberg gewesen waren, und viel Neues und Schönes gesehen hatten, worüber sie sich noch lange freuen, wovon sie einander noch lange erzählen konnten.

So war's im Mittelalter auf dem Jahrmarkte zu Frankenberg! Was diese mittelalterlichen Volksfeste am meisten

unterſcheidet von Allem, was unſere heutige Zeit derartiges hat, das iſt der Ernſt, womit die Kirche ſich ihrer annahm, indem ſie durch ihre Weihe die Freuden des Volkes zu heiligen ſuchte. Mit dem Aufblicke zu Gott, mit Gottesdienſt und Gebet wurden ſelbſt die Jahrmärkte begonnen und beſchloßen!

Doch es iſt nun Zeit, von etwas Anderm zu reden.

---

5. Ritter Kurt von Hirlesheim.

Vater, hab' mit mir Geduld
Und vergib mir meine Schuld.
Kranken Herzen ſende Ruh,
Naße Augen ſchließe zu.
Abendlied.

Habe ich dir, lieber Leſer, in dem vorigen Abſchnitte ein Bild gezeigt von dem bunten, bewegten Leben und Treiben in der Hauptſtadt des Heßenlandes und von den Freuden des Volkes im Mittelalter, ſo will ich dir jetzt jene alten Zeiten von einer andern, weniger lebhaften, aber doch achtungswerthen Seite zeigen, nemlich von der religiöſen.

Wie tief dazumal das Chriſtenthum in das Leben des ganzen Volkes eingedrungen war, davon haſt du dich, lieber Leſer, ſchon in dem vorhergehenden Abſchnitte überzeugen können. Die chriſtliche Religion iſt keine Störerin der erlaubten und unſchuldigen Freude. Nur rechte Bauchdiener und Fleiſchesſünder können ſo Etwas ſagen. Im Gegentheil: das Chriſtenthum freut ſich mit den Fröhlichen, will aber alle irdiſche, weltliche Freude heiligen und verklären und zur göttlichen, himmliſchen Freude erhöhen.

Davon hatte man auch im Mittelalter eine Ahnung. Deßhalb geschah damals nichts Wichtiges, ohne daß die Kirche dazu ihren Segen gegeben hätte. Auch der Jahrmarkt zu Frankenberg wurde mit einem feierlichen Gottesdienste angefangen und beschloßen, wie du, lieber Leser, so eben gelesen oder gehört hast. Mag es immerhin sein, daß bei solchen Gelegenheiten oft auch viel äußerliches Werk, viel Lippen- und Maulchristenthum mit untergelaufen ist: wo ist das überhaupt nicht vorhanden?

Daß aber in jenen Zeiten das Christenthum nicht bloßes Cerimonienwerk war, sondern auch sehr viele Gemüther sich mit der vollen Kraft ihrer Seele demselben zugewendet hatten, das zeigen gar viele Beispiele von inniger Gottesfurcht und von einer Hingebung und Liebe zum Evangelium, wie die spätern Zeiten, und unsere Tage am allerwenigsten, kaum etwas Aehnliches aufzuweisen haben.

Ihr habt bereits in der Geschichte der heiligen Elisabeth gesehen, wie diese fromme Fürstin Alles darangab, ihrem Herrn und Heilande ähnlich zu werden und ihm mit der That und Wahrheit nachzufolgen. Um die eine köstliche Perle, von welcher das Evangelium spricht, um Christum zu gewinnen, gab sie Alles hin, was sie hatte: Macht und Reichthum, Ehre und Genuß, nahm sie Alles, auch das Härteste und Schwerste auf sich. Und bei ihr war dabei keine Spur von Stolz auf ihre Frömmigkeit, noch Pochen auf eignes Verdienst. Sie war und blieb die demüthige Magd des Herrn, die ebensowenig Werth, als sie einst auf ihre irdische Krone gelegt hatte, auf den Heiligenschimmer gelegt

haben würde, welchen schwache, sündige Menschen späterhin um ihr Haupt gezogen haben.

Und an solchen Beispielen fehlte es damals auch außerdem in Heßen wie anderwärts nicht.

Zur Zeit der heiligen Elisabeth traten z. B. vier Grafen von Reichenbach, aus dem reichen und mächtigen Geschlechte der Grafen von Ziegenhain, nämlich ein Vater mit seinem Bruder und zwei Söhnen in den Deutschen Orden, dem sie zugleich fast alle ihre Güter zuwandten. Sie entsagten freiwillig, aus uneigennütziger Liebe zu Christo, dem Reichthum und der Ehre dieser Welt, um alle ihre Kräfte daran zu wenden, für's Kreuz Christi zu streiten. Es waren dieß: Heinrich II., Graf von Reichenbach, Ziegenhain und Wildenberg, welcher sich auch Graf von Wegebach nannte von der Gerichtsstätte Wegebach in der Nähe der Stadt Ziegenhain, dem sein Bruder Siegewin und seine Söhne Wigger, welcher gewöhnlich zu Homberg wohnte und Heinrich III. — Graf Heinrich II., welchem schon damals zu viel weltliches Wesen in dem deutschen Orden gewesen sein mag, ging später als Mönch in das, von seinem Großvater, dem Grafen Poppo von Reichenbach gestiftete Kloster Aulesburg, welches von Graf Heinrich II. im Jahr 1215, weil es vorher in Verfall gerathen war, wieder hergestellt und nachher, im Jahr 1221 nach Haina verlegt worden war. Hier verbrachte der einst reiche und mächtige Graf den Rest seines thatenreichen Lebens unter Gebet und strengen Bußübungen, im Dienste seines himmlischen Königs, bis er bald nach dem Tode der heiligen Elisabeth in den Klostermauern starb. Zu Haina, in der

Gruft seiner Ahnen, liegt er begraben. Sein Sohn Heinrich III. aber, ein treuer Anhänger der heiligen Elisabeth, trat gleichfalls aus dem deutschen Orden und lebte, so lange diese fromme Fürstin am Leben war, im Walde bei Marburg als frommer Einsiedler. Er beschäftigte sich lange damit, für die heilige Elisabeth die Fische in den Klöstern und Schlößern der Umgegend feil zu tragen, welche diese fromme Fürstin aus ihren Fischereien zu Gunsten der Armen verkaufen ließ. Nach ihrem Tode aber trat er in den strengen Orden der Franziskaner und als solcher ist er gestorben. Noch ein Beispiel von solcher Frömmigkeit kommt zur Zeit unsers Landgrafen Heinrich I. vor, von dem Ritter Konrad oder Kurt von Hirlesheim. Landgraf Heinrich, so erzählen die alten Nachrichten, lag einstmals todtkrank, so daß es im Lande hin und her schon hieß, der gute, vielgeliebte Herr sei gestorben. In diesen schweren Gepressten gedachte der Landgraf an den seligen Ritter oder Bruder Kurt von Hirlesheim, der im 1270 im Kloster Haina in hohem Alter gestorben war. Der Landgraf bat Gott um seine Gesundheit und gelobte zugleich, nach seiner Wiedergenesung eine Wallfahrt nach Haina zum Grabe Bruder Kurts. Da ward es besser mit dem, nun schon betagten Herrn und der Landgraf, nachdem er seine Kräfte wieder erlangt hatte, löste sein Gelübde und dankte Gott am Grabe Kurts von Hirlesheim in der Klosterkirche zu Haina für seine wiedergeschenkte Gesundheit. Die Lebensgeschichte Bruder Curts von Hirlesheim ist aber, soweit wir sie aus den alten Nachrichten kennen, kürzlich folgende.

Sein Vater hieß auch Konrad oder Kurt von Hir-

lesheim und war ein heßiſcher Ritter aus einem edeln Geſchlechte, ſeine Mutter aber hieß Frau Hedwig.

Während nun Frau Hedwig mit ihrem Sohne ſchwanger ging, da zog ihr Gemal, der alte Ritter Kurt mit dem Grafen Gottfried von Ziegenhain an den Rhein. Als ſie nun im Rheingau über den Rheinſtrom fuhren, da zerbrach der Sturm das Schifflein und ſie ertranken Alle. Zu Eberbach am Rhein aber wurden ſie begraben. Kaum hatte Frau Hedwig erfahren, daß ſie ihren ehelichen Gemal auf ſo traurige Weiſe verloren, da genas ſie ihres einzigen Kindes und das war ein Söhnlein. Sie ließ ihm in der heiligen Taufe nach ſeinem entſchlafenen Vater den Namen Konrad oder Kurt beilegen und das war eben der Bruder Kurt, nach deſſen Grabe Landgraf Heinrich nach ſeiner Krankheit gewallfahrtet war.

Frau Hedwig's einzige Freude war von nun an ihr Sohn. Sie zog ihn auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, hielt ihn an zum Gebet und zu allen chriſtlichen Tugenden. Zugleich aber ward er auch in allen ritterlichen Uebungen gebildet.

Der junge Kurt wuchs darum auf zur Freude und zum Wolgefallen Aller, die ihn ſahen. Wegen ſeiner Tugenden, ſeiner Einſicht, ſeiner Frömmigkeit und ſeines ernſten, ritterlichen Weſens und weil er dereinſt als einziges Kind der Erbe großer Güter werden mußte, ſtand er ſchon frühe in ſo großem Anſehen, daß er bereits in ſeinem achtzehnten Lebensjahre zum Ritter geſchlagen wurde.

Allein dem jungen Ritter wars nicht wol in der Welt. Seine Seele ſehnte ſich nach dem Frieden mit Gott. Ihm

wollte er sein Leben weihen. Darum ging er bald nachdem er die Ritterschaft empfangen hatte, in die Stille des Klosters. Zu Altenhaina oder Aulesburg hatten sich damals, berufen vom Grafen Heinrich von Reichenbach, fromme Mönche niedergelaßen. Zu denen ging der Ritter Kurt und trug von da an das Mönchsgewand. Da aber zu Altenhaina der Platz für ein Kloster nicht geeignet befunden worden war, zogen die Mönche wieder nach Haina und bauten dort ihr Kloster, wo jetzt noch in den alten Gebäuden das Spital steht und die alte, prächtige Kirche, bei deren Erbauung namentlich Bruder Kurt besonders thätig war. Ritter, oder von jetzt an Bruder Kurt genannt, ging mit seinen Klosterbrüdern nach Haina, nachdem er noch drei Jahre bei ihnen in Altenhaina gewesen war. Dieser Ueberzug aber fand Statt im Jahre 1221.

Zeiundfünfzig Jahre lang lebte nun Bruder Kurt von Hirlesheim im Kloster, bis er im Jahre 1270 selig verstarb. Durch seine tiefe Gelehrsamkeit, durch seine Treue in Erfüllung der freiwillig übernommenen Pflichten, er ward Kellermeister des Klosters, was so viel bedeutet als der Vorsteher aller irdischen Güter des Gotteshauses, dem Range nach der erste im Kloster nach dem Abte, — durch seine aufrichtige, ungeheuchelte Frömmigkeit und sein gottseliges Leben kam aber hier Bruder Kurt allmälig in solches Ansehen, daß man sogar Wunder von ihm erzählte, die sich während seines Lebens mit ihm zugetragen haben sollen. Er starb im Geruche der Heiligkeit. Von der Ehrfurcht, welche ihm noch im Tode gezollt ward, gibt unter Anderm auch Zeugniß, daß Landgraf Heinrich seiner Fürbitte bei

Gott die wieder erhaltene Gesundheit zuschrieb und eine Wallfahrt nach seinem Grabe unternahm, ohngefähr 25 Jahre nach seinem Tode.

Von den Wundern, welche von ihm gesagt wurden, erzähle ich euch nur folgende.

Der innige Glaube und das demüthige Gebet Bruder Kurts verdroßen den bösen Geist, der ihn deßhalb zu bestrafen beschloß. Derselbe kam darum jede Nacht zu ihm, gekleidet in die Gestalt eines Engels des Lichts und sprach zu ihm: „Du Knecht Gottes, stehe auf und lobe deinen Schöpfer!“ Bruder Kurt aber meinte nicht anders, denn daß Gott ihm seinen Engel sende und ihn zu fleißigerem Gebete und zu treuerem Dienste ermuntere. Deßhalb stand er jedesmal auf von seinem Lager, knieete nieder und sprach sein Gebet. Diese Versuchung aber hatte er drei Jahre lang jede Nacht. Durch diese häufigen und fortgesetzten Unterbrechungen seines Schlafes ward denn Bruder Kurt zuletzt matt und schwach, so daß er in der Mette und andern Gottesdiensten hin und herwankte und öfters einschlief. Darum klagte Bruder Kurt die ganze Geschichte einmal seinem Beichtvater. Der aber errieth den Zusammenhang und sagte zu ihm: „Lieber Sohn, das ist kein guter Engel, sondern des Teufels Gespenst. Darum folge mir und speie ihm in's Angesicht, wenn es wieder kommt und du wirst gewahr werden, daß du betrogen bist.“ Das that Bruder Kurt, der böse Geist floh und Kurt hatte nun vor ihm Ruh.

Wenn der fromme Bruder Messe las, da däuchte ihm oftmals, Christus der Herr erscheine ihm in sichtbarer Gestalt,

oftmals auch sah er, wie die heiligen Engel zu ihm herabkamen und ihm dabei dienten.

In seiner ganzen äußern Erscheinung drückte sich dann eine so innige Andacht und Erhebung aus, daß seine hohe ritterliche Gestalt sich über die Erde zu erheben schien und man sagte darum von ihm, er schwebe dann gleichsam in der Luft.

Einst, als er nach dem hohen Crucifixe in der Kirche auf einer Leiter hinaufstieg, um den Staub zu wischen von dem Bilde des Herrn, da trat er fehl und stund im Begriffe herabzufallen auf den steinernen Fußboden des Gotteshauses. Da däuchte ihm, das Bild des Herrn hielte ihn mit seinem Arme umfaßt, bis er seinen Fuß wieder auf die Leiter gebracht hatte und er nun ungefährdet herabsteigen konnte. Diese und andere Wundergeschichten wußte man noch lange im Kloster Haina von dem Bruder Kurt von Hirlesheim zu erzählen, welche jedenfalls Zeugniß geben von der hohen Verehrung, welche man für ihn hatte und für sein frommes, gottseliges Leben.

Bei der Betrachtung des Lebens solcher Christen, wie die heilige Elisabeth, wie jene Grafen von Reichenbach und auch unser Kurt von Hirlesheim war, drängt sich dem nachdenkenden Menschen unwillkürlich die Frage auf, ob denn wirklich diese Art von Frömmigkeit, wie wir sie bei diesen und andern Personen der damaligen Zeiten finden, die rechte war? Ist es wirklich von Gott geboten oder vor Ihm angenehm, alle Güter und Ehren dieser Welt hinzugeben und sein Leben in der Abgeschiedenheit von der Welt hinzubringen? Der Herr preiset allerdings selig die, welche Alles

verlaſſen und Ihm nachfolgen, welche haßen Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern, ja das eigne Leben, um ſeines Namens willen. Und hiernach ſollte man denken, ein Leben, wie es jene Frommen im Mittelalter geführt haben, müßte auch das vollkommenſte und Gott wolgefälligſte ſein.

Ich frage hier nicht darnach, ob es zweckmäßig und nützlich wäre für die Menſchheit, wenn es nun Alle ſo machen wollten, ſondern darum handelt es ſich, ob es der Befehl und der Wille des Herrn iſt, daß wir's thun, oder nicht? Die Antwort darauf lautet: ja und auch nein! wie man will. Hätten die Apoſtel nicht Alles verlaßen und des Herrn Befehle ausgerichtet, ſo hätte es niemals eine chriſtliche Kirche hier auf Erden gegeben. Sie wären ungehorſam geweſen dem Befehle des Herrn. Hätten die erſten Bekenner des Evangeliums zur Zeit der Chriſtenverfolgungen nicht Alles gering geachtet, ja ſelbſt ihr eignes Leben, ſo wären ſie Abtrünnige geworden von ihrem Glauben, der ihnen das Höchſte und Heiligſte war. Nichts iſt deutlicher und klarer ausgedrückt in der Schrift, als daß das Evangelium, der Glaube an Chriſtum den Gekreuzigten das Höchſte und Wichtigſte ſein ſoll, was es für den Chriſten gibt, wofür er, wenn es der Herr verlangt, das Beſte hingeben muß, was er auf Erden hat, und wäre es das eigne Leben.

Aber weder die Apoſtel, noch jene erſten Chriſten ſchloßen ſich in einſame Mauern ein, ſondern ſie blieben mitten in einer ihnen feindlichen Welt als ein Sauerteig, der den ganzen Teig durchſäuern ſollte. Und wenn es ja vorkam,

daß ſich die erſten Bekenner in den Zeiten der grauſamſten Verfolgungen in die Einſamkeit zurückzogen, ſo thaten ſie es, weil ſie mußten und nicht anders konnten. Der Gedanke aber, daß ſie Gott einen Dienſt damit thun, oder gar ein Verdienſt ſich erwerben wollten, kam ihnen bei Weitem nicht in den Sinn.

Das war erſt eine Zuthat der ſpätern Jahrhunderte, daß man ſich durch Faſten und Beten und durch Zurückgezogenheit von der Welt den Himmel verdienen, ja noch mehr thun könne, als man ſchuldig ſei. Das aber meinte man im Mittelalter und das war die falſche Grundlage, auf welcher die damalige Frömmigkeit beruhte und welche zuletzt die Reformation herbeiführen mußte, ſollte nicht über den äußern Ceremonien das ganze Evangelium zu Grunde gehen.

Dabei aber dürfen wir doch nicht vergeßen, daß weder die heilige Eliſabeth, noch viele Andere, welche ihr gleichen, den Irrthum erkannten, in welchem die Kirche Chriſti in jenen Zeiten gefangen war und in der That und Wahrheit auch nicht von ihm erfüllt waren. Was ſie thaten, das thaten ſie aus reiner Liebe zu Chriſto, welche ſie zwar zuweilen dahin führte, Manches zu thun, was der Herr ihnen nicht befohlen hatte, die aber an Innigkeit und Treue ihres Gleichen ſucht. Und darum, weil ſie das, was ſie thaten, aus reiner, demüthiger Liebe zu Chriſto vollbracht, nicht aus ſtolzer Werkheiligkeit, ſo können wir nicht anders, als von ihnen zu bekennen, ſoweit Menſchen dieß zu ſagen vermögen, daß ſie im Glauben gelebt haben und ſelig im Herrn entſchlafen ſind.

Du siehst also, lieber Leser, daß bei allem Aberglauben und bei aller Wundersucht, welche sich im Mittelalter an die christliche Kirche gehängt hatte, doch eine Liebe zum Heilande und eine Innigkeit des Glaubens in vielen Herzen vorhanden war, welche uns jene Zeit ehrwürdig machen muß. Daß aber dieser innige treue Glaube auch im Heßenlande zu Hause war, das siehst an dem Namen der heiligen Elisabeth, der Grafen von Reichenbach und Kurts von Hirlesheim sowie an der Ehrfurcht, welche diesen Dienern Christi im Lande erwiesen ward.

Doch ist es nun für uns Zeit, wieder zur Geschichte unsers Landgrafen zurückzukehren.

Wir haben bisher gesehen, was er für seine Unterthanen gethan. Nun sollt ihr hören, was sie thaten für ihn!

---

6. Der Landsturm.

Treue ist ein seltner Gast,
Halt ihn fest, wo du ihn hast.
Altes Sprüchwort.

Du erinnerst dich wol, lieber Leser, an die Feindschaft, welche seit langer Zeit schon zwischen den Erzbischöfen von Mainz und dem Landgrafen Heinrich I bestand und an die Kämpfe, welche dieser bereits wegen dieser Feindschaft hatte bestehen müßen. Bis dahin aber war der Landgraf mit Gottes und seiner Freunde Hülfe immer als Sieger aus dem Streite hervorgegangen. Das letztemal, als wir den streitenden Parteien begegneten, war es im Jahre 1262, wo der Erzbischoff Werner von Mainz gegen Frau Sophie

und ihren Sohn in der Wetterau zu Felde lag. Die Mainzer lagerten damals im Buſecker Thale, die Heßen auf dem Felde zu Langsdorf bei Lich. Der Erzbiſchof hatte damals gute Worte gegeben und man hatte bald Frieden gemacht.

Aber bereits im Jahre 1273 entbrannte von Neuem der Streit, denn man hatte mancherlei Klage wider einander.

Das Erſte aber, was der Erzbiſchof that, war wieder, daß er den Landgrafen und ſeine Landrichter mit dem Banne und das Land mit dem Interdikt belegte. Mit dieſen geiſtlichen Waffen verhielt es ſich ſo. War Jemand im Mittelalter dem Kirchenbanne verfallen, ſo war er ausgeſtoßen aus der chriſtlichen Kirche. Er durfte keine Kirche betreten, kein Prieſter durfte ihm das Sakrament reichen. Starb er im Banne, ſo durfte er nicht auf dem Kirchhofe und in geweihter Erde ruhen. Keine Glocke durfte bei ſeinem Leichenbegängniße läuten, kein Prieſter an ſeinem Grabe beten. Ohne Sang und Klang wurde die Leiche auf dem Felde verſcharrt. Er durfte keine Klage führen und kein Zeugniß ablegen vor Gericht. Keiner durfte ihm Aufnahme geſtatten in ſeinem Hauſe, oder auch nur einen Trunk Waßers reichen zur Labung. Jegliche Art von Hülfe oder Beiſtand ihm zu leiſten, war bei Strafe des Kirchenbannes verboten. War der Gebannte ein Fürſt, ſo waren ſeine Unterthanen von der Pflicht des Gehorſams gegen ihn entbunden. Gehorchten ſie ihm dennoch, ſo verfiel das Land in das Interdikt. Das heißt: jedem Prieſter war es bei Strafe des Kirchenbannes verboten, irgend einen öffentlichen Gottesdienſt im Lande zu halten. Die Altäre wurden ihres gewöhnlichen Schmuckes entkleidet, alle heiligen Bilder in den Kirchen

wurden zu Boden geworfen, keine Glocke durfte läuten, kein Sakrament wurde gespendet, kein Verstorbener wurde in geweihter Erde begraben. Die Ehen wurden nicht vor dem Altare, sondern auf dem Kirchhofe eingesegnet. Keiner durfte auf der Straße den Andern grüßen. Alles sollte anzeigen, daß das Land unter dem Fluche Gottes stehe.

Welch einen furchtbaren Eindruck mußte ein solcher Zustand in der damaligen Zeit auf die Herzen des Volkes machen, in welchem die Religion den Kern und Mittelpunkt des ganzen Lebens ausmachte! Wie mußte unter gewöhnlichen Verhältnißen die Mehrzahl des Volkes auf den Fürsten erbittert werden, der auf diese Weise durch seine Verschuldung sein ganzes Land gleichsam um die zeitliche und ewige Glückseligkeit brachte!

Die Sache ließ sich damals für Landgraf Heinrich I um so drohender an, als in demselben Jahre, worin Erzbischof Werner ihn auf's neue mit dem Kirchenbanne und sein Land mit dem Interdikte belegte, hauptsächlich durch den Einfluß desselben Erzbischofs der treffliche Graf Rudolf von Habsburg von den deutschen Fürsten zum Kaiser gewählt worden war.

So also traf sich's, daß derselbe Erzbischof, welchem Kaiser Rudolf seine Wahl zu danken hatte, des Landgrafen größter Feind war. Kaiser Rudolf lud deshalb, auf Anstehen des Erzbischofs Werner, den Landgrafen vor sich. Heinrich leistete der Ladung keine Folge und fiel deßhalb in die Acht des Kaisers. Dieß geschah zu Anfang des Jahres 1274.

So stand es also mit dem Landgrafen Heinrich sehr übel. Er war dem Kirchenbanne verfallen, sein Land mit

dem Interdikt belegt; nun war auch noch vom Kaiser die Reichsacht über ihn ausgesprochen. Als Geächteter aber war er vogelfrei. Wer ihn tödtete, war nicht strafbar.

Und doch wußte dieser tapfere, treffliche Fürst sich so zu halten, daß auch jetzt keine nachtheiligen Folgen aus diesem Allem für ihn hervorgingen.

Vor allen Dingen war es sein Bestreben, sich mit dem Kaiser zu vergleichen. Das Genauere davon weiß man nicht Nur soviel ist gewiß, daß Landgraf Heinrich schon zwei Jahre nachher seinem Kaiser auf einem Kriegszuge gegen den König von Böhmen treulich zur Seite stand und also von diesem wieder in Gnade angenommen war. Kaiser Rudolf mochte eben bald erkannt haben, daß er im Anfange gegen den Landgrafen, deßen Tugenden er damals noch nicht kannte, zu voreilig war. Landgraf Heinrich aber war von da an allezeit Kaiser Rudolfs treuester Anhänger und stand darum bei diesem bis an sein Ende in gar hohen Gnaden. So hatte es denn der Landgraf jetzt nur noch mit dem Erzbischofe von Mainz zu thun.

Es wurde dem Landgrafen gerathen, vielleicht vom Kaiser selbst, sich, wo möglich, mit dem Erzbischof in der Güte zu vertragen. Darum sandte er diesem eine Botschaft zu mit dem Erbieten, er wolle ihm dreitausend Mark Silber zahlen als Sühne für Bann und Interdikt. Aber der Erzbischof schlug trotzig die Bitte ab und zog mit einem Heere nach seiner Stadt Fritzlar. Mit ihm aber waren die Grafen von Ziegenhain und Battenberg. Solches geschah im Jahre 1282.

Da gedachte der Landgraf seiner getreuen und tapfern Heßen, welche nun schon seit sieben Jahren im Banne waren

um des Streites Willen, den ihr Landesherr mit dem Erzbischofe hatte. Schwer lastete seitdem das Interdikt auf dem Lande und auf den Herzen. In jener religiösen Zeit mußte das Entbehren jeglichen Gottesdienstes, das gänzliche Verstummen aller Glocken im ganzen Lande, die Leichenbegängniße, die Hochzeiten, Alles ohne die gewohnte religiöse Feier, und was denn Alles damit im Zusammenhange stand, einem Volke unendlich schwer werden. Selbst in unserer Zeit würde die Mehrzahl der Menschen sich durch einen solchen Zustand beschwert fühlen: damals aber war er eine unerträgliche Last.

Und doch wankte die Treue der Heßen gegen ihren Landgrafen nicht. Sie wußten wol, auf welcher Seite das Unrecht war und gedachten an alles das Gute, was ihr Fürst schon an ihnen gethan. Der Zorn des Volkes wendete sich nicht, wie der Erzbischof wol gehofft hatte, gegen den Landgrafen, sondern gegen ihn selbst, den Urheber ihres Unglücks, der schon so oft mit geistlichen Waffen seine irdischen Zwecke verfolgt hatte.

Landgraf Heinrich kannte sein Volk. Als darum der Erzbischof mit seinem Heere drohend nach Fritzlar gezogen war, da gebot der wackere Fürst in seinem Lande, daß alle Männer, hohe und niedrige, junge und bejahrte, welche einen Stock oder ein Schwert zu tragen vermöchten, vor Fritzlar zusammen kommen sollten. Hierauf bot der Landgraf dem Erzbischof den Kampf an. Dieser nahm ihn an und zog mit seinem Heere aus der Stadt heraus, um sich mit seinem Feinde in der Feldschlacht zu meßen. Als aber der Erzbischof die ungeheure Volksmenge sah, da ward er von Furcht ergriffen und kehrte mit den Seinen wieder um nach der Stadt

zu. Aber die Bürger scheuten sich, so vieles Kriegsvolk bei sich aufzunehmen, während der Landgraf draußen stund. Sie fürchteten wol eine lange Belagerung, oder gar eine Zerstörung, wie es ihnen einst unter dem Oheim Heinrichs, dem Landgrafen Konrad von Thüringen geschehen war. Als darum der Erzbischof mit zwanzig Rittern in der Stadt war, da schlugen sie die Thore zu und ließen Niemanden weiter hinein. So stand nun des Erzbischofs Heer ohne Führer zwischen dem zahlreichen Feinde und den Mauern der Stadt, die sie nicht einließ. Voll Schrecken versteckten sie sich darum in die Gräben, hinter die Zäune und in die Gartenhäuschen vor der Stadt. Wollte der Bischof, daß sie nicht sämmtlich von den Heßen erschlagen, er selbst aber in Fritzlar belagert und gefangen wurde, so mußte er jetzt Frieden machen. Er bewilligte dem Landgrafen Alles, was der wollte, sprach ihn und sein Land auf eigne Kosten vom Banne los und während er nicht lange vorher für dieses Alles noch hätte dreitausend Mark Silber von dem Landgrafen erlangen können, so erhielt er nun nicht einen Pfennig.

Dieß war das erste Beispiel von dem Aufgebot des Landsturms, von welchem die Geschichte weiß.

Dem Vertrauen des Landgrafen zu seinem Volke entsprach die Treue der Unterthanen und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie seinem Gebote Folge leisteten. Sie erretteten also ihren Fürsten aus großer Noth und Gefahr und halfen ihm, dem Fürsten und dem ganzen Lande zum Nutzen, zu einem vortheilhaften Frieden.

Der hauptsächlichste Vortheil aber, welchen dieser Friede für die Unterthanen zur Folge hatte, bestand in der Be-

freiung derselben von den erzbischöflichen Sendgerichten, welche man aber unterscheiden muß von den weltlichen Centgerichten.

Es waren dieß nemlich ursprünglich Sittengerichte, welche von Anfang an die Bischöfe in Deutschland zu halten hatten. Gewöhnlich dreimal im Jahre wurde in jedem Bisthum an verschiedenen Orten der Send gehalten, d. h. der Erzbischof oder Bischof sandte seine geistlichen Beamten an die Gerichts- oder Centorte und ließ alle Personen, welche irgend eine schwere Sünde oder ein Verbrechen sich hatten zu Schulden kommen laßen, vorladen, die Sache, in Gegenwart der Sendschöffen und Sendzeugen, untersuchen und, nach Befund der Sache, bestrafen. Und das war recht und gut.

Mord, Hurerei, Ehebruch, Wucher, Unordnungen in der Kirche, oder auf dem Kirchhofe, Eheſtreitigkeiten und dergleichen wurden hier untersucht und kirchlich bestraft.

Aber bald arteten diese Sendgerichte aus. Nicht bloß, daß die bischöflichen Beamten und Sendrichter ihre Gebühren von den Orten zu beziehen hatten, welche sie vor ihr Gericht zogen: dieß wäre schon in der Ordnung gewesen.

Aber bald führte man es ein, daß die ausgesprochenen Ehren- und Kirchenstrafen in Geld verwandelt werden konnten, welches den Richtern, Schöffen und Zeugen zu Theil wurde und am Ende kam es gar dahin, daß nur noch Geldbußen zu Gunsten des Sendgerichts auferlegt wurden. Jemehr also Strafen verhängt wurden, desto einträglicher wurde das Gericht für seine Mitglieder und desto eifrigere Ankläger wurden die Sendzeugen und Schöffen. Und das war nicht recht und nicht gut!

Von dieſer ſchweren Landplage der geiſtlichen Sendgerichte befreite nun damals ſchon Landgraf Heinrich ſein Volk nach ſeinem Siege bei Fritzlar. Denn es war eine der vornehmſten Friedensbedingungen, welche er dem Mainzer Erzbiſchofe auferlegte, daß ſeine Unterthanen inskünftige vom Send befreit wären, indem er alle Verbrechen, welche in ſeinem Lande begangen würden, nur durch die weltlichen Gerichte beſtrafen laßen wollte.

Und darum fanden ſchon hierin die Heßen einen hohen Lohn für ihre Tapferkeit und Treue.

Andere Länder wurden erſt mit der Reformation die Sendgerichte los.

---

7. Thilo Colup und die Sage von Kaiſer Friedrich in dem Kyffhäuſer Schloße.

Sieh für dich,
Treu iſt ſehr mißlich (ſelten).
Altes Sprüchwort.

Nicht lange nach dieſen Begebenheiten mit dem Landſturme trug ſich in der Nähe des Heßenlandes eine merkwürdige Geſchichte zu, welche ich euch doch auch bei dieſer Gelegenheit erzählen muß, ehe wir zu dem Schluße der Lebensbeſchreibung Landgraf Heinrichs des Kindes übergehen.

Ihr erinnert euch wol noch aus der Geſchichte Ludwigs des Heiligen und der heiligen Eliſabeth jenes großen Kaiſers Friedrichs II. Landgraf Ludwig ſtand hoch bei ihm in Ehren. Zweimal war ihm Ludwig der Heilige zugezogen: einmal nach Oberitalien, wo er ihm auf ſeinem gefahrvollen

Zuge durch die Lombardei ſtandhaft zur Seite ſtand und das anderemal, als er nach dem heiligen Lande ziehen wollte, aber in Otranto dem Herrn entſchlief. Zuletzt ſaht ihr ihn zu Marburg bei der Erhebung der Gebeine der heiligen Eliſabeth, wo er dem Haupte der Landgräfin eine goldene Krone aufſetzte. Friedrich II, der letzte unter den Hohenſtaufiſchen oder Schwäbiſchen Kaiſern, war ein großer Mann, ein gewaltiger Herrſcher. Er hatte die kaiſerliche Gewalt aufrecht erhalten, ſolange er konnte, hatte ſeinen Ländern Geſetze gegeben, welche ein ewiges Denkmal ſeiner Weisheit und Einſicht ſein werden und das deutſche Reich war, den größten Theil ſeiner Regierung hindurch, mächtig und groß.

Zum Schaden für Deutſchland wohnte er aber gewöhnlich in Italien, in ſeinem Apuliſchen Reiche. Und zuletzt ward er dort durch die Feindſchaft des Papſtes und ſeiner Helfer in die unglücklichſte Lage verſetzt. Im Jahre 1250 war er dort geſtorben, nachdem ihn der Papſt der Kaiſerkrone für verluſtig erklärt und ihm in Heinrich Raspe und nach deßen Tode in dem Grafen Wilhelm von Holland Nachfolger gegeben hatte. Er ward in der Stille begraben und in Deutſchland ward keine öffentliche Trauer um ihn veranſtaltet. Noch lange aber lebte im deutſchen Reiche die Erinnerung an den großen Kaiſer Friedrich fort. Je trauriger die Zeit war nach ſeinem Tode, mit deſto größerer Liebe gedachte man ſeiner. Ja viele Leute ſagten, er ſei gar nicht todt, ſondern habe ſich in Italien in einem einſamen Schloße verborgen und werde ſeiner Zeit ſchon wieder kommen und ſeine Regierung wieder führen zur Ehre und zum Heile für's deutſche Land, wie er es früher gethan.

Wirklich standen auch zu verschiedenen Zeiten in Deutschland Betrüger auf, welche sich für den Kaiser Friedrich ausgaben und mehr oder weniger Beifall und Zulauf fanden.

Am meisten Aufsehen erregte zur Zeit, als Landgraf Heinrich das Kind in Heßen regierte, nemlich im Jahre 1284, ein Mann, welcher zuerst in Köln auftrat und sagte, er sei Kaiser Friedrich II. Da ihn die Bürger von Köln nicht aufnahmen, so wendete er sich nach der festen Stadt Neuß. Hier strömten ihm Tausende von Menschen zu aus den Städten und Dörfern und meinten, er sei wirklich der alte Kaiser Friedrich. Vom Rheine zog er sich nach Wetzlar. Dort im schönen Lahnthale liegen noch auf einer Anhöhe nahe bei der Stadt die mächtigen Trümmer der alten Burg Kalsmunt. Hier hielt denn der vorgebliche Kaiser einen großen Hof. Selbst mächtige und angesehene Fürsten ließen sich täuschen und zogen ihm zu mit reichen Geschenken und mit den Versicherungen ihrer Ergebenheit. So der Herzog von Braunschweig, die Landgrafen von Thüringen, Landgraf Heinrich von Heßen und viele Andere.

Er soll ein schöner, alter Mann, mit edeln fürstlichen Geberden, dem Kaiser Friedrich in Angesicht, Körperbau und in Allem auf eine merkwürdige Weise ähnlich gewesen sein. Die Fürsten und andere Leute, welche einst an Kaiser Friedrichs Hofe gewesen waren, und denselben gesehen hatten, grüßte er als alte Bekannte; mit allen Verhältnißen am kaiserlichen Hofe und der Fürsten unter sich, zeigte er sich aufs genaueste bekannt; in alle Geheimniße, welche nur Personen wißen konnten, die einst an des Kaisers Hofe waren, war er eingeweiht. Von seinem angeblichen Tode

ſagte er aus, er habe ſtatt ſeiner einen Bauer in den Sarg legen und begraben laßen, ſei dann, weil er des Herrſchens müde geweſen, in entfernte Länder gewallfahret und nun zurückgekommen, um wieder ſein Reich anzutreten.

Kaiſer Rudolf, welcher damals bereits an die zwölf Jahre regierte, hielt die Sache lange für einen thörichten Spuk. Als aber der Anhang des vorgeblichen Kaiſers immer größer ward und derſelbe endlich an den Kaiſer ſelbſt gar ein Schreiben ſandte, worin er demſelben vermeldete, „er, Kaiſer Friedrich ſei ſeit vierunddreißig Jahren in fremden Landen geweſen, und nun wieder zu Lande gekommen, und wolle ihn hiermit vermahnt haben, Krone und Scepter abzulegen und ihm das Reich zu übergeben, widrigenfalls er ſich eines Andern zu gewärtigen habe," — da ward es dem frommen Kaiſer doch zu arg. Er zog vor Wetzlar und nahm den Betrüger gefangen. Als er auf die Folter geſpannt ward, bekannte er: er habe von Jugend auf am Hofe des Kaiſers Friedrich gedient und ſei dort mit allen Verhältnißen bekannt geworden und da er wiße, daß er dem Kaiſer ſehr ähnlich ſehe, ſo ſei er auf den Gedanken gekommen, ſich für denſelben auszugeben. Sein Name war Thilo Holzſchuh, oder wie er gewöhnlich genannt wird: Thilo Colup. Kaiſer Rudolf ließ ihn zum Tode verurtheilen. Zu Wetzlar ward er lebendig verbrannt und ſo nahm denn ſein Kaiſerthum ein gar ſchnelles und klägliches Ende.

Sehr merkwürdig iſt nun, daß trotz dem von Zeit zu Zeit andere Betrüger auftraten, die vorgaben, ſie ſeien Kaiſer Friedrich. Damit aber erneuerte ſich fortwährend durchs

ganze Mittelalter hindurch im deutschen Volke die Sage, daß Kaiser Friedrich nicht gestorben sei, sondern noch lebe.

Noch zur Zeit der Reformation, im Jahre 1546, ward zu Frankenhausen im nördlichen Thüringen ein Mensch mit verwilderten Haaren gefangen gesetzt, der sich eine Zeitlang in den Ruinen des alten Schloßes Kyffhausen bei Frankenhausen aufgehalten und gesagt hatte, er sei Kaiser Friedrich. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß er ein wahnsinniger Schneider war.

Daher stammt denn nun die Volkssage, Kaiser Friedrich sei in einem tiefen Kellergewölbe des Kyffhäuser Schloßes und schlafe. Alle hundert Jahre aber wacht er auf und fragt den Zwerg, der ihn bedient, ob noch die Raben um den Berg fliegen, wie sonst. Und wenn er hört, daß die Raben noch da sind, so schläft er wieder hundert Jahre.

Ein Schäfer will ihn einst gesehen und diese Frage von ihm vernommen haben. Als nämlich der Schäfer einmal auf dem Kyffhäuser Berg ein Liedchen gepfiffen, da habe Solches dem Kaiser so wol gefallen, daß er ihn durch seinen Zwerg zu sich berufen und ihm viel Gold und Silber geschenkt habe, wobei er ihn gefragt: ob denn die Raben noch um den Berg flögen? und da er mit: Ja! geantwortet, hätte der Kaiser gesagt: Nun müße er noch hundert Jahre schlafen.

Ein andermal, es war im Jahre 1669, habe ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen einen Wagen mit Korn nach Nordhausen fahren wollen auf den Markt; da sei ein kleines Männlein in der Nähe des Kyffhäuser zu ihm gekommen

und habe ihm gesagt, wenn er seine Frucht um den laufenden Preiß verkaufen wolle, so brauche er nicht nach Nordhausen zu fahren, er wolle ihm einen nähern Käufer schaffen. Da sei er nun mit dem Männlein in den Kyffhäuser Berg gefahren und habe da den Kaiser Friedrich gesehen. Er sitze auf einem elfenbeinernen Seßel an einem marmornen Tische, den Kopf in der Hand haltend, ruhe und schlafe. Ihm sei der rothe Bart durch den Tisch bis auf die Füße gewachsen, nicke stetig mit dem Kopfe und zwinkere mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht schliefe, oder bald wieder aufwachen wolle.

Diese Sage geht denn noch im deutschen Volke im Schwange bis auf den heutigen Tag und hat eine tiefe Bedeutung. Der große Kaiser Friedrich ist nicht todt, sondern er schläft, aber einst wird er wieder erwachen und das deutsche Volk wieder führen zu Sieg und Ehre. Zuvor aber müßen die Raben aufhören, um den Kyffhäuser zu fliegen, denn das sind die bösen Geister der Uneinigkeit und Zwietracht, welche schon zu Kaiser Friedrichs Zeiten die deutschen Fürsten und Völker getrennt hatten.

Ein noch lebender deutscher Dichter, welcher nur, statt Kaiser Friedrichs II., deßen Großvater, Friedrich I., den Rothbart, von den Welschen Barbarossa genannt, gesetzt hat, hat diese alte deutsche Volkssage in folgende schöne Verse gebracht:

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterirdschen Schloße
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſitzt,
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Darauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe;
Er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Darauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

O alter Kaiſer Friedrich, wach recht bald auf! Dieß iſt gewiß bei der Erzählung dieſer alten Sage auch dein Wunſch, lieber Leſer. Iſts nicht ſo?

III.

Landgraf Heinrichs I., Familienverhältniße und Tod.

Geſt. d. 21. Dec. 1308.

---

1. Von des Landgrafen Heinrich häuslichem Glücke.

Wol dir, du haſt es gut fürwar,
Dein Weib wird ſein, wie ein fruchtbar
Weinſtock umb dein Haus rings herumb,
Auch werden deiner Kinder ſumm',
Gleich wie die grünen Oelzweig friſch
Herumb ſitzen um deinen Tiſch,
Alſo wird geſegnet der Mann,
Der den Herrn iſt förchten kann.

Hans Sachs.

Nachdem du mir, lieber Leſer, bisher gefolgt biſt in die frühern Kinderjahre des erſten Landgrafen von Heßen und in ſein männliches Alter und alle die merkwürdigen Schickſale gehört haſt, welche er bis gegen das Ende ſeines Lebens durchzumachen hatte, ſo laß dich's auch nicht verdrießen, mit mir, ehe ich dir ſeine letzten Lebenstage und ſeinen Tod erzähle, in den Kreis ſeiner Familie zu gehen, und zu hören, was auch in dieſer Beziehung von ihm zu berichten iſt.

Was ihr bisher davon vernommen habt, war das Verhältniß zu ſeiner Mutter, der Herzogin Sophie von Brabant, der älteſten Tochter Ludwigs des Heiligen und

der heiligen Elisabeth. Ihr habt gesehen, was diese heldenmüthige und kluge Fürstin für ihren Sohn gethan hat, wie aber dieser der treuen Mutter durch die innigste Kindesliebe zu vergelten suchte. Landgraf Heinrich that, solange seine Mutter am Leben war, nichts von Wichtigkeit ohne Frau Sophiens Beirath. Und so führten denn beide gemeinschaftlich lange die Regierung, zum Wole des Landes. Als aber das Alter kam mit seinen Gebrechen und Schwächen, da zog sich Sophie allmälig von den Geschäften zurück, welche sie ja in den Händen ihres Sohnes gut aufgehoben wußte. Endlich im Jahre 1284, nachdem Landgraf Heinrich seinen alten Feind, den Erzbischof von Mainz, noch einmal gedemüthigt und einen dauerhaften Frieden mit demselben geschloßen hatte, starb die Herzogin Sophie im sechszigsten Jahre ihres Alters und ging zur ewigen Freude ein. In der Elisabethenkirche zu Marburg liegt sie begraben, wo man heute noch ihr Grabmal sehen kann.

Bei dieser Gelegenheit muß ich denn doch auch des Todes der jüngern Tochter Ludwig des Heiligen und der heil. Elisabeth erwähnen. Sie hieß Gertrud und war auf Michaelistag des Jahres 1227, achtzehn Tage nach dem Tode ihres Vaters, auf der Wartburg geboren. Schon vor ihrer Geburt hatten ihre Eltern sie für das Kloster bestimmt. Deßhalb übergab ihre Mutter sie, als sie erst zwei Jahre alt war, den Nonnen zu Altenberg, wo sie später den Schleier nahm. In ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre wurde sie zur Aebtissin oder Vorsteherin dieses Klosters gewählt, welchem Amte sie beinahe fünfzig Jahre lang treulich vorgestanden hat. Sie stand sowol als Toch-

ter der heil. Elisabeth, als auch durch ihre eigne Frömmigkeit und Tugend hoch in Ehren, erbaute nach dem Vorbilde ihrer Mutter in ihrem Kloster ein Spital für arme Kranke, deren sie sich allezeit treulich und fleißig durch Wartung und Pflege angenommen hat.

Endlich im Jahre 1297 starb sie in ihrem siebzigsten Lebensjahre und liegt in Altenberg begraben, wo du noch jetzt ihr marmornes Grabmal sehen kannst. Nach ihrem Tode ward sie, ohne daß der Papst sie heilig gesprochen hatte, von dem Volke, deßen Wohlthäterin sie war, als eine Heilige verehrt. Landgraf Heinrich hat die Ehrfurcht gegen seiner Mutter Schwester dadurch an den Tag gelegt, daß er noch zu ihren Lebzeiten dem Kloster Altenberg werthvolle Güter schenkte.

Was die übrigen Familienverhältniße des Landgrafen betrifft, so ist zu bemerken, daß Landgraf Heinrich zweimal verheirathet und aus beiden Ehen mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet war.

Von seiner ersten Gemahlin habt ihr bereits früher gehört. Sie war Adelheid von Braunschweig, eine Schwester jenes Herzogs Albrechts des Großen von Braunschweig, der Sophiens Bundesgenoße und Tochtermann war. Wahrscheinlich fand die Vermälung im Jahre 1262 Statt, als Heinrich achtzehn Jahre alt war. Aus dieser Ehe hatte der Landgraf zwei Söhne, nemlich Heinrich und Otto, von welchen ihr später noch mehr hören werdet, und vier Töchter, von welchen die älteste, nach ihrer Großmutter Sophia genannt wurde. Merk-

würdig ist, daß sich später drei Brüder, die Grafen Adolf, Gottfried und Otto von Waldeck um die Hand dieser ältesten Tochter des Landgrafen bewarben, woraus wol zu schließen ist, daß sie durch ihre Schönheit sich ausgezeichnet haben muß. Noch merkwürdiger aber ist dabei, daß diese drei Brüder sich mit einander verabredeten, und eidlich verpflichteten, daß derjenige unter ihnen, welchem die schöne Sophie den Vorzug geben würde, der einzige Herr und Erbe der Grafschaft sein sollte. Sophie aber wählte gerade den jüngsten und dadurch wurde sie Gräfin von Waldeck und die Stammmutter aller Fürsten von Waldeck. Die zweite Tochter erster Ehe hieß Mechtild oder Mathilde und heirathete den Grafen Gottfried von Ziegenhain, welcher in den Zwistigkeiten zwischen Heinrich I. und seinen Söhnen aus erster Ehe auf der Seite dieser letztern stand und bei welchem sie allezeit eine Stütze und eine Zuflucht fanden.

Diese Mathilde war es, welche im Jahre 1297 der heil. Elisabeth, ihrer Urgroßmutter zu Ehren, das St. Elisabethen Hospital, welches noch immer im Segen besteht, zu Caßel gestiftet hat.

Nach einer zwölfjährigen glücklichen Ehe verlor aber Landgraf Heinrich seine erste Gemalin. Auch sie wurde in der Elisabethenkirche zu Marburg beigesetzt.

Ohngefähr zwei Jahre nach dem Tode der Landgräfin Adelheid trat Landgraf Heinrich in die zweite Ehe mit Mechthild oder Mathilde, einer Tochter des Grafen Dietrich von Cleve. Auch diese zweite Ehe war eine

reich mit Kindern geſegnete. Auch ihr entſproßen zwei Söhne, mit Namen Johannes und Ludwig, und vier Töchter. Drei ſeiner Töchter nannte der Landgraf, dem Namen ſeiner heiligen Großmutter zu Ehren, Eliſabeth.

Landgraf Heinrich hatte das ſeltene Glück, ſeine ſämmtlichen Kinder erwachſen um ſich zu ſehen. Seine acht Töchter verheirathen ſich noch bei Lebzeiten des Vaters in hohe, angeſehene Häuſer.

So war denn Landgraf Heinrich das Kind, nachdem ſeine Kindheit und ſein männliches Alter, faſt unter ſtetem Waffengetöſe und unter fortwährenden Kämpfen mit ſeinen Feinden verfloßen war, allmälig in das höhere Lebensalter gekommen. Gott hatte ihn auf mancherlei Weiſe ſeine Gnade und Güte erfahren laßen. Er war Sieger geblieben faſt in allen ſeinen Kämpfen und Kriegen. Unter den ſchwierigſten Umſtänden und in den allerſchlimmſten Zeiten hatte er doch den größten Theil von dem Erbtheile ſeiner Väter, die Landgrafſchaft Heßen erhalten. Auch zu ſeinem Bemühen, ſein Land glücklich zu machen, hatte Gott ſeinen Segen gegeben. Heßen hatte ſich am Lebensabende ſeines erſten Landgrafen der Ruhe und des Friedens zn erfreuen. Ebenſo ruhte auf ſeiner Familie der Segen ſeiner frommen Großmutter, der heil. Eliſabeth, auf daß das alte Wort auch hier ſeine Beſtätigung fände, daß der Eltern Segen den Kindern Häuſer baut. Im ganzen deutſchen Reiche wurde ſein Name nur mit Achtung genannt. Seine Unterthanen liebten und ehrten ihn als ihren Beſchützer und Vater.

Doch, es ſoll nun einmal in dieſem irdiſchen Leben kein

vollkommnes Glück geben. Das haben die Großen der Erde ebensogut zu erfahren, als die Geringen und Niedrigen. Auch Landgraf Heinrich I. mußte das noch in seinem Alter gewahr werden.

---

2. Von den Zwistigkeiten zwischen Heinrich dem Kinde und seinen ältesten Söhnen.

Sieh nicht auf mich,
Sondern auf dich.
Thu ich Unrecht,
Davor hüte dich.
Altes Sprüchwort.

Landgraf Heinrich hatte, wie ihr oben erfahren habt, vier Söhne, Heinrich und Otto aus der ersten, Johannes und Ludwig aus zweiter Ehe.

Diese vier Söhne wuchsen heran zur Freude ihres Vaters, kräftig und stark an Leib und Seele.

Als der älteste Sohn Heinrich, welcher der junge Landgraf genannt wurde, mit seinem achtzehnten Lebensjahre, nach der Sitte jener Zeit, das Alter der Selbständigkeit erreicht hatte, nahm ihn sein Vater zum Mitregenten an, und er nahm nun Theil an der Regierung des Landes. Er verheirathete sich frühe mit Agnes, einer Tochter des Pfalzgrafen Ludwigs des Strengen, welche ihm eine Tochter gebar. Der jüngste unter den Brüdern aber, Ludwig ward für den geistlichen Stand bestimmt und wurde, wie wir späterhin sehen werden, Bischof von Münster in Westphalen und einer der ruhmvollsten Kirchenfürsten sei-

ner Zeit. Dieser Ludwig wurde später mit einigen Gütern in Oberheßen abgefunden und verzichtete im Uebrigen auf das väterliche Erbtheil, so daß wir bei der Landestheilung nicht mehr von ihm zu reden haben.

Unter die drei andern Söhne aber wollte der Vater, auf den Fall seines Todes, das Land vertheilen, wie es dazumal unter den deutschen Fürsten gewöhnlich war. — Heinrich als der älteste, sollte Marburg haben, auf welches, als den Begräbnißort der heil. Elisabeth und ihrer Nachkommen, der größte Werth gelegt wurde, ferner Grünberg nebst dem Walde von Ulrichstein, Gießen, Merlau, Homberg, Nordeck, Biedenkopf, den Frauenberg und Wetter nebst allen Zubehörungen dieser Städte und Schlößer.

Der zweite Sohn, Landgraf Otto erhielt ebenfalls Theile von Oberheßen, vermuthlich Frankenberg und Alsfeld. Dem Landgrafen Johann aber fiel ganz Niederheßen mit der Hauptstadt Caßel zu.

Mit dieser Theilung waren aber die jungen Landgrafen Heinrich und besonders Otto nicht zufrieden. In Brabant, ihrem väterlichen Stammlande, hatte man immer den Söhnen aus erster Ehe einen Vorzug eingeräumt vor den Kindern nachfolgender Ehen, und in Thüringen, dem Lande ihrer mütterlichen Ahnen hatte allezeit der älteste Sohn den Vorzug gehabt vor den jüngeren.

Darob hielten sich die beiden älteren Söhne gegen den jüngeren verkürzt und willigten nicht in den Plan des alten Landgrafen Heinrich. Darüber ward ihnen Landgraf Heinrich ungnädig. Namentlich wendete sich der Unwillen

des Vaters gegen seinen Sohn Otto, weil dieser sich ohne seine Zustimmung mit der schönen Gräfin Agnes von Ravensberg aus Westphalen vermählt hatte und namentlich auf denjenigen Theil des Landes Anspruch machte, welchen er seinem jüngeren Sohne Johannes zuzuwenden gedachte.

Deßhalb ging Landgraf Otto aus dem Lande und hielt sich theils zu Amöneburg, welches dem Kurfürsten von Mainz gehörte, theils bei seinem Schwager, dem Grafen Gottfried von Ziegenhain auf und lebte für seinen fürstlichen Stand in großer Armuth.

Da begab sich's um diese Zeit, daß der alte Landgraf Heinrich zu Kaßel so schwer erkrankte, daß man ihn bereits im Lande todt sagte. Auf diese falsche Todesnachricht hin ritt nun der junge Landgraf Otto nach Niederheßen gen Kaßel, und begehrte von den Städten und Schlößern des Landes die Huldigung, als ihr rechtmäßiger Herr. Sein Schwager aber, Graf Gottfried von Ziegenhain begleitete ihn und war ihm behülflich. Da huldigte ihm das Land, nur Melsungen, Reichenbach, Rotenburg und Schartenberg weigerten sich.

Der alte Landgraf aber war nicht todt, sondern ward wieder gesund, wie er nicht anders glaubte, auf Fürbitte des seligen Bruders Kurt von Hirlesheim, nach deßen Grabe im Kloster Haina er in seinen schweren Gebresten eine Betfahrt gelobt hatte.

Da entrüstete sich der alte Fürst sehr und sandte Boten aus an Kaiser Adolf, welcher damals zu Frankfurt lag,

und verklagte seinen Sohn Otto als einen Aufrührer und Abtrünnigen.

Da zog Kaiser Adolf mit Heeresmacht durch die fruchtbare Wetterau gegen die Ziegenhainische Feste Staufenberg, bei Kirchberg an dem Lahnstrome gelegen, dem alten Landgrafen gegen seinen Sohn Otto zu helfen.

Hier hatte damals Otto bei seinem Bundesgenoßen und Schwager Gottfried von Ziegenhain seinen Aufenthalt. Aber sie konnten sich gegen die kaiserliche Uebermacht nicht halten und Otto mußte sich dem Urtheil und Entscheid des Kaisers unterwerfen.

Es war am 18. August des Jahres 1296, als Kaiser Adolf in seinem Feldlager vor dem Staufenberg zu Gericht saß und den Streit zwischen dem alten Landgrafen Heinrich und seinem Sohne Otto schlichtete. Hiernach erhielt Heinrich der Jüngere, wie vorhin gesagt, Oberheßen und Otto darin die Städte Biedenkopf und Homberg an der Ohm, Johannes aber Niederheßen.

Darnach war nun, wie ihr seht, allerdings Otto verkürzt; aber es blieb ihm keine Wahl, Er mußte der Gewalt des Kaisers weichen. Da aber sein älterer Bruder Heinrich der Jüngere, der weiter keinen Widerspruch erhoben hatte, bald darauf starb, so wurde hierdurch Otto, als der nächste Erbe seines Bruders, Landgraf von Oberheßen.

Man hat lange nicht gewußt, wann dieser älteste Sohn Heinrich des Kindes, auch Heinrich geheißen, gestorben ist, bis man vor einigen Jahren seinen Grabstein in der Kirche der heil. Elisabeth zu Marburg aufgefunden hat. Diesem nach ist er aber auf St. Bartholomäus oder am 23.

August 1298 in dem Herrn entschlafen und von dieser Zeit an wurde Landgraf Otto alleiniger Landgraf und Herr von Oberhessen und wohnte in Marburg, während sein jüngerer Stiefbruder Johannes des alten Vaters Mitregent über Niederhessen blieb, bis zu dessen Tode.

Dem tiefgekränkten Otto aber ward durch Gottes Rathschluß später doch noch die ganze Landgrafschaft Hessen zu Theil, indem sein Bruder frühe starb, ohne männliche Erben zu hinterlaßen.

Er lebte übrigens von da an in einem ruhigen Verhältnisse mit Vater und Bruder bis zu deren Tode, durch welchen, wie gesagt, der Herr, der da droben im Regimente sitzt, und auch über Könige und Fürsten sein Gericht hält, ihm ganz und unverkürzt dasjenige zugewendet hat, was er vorher mit menschlichen Waffen sich selbst hatte ertrotzen wollen.

Durch schwere Erfahrungen hatte Landgraf Otto lernen müßen, daß man durch „Stillesein und Hoffen stark wird," nicht aber durch Trotzen und Pochen und so ließ es ihm Gott der Herr doch zuletzt wol gelingen.

---

3. Landgraf Heinrichs I. letzte Lebenstage und Tod.

In der Welt ist Krieg und Streit,
Nichts, denn lauter Eitelkeit.
In dem Himmel allezeit
Friede, Ruh und Seligkeit.
G. Albinus.

Du hast eben gesehen, lieber Leser, wie Landgraf Heinrichs I. letzte Lebensjahre durch häusliche Zwistigkeiten zwi-

schen ihm und seinen Söhnen erster Ehe verbittert und getrübt worden sind. An wem eigentlich die Schuld dieser Uneinigkeit lag, an dem Vater, oder an den Söhnen, oder an wem sonst, wer mag das bei den sparsamen Nachrichten, welche uns darüber aus jener längst vergangenen Zeit geblieben sind, jetzt noch entscheiden? Es mag wol auch hier gewesen sein, wie es auch sonst gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß das Unrecht auf beiden Seiten vertheilt lag und daß der Zwist, als er einmal vorhanden war, von beiden Seiten durch Aufhetzereien vermehrt worden ist. Allerdings scheint Landgraf Heinrich seiner zweiten Gemalin zu viel nachgegeben und seine Söhne aus erster Ehe gegen die jüngern verkürzt zu haben. Die ältern Söhne aber fanden ihre Stütze an ihrem Schwager, dem Grafen Gottfried von Ziegenhain, welcher Mechtild, die älteste Tochter des Landgrafen aus erster Ehe zur Frau hatte und wahrscheinlich aus dieser Ursache den Kindern aus zweiter Ehe mißgünstig war. Diese Streitigkeiten zwischen dem Landgrafen und seinen Söhnen gehören jedenfalls zu denjenigen Verhältnißen, bei denen es sehr schwer zu bestimmen ist, wo das Recht aufhört und das Unrecht anfängt. Da, wo einmal Mißverständniße und Uneinigkeiten vorhanden sind, werden immerdar dieselben durch Umstände unterhalten und erschwert, welche ein Anderer selten genau zu sehen und zu erkennen vermag.

Jedenfalls ist es sehr zu beklagen, daß auf diese Weise der Lebensabend Heinrich des Kindes getrübt wurde, eines Fürsten, dem es wol zu gönnen gewesen wäre, hätte ihm Gott ein ruhiges und sorgenfreies Alter beschieden,

nach allen den Kämpfen und Stürmen, welche er von seiner frühesten Kindheit an zu bestehen gehabt hatte. Doch es sollte nicht so sein und auch Landgraf Heinrich mußte es erfahren, daß wir hienieden „müßen durch viele Trübsale ins Reich Gottes gehen", ja daß diese Trübsale gewöhnlich über uns kommen nicht ohne unsere eigne Schuld. Es war im Jahr 1308 zu Anfang des Winters, als Landgraf Heinrich I., genannt das Kind, tödtlich krank wurde. Er sollte nach Gottes Willen das Krankenlager nicht mehr verlaßen. Auf St. Thomastag, oder am 21. December, des Abends entschlief er selig dem Herrn. Sein Alter hat er gebracht auf vierundsechszig und ein halbes Jahr. Ueber Heßen hat er regiert beinahe vierundvierzig Jahre. Auch er liegt in der Elisabethenkirche zu Marburg begraben neben der irdischen Ruhestätte seiner Mutter Sophie und seiner gottseligen Großmutter, der heiligen Elisabeth.

Landgraf Heinrich das Kind war ein frommer, friedliebender und gerechter Fürst. Ward er aber von Andern zur Fehde oder zum Kriege gereizt, so wußte er auch gar wol das Schwert zu gebrauchen und seine Feinde hatten die Kraft seines Armes zu fühlen, wie du, lieber Leser, im Verlaufe dieser Geschichte gesehen hast.

Das hessische Fürstenhaus, dessen Stammvater er ist, hat ihm zunächst seine spätere Größe und Macht zu verdanken.

Für das hessische Volk aber hat er die große Bedeutung, daß er das Land vor der Zersplitterung bewahrte, womit es durch den mächtigen Adel ringsumher und namentlich durch die Erzbischöfe von Mainz bedroht war.

Er schrieb sich: Landgraf und Fürst oder auch, weil er den Ritterschlag empfangen hatte nach der Sitte seiner Zeit, Herr von Heßen und den Sohn der Tochter der heiligen Elisabeth. Als Wappen führte er den weißen und den rothen Löwen der alten Landgrafen von Thüringen, seiner mütterlichen Vorfahren auf seinem Schilde und auf seinem Siegel. Doch setzte er demselben eine goldene Krone auf, zu Ehren der heiligen Elisabeth, weil sie eine Königstochter war und noch im Tode vom Kaiser Friedrich II. gekrönt worden war. Neben dem heßischen Löwen führte er auch den goldenen Löwen der Herzoge von Brabant, seiner väterlichen Ahnen.

Dieß ist denn auch das heßische Landeswappen geblieben bis auf den heutigen Tag. Und wenn du, lieber Leser, den heßischen Löwen siehst, mit der goldnen Krone auf dem Haupte, sei es auf dem Siegel deiner Gemeinde, oder an einem Grenzstocke, oder wo es sonst ist, so magst du an den ersten Landgrafen von Heßen denken, der seinem Wappen diesen Schmuck verliehen hat, um seine fromme Großmutter zu ehren, ferner um seine fürstlichen Nachkommen täglich daran zu erinnern, daß der aufrichtigen Gottesfurcht und Frömmigkeit jene himmlische Krone zu Theil wird, die mehr werth ist und einen unvergänglichern Glanz gibt, als alle Kronen dieser Erde und daß die Größe und der Ruhm des heßischen Fürstenstammes von jener frommen, gottseligen Aeltermutter herrühren, welche freiwillig aller Ehre, allem Glücke, allem Glanze dieser Erde entsagt hatte, um dem Herrn aller Herren und dem Könige aller Könige allein zu dienen und durch Ihn den Himmel zu gewinnen.

Denn der Erinnerung an die heilige Elisabeth, der Wolthäterin des heßischen Volkes, verdankten zunächst die Herzogin Sophie und Heinrich das Kind die freudige Aufnahme, welche Beide fanden, als sie hülflos und verlaßen aus Brabant nach dem Heßenlande gekommen waren, wie du dich aus dem Anfang dieser Geschichte erinnern wirst.

Was die äußere Gestalt und das Angesicht des Landgrafen Heinrich betrifft, so zeigt sein Bild, welches von ihm auf unsere Zeiten gekommen ist, die Gestalt eines schlanken, aber kräftigen und großen Mannes, mit einem schönen, ernsten und doch mildem Angesichte, in welchem sich die Tugenden abspiegeln, welche sein Leben geziert und ihn seinem Volke für alle Zeiten unvergeßlich gemacht haben.

Gerade auf den Tag ein Jahr nach dem Tode des Landgrafen Heinrich, nämlich am 21. December 1209 starb auch seine zweite Gemalin Mechthilde von Cleve.

So habe ich denn, lieber Leser, auch die Geschichte von Heinrich dem Kinde, dem ersten Landgrafen von Heßen, von seiner frühesten Jugend an bis zu seinem Tode, an dir vorüber gehen laßen. Ich habe mich bestrebt, diesen Fürsten dir zu zeigen, wie er, nach den treuen Berichten aus alter Zeit, wirklich gewesen ist. Ich habe dir in Allem die geschichtliche Wahrheit erzählt, soweit sie sich in unsern Tagen aus jenen fernen Jahrhunderten noch aufsuchen und auffinden ließ.

Dabei habe ich mich aber auch bemüht, dir ein möglichst getreues Bild jener Zeiten zu zeigen, darinnen unsere Urväter lebten, damit du aus den vielfach traurigen Zuständen, unter welchen sie schmachten mußten, lernen mögest,

das Gute, deßen wir uns heutzutage zu erfreuen haben, die Ordnung und Sicherheit, die Ruhe und den Frieden, welche wir jetzt genießen, mit dankbarem Aufblicke gegen Gott zu erkennen. Zugleich magst du aus der Gottesfurcht, womit einst in jener Zeit das Volk seinem Herrn im Himmel diente und aus der Treue, mit welcher daßelbe seinem Fürstenhause anhing, lernen, wie nur da wahres Glück zu finden ist, wo die Furcht des Herrn wohnet, die aller Weisheit Anfang ist, wo Gerechtigkeit und Treue von den Fürsten und Völkern geübt werden. Ohne sie wäre das Volk in jenen Zeiten namenlos elend und unglücklich gewesen; ohne sie sind auch wir es, und wenn wir die beßten und gesegnetsten Zeiten hätten.

Nur da, wo jeder in seinem Berufe und Stande, den ihm Gott der Herr zugewiesen hat, das thut, was er soll, nur da kann Gottes Segen und irdisches Glück wohnen, soweit ein solches uns Menschenkindern in diesem armen Leben zu Theil werden kann. Auch von dem Verhältniße zwischen Fürsten und Unterthanen gilt darum das gute, alte Sprüchwort:

„Ein Jeder lerne sein Lektion,
so wird es wol im Hause ston."

Zeittafel

zu dem Leben Heinrichs des Kindes.

1224 Sophie, die ältere Tochter der h. Eliſabeth, auf der Neuenburg in den Faſten geboren.

1242 Dieſelbe vermält ſich mit Heinrich II., Herzoge von Brabant und Lothringen.

1244 Geburt Heinrichs des Kindes zu Löwen am 24. Juni.

1245 Geburt ſeiner Schweſter Eliſabeth, nachmaligen Herzogin von Braunſchweig.

1247 Tod Königs Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen am 16. Febr. auf der Wartburg.

Herzog Heinrich II. von Brabant reiſt ſogleich nach Heßen und nimmt das Land in Beſitz.

1248 Tod Herzogs Heinrich II. am 1. Febr. zu Löwen.

Die Herzogin Sophie geht mit ihrem Sohne Heinrich nach Heßen und läßt ſich huldigen.

1250 Sophie geht nach Eiſenach und überträgt ihrem Vetter Heinrich von Meißen die Vormundſchaft über ihren Sohn und die Verwaltung des Landes.

1252 Sophie reiſt nach Brabant, um dort ihre Angelegenheiten zu ordnen.

1254 Ihre Rückkehr nach Heßen. Sie geht nach Eiſenach. Der Markgraf von Meißen ſchwört auf einer Rippe der h. Eliſabeth.

1256 Anfang des Thüringiſchen Erbfolgekrieges. — Fehde mit Erzbiſchof Gerhard (von Eppenſtein) von Mainz.

1261 Tod der Tochter Sophiens, Elisabeth, Gemalin des Herzogs Albrecht von Braunschweig.

1262 Der Markgraf von Meißen erobert Eisenach im Winter, Tod Heinrichs v. Welsbach. — Fehde mit Erzbischof Werner (v. Eppenstein) von Mainz in der Wetterau.

1263 Schlacht bei Wettin am 25. October.

1264 Friede mit dem Markgrafen von Meißen.

1270 Sieg Heinrichs des Kindes über die Westphälinger bei der Karskirche unweit Gudensberg.

1273 Rudolph v. Habsburg wird deutscher Kaiser.

1282 Sieg bei Fritzlar über Erzbischof Werner durch das Aufgebot des Landsturms.

1284 Thilo Colup in Wetzlar. — Tod der Herzogin Sophie.

1296 Streit zwischen Heinrich dem Kinde und seinen Söhnen erster Ehe. — Kaiser Adolph (v. Nassau) belagert den Staufenberg.

1298 Tod Heinrichs, des ältesten Sohnes Heinrichs des Kindes am 23. August. — Landgraf Otto, alleiniger Regent von Oberhessen.

1308 Tod Heinrichs des Kindes am 21. December.

Digitized by Google

Die

Geſchichte Heßens

in Biographien

für das Volk erzählt

von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelſtadt.

Drittes Bändchen.

Heinrich der Eiſerne, Landgraf von Heßen und ſein Sohn Otto der Schütz.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1856.

Das Leben

Heinrichs II., des Eisernen,

Landgrafen von Hessen

und seines Sohnes

Otto, genannt der Schütz.

Eine Erzählung für das Volk.

Von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelstadt.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1856.

Digitized by Google

Ihrer Königlichen Hoheit

der Allerdurchlauchtigsten Großherzogin

Mathilde

von Heßen und bei Rhein,

Königlichen Prinzeßin von Baiern ꝛc. ꝛc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfaßer.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Von den Verwandten u. Eltern Heinrichs II.

1) Von Johannes, Landgrafen von Niederheßen 7

2) Vom Landgrafen Ludwig, der ein Bischof zu Münster war 14

3) Von dem Landgrafen Otto und seinen Söhnen 17

II. Von Heinrich II. dem Eisernen, dem vierten Landgrafen von Heßen.

1) Warum Landgraf Heinrich II. „der Eiserne" genannt wurde 24

2) Wie Heinrich der Eiserne eine Braut gewann 27

3) Wie Heinrich der Eiserne den Herren von Treffurt Stadt und Schloß Spangenberg abgewann 30

4) Wie Heinrich der Eiserne den Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, besiegte . 36

5) Wie Heinrich der Eiserne noch weiter sein Land vergrößerte und dasselbe nutzbar machte . 42

6) Vom schwarzen Tode und mancherlei Landplagen unter der Regierung Heinrichs des Eisernen 48

7) Die Judenschlacht 53

8) Die Geißler 58

9) Trachten und Sitten zur Zeit Heinrichs des Eisernen 69

Seite

III. Von Heinrichs des Eisernen Familienverhältnißen, von seinen Mitregenten und von seinem Tode

1) Landgraf Heinrich der Eiserne im Ehestande und von seinen Kindern 77
2) Wie Landgraf Ludwig, der Junker zu Grebenstein genannt, zur Ehe schritt 83
3) Wie Otto der Schütz eine Gräfin von Cleve zur Ehe nahm 86
4) Wie Otto der Schütz in Spangenberg wohnte, von seinen Thaten und von seinem Tode . . 93
5) Wie Herzog Otto von Braunschweig mit seinem unnützen Maul sich um das Heßenland brachte 99
6) Vom Sternerbunde 105
7) Wie Landgraf Hermann die Treue seiner Heßen suchte und Bundesgenossen gewann . . . 111
8) Wie Landgraf Hermann den Sternerkrieg siegreich beendigte 117
9) Heinrich des Eisernen letzte Kämpfe u. Tod 125

Anhang.

Hermann der Gelehrte als alleiniger Regent von Heßen.

1) Von der unruhvollen Regierung des Landgrafen Hermann 133
2) Wie der Bürger Holzschuher aus Gießen seinem Landesherrn das Leben errettete ꝛc. . . . 138
3) Wie trefflich Margaretha v. Hohenzollern, die 2. Gemalin Hermanns, demselben zur Seite stand 142
4) Landgraf Hermanns letzte Lebenstage u. Tod 148

Zeittafel.

Erste heßische Stammtafel

Einleitung.

Lieber Leſer, als wir Beide das letztemal beiſammen waren und ich dir von Heinrich dem Kinde, dem Enkel der heiligen Eliſabeth und erſtem Landgrafen von Heßen zu erzählen anfing, da konnte ich dir, Gott ſei's geklagt! ſchon damals keine ſchöne und liebliche Beſchreibung machen von den Zuſtänden, wie ſie zu jener Zeit im deutſchen Reiche vorhanden waren. Es war leider den päpſtlichen Ränken gelungen, das Geſchlecht der mächtigen Herzoge von Schwaben oder der Hohenſtaufen, welches Deutſchland große und mächtige Kaiſer gegeben hatte, zu ſtürzen. Als der letzte Kaiſer aus dieſem großen Fürſtenhauſe, Friedrich II., geſtorben war, da war mit ihm auch die erſte Blüthenzeit des deutſchen Volkes im Mittelalter dahin. Die unaufhörlichen Raub- und Brandkriege, womit die deutſchen Fürſten und Edelleute ſich unter einander aus Habgierde verfolgten, waren nur dann und wann unterbrochen, wenn einmal wieder ein Kaiſer, wie Rudolf von Habsburg an die Spitze der Nation kam, und ſolcher Kaiſer gab es nicht viele.

Nach Kaiser Rudolf wiederholte sich dann im deutschen Reiche länger, als ein ganzes Jahrhundert hindurch, die traurige Erscheinung, wie ihr sie schon vor demselben habt beobachten können, daß durch die fortwährende Uneinigkeit der deutschen Fürsten gewöhnlich sich zwei Parteien bildeten, von denen jede einen Kaiser wählte, welche sich dann fortwährend einander mit den Waffen in der Hand bekämpften. Nach Rudolf ward zuerst ein Graf Adolf von Naßau zum Kaiser gewählt. Gegen diesen aber trat auf Albrecht von Habsburg, der ein Herzog von Oesterreich war, und ein Sohn Kaiser Rudolfs, der von andern Fürsten unterstützt wurde. Als es zwischen Beiden zur Schlacht kam, ward Adolf von Naßau erschlagen. Aber auch Albrecht sollte sich seines Sieges nicht lange freuen: er ward von einem nahen Verwandten meuchlings ermordet. Nach ihm ward Herzog Heinrich von Luxemburg deutscher König. Er war ein trefflicher Fürst, der das Reich ohne Zweifel zu neuer Ehre und Macht geführt hätte. Aber er ward auf einem Zuge nach Italien von den Wälschen vergiftet. Darauf gab's wieder eine Doppelwahl: ein Theil der Fürsten wählte den Herzog Ludwig von Baiern, ein anderer den Herzog Friedrich von Oesterreich zum Kaiser. Und so ging's eben fort. Die Dinge gingen so bunt und wirr durcheinander, daß ich mich weiter gar nicht dabei aufhalten mag, zumal ich euch hier keine Geschichte von Deutschland, sondern die Begebenheiten erzählen will, welche sich nach dem Tode Heinrichs des Kindes in Heßen zugetragen haben. Dabei wird sich's denn mitunter schon von selbst ergeben, daß ich auch manchmal der

Kaiser und der allgemeinen deutschen Verhältniße erwähnen muß. Nur die zwei vornehmsten Kaiser, welche während der Regierung des Landgrafen Heinrich II. an der Spitze des deutschen Reiches standen, muß ich euch nennen. Sie waren: zuerst der eben genannte Kaiser Ludwig der Baier und Kaiser Karl IV., ein geborner Herzog von Luxemburg, bei welchem Landgraf Heinrich in gar großen Gnaden stand. Ihm folgte sein Sohn, König Wentzel von Böhmen, der aber gegen das Ende der gegenwärtigen Geschichte von den deutschen Fürsten selbst, als unfähig zur Regierung, wieder abgesetzt ward.

Durch alle diese Kämpfe ward nun die kaiserliche Gewalt auf's traurigste geschwächt und kam denn am Ende allgemach in Verachtung. Dafür hob sich die Macht der einzelnen deutschen Fürsten und das Land war noch glücklich, welches einen starken und gerechten Fürsten besaß, welcher die Macht und den Willen hatte, seine Unterthanen zu schützen. Dieß war denn glücklicherweise in der Landgrafschaft Heßen der Fall, welche damals eine Reihe von großen und trefflichen Regenten aufzuweisen hatte, wie kaum ein anderes Land im Reiche.

Aber im Ganzen war durch diese unaufhörlichen Kämpfe die Kraft der deutschen Nation gebrochen. Ihre frühere Blüthe war vorüber. Künste und Wißenschaften, welche unter den Hohenstaufischen Kaisern einen so herrlichen Aufschwung genommen hatten, sanken immer tiefer und tiefer. Es gab jetzt keine Dichter und Minnesänger mehr, wie zur Zeit der heiligen Elisabeth. An ihre Stelle traten zumeist elende, trockene Reimer. Selbst die ganz äußerliche

Kunstfertigkeit der Schreibekunst — denn bevor man Bücher druckte, wurden sie geschrieben und zwar mitunter so schön und herrlich, daß man solche Bücher heute noch bewundern muß, — kam in den Rückgang. Sie hielt sich noch etwas länger, als die Dichtkunst; aber bereits vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war sie so sehr in Verfall, daß man es den geschriebenen Büchern fast schon von weitem ansehen kann, aus welcher Zeit sie stammen. Mit der Baukunst verhielt es sich auf ähnliche Weise. Die herrlichsten Dome und Gotteshäuser, welche die alte Zeit hervorgebracht hat, stammen aus dem 13. Jahrhundert, aus der Zeit, wo die heilige Elisabeth und ihr Enkel Heinrich das Kind gelebt haben. Werke des Glaubens und des Friedens können eben nicht gedeihen in Zeiten der Verwilderung, der Unruhe und der Drangsale. Eine solche Zeit aber war das 14. Jahrhundert, es war eine Zeit der Sittenverwilderung und Entartung des deutschen Volkes.

Was aber von diesem Allem das Traurigste und Schlimmste war: die Kirche Jesu Christi, die Trösterin der Mühseligen und Beladenen, hatte bereits damals allmälig angefangen, in innern Verfall zu gerathen und ihre Macht über die Herzen zu verlieren. Ich kann euch dießmal von keinem Ritter Curt von Hirlesheim, von keinem Grafen von Reichenbach, geschweige denn von einer heiligen Elisabeth erzählen, welche einst Alles hingaben, um Christum zu gewinnen. Sie hatten zwar einen weiten Umweg gemacht, um den Himmel mit Fasten, Geißelungen und anderen Kasteiungen zu erlangen, aber dieß alles doch aus reiner, uneigennütziger Liebe zum Heilande gethan, wenn

auch Vieles davon nach dem Evangelium unnöthig war. — Sie müßen darum auch von dem evangeliſchen Chriſten als wahre Diener Chriſti anerkannt werden und verdienen unſere Achtung und Ehrfurcht. Aber dieſe Innigkeit des Glaubens, welche das hervorragendſte Kennzeichen jener früheren Zeit war, und welche zugleich die Blüthe des Minneſangs, der altdeutſchen Baukunſt u. ſ. w. hervorgebracht hatte, war nicht mehr vorhanden und dahin. Die Klöſter, von dem frommen, gottesfürchtigen Sinne jener Zeiten geſtiftet, wurden allmälig die Sitze des Müßiggangs, der Ueppigkeit, der Schwelgerei und gar mancherlei grober Sünden. Sie hörten auf, die Sitze der Wißenſchaften und der Bildung, die Zuflucht der Armen, Elenden und Bedrängten zu ſein. Man hört darum jetzt auch wenig mehr von der Stiftung und Beſchenkung ſolcher Anſtalten. Der Glaube, der ſie einſt hervorgerufen und erfüllt hatte, war in den Herzen erſtorben. An ſeine Stelle war ein leerer, äußerlicher Ceremoniendienſt getreten, welcher ſich am Ende mit allen Sünden und Laſtern recht wol verträgt. Und ſo ſchritt denn die Ausartung der Kirche Chriſti und damit der Rückgang der Bildung und der Blüthe des deutſchen Volkes, immer weiter fort, bis endlich 200 Jahre ſpäter die Reformation und Spaltung der Kirche zur Nothwendigkeit ward.

Doch haben wir in unſerer Erzählung noch weit hin, bis wir an den furchtloſen Mönch zu Wittenberg gelangen, der durch das Wort des Herrn die Welt erſchüttern ſollte. Deßhalb iſt es Zeit, daß ich euch an das erinnere, was uns jetzt zunächſt beſchäftigen ſoll, nachdem ich das vorigemal

das Leben Heinrichs I., Landgrafen von Heßen, an euch habe vorübergehen laßen, nämlich: das Leben und die Regierung ſeines Enkels, Heinrichs II., welcher den Beinamen der Eiſerne führte. Jener Heinrich I., genannt das Kind, war, wie ihr gehört habt, ein trefflicher Regent, ein tapferer Krieger, ein Vater ſeiner Unterthanen und ein frommer Chriſt, ein würdiger Enkel Ludwigs des Heiligen und der heiligen Eliſabeth.

Er war, wie ihr euch vielleicht noch erinnert, zu Anfang des 14. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, nemlich am 20. December des Jahres 1308 in Kaßel geſtorben, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens zugebracht hatte.

Nachdem ſein älteſter Sohn Heinrich, wie ihr ſchon gehört habt, bereits vor ſeinem Vater, nemlich im Jahr 1298, geſtorben war, ſo waren nun noch drei Söhne Heinrichs des Kindes vorhanden, nemlich aus ſeiner erſten Ehe mit Adelheid von Braunſchweig: Otto, und aus der zweiten Ehe mit Mathilde von Cleve: Johannes und Ludwig.

Ehe wir nun zu der Regierung des Landgrafen Heinrichs II. übergehen, muß ich euch noch kürzlich das Leben dieſer drei Landgrafen erzählen, von welchen zwei, zuerſt neben einander und dann nach einander die Regierung des Landes führten. Ich kann mich dabei um ſo kürzer faßen, da ſie weder ſehr lange regierten, noch auch die Zeit, in welcher ſie lebten, für Euch viel Merkwürdiges darbietet.

Der erſte Abſchnitt, welchen ich euch alſo für jetzt zu erzählen haben werde, handelt von den Eltern und Verwandten Heinrichs des Eiſernen.

I.

Von den Verwandten und Eltern Landgraf Heinrichs II.

reg. von 1309 — 1311.

---

1. Von Johannes, Landgrafen von Niederhessen.

Die Menschen lest du hinfahrn,
Wie ein Wasserstrom, in kurtzen Jahrn,
Sind ganz gleich wie ein kurtzer schlaff,
Die du hinreißest durch dein straff.

Hans Sachs.

Heinrichs I. letzte Lebensjahre waren, wie ihr bereits wißt, durch mancherlei häusliche Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen Söhnen aus erster Ehe getrübt. Diese hatten den Vater in den Verdacht genommen, daß er sie auf Kosten seiner Söhne zweiter Ehe verkürzen wolle. Vielleicht auch nahmen sie für ihr Erstgeburtsrecht einen größeren Vorzug in Anspruch, als ihnen der Vater nach der Ordnung seines Hauses und seiner Zeit bewilligen wollte, welche damals noch nicht ganz festgestellt war. Ganz genaue Nachrichten darüber sind nicht auf uns gekommen. Unterdeßen war der älteste Sohn Heinrich gestorben. Der zweite aber Otto hatte sich gegen seines Vaters Willen mit einer Gräfin Adelheid von Ravensberg vermält, was denn das Mißverhältniß mit seinem Vater nicht wird gebessert haben. Kurz, Landgraf Heinrich I. bestimmte

vor seinem Ableben, daß sein ältester Sohn zweiter Ehe Johannes nach seinem Tode die Regierung des Landes Niederhessen mit der Hauptstadt Kassel, folglich des größern Theiles der Landgrafschaft, führen sollte, während sein älterer Bruder Otto den größern Theil von Oberhessen mit der Hauptstadt Marburg erhielt, wie ich dieß alles schon früher weitläufiger auseinander gesetzt habe.

So fand denn damals die erste Theilung des Hessenlandes Statt und die Landgrafschaft hatte nun zwei Herren, nemlich: Otto und Johannes.

Von diesem letztern aber will ich euch zuerst erzählen, weil er nur kurze Zeit regierte und ohne männliche Nachkommen wieder verstarb.

Die wenigen Nachrichten, welche von ihm auf uns gekommen sind, zeigen uns in ihm einen tapfern und klugen Fürsten, welcher mit vielen herrlichen Eigenschaften geschmückt war. Bei dem trefflichen Kaiser Heinrich VII., aus dem Hause Luxemburg, dessen ich bereits vorhin kurz erwähnte, stand er gar hoch in Ehren und Gnaden.

Was seine Thaten nach außen betrifft, so ist er der erste und, soviel man weiß, auch einzige Landgraf von Hessen gewesen, welcher den ernstlichen Plan gehabt hat, das Thüringerland, welches seinem Vater von dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen auf eine so widerrechtliche Weise entrissen worden war, wieder in seinen Besitz zu bringen.

Da ihr im Verlaufe dieser Geschichte noch Mancherlei hören werdet von den Markgrafen von Meißen, die jetzt

auch Landgrafen von Thüringen waren, so will ich schon jetzt ein wenig von ihnen erzählen.

Du erinnerst dich vielleicht, lieber Leser, noch jenes Meineides, welchen einst Heinrich von Meißen mit zwanzig seiner Ritter zu Eisenach geschworen hatte, daß er ein größeres Recht auf Thüringen habe, als Frau Sophie, die Tochter der heil. Elisabeth und ihr Sohn Heinrich das Kind, und wie nach abwechselndem Kriegsglücke Thüringen zuletzt den Nachkommen der h. Elisabeth für immer verloren ging. Des Markgrafen Heinrichs ältester Sohn, welchem er die Landgrafschaft Thüringen übergeben hatte und der hauptsächlich die Ursache jenes Meineides gewesen sein soll, hieß Albrecht und führt mit Recht den Beinamen des Entarteten. Er lebte späterhin nicht bloß mit seinem Vater und mit seinen Brüdern in beständigem Unfrieden und Kriege, auch seine eigne Gemalin und seine Kinder behandelte er auf die schändlichste Weise. Die erste hieß Margaretha und war die Tochter Kaiser Friedrichs II., aus dem einst so großen und dann so unglücklichen Geschlechte der Hohenstaufen, unter deren Gliedern sie eins der unglücklichsten war. Die Sache verhielt sich kürzlich so.

Bereits in seinem sechsten Jahre war Landgraf Albrecht mit der Kaiserstochter verlobt worden und kaum war er aus den Jahren der Minderjährigkeit getreten, so reichte er ihr die Hand am Altare. Während der ersten Jahre ihrer Ehe schenkte ihm seine Gemalin zwei Söhne; Friedrich, nach seinem Großvater dem Kaiser Friedrich II. geheißen, und Diezmann. Aber er ward

ihr gram, weil sein Herz in ehebrecherischer Liebe gegen ein schönes Fräulein entbrannte, und er faßte die schlimmsten Rathschläge gegen sie. Heimlich dung er einen armen Knecht, welcher täglich Fleisch und andere Küchenspeisen von Eisenach auf einem Esel nach der Wartburg hinauf führte. Der sollte sich als den Teufel verkleiden und Frau Margarethen bei Nachtzeit überfallen und erwürgen. Der Eselstreiber versprach auch mit einem Eide, seinem Herrn zu Willen zu sein. Aber vor der That erfaßte den armen Menschen die Reue und sein Gewißen ließ ihm keine Ruhe, bis er der Landgräfin den Mordplan entdeckte, weil sie allezeit so freundlich und gütig gegen ihn gewesen war. Als Frau Margaretha den hölliſchen Anschlag vernahm, da erschrack sie heftig, wie ihr euch leicht denken könnt. Sie entdeckte die Sache aber dem treuen Schenken Rudolf von Vargila, dem Sieger von Wettin, und der war ihr zur Nachtzeit behülflich zur Flucht. An Seilen und Stricken ließ sie sich zum Fenster heraus mit ihren Frauen und der Eselstreiber war ihr Führer, bis sie glücklich in Sicherheit war. Aber noch im nemlichen Jahre starb sie zu Frankfurt am gebrochenen Herzen. Ehe sie aber die Wartburg verließ, setzte sie sich trostlos an ihrer Kinder Bette und als sie dann von ihnen scheiden mußte, da umarmte und küßte sie sie auf's zärtlichste und in ihrem tiefen Schmerze biß sie ihrem ältesten Sohn Friedrich verzweiflungsvoll in die Wange, so daß man seine Lebtage das Wundenmal sah. Daher wurde derselbe späterhin Landgraf Friedrich mit der gebißenen Wange genannt. Auch ihren andern Sohn wollte sie also zeichnen, aber Rudolf von Vargila

hinderte sie daran. Dies geschah Alles im Jahre 1268, also zur Zeit, als Heinrich das Kind angefangen hatte in Heßen zu regieren.

Als nun die Söhne Albrechts des Entarteten und seiner so schnöde mißhandelten Gemalin allmälig herangewachsen waren, da trugen sie den unnatürlichen Haß, welchen ihr Vater längst auch auf sie geworfen hatte, nicht länger, um so mehr, da Landgraf Albrecht sie allenthalben gegen den Sohn seiner Buhlerin zu verkürzen trachtete und es kam zwischen Vater und Söhnen zu offenem Zwiste und Kriege. Damit nun seine Söhne das schöne Thüringerland nicht haben sollten, so faßte Albrecht der Entartete den Plan, dasselbe dem damaligen Kaiser Adolf, dem Nachfolger Kaiser Rudolfs zu verkaufen. Das führte er aus im Jahre 1293 zu Nürnberg.

Dagegen nun erhoben Albrechts Söhne, Friedrich mit der gebißenen Wange und Diezmann Einspruch und viele Grafen und Edlen Thüringens standen ihnen bei. Es kam zum blutigen Kriege zwischen den Söhnen des Landgrafen Albrecht und Kaiser Adolf. Dieser fiel zwar bald in einer Schlacht und so wurden die jungen Landgrafen von Thüringen von diesem Feinde befreit. Aber sein Nachfolger, Albrecht von Oestreich, Kaiser Rudolfs Sohn, trat in seine Spur und erhub von jenem Verkaufe Thüringens her gleichfalls Ansprüche an dieses Land. Aber auch gegen ihn wehrten sich die jungen Landgrafen kräftig und da dieser Kaiser bald von einem seiner Verwandten ermordet ward, so bekamen sie auch von seiner Seite wieder Ruhe. Aber durch alle diese Fehden und

Kämpfe hatte sich in Thüringen unter den größern Städten, Erfurt an der Spitze, eine starke Partei gegen den Landgrafen Friedrich mit der gebißenen Wange, der nun nach seines Bruders Diezmann Tode allein stand, zusammengeschaart, welche den neuen Kaiser Heinrich VII. gegen ihn zu Hülfe rief. Der sandte nun auch denselben Hauptleute und Völker, namentlich unsern Landgrafen Johannes von Heßen, welchem der Kaiser vielleicht Hoffnung gemacht haben mag auf die Wiedererlangung des Thüringerlandes, welches einst seiner Großmutter Sophie und seinem Vater Heinrich dem Kinde von dem Großvater Friedrichs mit der gebißenen Wange, Heinrich dem Erlauchten, entrißen worden war.

Landgraf Johannes zog darum im Jahre 1309 mit einem starken Heere nach Thüringen, den Erfurtern zu Hülfe. Allein des Landgrafen Friedrichs Burgen und Schlößer wurden so tapfer vertheidigt, daß er Nichts gegen ihn ausrichten konnte und darum im folgenden Jahre unverrichteter Sache wieder nach Kaßel zurückkehrte.

Zu dieser Zeit waren in Deutschland, namentlich auch in Heßen sieben so unfruchtbare, theure Jahre, daß an vielen Orten eine schreckliche Hungersnoth ausbrach. Die armen Menschen mußten oftmals mit den unnatürlichsten und ekelhaftesten Dingen, mit dem Fleische von Pferden und Hunden, ja mit dem Aase des gefallenen Viehes, ihren Hunger stillen und selbst reiche Leute konnten oft für ihr Geld Nichts erhalten, womit sie sich sättigten. Die Noth ward so groß, daß Viele Haus und Hof im Stiche ließen

und in fremde Länder zogen, weil sie sich in der Heimath nicht mehr ernähren konnten.

In Folge dieser Hungersnoth brach nun an vielen Orten eine bösartige, ansteckende Krankheit aus, an welcher sehr viele Menschen starben. Auch Landgraf Johannes ward von ihr ergriffen und starb schon am 14. Februar 1311 in seiner Hanptstadt Kaßel. Seine Gemalin aber ward noch im nemlichen Jahre von derselben Seuche hingerafft, und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so fiel das ganze Land wieder an seinen ältern Bruder Otto zurück, der also jetzt der einzige Landgraf von Heßen war.

Aus dem, was ihr jetzt in diesem Abschnitte gehört habt, könnt ihr nun zweierlei lernen: einmal, daß der starke, eifrige Gott der Väter Mißethat heimsucht noch an den Kindern und Kindeskindern. Wie schwer strafte er den Meineid, welchen einst Heinrich der Erlauchte zu Eisenach, auf Betrieb seines entarteten Sohnes Albrecht geschworen, um das Thüringerland zu erlangen, durch die unnatürlichen Streitigkeiten zwischen ihm und diesem Sohne auf der einen und zwischen Albrecht und seinen Söhnen auf der andern Seite! Es bleibt nun einmal dabei und die Weltgeschichte wiederholt es auf jedem Blatte, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Dann aber, daß Gott denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, wol thut bis in's tausendste Glied. Durch unglückliche Mißverständniße hatte Landgraf Heinrich das Kind seinen ältern Sohn gegen den jüngern verkürzt. Aber siehe da, Otto, der sich zurückgesetzt sah, aber in Geduld und Demuth dies Alles ertrug,

ward nun auf einmal wieder durch Gottes unbegreifliche Führung alleiniger Herr von Heßen und der Erbe seines Vaters.

Ehe ich euch nun aber von diesem Landgrafen Otto erzähle, will ich zuerst kurz das Leben und die Schicksale seines jüngsten Bruders erwähnen, der es wol werth ist, daß wir hier auch an ihn gedenken, wenn auch nur mit wenigen Worten.

---

2. Vom Landgrafen Ludwig, der ein Bischof zu Münster war.

† 1357.

Such Gott und deiner Seelen Heil:
Auf Erden wird dir kein beßer Theil.
Seb. Brant.

Dieser Landgraf war, wie schon erwähnt, der jüngste Sohn Heinrichs des Kindes von seiner zweiten Gemalin Mechtilde von Cleve. Sein Vater nannte ihn in der heil. Taufe, ohne Zweifel nach seinem Großvater, Ludwig dem Heiligen, dem Gemale der heil. Elisabeth, Ludwig. Er war der erste, welcher unter den Heßischen Landgrafen diesen Namen führte, der späterhin in dieser Fürstenfamilie so häufig vorkommt. Landgraf Ludwig wurde in seiner Kindheit, wie dies in jenen Zeiten bei den jüngern Fürstensöhnen so oft geschah, zum geistlichen Stande bestimmt. Er studirte zu Mainz die Gottesgelehrtheit und ward im Jahre 1309, also ein Jahr nach seines Vaters Tode, vom

Domkapitel zu Münſter in Weſtphalen zum Biſchofe erwählt und ſomit einer der mächtigſten Kirchenfürſten ſeiner Zeit. Der Graf von Cleve, ſein mütterlicher Oheim, hatte ihn dazu in Vorſchlag gebracht. Sein Einfluß, beſonders aber auch der Umſtand, daß Ludwig ein Urenkel der heil. Eliſabeth war, brachten dieſe Wahl, trotz ſeiner großen Jugend, zu Stande. Ihr werdet bald an einem andern Fall ſehen, wie hoch damals die heil. Eliſabeth überall in Ehren gehalten wurde und wie gerne man, bei der Beſetzung von hohen geiſtlichen Würden, auf ihre Nachkommen Rückſicht genommen hat. „Der Eltern Segen baut den Kindern Häuſer!“

Durch die ſchlechte Verwaltung ſeines Vorgängers war das Bisthum Münſter in große Unordnung und Verwirrung gerathen. Aber von dem Tage an, als Biſchof Ludwig ſeinen feierlichen und prächtigen Einzug in ſeiner Hauptſtadt Münſter gehalten hatte, brachte er die Angelegenheiten des Landes in eine ſolche Ordnung, wie ſie vorher niemals geweſen waren. Er ſtrafte mit ſtrengem Ernſte die Böſen, welche ſich auf ungerechten Wegen bisher bereichert hatten, und ließ Jedem, auch dem Geringſten, ſein Recht widerfahren. Ueberhaupt hinterließ er den Ruf eines ausgezeichneten Fürſten, der alles Gute treulich beförderte, die Wißenſchaften ſchützte, gegen die Armen barmherzig, gegen Alle gütig, freundlich und gerecht war. Dabei fehlte es ihm doch auch keineswegs an Muth und Tapferkeit im Kriege, was in jenen unruhigen Zeiten als die höchſte Tugend auch bei Kirchenfürſten galt.

Fünfzehn Kriege hatte er mit räuberiſchen und feindſe-

ligen Nachbarn zu führen, und aus allen ging er mit Gottes Hülfe siegreich hervor, so daß des Landes Wol und der Unterthanen Sicherheit dadurch auf's Herrlichste befördert ward.

Beinahe ein halbes Jahrhundert hat er so zu Münster den bischöflichen Hirtenstab geführt, nach den Begriffen unserer Zeit freilich nicht immer, wie ein Diener Christi sein von Gott gegebenes Amt führen sollte, indem er oftmals, wie gesagt, den Krummstab mit dem Schwerte vertauschen mußte. In jenen Zeiten aber war dies etwas ganz Gewöhnliches und hatte darum nichts Anstößiges. Uns aber mag seine Gerechtigkeit, seine Güte und Treue, welche er allezeit gegen seine Unterthanen bewies, damit versöhnen.

Im Jahre 1357 ist er gestorben, geachtet von allen geistlichen und weltlichen Fürsten des deutschen Reiches und betrauert von seinen Unterthanen, welche in diesem würdigen Urenkel der heil. Elisabeth den Vater des Landes beweinten, welches er in einem glücklichen und blühenden Zustande zurückließ.

In der Hauptkirche seiner Stadt Münster liegt er begraben und dort soll auch jetzt noch sein Grabmal zu sehen sein.

Für die Geschichte des Heßenlandes hatte indeßen das Leben des Bischofs Ludwig keine größere Bedeutung. Er verzichtete nach dem Tode seines Bruders Johannes auf allen Antheil an der Regierung des heßischen Landes zu Gunsten seines Stiefbruders Otto, der nunmehr, wie gesagt, wieder alleiniger Landgraf in Heßen geworden war. Bischof

Ludwig behielt sich nur die Einkünfte von Marburg und der Umgegend als Leibgedinge vor, und hier in Marburg hat er sich durch den Ausbau des Schloßes, das einst sein Vater, Heinrich das Kind neu auferbaut hatte, ein bleibendes Denkmal gestiftet. Namentlich vollendete er die Schloßkapelle und den großen Saal und brachte sie im Wesentlichen in den Zustand, in welchem sie heute noch sind.

---

3. Von dem Landgrafen Otto und seinen Söhnen.

Reg. von 1309 bis 1328.

Laß die von ihren Kräften sagen,
Die schwach und bloß von Tugend sind,
Mit Trotzen wird man Bienen jagen,
Ein Sinn von Ehren der gewinnt.
Martin Opitz.

Ihr habt bereits von den Streitigkeiten dieses Landgrafen mit seinem Vater gehört und wie er bei der Theilung des Landes gegen seinen jüngern Stiefbruder Johannes verkürzt ward. Alle diese bitteren Erfahrungen ertrug jedoch Landgraf Otto mit Ruhe und Geduld. Er lebte fortan im Frieden mit seinem Vater bis zu deßen Tode und mit seinen Brüdern, namentlich auch mit Johannes, der ihm war unrechtmäßiger Weise vorgezogen worden. Er war stark durch Stillesein und Hoffen und siehe da, durch Gottes Führungen kam er durch den frühen Tod des Landgrafen Johannes, auf dem friedlichsten Wege in den Besitz der ganzen Landgrafschaft Heßen.

So war Otto auch nach Außen hin ein ruhiger, friedliebender, von Herzen gottesfürchtiger Fürst, welcher von seiner Seite niemals Streit und Krieg mit seinen Nachbarn angefangen hat.

Doch konnte es trotzdem nicht fehlen, daß er in der damaligen unruhevollen und kriegerischen Zeit in mancherlei Fehden und Kriege mit seinen Nachbarn verwickelt wurde. Weil er von den Herren von Dernbach, welche von den Grafen von Nassau zu Dillenburg bedrängt wurden, ihr festes Schloß Dernbach erkauft hatte, gerieth er mit dem Grafen Heinrich von Nassau, der zu Siegen wohnte, in Fehde. Mit dem Herzoge Albrecht von Braunschweig, der schon von frühern Zeiten her die hessische Stadt Gudensberg widerrechtlich im Besitz hatte, hatte er gleichfalls zu kriegen. Allein so sanft und milde die Gemüthsart des Landgrafen auch war: sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, das Schwert zu ziehen, so führte er es auch mit Nachdruck und Ernst, besonders mit Hülfe seines tapfern Sohnes Heinrich, der von da an den Beinamen des Eisernen führte. Und so kam's denn, daß er meistentheils wie diese, so auch seine andern Streitigkeiten glücklich hinausführte.

Namentlich hatte auch Landgraf Otto, wie weiland sein Vater Heinrich das Kind, mancherlei Kämpfe mit dem Churfürsten von Mainz zu bestehen. Nach des Landgrafen Johannes Tode, verweigerte der damalige Erzbischof Peter von Mainz, dem Landgrafen Otto die Anerkennung in der Nachfolge derjenigen Besitzungen oder Lehen, welche von dem Erzbisthum Mainz herrührten.

Dieſer Erzbiſchof Peter hieß Aichſpalt, und war urſprünglich Kaiſer Heinrichs VII. von Luxemburg Leibarzt. Er wurde einſt von ſeinem Kaiſer und Herrn als Geſandter zu Pabſt Clemens V. nach Rom geſendet, auf daß er denſelben beſtimmen möge, dem Bruder des Kaiſers, Herzog Balduin von Luxemburg, nachmaligem Erzbiſchofe von Trier, den churfürſtlichen Stuhl zu Mainz zu verleihen, was aber der Pabſt, weil dieſer Balduin damals erſt 18 Jahre alt war, abſchlug. Nun aber trug es ſich zu, daß gerade damals Clemens V. in eine gefährliche Krankheit fiel, von welcher ihn Peter Aichſpalt in drei Tagen errettete. Aus Freude über die wiedererlangte Geſundheit machte nun der Pabſt den Arzt ſelbſt zum Erzbiſchof von Mainz, indem er ſagte, wer ein ſo trefflicher Arzt ſei für den Leib, der müße nothwendig auch ein guter Arzt und Biſchof der Seelen ſein. Ich, lieber Leſer, möchte das freilich nicht in allen Fällen behaupten. Dieſer Erzbiſchof Peter Aichſpalt war es nun, mit welchem Landgraf Otto in Streit gerathen war. Zwar kam es dießmal noch nicht zum ernſten Kampfe zwiſchen den ſtreitenden Parteien, denn die Sache wurde zunächſt auf gütlichem Wege verglichen. Allein der nachfolgende Erzbiſchof Mathias erneuerte den Streit und dießmal wurde die Sache ernſthafter. Der Erzbiſchof Mathias, ein gebornner Graf von Buchec aus Burgund, verband ſich mit dem mächtigen Erzbiſchof Balduin von Trier, einem Bruder des kürzlich in Italien mit einer vergifteten Hoſtie ermordeten Kaiſer Heinrichs VII. aus dem Hauſe Luxemburg, und ließ feindliche Einfälle in die heßiſchen

Besitzungen unternehmen. Da begab es sich unter Andern, daß einst ein Haufe Mainzer Soldaten plündernd und sengend aus Amöneburg und dem Schloße Melnau die benachbarten heßischen Dörfer bis in die Nähe von Marburg überfielen. Als die Bürger von Marburg dieß hörten, zogen sie ihnen bewaffnet entgegen, um sie zurückzutreiben, verfolgten aber die mit Beute beladenen Feinde in der Hitze des Streites zu weit über den Lahnberg hinaus und fielen in einen Hinterhalt. Trotz ihrer mannhaften Gegenwehr wurden damals viele tapfere Marburger Bürger erschlagen. Im Kloster der Predigermönche zu Marburg wurden für ihre unsterblichen Seelen viele Messen gelesen. Es geschah dies im Mai des Jahres 1327. —

Gefährlicher, als dieser Verlust der Marburger, hätte für den Landgrafen Otto die Erstürmung der Stadt Gießen werden können, welche im August desselben Jahres von den Soldaten der Erzbischöfe von Mainz und Trier, mit welchen sich auch noch der Graf Ulrich von Würtemberg vereinigt hatte, erobert wurde. Als aber die von denselben zurückgelaßene Besatzung die größten Gräuel in der Stadt, namentlich auch gegen die Frauen und Jungfrauen verübte, da setzte sich die Bürgerschaft gegen die Fremden zur Wehr, schlug sie nieder, vertrieb sie und gab die Stadt ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Landgrafen Otto wieder zurück. —

Wie sehr der christliche und beßere Sinn bereits damals in Deutschland im Sinken war und anfing, einer wahren Verwilderung der Gesinnungen und Sitten Platz zu machen, mögt ihr daraus ersehen, daß jene Gräuel der Soldaten

nicht etwa ohne oder gegen den Willen ihrer Führer verübt wurden, sondern mit der ausdrücklichen Erlaubniß und auf Befehl des Erzbischofs Mathias selbst, der öffentlich verkündigen ließ, daß seine Leute Nichts schonen sollten, weder Städte, noch Dörfer, Kirchen, Klöster, Spitäler, Glocken, noch geweihte Stätten, weder Priester und Mönche, noch Jungfrauen und Nonnen. Ja, dieser Diener Christi verkündigte Allen, welche sich solcher Schandthaten schuldig machen würden, im Voraus die Vergebung ihrer Sünden!

Landgraf Otto aber, der fromme Fürst, sagt eine alte Nachricht, setzte sein Vertrauen auf Gott und seine Aeltermutter, die heilige Elisabeth, deren Urenkel (pronepos) er, gleichwie seine Brüder, in seinem Titel sich nannte, und siehe da! er ward nicht zu Schanden. Sein starker und muthiger Sohn, der nachmalige Landgraf Heinrich der Eiserne stellte sich an die Spitze seiner tapferen Heßen und trieb die Feinde zum Lande hinaus. Doch erlebte Landgraf Otto den Frieden nicht mehr. Im Jahre nach diesen blutigen Fehden, am 17. Januar 1328, ward er vom Herrn aller Herren nach einem Leben voll mancherlei Prüfungen und Unruhen zum ewigen Frieden abgerufen. Sein irdisches Theil ward in der Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg beigesetzt.

Ein Schriftsteller aus alter Zeit spricht Folgendes vom Landgrafen Otto: „Dieser Fürst, Landgraf Otto, war gar ein gottesfürchtiger, wahrhaftiger Herr und hatte sein Land und seine Leute über die Maßen lieb und bat seine Söhne, daß sie demnächst nach seinem Abscheiden ihre armen Leute gut und gnädig halten und Jeden bei seinem Rechte

laßen ſollten.“ Dieß iſt gewiß ein Lobſpruch, welcher unſere Achtung vor dieſem Fürſten nur erhöhen kann! Sein Gedächtniß blieb darum auch noch lange im Segen.

Landgraf Otto hatte mit ſeiner Gemalin, der Gräfin Adelheid von Ravensberg, die er einſt gegen Vaters Willen als Lebensgefährtin heimgeführt hatte, vier Söhne erzeugt: Heinrich, genannt der Eiſerne, nach ſeinem Großvater Heinrich dem Kinde, Ludwig, nach ſeinem Oheime, dem Biſchofe von Münſter geheißen, Hermann und Otto. Seine einzige Tochter hieß er nach der frommen Aeltermutter, Eliſabeth, und verheirathete ſie einem Herzoge von Sachſen.

Von ſeinen Söhnen wählte der jüngſte, Otto, den geiſtlichen Stand. Der alte Landgraf Otto war wenige Jahre vor ſeinem Tode mit ſeiner Gemalin nach der Stadt Avignon im ſüdlichen Frankreich gereiſt, wo damals der Papſt ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte, um Hülfe gegen ſeinen Feind, den Erzbiſchof von Mainz, zu ſuchen. Seine Schwäger, die Grafen von Waldeck und von Ziegenhain und andere edle Herren und Ritter aus dem Heßenlande begleiteten ihn. Bei dieſer Gelegenheit ernannte denn auch Papſt Johann XXI. den jüngſten Sohn des Landgrafen, Otto, zum Erzbiſchofe von Magdeburg, obgleich er noch ſehr jung war. Bereits hatte zwar das dortige Domkapitel ſchon einen Grafen von Stolberg zu dieſer hohen Würde gewählt; allein die Verehrung, welche man damals in Deutſchland allerwärts für die heilige Eliſabeth hatte, war ſo groß, daß derſelbe freiwillig zu Gunſten des Ur-Urenkels der heiligen Landgräfin zurücktrat und der junge Erz-

biſchof mit den größten Freudenbezeugungen in Magdeburg ſeinen feierlichen Einzug hielt. Erzbiſchof Otto hat aber ſein Bisthum ſechs und dreißig Jahre lang, ähnlich ſeinem Oheime, dem Biſchofe Ludwig zu Münſter, mit Ruhm und Ehren geführt und beide Kirchenfürſten waren auch in ſpäterer Zeit ihres heßiſchen Vaterlandes eingedenk und haben zu deßen Gunſten nach Kräften gewirkt, und ihrem Hauſe oftmals zur Stütze gedient.

Nach der bisherigen Ordnung hätten nun die drei anderen Söhne des Landgrafen Otto, nemlich Heinrich, Ludwig und Hermann das Heßenland unter ſich zu theilen gehabt. Allein ihr Vater, eingedenk der Streitigkeiten und Zerwürfniße zwiſchen ihm, ſeinem Vater und ſeinen Stiefbrüdern, welche einſt ſeine Jugend getrübt hatten, hatte vor ſeinem Ende beſtimmt, daß in Zukunft immer der älteſte Sohn das Land regieren und ſeine jüngeren Brüder mit einem Leibgedinge abgefunden werden ſollten.

Demnach ward nur ſein älteſter Sohn Heinrich, den ich euch ſchon genannt habe, Landgraf und Fürſt über ganz Heßen, ſeine beiden jüngeren Brüder aber wurden Junker genannt; wie alle Glieder vornehmer Häuſer, welche den Ritterſchlag nicht empfangen hatten.

Von dieſem Landgrafen Heinrich II. werde ich euch darum jetzt zunächſt zu erzählen haben. Ihr werdet finden, daß ſein Leben ein langes und thatenreiches war. Daß ich dabei von ſeinen Brüdern ſagen werde, was die Geſchichte Merkwürdiges von ihnen erzählt, möget ihr wol denken.

II.

Von Heinrich II., dem Eisernen, vierten Landgrafen von Hessen.

Reg. von 1328 bis 1377.

---

1. Warum Landgraf Heinrich II. „der Eiserne" genannt wurde.

Hüt' dich vor dem Landgrafen von Hessen,
Wiltu nicht werden gefressen.
Altheßisches Sprüchwort.

Zwei Ursachen sind es, aus welchen der vierte Landgraf, welcher über Hessen regierte, unser Heinrich II. den Beinamen des Eisernen führte und von ihm das alte Sprüchwort herrührt: „Hüt' dich vor dem Landgrafen von Hessen, wiltu nicht werden gefressen." Die eine war seine furchtbare, ungewöhnliche Körperkraft. Die alten Nachrichten erzählen von ihm, daß er mit bloßer Hand das stärkste Hufeisen entzweibrechen konnte und mit einem Hiebe die stärksten eisernen Wehren und Rüstungen durchzuhauen im Stande gewesen sei. In jener Zeit, vor Erfindung des Schießpulvers, wo kriegerische Tapferkeit und körperliche Stärke als die höchsten Tugenden des Mannes gepriesen wurden und in den unaufhörlichen Kriegen fast allein den Ausschlag gaben, wäre dieß schon allein hinreichend gewesen, ihm die Ehrfurcht und Bewunderung seiner Zeitgenossen zuzuziehen.

Dazu kam denn noch seine außerordentliche Tapferkeit

und sein siegreicher Muth, welche er schon in seiner Jugend in den Fehden und Kriegen seines Vaters bewiesen hatte.

Namentlich war es, wie schon erwähnt, in jener Fehde mit dem Erzbischofe Mathias von Mainz, wo er sich durch seine mannhafte Kraft und Tapferkeit hervorthat und sich und seinem Lande einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden erkämpfte.

Zu derselbigen Zeit nemlich, als sich die Bürger von Gießen so muthig erhoben und ihre Dränger und Unterdrücker niederschlugen und verjagten, näherte sich ein feindliches Heer, unter der Anführung des Grafen Johann von Naßau-Dillenburg, mit vielen Grafen und Rittern, welche mit dem Erzbischofe von Mainz gegen Heßen, im Bunde waren, den Grenzen des Heßenlandes. Der junge Landgraf Heinrich aber versammelte sein Heer und zog, die Bürger der treuen Stadt Frankenberg voran, den Feinden, welche nahe bei der Stadt Wetzlar stunden, entgegen. Hier kam es in der Nähe der beiden Linsenberge zu einem furchtbaren und blutigen Kampfe. Des jungen Heinrichs unbezwingliche Tapferkeit und Stärke gab aber zuletzt den Ausschlag. Graf Johann von Naßau, sein unversöhnlicher Feind, wurde mit vielen Grafen und Rittern erschlagen. Der junge Heinrich gewann einen glänzenden Sieg und ward von da an der Eiserne genannt.

Die Freude darüber war um so größer, da Heßenland durch die Verwüstungen der Feinde unsäglichen Schaden gelitten, der auf 200,000 Gulden geschätzt wurde. Du kannst dir also denken, lieber Leser, wie hoch das Volk seinen jungen Landgrafen prieß und mit welchem Stolze sie ihn

den Eisernen hießen, da er sie von solchen Drängern befreit hatte.

Von Wetzlar aber zog nun Prinz Heinrich gegen die Grafen von Solms, welche gleichfalls mit seinen Feinden im Bunde waren, zerstörte ihre feste Burg Hohensolms und vertrieb nun den Feind mit leichter Mühe vollends aus Heßen.

Da nun unterdessen schon im Januar des folgenden Jahres 1328 sein Vater, Landgraf Otto gestorben war und deßen unversöhnlicher Feind, Mathias, Kurfürst und Erzbischof von Mainz noch in demselben Jahre ihm im Tode nachgefolgt war, so durfte nun Heinrich der Eiserne, nunmehriger Landgraf und Fürst zu Heßen, seines Namens der Zweite, Frieden schließen mit Mainz.

Wie aber hier im Kriege mit Mainz Landgraf Heinrich II. siegreich gekämpft, so zeigte er sich in all den häufigen Fehden und Kriegen, welche er während seiner langen, fünfzigjährigen Regierung zu führen gehabt, als den muthigen Streiter wider alle seine Feinde. Er wurde niemals besiegt und wußte alle seine Kämpfe zu seinem und seines Landes Vortheil zu endigen. Selbst in seinem hohen Alter war er noch der Schrecken seiner Feinde.

2. Wie Heinrich der Eiserne eine Braut gewann.

Wers Glück hat, führt die Braut heim.
Altes Sprüchwort.

Als Landgraf Heinrich II. die Regierung seines Landes antrat, da stand er im ein und dreißigsten Jahre seines Lebens. Denn im Jahre des Herrn 1297, man weiß nicht an welchem Tage, war er geboren.

Nun begab es sich bereits einige Jahre vorher, als Prinz Heinrich ohngefähr vier und zwanzig Jahre alt war, daß sein Vater, Landgraf Otto darauf sann, ihn zu vermälen. Da gedachte derselbe an des Landgrafen Friedrich von Thüringen und Markgrafen von Meißen junges und schönes Töchterlein, Elisabeth geheißen. Dieser Markgraf Friedrich ist derselbe, von welchem ich euch vorhin schon erzählte, daß er ein Enkelkind Heinrichs des Erlauchten und ein Sohn Albrechts des Entarteten war. Seine Mutter Margaretha von Hohenstaufen, des großen Kaiser Friedrichs Tochter, hatte, bevor sie von der Wartburg floh vor den bösen Nachstellungen ihres Mannes, im furchtbaren Mutterschmerze diesem ihrem ältesten Söhnlein in die Wange gebißen, so daß er von daher den Namen führte: Friedrich mit der gebißenen Wange. Diesem Friedrich, Landgrafen von Thüringen und Meißen, der in der Geschichte auch der Freudige genannt wird von seinem freudigem Muthe, den er allezeit im Glücke und im Unglücke während seines vielbewegten Lebens behauptete, war um das Jahr 1306 von seiner Gemalin ein Töchterlein geboren worden auf der Wartburg, als

gerade dieſes feſte Schloß von den Bürgern der Stadt Eiſenach und ihren Bundesgenoſſen belagert und hart bedrängt wurde.

Da war nun in dieſer ſchweren Zeit gerade kein Schloßkapellan auf der Burg, der dem Kinde die heilige Taufe hätte geben können und nach Eiſenach wollte der Landgraf darum nicht ſenden. Was that nun der getreue Vater? Auf daß ſein Kind doch auch durch das heilige Taufſacrament der Kirche Chriſti möge eingeleibt und der verheißenen Kindſchaft Gottes theilhaftig werden, nahm er ſein neugebornes Töchterlein unter den Mantel, ſetzte ſich aufs Roß mit zehn bewaffneten Begleitern und der Amme, und ritt in dunkler Nacht die Wartburg hinab, an der Stadt Eiſenach vorbei, nach ſeinem Schloße Tenneberg, unweit Reinhardsbrunn. Bald aber wurden ſie gewahr, daß ſie von den Feinden bemerkt worden waren und eifrig verfolgt wurden. Da gaben ſie den Roßen die Sporen und beſchleunigten ihren Ritt. Allein bald fing das Kindlein laut an zu weinen. Es verlangte nach der Mutterbruſt. Da gebot der Landgraf Halt und ließ das Kind an der Amme ſaugen, ſo daß es ſich bald beruhigte. „Mein Töchterlein ſoll Nichts entbehren wegen dieſer Jagd und wenn es das ganze Thüringerland koſten ſollte!“ rief der freudige Landgraf aus. Schon hörten ſie die Verfolger nahe hinter ſich, ſchon vernahmen ſie den Hufſchlag ihrer Roße. Da eilten ſie von neuem davon und erreichten mit Gottes Hülfe glücklich das Schloß Tenneberg. Dort aber ließ der Landgraf ſein Töchterlein taufen durch den Abt von Reinhardsbrunn. Bald kehrte er ſelbſt nach der Wartburg zurück,

das Kind dagegen ließ er um der größern Sicherheit willen in jenem festen Schloße mit seiner Amme.

Dieses Kind, Elisabeth geheißen, war indeßen allmälig zur schönen, blühenden Jungfrau herangereift und, wie gesagt, Landgraf Otto begehrte sie im Jahre 1321 zur Ehe für seinen ältesten Sohn Heinrich.

Friedrich der Freudige, oder mit der gebißenen Wange war es wol zufrieden, daß der Sohn des mächtigen Landgrafen von Heßen sein Tochtermann werden und so vielleicht das alte Band, welches einst die Länder Thüringen und Heßen vereinigt hatte, wieder erneuert werden sollte.

Allein er knüpfte eine Bedingung daran. Sein Töchterlein sollte die Wahl haben unter den beiden ältesten Söhnen des Landgrafen Otto, Heinrich und Ludwig. Welcher unter ihnen ihr am besten gefalle, den sollte sie wählen dürfen zum Eheherrn, der sollte sie als Braut zum Altare führen und zugleich der Erbe des Heßenlandes werden.

So verabredeten es die Väter.

Die beiden Brüder Heinrich und Ludwig aber waren beide jung und schön, eines schlanken und kräftigen Leibes und waren's gleichfalls zufrieden. Sie wurden nun Eins mit einander, daß sie zusammen an den Thüringischen Hof ziehen wollten, um die schöne Jungfrau zu freien. Also kleideten sie sich gleich, die Harnische, welche sie trugen und die Roße, welche sie ritten, Alles sollte gleich sein, auf daß Keiner von ihnen einen Vortheil

haben sollte vor dem Andern. So ritten sie zusammen nach der Wartburg.

Die Jungfrau aber erkor den ältesten, Heinrich. Der führte nun fröhlich die Braut zum Altare und zog mit ihr nach Marburg und führte von da an, gemeinsam mit seinem Vater die Regierung des Landes, bis er, wie ich bereits erzählt, nach des Vaters Tode alleiniger Landgraf zu Heßen ward.

Ludwig aber ging unmuthig nach Heßen zurück, zog nach dem Schloße zu Grebenstein und mußte sich mit diesem, nebst Allendorf an der Lumda begnügen, wurde nicht Landgraf, sondern Junker von Heßen genannt, weil er den Ritterschlag noch nicht erhalten, und sollte unverehlicht bleiben, wie sie mit einander vorher verabredet hatten. Seiner Schwägerin Elisabeth aber blieb er gram sein Lebenlang, weil sie ihn verschmäht hatte und bald suchte und fand er Gelegenheit, sich an ihr zu rächen.

---

3. Wie Heinrich der Eiserne den Herren von Treffurt Stadt und Schloß Spangenberg abgewann.

1331.

Wenn Fug und Ursach ist zu brechen,
Wenn Feind nicht Freund mehr bleiben kann.
Da muß man mit dem Schwerte sprechen,
Da zeigt das Herze seinen Mann.

M. Opitz.

Ohngefähr sechs Stunden von Kaßel entfernt, auf einer hohen und steilen Anhöhe erhebt sich in einer schönen, waldigen Gebirgslandschaft hoch über dem Städtlein

Spangenberg, das Schloß gleichen Namens. Es ist noch bis auf den heutigen Tag mit einer hohen, starken Mauer und einem tiefen Graben umgeben. Auch wird es noch heutzutage bewohnt, wenn auch nicht von Allen, die dort sind, mit besonderem Vergnügen. Denn es ist das kurhessische Staatsgefängniß, uud gar Mancher, der von den Fenstern des Schloßes hinausschaut in die prächtige Landschaft, auf die grünen Berge und in die tiefen Thäler, wäre wol viel lieber anderswo, als gerade zu Spangenberg.

Seinen Namen hat dieses uralte Schloß von den kleinen merkwürdigen Steinen, welche hier gefunden werden. Sie sind grau von Farbe, haben die Dicke eines gewöhnlichen Bleistiftes und sind ohngefähr ein viertel Zoll lang. Oft aber hängen deren zwei oder drei an einander, die sich dann leicht auseinander brechen laßen. Aber alle haben an ihrem Ende irgend eine Figur, einen oder mehrere Sterne, Doppeladler oder Scepter. Auf den meisten aber sieht man die Figur einer Spange, wie man sie in alter Zeit auf den Schuhen, oder sonst als Zierrathen trug. Daher werden sie denn Spangensteine genannt, der Berg selbst aber heißt von ihnen der Spangenberg, und davon haben denn das Städtlein und die Burg ihren Namen empfangen: Spangenberg.

Die Erbauung dieses Schloßes fällt in die graue Vorzeit und man kennt nicht ihren Gründer.

Als die ältesten Eigenthümer der Burg und des gleichnamigen Städtleins erscheinen aber die Herren von Trefurt. Ihr Stammschloß, von welchem sie ihren Namen

führten, hieß Dryfurt und ist an der Werra gelegen. Die Herren von Treffurt erkannten früherhin die Landgrafen von Thüringen als ihre Ober- und Lehensherren an und erschienen oft in ihrem Gefolge. So war ein Friedrich von Treffurt einer der Begleiter Ludwigs des Heiligen auf dem Zuge nach dem heiligen Lande und späterhin im Gefolge des Landgrafen Konrad, als dieser die Mainzische Stadt Fritzlar zerstörte.

Seit längerer Zeit aber hatten sich jetzt die Besitzer von Spangenberg dem ehrlosen Gewerbe der Straßenräuberei, des Raubritterthums ergeben und waren um so gefährlichere Nachbarn, da sie reich und begütert waren, und über große Mannschaft zu gebieten hatten.

Bereits im August des Jahres 1329, also zur Zeit, da Heinrich der Eiserne gegen den Erzbischof Mathias von Mainz zu Felde lag, waren die beiden Gebrüder, Friedrich und Hermann von Treffurt in das Gebiet des Landgrafen von Thüringen sengend und brennend eingefallen und bis in die Nähe der Stadt Gotha vorgedrungen.

In Thüringen aber war Landgraf Friedrich der Freudige bereits sechs Jahre vorher, 1323, gestorben und hatte alle seine Länder, Thüringen und Meißen, sammt dem Osterlande seinem noch unmündigen Sohne Friedrich, mit dem Beinamen der Ernsthafte, hinterlaßen. An seiner Statt regierte aber damals deßen Mutter Elisabeth.

Als nun die Räuber so wild im Lande haußten, da hieß die Landgräfin ihren Landvogt die Waffen ergreifen,

und dieſer überfiel, mit Hülfe der Bürger von Gotha, die Raubritter und züchtigte ſie hart. Friedrich und Hermann von Treffurt mit noch vielen ihrer Spießgeſellen wurden gefangen und mußten mit ſchwerem Löſegeld ihre Freiheit wieder erkaufen. Viele ihrer Helfershelfer aber mußten ihre Unthaten mit dem Leben bezahlen und zu Gotha auf dem Richtplatze ſterben.

Allein die Herren von Treffurt ließen ſich durch dieſe harte Züchtigung nicht belehren, ja in Kurzem trieben ſie ihr Räuberhandwerk ärger, denn zuvor. Bald von ihrer Stammfeſte Dryfurt, bald von dem Schloße Sxangenberg aus fielen ſie raubend und plündernd, ſengend und brennend in die umliegenden Länder der Landgrafen von Heßen und Thüringen ein und in die, in dieſen Ländern gelegenen Beſitzungen des Erzbiſchofs von Mainz. Beſonders aber that ſich bei allen dieſen Raubzügen der ältere Bruder, Hermann von Treffurt allezeit durch ſeine Unthaten hervor.

Um nun endlich dieſem Unfuge ein Ende zu machen, ſchloßen die beiden Schwäger, die Landgrafen Heinrich der Eiſerne von Heßen und Friedrich der Ernſthafte von Thüringen mit dem Erzbiſchofe Balduin von Trier, der damals zugleich Verweſer des Erzbisthums von Mainz war, ein Bündniß gegen die Herren von Treffurt. Mit vereinigten Kräften zogen ſie vor deren Stammſchloß Dryfurt an der Werra, belagerten und zwangen es endlich durch Hunger zur Uebergabe.

Nach dieſem Siege theilten die drei verbündeten Fürſten

das Gebiet und die Stadt Treffurt unter sich, und es ward dies eine gemeinschaftliche Besitzung derselben.

Auch Spangenberg mit allen dazu gehörigen Besitzungen sollte also gemeinschaftlich erobert und getheilt werden. Es unterblieb dies aber auf die Fürsprache Landgraf Heinrich's, welcher dieß seinem nahen Vetter, dem Grafen Johann von Ziegenhain zu lieb, nicht zugeben wollte.

Der Graf von Ziegenhain nemlich war Lehnsherr von Spangenberg, die Herren von Treffurt aber seine Lehnsträger oder Vasallen. Doch nahm Landgraf Heinrich das Schloß Spangenberg in Besitz und fand zehn Jahre später, 1347, den letzten Herrn von Treffurt mit einer Geldsumme ab. Gar merkwürdig ist aber das spätere Leben und das Ende des vorhin erwähnten Hermann von Treffurt. Er hatte sein ganzes Leben in den schwersten Sünden, in Raub, Mord, Unzucht und allen Schandthaten zugebracht. Da ergriff ihn einst Gottes Gnadenhand mitten auf dem Sündenwege. Eines Nachts nemlich, als er von einer Buhlschaft zurückritt, nach seinem Stammschloße, da verirrte er sich von dem Wege und stürzte mit seinem Roße eine hohe, furchtbar steile Felsenwand, der Hellerstein geheißen, herab. Das Pferd ward von dem schrecklichen Sturze zerschmettert, Sattel und Schwert zerbrochen; aber er selbst blieb unverletzt. Diese wunderbare Errettung aus der Todesgefahr machte nun einen so erschütternden Eindruck auf seine Seele, daß sein Gewissen erwachte und er mit tiefer Reue auf sein langes Sündenleben zurücksah. Er entsagte von nun an der Welt und that Buße. Lange

zog er in einem grauen Gewande und baarfuß umher und gab seine Güter den Armen. Endlich trat er in das Franziskanerkloster zu Eisenach und endigte unter den härtesten Entbehrungen und Büßungen dort im Jahre 1347 sein Leben. Nach seinem letzten Willen ward er nicht auf dem Gottesacker, sondern an einer einsamen Stelle begraben, weil er nicht werth sei, unter andern Christenmenschen zu ruhen.

Viele Jahre darauf, nemlich 1373, übergab Landgraf Heinrich dem letzten Treffurt das Schloß zu Frankenberg und machte ihn darin zu seinem Befehlshaber. Allein alle Schicksale seines Hauses hatten ihn nicht gebessert. Seine Diener trieben es hier ähnlich, wie es einst die Treffurter früherhin gethan. Sie gingen in die Stadt, da ihre Gelage zu halten, und wenn dann der Wirth seine Zeche bezahlt haben wollte, so schlugen sie ihn und andre Bürger in ihren eignen Häusern, mißhandelten und schändeten Frauen und Mägde. Bei dem Herrn von Treffurt aber fanden sie dabei wenig Trost und Hülfe. Das klagten die Bürger von Frankenberg endlich dem Landgrafen, ihrem Herrn und der ließ es geschehen, daß die Bürger das Schloß anzündeten und es verbrannten. Das Schloß aber wurde nicht mehr aufgebaut und fiel von da an in Trümmer. So hatte sich denn der letzte Herr von Treffurt auch hier um sein Obdach gebracht. Er zog hinweg und die Bürger waren seiner los.

Mit ihm, gleichfals Hermann geheißen, starb der alte Stamm der Herren von Treffurt aus, ums Jahr 1383.

---

4. Wie Heinrich der Eiserne den Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, besiegte.

Gut macht Muth,
Muth macht Uebermuth,
Uebermuth thut selten gut.
Altes Sprüchwort.

Seitdem Heinrich das Kind aus allen seinen Kämpfen, welche er mit den Erzbischöfen von Mainz auszufechten hatte, siegreich hervorgegangen war, seitdem ferner Heinrich der Eiserne in seiner Jugend den Erzbischof Mathias bei Wetzlar so hart gezüchtiget, habt ihr wenig mehr von diesen unversöhnlichen Feinden der Landgrafen von Hessen gehört. Die Erzbischöfe und die Landgrafen standen sich auf längere Zeit nicht mehr als Feinde gegenüber, ja zuweilen bestand ein ganz freundliches Verhältniß zwischen ihnen. So standen im vorigen Abschnitte Erzbischof Balduin von Trier, welcher zugleich längere Zeit auch Bisthumsverweser von Mainz gewesen, im Bunde mit Heinrich dem Eisernen gegen die räuberischen Herren von Treffurt.

Das wurde aber bald wieder anders, als Graf Heinrich von Virneburg im Jahre 1336 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestieg. Derselbe versuchte alsbald seine geistlichen Gerichte, die man Sendgerichte nannte, von welchen Heinrich das Kind seine Unterthanen glücklich erlöst hatte, in Hessen wieder herzustellen, und machte dem Landgrafen mancherlei Verdruß.

Da nun Erzbischof Heinrich, der den Spottnamen Bußemann führte, weil er ein großer Freund der Tafel-

freuden war, und seine Buße, wie's scheint, in vielem und gutem Eßen und Trinken bestand, zu gleicher Zeit auch die Partei des Pabstes verließ, der ihn eben erst zu seiner Würde erhoben hatte, so trat Heinrich der Eiserne bald als sein offener Gegner auf.

Seit Kaiser Rudolfs I. Tode war, wie ich Euch bereits Anfangs dieser Geschichte angedeutet habe, Deutschland fortwährend in zwei große Parteien gespalten, von welchen jede einen andern Kaiser erwählte, welche sich dann mit ihren Anhängern bekriegten, zum Schaden und Ruine der armen Länder.

Nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. aus dem Geschlechte der Herzoge von Luxemburg, welcher in Italien von einem tückischen Mönche, beim Empfang des heiligen Abendmals, durch eine vergiftete Hostie war meuchlings ermordet worden, wurde Herzog Ludwig von Baiern von der einen, Herzog Friedrich von Oestreich von der andern Partei zum Kaiser gewählt. Friedrich von Oestreich aber wurde besiegt und Kaiser Ludwig der Baier regierte drei und dreißig Jahre Deutschland als Oberherr. Allein es fehlte sehr viel, daß er dieß in Ruhe und Frieden hätte thun können. Er war zwar Heinrich dem Eisernen gar gnädig, nannte ihn seinen „lieben Fürsten," und machte ihn sogar im Jahre 1331 zu seinem geheimen Rathe. Allein dennoch schloß sich der Landgraf späterhin den Gegnern des Kaisers an.

An der Spitze seiner Gegner stand nemlich der Sohn Kaiser Heinrichs VII., des Luxemburgers, deßen Sohn Johann, welcher durch eine Heirath mit der Tochter des

letzten Königs von Böhmen aus dem alten Geschlechte des böhmischen Königshauses, in jener Zeit war König von Böhmen geworden.

Dieser Herzog Johann von Luxemburg, nunmehriger König von Böhmen wußte aber noch gar viele mächtige deutsche Fürsten für sich zu gewinnen und wiegelte sie auf gegen Kaiser Ludwig den Baiern. Auch unsern Landgrafen Heinrich II. zog er auf seine Seite, indem er ihm außer andern Vortheilen auch eine bedeutende Summe Geldes versprach. Er konnte dieß um so leichter dahin bringen, da schon Landgraf Otto, der Vater Heinrichs II. gegen Kaiser Ludwig gestanden und für Friedrich von Oestreich gewesen war, auch darum Heßen von dem Ersteren mancherlei Ungnade empfangen hatte. Wie es eben geht in der Welt: wo einmal das Parteiwesen, Uneinigkeit und Zwietracht ihren Sitz aufgeschlagen haben, da können die Menschen gewöhnlich die rechte Grenze nicht mehr finden, wo das Recht anfängt und das Unrecht aufhört.

Kurz, Landgraf Heinrich II. ging zur Partei König Johanns von Böhmen über und stand gegen Kaiser Ludwig den Baiern, deßen Gegner auch der Papst war, sowie Heinrich Graf von Virneburg.

Kaum aber war dieser letztere vom Papste zum Erzbischofe von Mainz erhoben worden, so trat er nun offenbar auf die Seite Kaiser Ludwigs und war nun ein Feind von deßen Feinde, also auch hiemit ein Feind des Landgrafen von Heßen.

Das Erste, was nun Heinrich der Eiserne that, war, daß er einen jungen Grafen von Ziegenhain, der

ein naher Verwandter von ihm war, mit Johann von Riedesel, dem Hofmeister deßelben, als Gesandte an den Papst schickte, demselben seine Ergebenheit bezeugen und ihn von den Verhältnißen in Deutschland unterrichten ließ.

Darauf ward nun Kurfürst Heinrich von Virneburg, der „Bußemann" geheißen, vom Papste seines Erzbisthums für verlustig erklärt und mit dem Banne bedroht. Obwol zu gleicher Zeit Graf Gerlach von Nassau, auf den Wunsch des Landgrafen Heinrich II. vom Papste die erzbischöfliche Würde zu Mainz empfing, und so auch die mächtigen Grafen von Nassau Feinde Heinrichs von Virneburg wurden, so gelang es ihm doch, sich mit Hülfe Kaiser Ludwigs noch längere Zeit auf seinem Kurfürstenstuhle zu behaupten.

Um diese Zeit, nemlich im Jahre 1347, starb nun Kaiser Ludwig der Baier, der Freund Heinrichs von Virneburg und Gegner des Landgrafen von Heßen, eines schnellen und plötzlichen Todes. Er war fröhlich und wolgemuth in der Nähe des Klosters Fürstenfeld bei München auf die Bärenjagd geritten, da stürzte er plötzlich, wahrscheinlich in Folge eines Schlagflußes, vom Pferde und war todt. Da wurde der Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl IV. zum Kaiser erwählt. Erzbischof Gerlach von Mainz setzte ihm in der Stadt Bonn die römische Königskrone auf.

Da nun Landgraf Heinrich II. von Anfang an ein Anhänger des Luxemburgischen oder Böhmischen Hauses gewesen war, so empfing er nunmehr von dem neuen Kaiser gar große Gnade. Kaiser Karl IV. bestätigte dem Land-

grafen zu Speyer alle Rechte auf seine alten ererbten, wie auf seine neu erworbenen Lande und Leute, Städte und Schlößer und vermehrte sie noch. Dies geschah im Jahre 1348.

Dafür ward nun aber auch Heinrich der Eiserne einer der treuesten und eifrigsten Anhänger Kaiser Karls IV. Und selbst ein deutscher Kaiser konnte in jenen Zeiten solche Freunde recht nöthig brauchen.

Er hatte, wie es eben dazumal leider Gottes! im deutschen Reiche war, gar zahlreiche und mächtige Feinde, welche eben nichts Beßeres zu thun wußten, als ihm einen Gegenkaiser durch ihre Wahl entgegenzustellen. An ihrer Spitze standen die Söhne und Anhänger des verstorbenen Kaiser Ludwigs des Baiern. Sie wählten am Ende des Jahres 1348 zu Frankfurt den edlen und tapfern Grafen Günther von Schwarzburg zum römischen Könige.

Gewiß würde dieser Gegner dem Kaiser Karl noch viel zu schaffen gemacht haben mit seinem tapfern Schwerte, hätte ihn nicht zu Frankfurt das heimtückische Gift seines Arztes Freidank aus dem Wege geräumt, nachdem er kaum sieben Monate die deutsche Königskrone getragen.

Unterdeßen war der vom Papste abgesetzte Erzbischof von Mainz Heinrich von Virneburg noch sehr weit davon entfernt, seinem Gegner, dem Erzbischof Gerlach zu weichen. Er hatte sich vielmehr in den meisten Festen und Burgen des Erzbisthums Mainz zu halten gewußt, und stand mit seinen Anhängern und Freunden dem Landgrafen Heinrich bewaffnet entgegen. Namentlich befestigte

er seine Schlößer in Heßen: Haldeßen bei Hofgeismar, Densburg, Jesberg und Falkenberg bei Homberg.

Da machte sich der eiserne Landgraf auf, zog seine Bundesgenossen, namentlich seinen Schwager, den Landgrafen Friedrich den Ernsthaften von Thüringen und den Herzog von Braunschweig, seinen Tochtermann, mit ihren Völkern an sich, dem Erzbischof Heinrich entgegen. Vor allem war es die Burg Haldeßen, welche nach kurzer Zeit in seine Hände fiel. Dann nahm er Neustadt bei Amöneburg. Da glaubte er sich sicher vor dem Erzbischof und ließ die Völker seiner Bundesgenoßen von sich. Aber plötzlich fiel nun, als hätte er hierauf gewartet, Erzbischof Heinrich mit seinem tapfern Neffen, dem Grafen Rupert von Virneburg und Dune, von Fritzlar aus mit einem mächtigen Heere in Niederheßen ein und verheerte weit und breit Alles mit Feuer und Schwert.

Da kehrte Heinrich der Eiserne um, zog muthig dem Feind entgegen und traf ihn bei Gudensberg. Hier kam es auf dem Felde zu einer blutigen Schlacht. Nachdem da mancher Tapfere auf beiden Seiten gefallen war, um nie wieder aufzustehen, entschied Landgraf Heinrichs eiserner Arm für seine Heßen den Sieg. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt. Nur mit Mühe entkam Erzbischof Heinrich durch schnelle Flucht, aber sein Neffe, Graf Rupert wurde mit vielen Rittern und Edlen von dem Rheine gefangen. Es war im Jahr 1350, als Heinrich der Eiserne diesen großen Sieg gewann. Sein hartnäckigster und gefährlichster Feind, Heinrich von Virneburg aber starb noch in demselben Jahre, und deßen

Gegner, Erzbischof Gerlach, der Freund und Bundesgenosse des Landgrafen, regierte nun ungehindert das Erzbisthum Mainz. Durch diesen Wechsel aber hatte nun Heinrich der Eiserne in dem Erzbischofe und Kurfürsten von Mainz, statt eines bittern Feindes einen treuen Freund gewonnen, und zwischen Mainz und Heßen ward Friede.

---

5. Wie Heinrich der Eiserne noch weiter sein Land vergrößerte und dasselbe auch nutzbar machte.

Wer nicht wagen kann,
Der auch nie gewann.
Altes Sprüchwort.

Ihr habt früher gehört, daß zu jener Zeit die Landgrafschaft Heßen bei weitem noch nicht so groß war, als später, oder gar wie heutzutage die Länder sind, welche den Nachkommen der heil. Elisabeth gehören. Erst nach und nach haben die alten Landgrafen durch glückliche Kriege, durch Erbschaft, durch Kauf u. s. w. das Land vergrößert, bis es zu seiner jetzigen Bedeutung kam.

Landgraf Heinrich II. war nun der erste, welcher durch mancherlei kriegerische und friedliche Erwerbungen das Heßenland erweitert hat. Freilich gehören darunter auch manche Schlösser und Städte, welche in späterer Zeit von dem Heßenlande wieder abgekommen sind.

Darunter gehört z. B. das Schloß Eberstein im Herzogthum Braunschweig, deßen Besitzer, die Grafen von

Eberstein sich bereits unter Heinrich dem Kinde unter heßische Botmäßigkeit gestellt und die Landgrafen als ihre Oberherrn anerkannt hatten. Im Jahre 1336 nun machten die damaligen Herzoge von Braunschweig den Versuch, sich diese starke Feste zu unterwerfen. Sie zogen mit ihrer Mannschaft davor und bedrängten sie hart. Kaum hatte aber Heinrich der Eiserne davon Kunde erhalten, daß eine, unter seinem Schutze stehende Burg in Gefahr stehe, da machte er sich auf mit seinen Grafen und Rittern, zog mit 1600 Geharnischten dem bedrängten Eberstein zu Hülfe und verjagte den Feind. Hierauf zog er noch siegreich durch des Feindes Land und kehrte mit Ruhm und Ehren wieder nach Heßen zurück. Erst viele Jahre später kam Eberstein zum Herzogthum Braunschweig.

Eine Erwerbung, welche noch fortdauert bis auf den heutigen Tag, machte Heinrich der Eiserne an der Herrschaft Itter. Die alten Herren von Itter standen zwar schon früherhin unter Heinrich dem Kinde unter der Hoheit und dem Schutze des Landgrafen von Heßen. Aber ein Eigenthum der Landgrafen war sie darum nicht. Die Herren von Itter regierten vielmehr selbständig und unbeschränkt, und erkannten nur die Oberherrlichkeit der Landgrafen von Heßen. Da begab es sich, daß im Jahre 1357 der Sohn Adolfs von Itter, um sich die Alleinherrschaft über das Ländchen zu erwerben, seinen Oheim, Heinemann von Itter meuchlings erstach. Um dieses Verbrechen zu sühnen, zogen nun Heinrich der Eiserne und sein Bundesgenoße, Erzbischof Gerlach von Mainz, vor das Schloß Itter und gewannen es. Der Mörder ward ge-

fangen und mußte seine blutige That durch lebenslängliche Gefangenschaft im Kloster Haina büßen. Die noch vorhandenen Erben der Herrschaft Itter verkauften hierauf ihr Antheil daran an den Landgrafen von Heßen und den Erzbischof von Mainz. Das letztere Theil kam aber bald durch Kauf an den Grafen von Waldeck, welcher Kunigunde von Itter geheirathet hatte.

Zu dieser Zeit war es auch, daß das alte Geschlecht der Herren von Romrod ausstarb. Sie besaßen Romrod an der Ohm, und den Herzberg. Der letzte Herr von Romrod hatte zwei Töchter hinterlaßen. Von der einen erkaufte Landgraf Heinrich Romrod, die andere aber heirathete einen Herrn von Lisberg, von welchem auch der Herzberg und Lisberg späterhin durch Kauf an Heßen kamen.

Auf ähnliche Weise kam auch Stadt und Gebiet Schmalkalden am Thüringer Walde, zunächst zur Hälfte an Heinrich den Eisernen. Diese Stadt hatte früher seinen Ahnherrn, den Landgrafen von Thüringen gehört. Hier hatte einst Ludwig der Heilige, als er seinen Kreuzzug antrat, von den Seinigen Abschied genommen. Nach dem Aussterben der Landgrafen von Thüringen war die Stadt und Herrschaft Schmalkalden einem Schwestersohne Ludwigs des Heiligen, dem Grafen Hermann von Henneberg zugefallen, welcher zugleich ein Stiefbruder des Markgrafen Heinrich des Erlauchten war, deßen ihr euch wol noch aus der Geschichte Heinrichs des Kindes erinnern werdet. Ein Nachkomme dieses Grafen Hermann, Graf und nachmals Fürst Berthold von Hen-

neberg war ein Tochtermann Heinrichs des Kindes geworden. Denn er war mit Adelheid, der dritten Tochter dieses Landgrafen vermält. Der Sohn dieses Fürsten Berthold, Fürst Heinrich starb aber ohne männliche Erben und seine drei Töchter, sämmtlich verheirathet, theilten die Besitzungen ihres Vaters. Der eine der Tochtermänner, Burggraf Albrecht von Nürnberg, verkaufte jedoch seinen Antheil an die Gräfin Elisabeth von Henneberg und diese verkaufte die Hälfte ihres Kaufes wieder an den Landgrafen Heinrich II. im Jahre 1360. Erst lange Zeit nachher, nach dem Aussterben der Fürsten von Henneberg, kam die ganze Herrschaft Schmalkalden an Heßen.

Diese und noch manche andere, wenn auch mitunter weniger wichtige Landestheile brachte Landgraf Heinrich der Eiserne zu seinem Lande. Theils durch seine starken, allezeit siegreichen Waffen, bald durch kluge Benutzung der Zeitumstände wußte er sein Land zu vergrößern, seine Macht zu vermehren und seine Rechte zu erweitern.

Aber es galt ihm nicht bloß darum, sein Gebiet zu vergrößern: er suchte auch auf alle Weise das Wol seines Landes zu befördern und den Wolstand seiner Unterthanen zu vermehren. Er, der so tapfer das Schwert zu führen wußte, sah recht gut ein, daß nicht die äußere Größe eines Landes oder Gebietes allein Reichthum und Macht gebe, sondern vielmehr die fleißige Benutzung deßelben. Darum begünstigte und unterstützte er auf alle Weise den Gewerbefleiß in den Städten und den Ackerbau auf dem Lande. Die Stadt Grünberg, welche durch eine furchtbare

Feuersbrunst fast ganz in Asche gelegt worden war, befreite er auf 20 Jahre von allen Abgaben und Bürden, damit die Bürger sich wieder erholen und ihre Stadt neu wieder aufbauen könnten. Die Stadt Frankenberg begabte er mit neuen Freiheiten und ließ sie bedeutend vergrößern. Die sogenannte Neustadt ist sein Werk. Die Wüstungen und unbebauten Landstriche, deren es freilich damals noch viele in Heßen geben mochte, ließ er roden und urbar machen, und so wurde manche Oede und Wildniß, wo vorher nichts Nutzbares wachsen konnte, fruchtbares Land. Der Pflug des fleißigen Landmanns ging nun darauf und brachte nutzbare Früchte. Wo vorher die Wölfe und andere wilde Thiere gehaust, da blühten nun allmälig schöne Dörfer empor. So ward Landgraf Heinrich II. seinem Lande nach Innen und nach Außen zum Heile und seine lange Regierung würde für Heßen noch viel mehr Segen gebracht haben, wenn nicht gerade in der Zeit seiner Regierung die furchtbarsten Landplagen Deutschland und ganz Europa heimgesucht hätten, welche den Völkern die tiefsten Wunden schlugen, und in Verbindung mit der Wildheit der Sitten, auch Heßenland nicht zur vollen Blüthe gelangen ließen.

Um diese Zeit hätte sich dem Landgrafen Heinrich II. noch eine andere Gelegenheit dargeboten, die Macht und das Ansehen seines Hauses zu erhöhen, wenn er den Willen und die Macht gehabt hätte, sie zu ergreifen.

Im Jahre 1355 nemlich starb Herzog Johann III. von Brabant und Lothringen als der letzte der älteren Linie des Hauses Brabant. Er hinterließ keine männlichen

Nachkommen, sondern nur drei Töchter, welche aber nur erbfähig gewesen wären, in Ermangelung männlicher Erben.

Diese waren aber vorhanden in den Landgrafen von Heßen. Heinrich das Kind, Heinrichs des Eisernen Großvater, war ja der zweite Sohn Herzog Heinrichs II. des Großmüthigen von Brabant, in der Stadt Löwen geboren. Sein Stiefbruder Heinrich III., genannt der Sanftmüthige war regierender Herzog von Brabant geworden. Deßen Stamm war nun in männlicher Linie ausgestorben. Heinrich der Eiserne wäre nunmehr, als der Aelteste aus der jüngern Linie des uralten Geschlechts der Herzoge von Brabant, sein Erbe gewesen. Auch hatte sowol sein Großvater, als er selbst immer, ihrer natürlichen Abstammung wegen, den goldenen Löwen der Herzoge von Brabant, neben dem heßischen Löwen, im Wappen geführt. Doch aber findet sich keine Spur, daß derselbe Anspruch auf diese große und reiche Erbschaft gemacht hätte. Er ließ es ohne Einwand geschehen, daß Wenceslaus, Graf von Luxemburg, ein Bruder Kaiser Karls IV., und Gemal der ältesten Tochter des Herzogs Johann III., Johanna von Brabant, nachdem die beiden andern Töchter auf das Land verzichtet, sich im Namen seiner Gemalin in den Besitz des reichen Herzogthums setzte. Ohne Zweifel fühlte Landgraf Heinrich II. seine Kräfte zu schwach, um alle die Hindernisse zu überwältigen, welche sich seinen rechtmäßigen Ansprüchen entgegengestellt hätten, und wahrscheinlich nahm er auch Rücksicht auf Kaiser Karl IV., mit welchem er im engen Bunde war, und verhielt sich lieber ruhig, als daß

er zu allen seinen Kämpfen, welche er ohnedieß zu bestehen gehabt, noch neue, größere hinzugefügt hätte, welchen er nicht gewachsen gewesen wäre.

---

6. Vom schwarzen Tode und von mancherlei Landplagen unter der Regierung Heinrichs des Eisernen.

1348.

Die Pestilenz regierte geschwind,
Nam hin viel tausend menschenkind;
Die Geißler sah man nackend gehn,
Sich selber schlagen mocht man sehn.
Die erde ganz erbebt zur hand;
Der Juden wurden viel verbrannt.

Altes Lied.

Ohngefähr in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt ein Ereigniß, welches die damalige Menschheit auf eine so fürchterliche Weise heimsuchte, wie die Geschichte kaum ein zweites Beispiel mehr kennt.

Aus dem fernen Ostindien nemlich zog damals eine Pest, der schwarze Tod geheißen, durch Asien nach den Ländern Europas und wüthete in der grausenhaftesten Weise. Zuerst und am entsetzlichsten trat sie hier in Italien auf, wohin sie durch genuesische Schiffe aus Asien gebracht wurde. Dort starben ganze Dörfer, Städte und Landstriche aus. In der Stadt Florenz allein sollen im Jahre 1348 mehr als 60,000 Menschen daran gestorben sein. Man fand Schiffe auf dem Meere ohne Führer herumtreiben,

weil die ganze Mannschaft der Seuche erlegen war. In Italien soll die Hälfte der ganzen Bevölkerung davon hingerafft worden, und überhaupt ein volles Drittheil der ganzen damaligen Menschheit an der schrecklichen Krankheit gestorben sein. Bei dieser grauenhaften Sterblichkeit war in jenem Lande weder an eine Wartung der Kranken, noch auch nur an eine Beerdigung der Todten zu denken. Die vielen unbegrabenen Leichen erfüllten die Luft mit dem schrecklichsten Geruche und erzeugten neue Krankheiten und Todesfälle.

Der schwarze Tod gab sich zuerst durch ein starkes Anschwellen der Halsdrüsen und der Zunge kund; dann wurde der ganze Körper mit gelben und schwarzen Flecken bedeckt. Die Menschen starben hin, wie eine alte Nachricht sagt, „als ob sie der Hagel erschlüge.“ Selten erlebte Jemand, der von der Krankheit ergriffen war, den dritten Tag. Ja, sie war so ansteckend, daß selbst Thiere todt hinsanken, die nur die Kleider eines Verstorbenen berührt hatten. Ueberhaupt waren die Thiere der Seuche nicht weniger unterworfen, und es sollen ihrer so viele daran gestorben sein, als Menschen. In Deutschland gingen dieser entsetzlichen Seuche starke Erdstöße voraus. An vielen Orten spaltete sich die Erde, Berge sanken ein, Thürme und Häuser stürzten zusammen, und aus den Erdrissen quoll ein giftiger Qualm hervor. Auch in Indien, wo die Krankheit entstand, will man im Jahre vor ihrem Ausbruche einen stinkenden, erstickenden Höherauch bemerkt haben.

Von den Erdbeben wurde namentlich die Schweiz und das südliche Deutschland heimgesucht. Am 25. Juni 1348

ward unter andern die ganze Stadt Basel verschüttet. Aber auch im mittleren Deutschland, namentlich in Thüringen und Hessen machten sich Erdstöße zum Schrecken der Einwohner bemerklich. Unter dem Klange der Glocken, welche durch die Bewegung des Bodens von selbst anfingen zu läuten, verließen die geängstigten Einwohner ihre Wohnungen und flüchteten sich auf das Feld. Viele wurden unter den einstürzenden Kirchen und Häusern verschüttet.

Noch hatten sich die Menschen von dieser Angst nicht erholt, da kam der schwarze Tod mit seinen Schrecken und sie starben auch in Deutschland zusammen, wie die Fliegen. Trat die Krankheit in unserm Vaterlande auch nicht so entsetzlich auf, wie in Wälschland, so hauste sie doch auch hier schrecklich genug,

In den großen Städten, wie Mainz und Köln starben täglich an hundert Menschen, Basel und Lübek zählten in wenigen Tagen jedes an 1500 Todte. In den kleineren Städten erlagen der Seuche durchgehends jeden Tag 20—25 Erwachsene, ohne die Kinder und so ging es neun Monate und länger, fort. In Hersfeld starben damals 3000 Einwohner, zu Limburg an der Lahn 2400, in der Stadt Erfurt 12000, in Weimar 5000. Alle Kirchhöfe waren voll und man sah sich deßhalb bald genöthigt, die Leichen außerhalb der Städte, in großen Gruben, zu begraben.

Da mußte denn sich Jedwedes zum Tode schicken. Man glaubte nicht anders, denn das Ende der Welt und der jüngste Tag sei gekommen. Da thaten denn Viele Buße und gelobten Wallfahrten nach Rom und andern heiligen

Oertern. Viele ſtarben auch in ihren Sünden dahin, oft mit frechem Trotze, oft auch, weil kein Prieſter mehr da war, ihnen die Sterbſakramente zu reichen. Man ſah Viele, welche ſich getroſt und fröhlich im Glauben zum Sterben ſchickten und vorher noch von ihren Verwandten und Freunden Abſchied nahmen. In der Stadt Erfurt lag ein zwölfjähriges Mädchen im Todeskampfe. Da ſchaute es freudig zum Himmel hinauf und ſagte zu ihren klagenden, troſtloſen Eltern: „Ei, ſehet doch den Himmel offen und unzählige Lichter darin. Das ſind die Seelen der ſelig Sterbenden und auf daß ihr ſehet, daß ich die Wahrheit rede, ſo ſage ich euch, daß ich in dieſer Nacht ſterben werde und meine liebe Mutter wird mir folgen in drei Tagen.“ So ſagte das Kind auch noch Andern ihre Sterbeſtunde vorher und ging dann ſelig ein zur ewigen Freude.

Andere aber wollten noch in ihrer Weiſe vor ihrem Ende das Leben genießen, ſetzten ſich in die Wirthshäuſer und Schenken und zechten und jauchzten in wilder Verzweiflung, bis auch ſie der Tod ereilte.

Man rechnet, daß damals der vierte Theil aller Einwohner in Deutſchland vom ſchwarzen Tode gefreßen worden iſt.

Da ward es denn gar öde und traurig im Lande. Von den leeren Dörfer nahmen die wilden Thiere Beſitz. Namentlich waren es die Wölfe, welche damals furchtbar überhand nahmen, und Menſchen und Vieh zerrißen.

Damals fanden in Heßen einige Jäger, welche auf die Wolfsjagd gegangen waren, einen wilden Knaben von ohngefähr zwölf Jahren unter dieſen Raubthieren. Sie

mochten ihn wol als kleines Kind fortgetragen haben und hatten ihn auf ihre Weise ernährt. Er wurde an des Landgrafen Heinrichs Hof gebracht und sollte hier christlich erzogen werden. Man gab sich viel Mühe, ihn menschlich gehen und sprechen zu lernen. Allein es war Alles vergebens. Er legte seine thierische Natur nicht ab, flüchtete sich vor den Menschen unter Tische und Bänke und machte oft die seltsamsten Sprünge. Nach einiger Zeit ward er krank und starb, weil er die menschliche Nahrung und Lebensweise nicht vertrug.

Auch in der Familie Heinrichs des Eisernen soll damals der schwarze Tod sein Opfer gefordert haben. Ein Sohn deßelben, Heinrich genannt, soll daran gestorben sein.

Was freilich von diesem Sohne Heinrich zu halten ist, davon werdet ihr nachher hören, wenn von Heinrichs des Eisernen Familienverhältnißen die Rede sein wird.

Eins war noch ein Glück in dieser schrecklichen Zeit, daß nemlich die Feldfrüchte in diesen Jahren geriethen und der Preis der Lebensmittel ein sehr geringer war, während die ums Jahr 1311 — 15 wüthende Pest eine Folge der Hungersnoth gewesen war. Freilich mochten diese Dinge damals, wo Jeden der Tod täglich ereilen konnte, nicht groß geachtet werden.

Doch begab sichs, daß Landgraf Heinrich der Eiserne noch gegen das Ende seines Lebens eine andere Landplage erleben mußte. Im Jahre 1363 nemlich kamen um die Erndtezeit große Schaaren von Heuschrecken, eine halbe Spanne lang, in unermeßlicher Anzahl nach Deutschland, fielen auf die Felder nieder, fraßen alles Grüne ab, und

gingen erst im Spätherbste an den Nachtfrösten zu Grunde. In Folge deß aber gab es im folgenden Jahre wieder Theurung und in Folge deren ein großes Sterben, welches aber zum Glücke nicht lange währte.

---

7. Die Judenschlacht.

1349.

Weil Israel sich nit umbwendt,
Thut buß und keret sich zu Gott,
So nimt kein endt solch angst und not.
Hans Sachs.

In dieser furchtbaren, schrecklichen Zeit, wo der schwarze Tod die Menschen zu Tausenden hinraffte, fragte man natürlich auch nach der Ursache dieser Krankheit. Daß dieselbe aus dem fernen Indien gekommen wäre, daran dachte damals kein Mensch. Damals gab's noch keine Zeitungen, worin man, wie heutzutage lesen konnte, wie es in andern Ländern herging. Daß die Seuche aus dem fernsten Asien gekommen, und sich durch italienische Schiffe fortgepflanzt habe nach Europa, darauf kam man erst viel später und der große Haufe hätte dieß bei seiner damaligen großen Unwißenheit, da es noch keine Volksschulen gab, auch nicht geglaubt. Darum verfiel man auf eine andere Ursache, welche näher lag: man sagte, die Juden wären daran Schuld.

Der Haß gegen dieses Volk ist eine der dunkelsten Seiten des Mittelalters. Die Juden lebten damals, wie Jahrhunderte vorher und nachher, zerstreut unter den übrigen

Völkern der Erde, wie es ihnen Gott der Herr in seinem heiligen Worte vorhergesagt hatte. Sie ernährten sich vom Handel und wurden durch denselben wolhabend und reich. Doch mußten sie ihren Reichthum mit der größten Sorgfalt verbergen, weil sie von den Völkern gehaßt und verachtet waren. Ja man würde sie ohnfehlbar gar nicht in den christlichen Ländern geduldet haben, hätten nicht die Mächtigen und Großen sie wegen ihres Geldes nöthig gehabt, das sie ihnen durch List und Gewalt abzupreßen suchten, wie sie konnten.

Trotzdem aber, daß sich die Juden auf diese Weise den Schutz der Mächtigen erkauften, konnten sie doch dem Haße des Volkes nicht entgehen, der sich oft in den wildesten Ausbrüchen und in grausamen Verfolgungen Luft machte.

Eine der gewöhnlichsten Beschuldigungen, welche man gegen sie aufbrachte, war die, daß sie an jedem Charfreitage zum Gedächtniß der Kreuzigung Christi heimlich ein Christenkind zu Tode marterten, das Blut ihm abzapften und einen Theil davon ihren Osterkuchen beimischten.

Ein anderes Verbrechen, das man ihnen Schuld gab, sollte darin bestehen, daß sie sich je zuweilen durch List und Bestechung in den Besitz einer geweihten Hostie setzten und diese nun mit Nadeln und Pfriemen durchstächen, in der Meinung, daß sie damit den Herrn Christum aufs neue martern und quälen könnten. Man wollte wißen, daß in Folge dieser Stiche Blut aus der Hostie hervorfließe, so daß man damit die neue Marter Christi ansah als eine unzweifelhafte und ausgemachte Sache.

Wo irgend ein geheimes Verbrechen verübt wurde, oder

irgend ein Unglück, deßen Urſache man nicht ergründen konnte, über eine Gegend kam, da gab man den Juden die Schuld, und ein ſolches Gerücht gab gewöhnlich Veranlaßung zu einer grauſamen Verfolgung dieſes unglücklichen Volkes.

Solche Judenverfolgungen wiederholten ſich fort und fort in der Geſchichte des Mittelalters und nach längern oder kürzern Zeiträumen kehrten ſie immer wieder. So wurden im Jahre 1240 zu Fulda 32 Juden erſchlagen, weil man ihnen nachſagte, ſie hätten zu Weihnachten 5 Chriſtenkinder ermordet.

So brach ferner im Jahre 1303 eine allgemeine Judenverfolgung aus, weil ſich in Thüringen die Sage verbreitete, die Juden hätten in der Stadt Weißenſee einen Knaben getödtet, den Sohn eines dortigen Burgmannes. Man ſagte, in einer Weinbergshütte hätten ſie ihn entkleidet, den ganzen Leib ihm mit ſpitzigen Pfriemen durchſtochen und das Blut in Gefäßen aufgefangen. Dann hätten ſie ihm die Kleider wieder angezogen und ihn todt aufgehängt an ſeinen Gürtel. So fand man wirklich den Knaben und Niemand zweifelte daran, die Juden hätten die Schandthat verübt. Da brach denn wieder eine allgemeine Judenverfolgung aus in Thüringen und in den benachbarten Ländern.

Auch in Heßen brach der Sturm des allgemeinen Haßes gegen ſie los. Wer von ihnen ſich nicht wollte taufen laßen, ward ohne Barmherzigkeit verbrannt. In Frankenberg, wo in der Steingaße eine Judenſchule war, riß das Volk die dort anſäßigen Juden aus ihren Häuſern und führte

sie hinaus gen Geismar. Dort sperrte man sie in eine Scheuer und zündete selbige an, so daß sie alle elendiglich im Feuer umkommen mußten. Deshalb ward noch Jahrhunderte nachher diese Stätte der Judenhof geheißen.

So sollten denn auch die armen Juden die schreckliche Pest, der schwarze Tod genannt, veranlaßt haben. Man behauptete, sie hätten aus Bosheit die Brunnen vergiftet und daher komme die Seuche und das entsetzliche Sterben. An vielen Orten wollte man Wahrzeichen und Päckchen mit Gift in den Brunnen gefunden haben. Da nun viele Juden unter Folterqualen sich das Geständniß der That auspreßen ließen, so war dieß die Losung zu einer allgemeinen Judenverfolgung fast durch alle Länder Europas, vom mittelländischen Meere bis zur Nordsee. Viele Tausende von Juden wurden verbrannt, im Waßer ersäuft, von Abhängen herabgestürzt, enthauptet und auf jegliche Weise zu Tode gemartert. Im Heßenlande allein sollen damals gegen zweihundert Juden bei dieser Gelegenheit verbrannt worden sein. Die Frankenberger machten es mit ihnen wie früher. Sie führten sie nach Geismar, nach dem Judenhofe, sperrten sie in einen Schuppen und verbrannten sie jämmerlich.

Nur der Papst Clemens VI., welcher damals in der französischen Stadt Avignon wohnte, und ein Herzog von Baiern machten eine rühmliche Ausnahme von allen andern Fürsten und schützten die Juden, welche in ihren Ländern wohnten. Dafür aber setzten sie sich auch der Nachrede aus, daß sie sich durch das Geld der Juden hätten bestechen laßen. Du magst daraus sehen, lieber Leser, daß es

damals schon accurat so war, wie jetzt: man traute keinem Menschen etwas Gutes zu, ohne ihn in irgend einen schlimmen Verdacht dabei zu nehmen, weil man selbst das Gute nur thut aus Eigennutz.

Die Juden in der Stadt Würzburg aber, welche sahen, daß sie dem grausamen Tode doch nicht entgehen könnten, verabredeten sich darum mit einander, ihre Schätze zu vergraben oder in die Abtritte zu versenken. Darauf schloßen sie sich in ihre Häuser ein mit Weib und Kind und legten eines Morgens vor Tagesanbruch sämmtlich Feuer hinein, und verbrannten sich selbst.

Da überdieß die Juden nicht weniger dem schwarzen Tode unterworfen waren, als die Christen, obgleich sie denselben selbst durch Vergiftung der Brunnen herbeigeführt haben sollten, so ward in Folge dieser Ereigniße ihre Zahl in den meisten Ländern Europas sehr vermindert und es dauerte lange, bis sie sich wieder erholten.

Diese allgemeine Verfolgung ward damals die Judenschlacht geheißen.

8. Die Geißler.

Im Jahre 1349 und 1350.

O weh der jämmerlichen not,
elend thut uns verschneiden,
das klag ich Gott früh und spat,
die welt will nit vermeiden
Zu aller Zeit die schwere sünd
Als ich empfind,
mann, weib und kind,
schwörent bei Gottes leiden.
Altes Lied.

Bei aller Rohheit und Grausamkeit, welche sich bei der Judenverfolgung offenbarte, welche in unseren Tagen doch nicht mehr in dieser unmenschlichen Weise vorkommen würde, hatte doch die damalige Zeit ein Gefühl vor der unsern voraus, nemlich das Bewußtsein, daß Gott der Herr uns Menschenkinder mit seinen Gerichten heimsuchet um unserer Sünden willen. Das war ein durch alle Classen des Volkes gehendes Gefühl, daß man sich durch seine Sünden Gottes Strafe zuziehe und nun suchen müße, durch Reue und Buße sich mit Gott zu versöhnen. Dieß ist in unserer aufgeklärten Zeit sehr wenig mehr zu finden, denn wenn heutzutage Gott die Menschen straft, so sind, wie du weißt, lieber Leser, nach ihrer Meinung, nicht sie selbst daran Schuld, sondern andere Leute.

Dieß zeigte sich denn auch deutlich zur Zeit, da der schwarze Tod die Menschheit heimsuchte mit seinen Schrecken. Das allgemeine Unglück erweckte in Tausenden das Bewußtsein ihrer Schuld und trieb sie zur Buße.

Leider aber blieben die Meisten bei einer ganz äußer-

lichen Buße ſtehen. Sie wollten an dem Fleiſche büßen, was das Fleiſch verſchuldet hatte, und verſäumten darüber die aufrichtige Buße des Herzens und die Heiligung des Lebens. Mit Bußübungen gingen ſie an der Buße vorüber. Ja Viele geriethen dabei auf die thörichtſten und verkehrteſten Wege und gaben ſich einer wilden Schwärmerei hin, die ſie wieder unvermerkt in das alte Sündenleben hineinführte, wegen deßen ſie ſich mit Gott zu verſöhnen gedacht. Die Schwärmerei, welche damals in Folge des ſchwarzen Todes in Europa auftauchte und die unter dem Namen der Geißelfahrt in der Geſchichte bekannt iſt, gibt uns einen deutlichen Beweis davon, wohin der Menſch gerathen kann, wenn er ſich, auch wenn ſein Gefühl Anfangs ein richtiges iſt, nicht von dem Evangelium, ſondern von ſeinen eignen Eingebungen und Einfällen führen läßt.

Im Jahre 1350 nemlich, während der ſchwarze Tod zwar an vielen Orten nachgelaßen, aber zeitweiſe immer wieder zum Ausbruche kam und neue Opfer forderte, kamen aus Ungarn nach Deutſchland und Italien große Haufen von Büßenden, welche das Bewußtſein ihrer Sünde dazu getrieben hatte, ſich mit Gott zu verſöhnen. Gewöhnlich trugen ſie einen ſchwarzen Mantel, auf dem Kopfe eine Kapuze oder einen Hut, auf welchen vornen und hinten ein weißes oder rothes Kreuz angeheftet war. In der linken Hand hatten ſie ein hölzernes Kreuz, in der rechten eine Geißel von Stricken, welche am Ende drei Knoten mit eiſernen Spitzen hatte. In Reih und Glied je zwei und zwei zogen ſie baarfuß und ſingend auf den Landſtraßen. Vornen gingen ihre Führer mit den koſt-

barſten Fahnen, Baldachinen von Sammet und Seide und ſechs bis zehn ſchönen Wachskerzen. Kamen ſie in eine Stadt, ſo gingen ſie zuerſt in die Kirche, ließen ihre ſchwarzen Mäntel fallen und zeigten den oberen Theil des Körpers entblößt, den untern nur mit einem leichten Hemde bedeckt, und geißelten ſich nun ſo heftig den Rücken, daß das Blut auf die Lenden herabfloß.

Anfangs erregten dieſe Geißler, auch Geißelfahrer und Kreuzbrüder geheißen, ſo großes Aufſehen und fanden ſo viel Beifall, daß man ſie überall mit den größten Ehren empfing. Man zog ihnen unter Glockengeläute und in Prozeßion entgegen und nahm ſie mit der größten Gaſtfreiheit auf. Tauſende aus allen Ständen, Reiche und Arme, Weltliche, Geiſtliche und Mönche ſtrömten ihnen zu und vermehrten ihre Schaaren. In Speier ſchloßen ſich ihnen über hundert angeſehene Bürger an, welche, wie Jeder, der von ihnen aufgenommen wurde, ſchwören mußten, ihre Weiſe zu halten. Als ſie in Straßburg einzogen, war ihr Zug ſo groß, daß man ihre Anzahl nicht ſchätzen konnte. Kaiſer Karl IV., welcher gerade damals dort reſidirte, ließ aber die Mönche und Geiſtlichen, welche unter ihnen waren, von den übrigen abſondern und verbot ihnen weiter mitzuziehen. In Würzburg aber zogen am 2. Mai 1350 eine ſolche Anzahl von Geißelfahrern aus allen möglichen Gegenden ein, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſich wegen ihrer ungeheuern Menge nach ihrer Heimath in einzelnen Haufen zu ſammeln. Es waren da Leute aus Ungarn, Böhmen, Polen, Sachſen, Meißen, Thüringen, Oeſtreich und vom Rheine.

Und so war es aller Orten. Die Schwärmerei war gleichsam ansteckend geworden.

Es war aber ihre Weise so. Zogen sie in einer Stadt ein, so sangen sie folgendes Lied, das sie selbst gedichtet hatten:

Ist diese betefart so here,
durch des milden Christus ehre,
er führte zu Jerusalem
ein kreuze in seiner hand,
nu helfe uns der heiland.

Nu ist diese straße also breit,
die uns zu unser lieben frauen treit,
in unser lieben frauen land,
nu helf uns der Heiland.

Nu ist die betefahrt also gut,
hilf uns durch dein heiliges blut,
das du an dem kreuze vergoßen hast,
und uns in dem elend gelaßen hast.

Wir sollen die Buße all an uns nehmen
daß wir Gotte desto baß gezemen,
all dort in seines vaters reich,
das bitten wir sunder alle gleich.

So bitten wir den viel heilgen Christ,
der aller welte gnädig ist.

Waren sie nun in der Kirche angekommen, so lasen sie einen Brief vor, den ihnen ein Engel vom Himmel herabgebracht habe und worin geschrieben stand, daß Gott, erzürnt über die Sünden der Welt, ihren Untergang beschlossen, aber die Jungfrau Maria ihre Fürbitte für die armen Menschen eingelegt habe. Fragten nun die Geist-

lichen: „Wer hat euch den Brief beſiegelt?“ ſo fragten ſie dagegen: „Wer hat euch die Evangelien beſiegelt?“ Denn ſie fragten nicht viel nach der Geiſtlichkeit und vollbrachten ihre Buße ohne den Rath der Kirche. Dann ſangen ſie ein Loblied auf die Mutter Gottes:

Es ging unſere liebe Fraue,
Kyrieeleis,
Des Morgens in dem naßen thaue,
Alleluja,
Gelobt ſeiſt du, Maria!

Da begegnet ihr ein junge,
Kyrieeleis,
Sein bart war ihm entſprungen.
Alleluja.
Gelobt ſeiſt du, Maria!

Dann ließen ſie ihre Mäntel fallen und geißelten ihre bloßen Rücken, daß das Blut herabfloß und ſangen dabei folgendes Bußlied:

Wer ſeine ſele will berathen,
der ſoll entgelten und wieder geben,
ſo wird ſeiner ſele noth;
dazu helf uns lieber herre Gott!

Nu tretet her, wer büßen welle!
ſo fliehen wir die heiße hölle,
lucifer iſt ein böſer geſelle!
Wen er hat,
mit pech ihn labt.
Jeſus ward gelabt mit gallen,
des ſollen wir an ein Kreuze fallen.

Jesus ward gefangen,
an ein kreuz ward er gehangen,
das kreuze ward vom blute roth,
wir klagen seine marter und tod.

Sünder, womit willst du mir lohnen
drei Nägel und eine dornige krone?
das heilge kreuz, ein speer, ein stich?
Sünder, das litt ich um dich,
was willst du nun leiden um mich?

Nun rufen wir mit lautem tone:
unsern dienst, den nimm zum lohne!
behüt uns vor der hölle not,
das bitten wir dich um deinen tod!
für Gott vergießen wir unser blut,
das ist uns zu den sünden gut.

Maria, mutter, königinne,
um deines lieben kindes minne,
all unsre not sei dir geklagt,
des hilf uns, mutter, treue magd!

Die Erde bebet, auch klaffen die steine.
Liebes herze, du sollst weinen.
Wir weinen thränen mit den augen
und haben deß so guten glauben,
mit unsern sinnen und mit herzen,
um uns litt Christ viel manche schmerzen.

Maria stand in großen nöten,
da sie ihr liebes kind sah tödten.
Ein schwert durch ihre sele schneidt
Sünder, das laß dir sein leid.

In kurzer frist
Gott zornig ist.
Das fliehen wir, ob wir haben sinn.
Dazu hilf uns, Maria, königin,
Daß wir deines kindes Huld gewinn'n.

Hatten sie sich während dieses Gesanges gegeißelt, so fielen sie nun Alle nieder und schlugen mit kreuzweise ausgebreiteten Armen und Händen auf die Erde. Wer die Ehe gebrochen, der legte sich auf die Seite, wer aber einen Mord begangen hatte, der legte sich auf den Rücken und wer einen Meineid geschworen, der streckte die drei Vorderfinger in die Höhe. Lagen sie so etwa fünf Vaterunser lang, so kamen dann zwei ihrer Führer, gaben jedem einen Streich mit der Geißel und sprachen: „Stehe auf, daß dir Gott deine Sünden vergebe!" Da richteten sie sich auf den Knieen auf und sangen:

Nu recket auf eure hände,
daß Gott solch sterben wende.
Nu recket auf eure arme,
daß Gott sich über uns erbarme!

Nun streckten sie kreuzweise die Hände aus und schlugen sich drei oder viermal auf die Brust und sangen weiter:

Nu schlagt euch sere,
durch Christus ehre,
durch Gott so laßt die hoffart fahrn,
so will sich Gott über uns erbarm'n.

Dann hielten sie unter abermaligen Bußgesängen einen Umgang in der Kirche unter fortwährenden Selbstgeißelungen. Auch dieser Bußgesang ist uns aus jener Zeit erhalten worden. Er lautet:

Jeſus, durch deine Namen drei
Nun mach uns hier von ſünden frei,
Jeſus, durch deine wunden roth,
behüt uns vor dem jähen tod!
Damit er ſende ſeinen geiſt,
und uns das kürzlich leiſt.

Frau und mann ihr eh zerbrechen,
das will Gott ſelber an ihnen rächen,
ſchwefel, pech und auch die galle,
das gießet der teufel in ſie alle:
fürwahr, ſie ſind des teufels ſpott;
dafür behüt uns, lieber Herre Gott!
die eh' die iſt ein reines leben,
die hat uns Gott ſelber gegeben.

Ich rath euch frauen und mannen,
um Gottes willen ihr ſollt hoffart bannen,
darum bittet euch die arme ſele,
um Gott, laßet hoffart nunmehre.

Chriſtus rief im himmelreich
ſeinen engeln allzugleich:
die Chriſtenheit will mir entweichen,
Darum will ich ſie auch laſſen vergehn.

Maria bat ihr kind ſo ſehr:
liebes kind, laß ſie dir büßen,
das will ich ſchaffen, daß ſie müßen
bekehren ſich, das bitt ich dich!

Ihr lügner, ihr meineidſchwörer,
beichtet rein und laßt die ſünd euch reun,
ſo will ſich Gott in euch erneun.
O weh, du armer wucherer,
du bringſt ein loth auf ein pfund,
das ſenkt dich in der hölle grund.

Ihr mörder und ihr straßenräuber,
ihr seid dem lieben Gott zuwider,
ihr wollt euch über niemand erbarmen
darum seid ihr ewig verloren.

Wär diese buße nicht geworden,
die christenheit wär gar verschwunden,
der leidige teufel hat sie gebunden.
Maria hat gelöst unsre bande.

Sünder, ich sag dir liebe mähr,
St. Peter ist Pförtner,
wende dich an ihn,
er läßt dich ein,
er bringt dich vor die königin.

Lieber herr St. Michael,
du bist ein pfleger aller seel,
behüt uns vor der höllen not,
das thu durch deines schöpfers tod.

War so die Büßung in der Kirche vorbei, so gingen die Geißler hinaus und wurden von den reichen und vornehmen Bürgern in ihre Häuser geführt und mit Speise und Trank erquickt, denn Keiner von ihnen durfte betteln, oder Etwas fordern. Was ihnen aber freiwillig angeboten wurde, das durften sie nehmen. Zugleich war aber auch eine Satzung bei ihnen, daß Keiner von ihnen mit einem Weibe reden durfte. Hatte einer hiergegen gefehlt, so mußte er einem der Vorsteher oder Führer beichten, der ihm einige Geißelhiebe dafür gab mit den Worten:

Steh auf durch der reinen marter ehre
und hüt dich vor der sünden mehre.

Diese Geißelfahrt sollte drei und dreißig Jahre währen, nach der Zahl der Jahre, welche Christus auf Erden gelebt hatte. Allein sie dauerte nicht länger, als ein halbes Jahr. Die Sache nahm so überhand, daß jede Woche eine oder auch wol zwei neue Schaaren Geißler in eine Stadt kamen. Anfangs waren es nur Männer, dann kamen aber auch noch Schaaren von Frauen und am Ende gar von Kindern, die sich geißelten. Da wurde man der Sache bald überdrüßig, zumal man allmälig dahinter kam, daß sich diese Geißler immer mehr in eine wilde Schwärmerei, viele selbst in grobe Unsittlichkeiten und Ausschweifungen verirrten. So trugen sie in Straßburg ein todtes Kind unter Singen und Geißeln in Procession umher, und behaupteten, es würde wieder lebendig werden. Allein es war und blieb todt. Außerdem brachte sie ihre Verachtung der kirchlichen Ordnung gar bald in übeln Ruf; sie beichteten unter einander und sprachen sich gegenseitig von Sünden los.

Diese und andere Beschuldigungen, welche sie sich zuzogen, verursachten, daß die Geißelfahrten zuletzt vom Papste verboten, die Geißler selbst bestraft wurden, was der Sache ein um so schnelleres Ende machte, als das Volk selbst nun Nichts mehr von ihnen wißen wollte, sie nicht mehr in die Städte ließ und sie, wo sie waren, hinaustrieb.

In Frankenberg, der alten heßischen Hauptstadt, wo man sie auch im Anfange festlich empfangen hatte, nahm man ihnen nunmehr ihre Fahnen und Kerzen ab und jagte sie fort. Die ersteren sah man noch nach bei-

nahe zweihundert Jahren daſelbſt auf dem Rathhauſe hängen.

Aus ihren Liedern, welche ihr eben geleſen habt, überzeugſt du dich, lieber Leſer, daß die Bewegung der Geißler urſprünglich eine reine war. Sie war aus dem tiefen Bedürfniß hervorgegangen nach der Gnade Gottes und der Vergebung der Sünden, welches in jedem beßern Herzen vorhanden iſt. Nicht ohne Rührung kann man einzelne Stellen ihrer Geſänge leſen, welche das tiefe Bewußtſein der eignen Schuld und die Sehnſucht nach Gottes Gnade in Chriſto ausdrücken. Allein gleich Anfangs waren ſie auf einen falſchen Weg geführt worden durch die Irrlehre, als ob man durch ſein eignes Verdienſt und Wort und durch äußerliche Ceremonien und Kaſteiungen den Himmel verdienen könne, während doch das Evangelium lehrt, daß ihn uns Gott nur ſchenkt aus freier Gnade um unſers bußfertigen Glaubens willen, der ſich in einem Gott wolgefälligen Leben thätig erweiſet. Auf noch ſchlimmere Wege aber geriethen ſie am Ende dadurch, daß ſie, welche das Evangelium nicht zum Führer hatten, ſich auch der Führung der Kirche entzogen, welche, wenn ſie auch manches Irrthümliche lehrte, doch immerhin einen Damm gegen die Ausſchweifungen einer wilden Schwärmerei hätte bilden können, darum, weil in ihr nicht die Willkühr des Einzelnen, ſondern beſtimmte, feſtgeſetzte Ordnungen regierten.

Uebrigens waren dieſe Geißelfahrten zur Zeit des ſchwarzen Todes nicht die einzigen, von welchen die Geſchichte des Mittelalters erzählt. Schon vorher hatten ſich

zu Zeiten ähnliche Geißler gezeigt und auch späterhin, 60 und 100 Jahre nachher kommen welche vor, die aber schnell wieder unterdrückt wurden durch strenge Strafen.

Die Geißelfahrt des Jahres 1350 aber war die größte und bedeutendste, während alle andern vorher und nachher nur vereinzelt vorgekommen sind.

---

9. Trachten und Sitten zur Zeit Heinrichs des Eisernen.

Alamode Kleider, Alamode Sinnen:
wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen.
F. v. Logau.

Ein alter Erzähler, der mich in den Stand gesetzt hat, dir, lieber Leser, Manches von dem mitzutheilen, was du in den letzten Abschnitten gelesen hast, nachdem er all das Unglück und Elend beschrieben, was zu jener Zeit über die Menschen gekommen war, sagt: „Nachdem nun also das große Sterben, die Geißelfahrt und die Judenschlacht ein Ende hatten, da fing die Welt wieder an, zu grünen, zu leben und freudig zu werden.“

Die Menschen lebten wieder auf und athmeten freier. Leider kann man aber nicht gerade sagen, daß sie sich die göttlichen Strafgerichte im Ganzen hätten zum Besten dienen laßen. Sie trieben es nach dem großen Sterben so ziemlich wieder wie zuvor. Die alte Sitteneinfalt war einmal dahin und machte vielfach neuen Sitten Platz,

welche, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, schlechter waren, als die alten.

Das zeigt sich namentlich an den, jetzt öfter vorkommenden Veränderungen in der Kleidung und Tracht. Während früherhin eine sehr lange Zeit hinging, bis bedeutendere Veränderungen an der bisherigen Art, sich zu kleiden, vorkamen, wechselten die Moden nun öfter und namentlich waren es die höheren Stände, welche der einfachen Weise der Väter absagten und neue, aus Frankreich kommende Moden mitmachten. Diesen aber ahmten es die Geringeren nach, namentlich auch die Bürger in den Städten. Zur Zeit der heil. Elisabeth trugen die Männer von Adel langes Haar, welches vornen gescheitelt, oder über der Stirne abgeschnitten war, und bis auf die Schultern herabgekämmt wurde, den Bart trug man lang oder nur am Kinne abgeschnitten. Zur Zeit Ludwigs des Eisernen aber verbreitete sich aus Frankreich die Sitte auch in Deutschland, das Kopfhaar kurz zu tragen, und den Bart zu rasiren. Anfangs hielt man dieß in Deutschland für weibisch. Allmälig aber wurde es für schön befunden und mitgemacht. Immer mehr kamen bei den vornehmen Herren und Frauen Gold- und Silberstoffe, kostbare Pelzwerke, seidene Gewänder u. dgl. auf.

Was die Bewaffnung der Ritter und Kriegsleute betrifft, so hatten dieselben bisher Panzer von eisernen Schuppen und Panzerhemden aus ganz kleinen Kettenringen zusammengesetzt, so fest und undurchdringlich wie von Eisen gewebt, getragen. In dieser Zeit aber fing man an, dieselben von Leder zu führen, auf welche die eisernen

Stücke der Rüstung aufgelegt wurden. Merkwürdig ist, daß man in dieser Zeit auch zum Theil mit leichter bewaffneten Leuten in den Krieg zog. Neben den schwerbewaffneten Rittern, gewöhnlich von ihrer starken Kopfbedeckung „Helme" genannt, liest man von leichten Reutern und Bogenschützen, welche keine Rüstung von Eisen, sondern von Leder oder gestepptem Barchent trugen. Trugen die Vornehmen nicht ihre Rüstung, so kleideten sie sich in wollene, sammtene oder auch seidene Stoffe, von verschiedenen, gewöhnlich sehr bunten Farben, je nachdem sie konnten oder wollten. Man trug damals enge Hosen bis an die Füße herab und einen kurzen Rock, der gewöhnlich nicht bis an die Kniee reichte und um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten wurde, an welchem an zwei Bändern oder Riemen eine Tasche für Geld und andere kleine Dinge an der linken Seite befestigt war. Auf dem Kopfe trugen sie Barette oder Mützen von sehr verschiedener Gestalt. An den Füßen Schuhe mit spitzen Schnäbeln, welche oft mehrere Zoll hoch in die Höhe standen.

Die vornehmen Frauen trugen zur Zeit der heil. Elisabeth das Haar lang über den Rücken hinabfallend, gewöhnlich mit einem goldenen Reife zusammengehalten. Verheirathete Frauen trugen eine Art von Hauben und auch einen Schleier. Ihr Unterkleid war eng anschließend, an der Brust ein wenig ausgeschnitten, die Aermel, aus einem Stücke mit dem Kleide, waren enge und reichten bis an das Handgelenke. Auch um die Hüften (Taille) schloß es enge an, meist von einem Gürtel zusammengehalten. Darüber ein kürzeres Oberkleid ohne Aermel, nur mit

Armlöchern, wozu dann noch ein Mantel kam, der bis zu den Füßen hinabreichte. Späterhin flochten sie die Haare in Zöpfe, welche hinten oder neben herabhingen.

Bürger, Bauern und andere geringere Leute kleideten sich sehr einfach. Sie trugen gleichfalls enge Hosen, nur von schlechterem Stoffe, der Rock darüber war aber länger, als bei den Edelleuten und reichte über die Kniee herab. Um die Zeit, von welcher wir reden, kam die Mode auf, so lange und enge Röcke zu tragen, daß die Leute nur ganz unbequem darin gehen konnten. Den Kopf aber bedeckten sie mit einer Zipfelkappe, oder Kaputze, welche ganz über den Kopf gezogen wurde, so daß nur vornen eine Oeffnung für das Gesicht gelaßen war, der spitze Zipfel aber stand dann gerade in die Höhe. Oft war diese Kaputze hinten an dem Rocke festgenäht, so daß sich der Rock ausnahm, etwa wie die Kaputzenmäntel, welche man heutzutage hier und da wieder gesehen hat.

Ganz arme Leute trugen oft nur ein weißes oder blaues Hemde oder Kittel u. s. w. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß sowohl die Bürger in den Städten, als auch die Bauern in den Centen oder Gerichten meistentheils, für jene Zeiten sehr gut, bewaffnet waren. Jeder Bürger und Centmann hatte sein Schwert, seine Hellebarte oder seine Armbrust und, in den Städten durchgehend, in den Dörfern wenigstens der Reichere, seinen Harnisch. Kein Wunder, daß dazumal, als Landgraf Heinrich das Kind seine getreuen Heßen zum Landsturm aufgeboten hatte, der Kurfürst von Mainz, beim Anblick dieser bewaffneten Menge, sich wolweislich auf die Flucht begab.

Uebrigens fing die Kriegsführung schon zur Zeit Heinrichs des Eisernen an, sich durch die Erfindung des Schießpulvers sehr wesentlich zu verändern. In den Kriegen zu Ende seines Lebens kommt schon das schwere Geschütz vor, aus welchem man mit steinernen Kugeln die Festungen beschoß. Doch waren sie noch immer selten und die Handbüchsen wurden erst viel später gebraucht.

Ob nun alle diese Trachten und Moden den Leuten besonders schön gestanden haben oder nicht, darüber wollen wir, lieber Leser, uns nicht streiten. Doch müssen sie ihnen damals gefallen haben, sonst hätten sie dieselben wol nicht mitgemacht. Auch habe ich nirgends lesen können, daß deßhalb die Mädchen keine Männer, oder die Männer keine Frauen hätten bekommen können. Es hat eben jede Zeit ihre besondere Art von Liebhaberei, die später wieder außer der Mode kommt, und jedem — gefällt seine Kappe. Auch in unserer Zeit ist es nicht anders. Was im Uebrigen die Sitten in diesem Zeitalter betrifft, so trat, wie ich euch dieß bereits am Anfange dieser Erzählung angedeutet habe, mehr und mehr ein Nachlaß der alten Zucht und Ordnung ein. Weil keine starke kaiserliche Gewalt mehr im Reiche war, so mußte sich eben Jeder helfen, wie er konnte und mochte, von dem Fürsten an bis zum Geringsten und Aermsten herab. Auch in dem vorhergehenden Jahrhundert waren öfter schon Räubereien und Gewaltthätigkeiten vorgekommen. Doch in dieser Menge, wie jetzt, waren sie nicht zu finden. Früherhin galten Räubereien und rohe Gewaltthätigkeiten noch unter Edlen und Unedlen für eine Schande: jetzt aber fingen sie an, eine Ehre zu sein und

je frecher und ſchamloſer die Raubritter und Heckenreuter ihr Weſen trieben, deſto mehr thaten ſie ſich darauf zu gut.

Das Beiſpiel der Großen und Vornehmen mußte aber nothwendig auch auf die niedern Volksklaſſen wirken. Daher zeigt ſich ſchon in dieſem Zeitalter eine furchtbare Zunahme der Verbrechen und Sünden aller Art in Deutſchland. Ich könnte euch eine ganze Reihe von Großen und Vornehmen nennen, welche durch Meuchelmord oder offene Gewaltthat aus dem Wege geräumt wurden, von den Geringen gar nicht zu reden.

Darum ward der Zuſtand des Bauernſtandes immer trauriger und gedrückter. Er war den Bedrückungen und Mißhandlungen der kleinen und großen Räuber beinahe wehrlos Preiß gegeben und ſeufzte darum unter ſchwerem Drucke. Vielleicht waren eine Folge dieſer Bedrückungen die häufigen Mißernten, weil der Bauer ſein Feld nicht mit Freuden baute, und ſeine Arbeit mit Seufzen that. Und ſo trafen denn Gottes Gerichte die Unterdrücker ebenſowol, als die Unterdrückten.

Beßer war das Loos der Bürger in den Städten. Sie waren geſchützt durch ihre Mauern und Thürme und durch ihre Waffen, welche ſie meiſtentheils ſehr gut zu führen verſtanden. Leider aber widerſtanden ſie nicht einer andern Gefahr, welche aus ihrem eignen Herzen kam. Durch ihren zunehmenden Wolſtand wurden die Bürger der Städte üppig in Kleidung und Lebensweiſe. Sie wolltens in Allem den Vornehmen nachthun und wurden vielfach dadurch nicht nur Diener ihrer eignen Gelüſte, ſandern verloren auf dieſe Weiſe auch oftmals wieder das

durch ihren Handel und ihre Gewerbe gewonnene Gut. Selbſt die ſchweren Züchtigungen, welche ihnen Gott der Herr durch Peſt, Theurung, Krieg und anderes Unglück zuſchickte, ließen ſie ſich im Ganzen nicht zum Beſten dienen. Im Allgemeinen nahm die Sittenverderbniß allenthalben zu, damit aber die Blüthe und Kraft der Nation immer mehr ab.

Wie das religiöſe Leben im Volke bereits in Abnahme gerathen war, und der fromme, innige Glaube der früheren Jahrhunderte mehr und mehr ſchwand, das habe ich ſchon am Anfange dieſer Geſchichte kürzlich erwähnt. Die Liebe zu Chriſto und das Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit um ſeines Verdienſtes willen, machte immer mehr einem bloß äußerlichen Cerimonienweſen Platz, mit welchem auf ganz natürliche Weiſe die Meinung in Verbindung ſtand, man könne und müße durch dieſes äußerliche Werk und Weſen die Gnade Gottes und den Himmel verdienen. Die Geißler geben unter Andern davon Zeugniß, indem ſie den Zorn Gottes durch ihre Geißelungen und ähnliche äußere Büßungen verſöhnen wollten.

Gegen das Lebensende des Landgrafen Heinrichs II. trat eine damit verwandte Erſcheinung auf, nemlich der St. Veitstanz. Im Jahre 1374 traten in den Rheingegenden und an der Moſel Leute auf, die vor den Kirchen und auf den Kirchhöfen je zwei und zwei tanzten, und zwar ſo lange fort, oft einen halben Tag lang, bis ſie niederfielen. Dann ließen ſie ſich auf den Leib treten und dann nahmen ſie an, jetzt ſeien ſie geneſen. Sie zogen haufenweiſe von einer Stadt zu der andern, — in Köln

zogen auf einmal an die fünfhundert ein, — bettelten und tanzten. Es war dieß ohne Zweifel eine Art von religiöser Schwärmerei, ähnlich wie die Geißelfahrt, nur noch wahnsinniger und verrückter. Sie stellten sich an, als ob sie kein rothes Gewand sehen könnten, knebelten sich bei ihrem Tanzen um den Leib, um desto leichter ihre Sprünge machen zu können und erregten so überall ein bedeutendes Aufsehen. Am Ende aber kam es heraus, daß sich diese s. g. St. Veitstänzer den gröbsten Sünden und Ausschweifungen überlassen hatten, und die Sache nahm ein baldiges und schmähliches Ende. — Zu solchen Dingen pflegt es zu kommen, wenn die Menschen sich von der Urquelle der ewigen Wahrheit wenden und ihren eigenen Einbildungen und Einfällen folgen.

So war es in dem 14. Jahrhundert in Deutschland, in welchem Heinrich der Eiserne über Heßen regierte. Es war das Zeitalter des Sittenverfalles und damit der innern und äußern Abnahme der Kraft und Blüthe der deutschen Nation. Denn „nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.“

III.

Von Heinrichs des Eisernen Familienverhältnißen, von seinen Mitregenten und von seinem Tode.

---

1. Heinrich der Eiserne im Ehestande und von seinen Kindern.

Ein tugendsam Weib ist vorab
Von Gott ein köstlich schenk und gab,
Die aus genad dem Mann wird geben,
Welcher in Gottesforcht thut leben.
H. Sachs.

Ihr habt bereits gehört von des Landgrafen Heinrichs II. Gemalin, der schönen Elisabeth von Thüringen, wie sie ihr Vater, Landgraf Friedrich der Freudige, auch zubenamt „mit der gebißenen Wange," schon in den ersten Tagen nach ihrer Geburt mit Lebensgefahr von der Wartburg zur h. Taufe gebracht hatte nach seinem Schloße Tenneberg und wie sie später als herangereifte Jungfrau unserem Landgrafen Heinrich den Vorzug gab, als er mit seinem Bruder Ludwig, Beide gleich gekleidet und geschmücket, anf die Wartburg kam, um sie als Braut zu gewinnen. (1321).

Da ihr im Verlaufe dieser Erzählung Manches gehört habt von ihrem Vater, Friedrich dem Freudigen, so will ich euch, ehe ich von des jungen fürstlichen Paares

Eheſtand rede, noch kürzlich ſeinen Tod erzählen, welcher nicht lange nach der Vermälung ſeiner ſchönen Tochter auf eine beſondere Weiſe erfolgte.

Als nemlich Landgraf Friedrich mit freudigem Muthe und ſtarkem Arme alle ſeine Feinde glücklich überwunden hatte, kehrte er im Jahre 1322 von ſeinen Kriegszügen auf die Wartburg zurück. Alle ſeine Unterthanen aber waren voller Freude und Jubel in Stadt und Land, darum daß nun die Feinde beſiegt waren und der ſüße Friede ſie erwartete. Sie ſtellten allerlei Freudenbezeugungen an, ihren tapfern Fürſten zu ehren. Zu Eiſenach aber führten die Bürger vor dem Landgrafen zur Kurzweil ein ſchönes, geiſtliches Spiel auf, nemlich das Gleichniß von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen. Wie nun die thörichten Jungfrauen in die ewige Pein verſtoßen wurden und der Jungfrau Maria und aller Heiligen Fürſprache Nichts half, da überfielen troſtloſe Zweifel den Landgrafen. Sein Gemüth ward ſo heftig bewegt, daß er ausrief: „Was iſt denn nun des Chriſten Glaube, wenn Gott ſich nicht über uns erbarmt bei der Jungfrau Maria und der Heiligen Fürbitte!“ — Seine Gemüthsbewegung und ſein Kummer aber waren ſo ſtark, daß ihn am ſechſten Tag darnach der Schlag rührte und ihn lähmte an Zunge und Gliedern. In tiefe Schwermuth verſunken, lebte nun der Landgraf in dieſem traurigen Zuſtande noch über drei Jahre. Endlich gegen Ende des Jahres 1324 ſtarb er.

Er iſt ein lebendiges Beiſpiel dafür, daß der Glaube an die eigne Gerechtigkeit und die Fürbitte der Heiligen, wie ſie die Kirche damals lehrte, das menſchliche Herz nicht

befriedigen kann. Landgraf Friedrich hatte es nicht zu dem Glauben des Evangeliums gebracht, daß Christus denen, die mit treuem Herzen an ihn glauben, die Vergebung aller ihrer Sünden erworben hat. Er hatte sich bis dahin nicht auf Christi Verdienst, sondern auf der Heiligen Fürbitte verlaßen und, als er aus jenem Evangelium sah, daß es Nichts damit sei, so fiel er in Verzweiflung und Tod.

Es war also ein Jahr vor diesem traurigen Ereigniße, als seine Tochter Elisabeth Heinrich dem Eisernen als eheliches Gemal gefolgt war nach Kaßel.

Aus ihrer Ehe entsproßen vier Kinder, nemlich ein Sohn und drei Töchter. Der Sohn Otto, genannt der Schütz, war ein hoffnungsvoller junger Fürst. Er war schön, kräftig und tapfer, wie sein Vater, starb aber leider noch vor demselben, im blühendsten Mannesalter. Von seinen merkwürdigen Jugendschicksalen werde ich euch bald zu erzählen haben.

Die älteste Tochter Elisabeth wurde 1339 mit dem Herzoge Ernst von Braunschweig, vermält, der zu Göttingen wohnte, und war die Mutter des Herzogs Otto von Braunschweig, mit dem Beinamen des „Quaden," d. h. des Bösen, welcher gleichfalls noch in unserer Geschichte vorkommen wird.

Die zweite, Adelheid war so berühmt wegen ihrer großen Schönheit, daß König Kasimir III. von Polen, den die Geschichtschreiber den Großen nennen, eine Gesandtschaft nach Marburg schickte, um sie zur Gemalin zu begehren. König Kasimir war allerdings ein großer König,

der sowol sein Land nach außen hin vergrößerte und zu bedeutender Macht erhob, als auch im Innern desselben durch den Schutz, welchen er dem Bauernstande und der Landwirthschaft angedeihen ließ, den ehrenvollen Beinamen des Bauernkönigs verdiente. Leider aber war er nicht Herr seiner eignen Lüste. Er kränkte seine Gemalin, die schöne Adelheid durch den Umgang mit andern Weibern. Namentlich war es eine schöne Jüdin, Esther geheißen, die er zu seinem Kebsweibe machte. Ihr zu Liebe soll er die Niederlaßung der Juden in seinem Königreiche begünstigt haben, die seitdem ein Krebsschaden geblieben sind an dem polnischen Volke bis auf den heutigen Tag. Durch diese schnöde Behandlung gereizt, machte Adelheid dem Könige so bittere Vorwürfe, daß er sie nun hinwiederum in strenge Haft nahm und aufs härteste behandelte. Eine Folge davon war, daß die Königin Adelheid sich ihrer Gefangenschaft durch die Flucht entzog und zu ihrem Vater nach Kaßel zurückkehrte, wo sie auch starb.

Die jüngste Tochter Heinrichs des Eisernen war Jutha. Die nahm den Schleier und starb als Klosterjungfrau zu Heyda in Sachsen.

So glücklich nun der Ehestand des Landgrafen Heinrichs II. anfing und so sehr dieses häusliche Glück durch vier schöne blühende Kinder gesichert schien, so entsprach doch leider dem Anfange das Ende nicht.

Der böse Geist des Mißtrauens und der Uneinigkeit kehrte bei ihnen ein.

Welches die erste Veranlassung dazu war, ist nicht genau bekannt. Man sagt, der Bruder des Landgrafen

Heinrich, Junker Ludwig sei die Ursache gewesen. Dieser Ludwig war einst, wie ihr bereits wißt, mit seinem ältern Bruder nach der Wartburg geritten, um mit demselben zugleich um die schöne Elisabeth zu freien, war aber von dieser verschmäht worden. Deßhalb soll er ihr nun gram geworden sein und eine Ursache gesucht haben, sich an ihr zu rächen. Er habe nun seinem Bruder den Verdacht der Untreue gegen seine Gemalin beizubringen gesucht, und noch durch einen jungen Edelknaben des Fürsten, mit Namen von Dalwigk diesen Verdacht zum völligen Mißtrauen gesteigert. Andere sagen, Landgraf Heinrich habe selbst seiner Gemalin die eheliche Treue nicht gehalten und darüber sei es zum Zwiespalt gekommen zwischen den fürstlichen Ehegatten. Kurz, bei einem Wortwechsel mit seiner frommen Gemalin Elisabeth verhieß sich einst Landgraf Heinrich der Eiserne, in heftigem Zorne, bei der heiligen Frau St. Elisabeth, seine Gemalin dürfe ihm nimmermehr nahe kommen. Von da an vernachläßigte er die unschuldige Frau und setzte sie auf alle Weise zurück. Sie aber fühlte sich tief gekränkt durch das Unrecht, welches ihr Eheherr an ihr that. Doch trug sie still und geduldig das schwere Loos, das ihr gefallen war und vernachläßigte keine Gelegenheit, seine frühere Liebe wieder zu gewinnen. Zwar erkannte der Fürst zuletzt ihre Unschuld. Allein er vermochte es nicht über seinen eisernen Sinn, sich wieder mit ihr zu versöhnen. Er meinte, eines Fürsten Wort müße wahr sein, wie das Evangelium. So schmückte sich einst, sein Herz wieder zu gewinnen, die Fürstin mit ihrem besten Schmucke und nahte sich ihm mit

freundlicher Miene. Er aber sprach: „Elisabeth, du bist warlich ein schönes Weib, aber mein fürstliches Wort muß ich halten und darum kommst du mir nimmer zu nahe!“

Da wollte sie denn auch nicht länger in dem Lande bleiben, deßen Fürstin sie doch nur dem Namen nach war und entschloß sich zur Flucht. Unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach einer, vor der Neustadt zu Kaßel gelegenen Kapelle, entfernte sie sich mit ihren Jungfrauen von Kaßel und entwich zu ihrem Bruder, dem Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Thüringen nach Gotha. Es war dieß im Jahre 1340. Ihre letzte Lebensjahre brachte sie in Eisenach zu, wo sie ihre Tage in einem Hause zwischen der St. Georgenkirche und dem Franziskanerkloster beschloß.

Fünf und zwanzig Jahre nach ihrer Flucht aus Heßen ist sie daselbst gestorben.

Nach ihrer Flucht hatte zwar den Landgrafen Heinrich die Reue ergriffen. Er sandte nach Thüringen und bat seinen Schwager, ihm seine Gemalin wieder zurückzugeben, und als dieser es verweigerte, so verklagte er ihn sogar beim Kaiser. Allein der Thüringer Landgraf wußte sich zu rechtfertigen und Elisabeth blieb, wie gesagt, getrennt von ihrem Gemale bis an ihren Tod.

Merke, lieber Leser: wo einmal der Samen des Mißtrauens vorhanden ist und nicht bald durch die Liebe wieder entwurzelt wird, die da ist das Band der Vollkommenheit, da kann das menschliche Glück nimmer gedeihen, und am wenigsten in der heiligen Ordnung des Ehestandes!

2. Wie Landgraf Ludwig, der Junker von Grebenstein genannt, zur heiligen Ehe schritt und dem Lande Heßen einen Erben gab.

Kom vns zu Hülffe in der not,
Vnd tröste vns du trewer Gott,
Vnd laß leuchten das Angesicht dein,
So genesen wir all insgemein.
Hans Sachs.

Ihr habt nun schon Mancherlei gehört von dem Bruder des Landgrafen Heinrich des Eisernen, dem Landgrafen Ludwig, der gewöhnlich auf dem Schloße Grebenstein wohnte und, da er den Ritterschlag nicht empfangen hatte, der Junker von Grebenstein genannt wurde. Nachdem ihn seine nachmalige Schwägerin, die schöne Elisabeth von Thüringen verschmäht und seinen ältern Bruder gewählt hatte, da hatte er, wie es ihr Vater gewünscht und die Brüder mit einander verabredet hatten, auf jeglichen Antheil an der Regierung des Landes verzichten und sich mit seinem Leibgedinge auf Nordeck, Grebenstein und Allendorf an der Lumbda begnügen müßen, welche er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Hermann besaß.

Das verdroß den jungen, lebensmuthigen Fürsten, und er suchte nun seinem Unwillen auf allerlei Weise Luft zu machen.

Wie er die Ursache gewesen sein soll an dem Unfrieden in der Ehe seines Bruders, habt ihr eben gehört. Aber auch mit dem Landgrafen Heinrich selbst lebte er in allerlei Uneinigkeit und bitterm Streit. Fortwährend klagte er

darüber, daß ihm von dem Landgrafen, seinem Bruder, das vorbehaltene Leibgedinge nicht richtig ausgezahlt werde, was denn aber theilweise eine Folge gewesen sein mag von dem mancherlei Unglimpf und Verdruß, welchen er demselben machte. Ja, es kam selbst zu Krieg und Blutvergießen zwischen beiden Brüdern.

Im Uebrigen führte er ein wildes, wüstes Leben. Weil er zu Hause wenig Freude und Zeitvertreib fand, so ritt er desto häufiger hinaus an fremde Höfe, war bei allen Turnieren und Tänzen und that sich überall durch seinen Uebermuth und seine Ausgelaßenheit hervor.

Da begab es sich, daß er einst auf einem Turnier zu Köln eine junge Gräfin von Sponheim sah, und eine tiefe Zuneigung zu ihr faßte. Obwol er sich einst verbindlich gemacht hatte, ehelos zu bleiben, und seine Einkünfte viel zu gering waren, um mit Weib und Kind seinem hohen Stande gemäß leben zu können, so überwand die Liebe doch alle seine Bedenklichkeiten. Er entschloß sich zur Ehe, führte die schöne Elisa von Sponheim zum Altare und dann nach Heßen auf sein Schloß Grebenstein.

Als Landgraf Heinrich dieses Alles erfuhr, da gerieth er in heftigen Zorn und machte seinem Bruder die bittersten Vorwürfe, daß er sein Wort gebrochen und gegen ihre Abrede gehandelt habe. Ludwig aber antwortete ihm: „er wolle ohne Frau nicht sein und es wäre ihm viel beßer, er habe ein fromm Eheweib, denn eine Buhlerin ohne Kinder. Er verhoffe zu Gott, seine Kinder sollten noch dem Lande zum Nutzen heranwachsen.

Es ist merkwürdig, daß diese Worte Ludwigs nach

langen Jahren, nachdem er selbst längst entschlafen war, aber noch zu Lebzeiten Heinrichs II., in Erfüllung gingen. Ohne diese Heirath Ludwigs wäre der heßische Fürstenstamm mit Heinrich dem Eisernen ausgestorben.

Auch führte Landgraf Ludwig von da an ein gesittetes, ruhiges Leben, ward ein treuer Ehegatte und ein sorgsamer, zärtlicher Vater seiner Kinder und hat so sein wildes und wüstes Jugendleben wieder gut gemacht.

Zwei Söhne Otto und Hermann und eine Tochter Agnes schenkte ihm seine Gemalin. Da Landgraf Ludwig keine Aussicht hatte, seinen Söhnen Land und Leute hinterlaßen zu können, so bestimmte er Beide zum geistlichen Stande. Den älteren, Otto, nahm sein Pathe, und Oheim, der Erzbischof Otto von Magdeburg zu sich und dort ist er in früher Jugend, man sagt, an Gift gestorben. Der jüngere aber, Hermann, ward auf die Universität nach Prag in Böhmen geschickt, dort als ein wolgelehrter Herr in Gegenwart Kaiser Karls IV. zum Magister der freien Künste ernannt und dann durch die Fürsorge seines Oheims, des Erzbischofs von Magdeburg daselbst zum Domherrn befördert. Wie er von dort späterhin von Heinrich dem Eisernen zum Mitregenten und Nachfolger in Heßen berufen wurde, und der zweite Stammvater des Heßischen Fürstenhauses geworden ist, davon werde ich euch nachher erzählen.

Die Tochter des Landgrafen Ludwig, Agnes, nahm den Schleier und ward Klosterjungfrau im Katharinenkloster zn Eisenach, welches einst der Vater Ludwigs des Heiligen, Landgraf Hermann I. von Thüringen (1214)

erbaut hatte. Hier wurde sie später Aebtissin und ist als solche 1393 daselbst gestorben.

Landgraf, oder Junker Ludwig selbst starb übrigens frühe. Doch kennt man sein Todesjahr nicht genau. Um's Jahr 1345 scheint er das Ende seiner irdischen Laufbahn gefunden zu haben, so daß er also seines häuslichen Glückes nicht lange froh werden konnte.

---

3. Wie Landgraf Heinrichs II. Sohn, Otto, genannt der Schütz, auf eine merkwürdige Weise eine Gräfin von Cleve zur Ehe nahm.

Fröhlich und wolgemuth,
Wandert das junge Blut,
Auf und ab durch die Welt,
Von dem Rhein bis zum Belt.
Volkslied.

Landgraf Heinrich der Eiserne hatte, wie bereits erwähnt, in seiner Ehe mit Elisabeth von Thüringen einen Sohn Otto. Auch von einem Sohne Heinrich erzählt die Sage. In der folgenden Geschichte von Otto dem Schützen wird er genannt und es wird weiter von ihm erzählt, derselbe sei im Jahre 1349 am schwarzen Tode verstorben. Aber die Nachrichten von ihm lauten so widersprechend und fabelhaft, daß man zu dem Glauben versucht wird, Heinrich der Eiserne habe überhaupt nur einen Sohn, nemlich den Prinzen Otto gehabt. Von diesem Otto aber wird folgende Geschichte erzählt:

Der Vater habe die Absicht gehabt, seinem Sohne Heinrich, dereinst die Regierung des Landes zu übergeben und deßhalb den Prinzen Otto zum geistlichen Stande bestimmt. Deßhalb habe er den Plan gefaßt, denselben auf die Hochschule nach Paris zu senden, um dort die gelehrten Studien zu betreiben. Dieser aber, ein lebenslustiger junger Herr, habe dazu keinen Beruf in sich gefühlt, sich deßhalb unterwegs heimlich von seinem Gefolge entfernt und an den Hof des Grafen von Cleve am Niederrheine begeben. Dort sei er, ohne seinen Namen und Stand zu verrathen, als Schütze in die Dienste des Grafen getreten, habe sich den Namen „Otto Schütz“ beigelegt und sei so sieben Jahre dort geblieben, ohne daß seine Eltern gewußt, ob er noch am Leben sei und wo er sich aufhalte.

Da nun, so wird weiter erzählt, dieser Otto Schütz ein schöner, stattlicher Jüngling war und wol geübt in allen rittermäßigen Uebungen und Künsten, so kam er gar hoch in die Gunst des Grafen, der ihn auch bald zu seinem Schützenhauptmanne ernannte, ihm vier Pferde gab und ihn gar sehr in Ehren hielt. Auch die andern Hofleute und das Hofgesinde hatten ihn lieb wegen seines freundlichen und leutseligen Wesens und waren deßhalb nicht neidisch darum, daß er mit dem Vertrauen des Herrn beehrt und von ihm viel gebraucht wurde zu wichtigen Diensten.

Vor Allem aber hatte ihm die Tochter des Grafen von Cleve, Elisabeth geheißen, ihre Gunst zugewendet. Doch verbarg sie ihre Liebe zu dem schönen Fremdlinge und offenbarte die Zuneigung keinem Menschen, am wenigsten ihm selber.

Da begab es sich, daß ein Edelmann aus Heßen, Heinrich von Homberg geheißen, wie es zu der Zeit öfter geschah, eine Wallfahrt unternahm zu den Reliquien und Heiligthümern nach Aachen. Der kam denn auch nach der Stadt Cleve, wo er in seiner Jugend dem Grafen einst als Edelknabe gedienet, wollte seinen alten Herrn wieder einmal sehen und ging hin an den Hof. Da begegnete ihm in dem Schloßhofe Otto der Schütz. Alsbald erkannte Heinrich von Homberg in ihm, an seiner großen schönen Gestalt den Sohn seines Fürsten, den man seit Jahren in Heßen verloren geachtet. Tief verbeugte sich der Edelmann vor Otto dem Schützen, wie es sich vor einem Sohne des Landgrafen von Heßen geziemte, und redete ihn an mit den Worten: „gnädiger Herr.“ Darauf erzählte er ihm, wie es seither in seinem Vaterlande gegangen, wie unterdeßen sein Bruder gestorben sei und wie sein Vater und das ganze Land nicht anders wißen, als er sei todt, weil man so lange Jahre her Nichts mehr von ihm gehört. Noch kündigte er dem Schützen an, wie er nun der Nächste zum Fürstenthume sei und wie groß die Freude seines Vaters sein werde, wenn er nun die Kunde vernehme, sein todtgeglaubter Sohn sei noch am Leben.

Als Otto der Schütz sich so plötzlich erkannt sah, da erschrack er und verbot dem Edelmann, hier irgend Jemand seinen Stand und seine Herkunft zu verrathen, weil er hier unter einem falschen Namen sich aufhalte. Doch war er froh, wieder Nachrichten aus der Heimath und von den Seinen empfangen zu haben und schied freundlich von dem Landsmann, der ihm so unverhofft begegnet war.

Während dieſer Unterredung des Landgrafen Otto mit Heinrich von Homberg ſtand aber der alte Graf von Cleve oben am Fenſter und ſchaute verwundert zu, wie ein fremder Edelmann ſeinem Schützenhauptmann fürſtliche Ehren erwies. Und wie er dann an die unbekannte Herkunft ſeines Schützen und an deßen edle Manieren gedachte, da ward er auf allerlei Vermuthungen gebracht, über welche er ſich Gewißheit zu verſchaffen wünſchte.

Er ließ deßhalb den fremden Edelmann zu ſich rufen und da er in ihm bald ſeinen früheren Edelknaben erkannte, ſo fragte er ihn darüber aus, warum er denn ſeinem Schützenhauptmanne ſolche Ehrenbezeugungen erwieſen, wie ſie nur einem Fürſten zukämen und was er überhaupt von demſelben wiße. Der Herr von Homberg wollte anfänglich nicht mit der Sprache heraus, weil ſein junger Herr ihm das verboten hatte. Endlich aber, als der Graf von Cleve immer ſtärker in ihn drang, bekannte er die Wahrheit, daß Otto der Schütz ein geborner Landgraf von Heßen und nunmehr der Nächſte zur Regierung des Landes ſei. Da erſtaunte der Graf, daß er den Sohn eines ſo angeſehenen Fürſten ſo lange gehalten, wie einen Knecht und beſchloß ihm das reichlich zu vergelten. Und ſo ward er denn eins mit ſeiner Hausfrau, welcher die Tochter erſt kürzlich ihre Liebe zum ſchönen Schützen bekannt, die ſie ſeit ſo lange im Verborgenen zu demſelben getragen, dieſem das Liebſte, was er auf Erden habe, nemlich ſeine eigne Tochter zu geben. Doch hielt der Graf ſeine Abſicht vorerſt noch vor aller Welt, auch vor Otto dem Schützen geheim.

Des andern Tages aber verſammelte der Graf ſeine

Edelleute, Räthe und Diener in dem großen Sale seines Schloßes. Auch Otto der Schütz stand darunter, nicht wie ein Edler mit langen Locken, sondern mit kurz verschnittenen Haaren als ein Knecht. Da begann der Graf: „Liebe Getreue, ich habe euch hier versammelt, um euch anzuzeigen, daß ich Willens bin, meine Tochter zu vermälen und da ihr auch werdet wissen wollen, mit wem? so zeige ich euch hier Otto den Schütz, meinen Diener. Der hat mir so lange und so treu gedienet, daß ich ihm nicht beßer zu lohnen weiß, als daß ich ihm meine Tochter zum Weibe gebe. Da wurden die Herren betreten, daß der Graf seine Tochter einem Unedlen geben wolle und murrten unter einander. Otto der Schütz aber sagte: „Wenn ich mit meinem langen und treuen Dienst keinen bessern Lohn verdient habe, als mich für einen Narren zu halten, so ist mir übel gelohnet.“ Aber der Graf achtete auf das Alles nicht, sondern nahm seine Tochter an der einen und den Schützen an der andern Hand und gab sie zur Verlobung zusammen.

Des andern Tages aber versammelte der Graf seine Mannschaft von neuem und begann abermals: „Liebe Getreue, ich habe gestern eure Zweifel und euren Unwillen gesehen, weil ihr meinet, ich hätte meine Tochter einem Unedlen gegeben. Allein dem ist nicht also. Der, den wir bisher Otto Schütz genannt, ist nicht, was er scheint. Er ist von Geburt und Adel, so gut und beßer als wir. Er stammt aus königlichem Geschlechte, und ist im sechsten Gliede ein Nachkomme der heiligen Elisabeth, ein Abkömmling der Herzoge von Brabant, ein Landgraf zu Heßen und der Erbe seines Landes.“ Auch eröffnete

er ihnen, wie es gekommen, daß er sei sein Diener geworden und wie er selbst die Wahrheit durch Heinrich von Homberg erfahren.

Da verbreitete sich, anstatt der bisherigen Unzufriedenheit allgemeine Freude darum, daß die Tochter des Grafen einen so edeln Gemal gefunden. Alle Anwesenden wünschten ihrem Herrn und dem Brautpaare Glück und dankten Gott für seine Gnade.

Darauf hielt der Graf von Cleve einen großen Hof, der Hochzeit zu Ehren, mit Gastmal, Turnier und Tanz. Prinz Otto von Heßen aber zog mit Elisabeth von Cleve wieder heim nach seinem Vaterlande und ward dort von seinem alten, hocherfreuten Vater und von dem ganzen Lande mit Jubel empfangen.

So erzählt die Sage, wie sie manche alte Erzähler haben niedergeschrieben. Sie lautet, wie du siehst, auf's Haar, wie ein Roman und eine erdichtete Liebesgeschichte. Und das ist sie auch, lieber Leser. Doch nur zum Theil. Wahr ist es nemlich, daß Landgraf Otto ein schöner, kraftvoller und stattlicher Fürst gewesen, wie sein Vater; ferner, daß seine Gemalin Elisabeth eine Tochter des Grafen von Cleve war und daß er sie heimführte aus ihrem Lande zu seinem Vater nach Kaßel. Auch zeigt man noch heute seine elfenbeinerne Armbrust, mit einer Schlangenhaut überzogen, welche zu spannen eine ungewöhnliche Kraft erfordert haben muß. Auch mag es wol sein, daß er sich heimlich von Hause entfernte und am Clevischen Hofe sich eine Zeit lang unter fremdem Namen aufgehalten hat. Vielleicht trieb ihn die Uneinigkeit zwischen Vater und

Mutter aus der Heimath in die Fremde hinaus. An den Hof zu Cleve zu gehen, dieß mag ihm wol nahe gelegen haben, denn das Heßiſche Fürſtenhaus war mit dem Grafen von Cleve verwandt, durch Mechtilde von Cleve, der zweiten Gemalin Heinrichs des Kindes. Kurz, Otto, genannt der Schütz hielt ſeinen Einzug mit ſeiner Gemalin Eliſabeth von Cleve bei ſeinem Vater zu Kaßel im Jahre 1339, da er etwa achtzehn Jahre alt geweſen ſein mag. Hiernach aber kann es nicht wol ſein, daß er ſieben Jahre lang am Hofe des Grafen von Cleve als Schütze gedient hat. Doch iſt es, wie geſagt, immerhin möglich, daß er in Cleve Anfangs ſeinen Stand nicht genannt und dort als Schütze gedient hat, um alſo unerkannt die Liebe der jungen Gräfin von Cleve zu gewinnen. Dichtung aber iſt es, daß er zum geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen, weil ſein älterer Bruder Heinrich zur Regierung beſtimmt geweſen. Denn von dieſem Bruder Heinrich weiß man ſo wenig, daß es ſogar ſehr ungewiß iſt, ob Heinrich der Eiſerne überhaupt, außer dem Landgrafen Otto, noch einen Sohn gehabt hat.

Landgraf Heinrich der Eiſerne aber wies nun ſeinem Sohne Otto und deßen Gemalin das Schloß zu Spangenberg zum Wohnſitze an, welches er wenige Jahre vorher den Herren von Treffurt abgenommen hatte. Und dort hielt denn auch das junge fürſtliche Ehepaar ſeinen Hof bis zum unverhofften Tode Otto des Schützen. Dann zog deßen Wittwe Eliſabeth von Cleve nach Frankenberg, welches ihr als Wittwenſitz war angewieſen worden, und dort iſt ſie auch geſtorben.

4. Wie Landgraf Otto, der Schütz, zu Spangenberg wohnte, von seinen Thaten und von seinem unverhofften Tode.

Ich leb und weiß nit, wie lang.
ich stirb und weiß nit, wann,
ich far und weiß nit, wohin,
mich wundert, daß ich frölich bin.
Meister Martin von Biberach

Als Otto der Schütz seine junge Gemalin aus Cleve nach Marburg gebracht hatte, da sagte der alte Landgraf Heinrich, sein Vater, es wäre beßer, „daß ein Vater zehn Söhne ernährte, dann zehn Söhne einen Vater" und wies ihm Stadt und Schloß Spangenberg zu seinem Wohnsitze an. Heinrich der Eiserne wollte wol damit nichts Anderes sagen, als daß es nicht gut sei, wenn ein Vater seinen Söhnen seine Besitzthümer bei seinen Lebzeiten übergäbe und sich zu frühe in Ruhe setzte. Und darin hatte er Recht.

Doch gab er deßen ungeachtet seinem Sohne Antheil an der Regierung, wie es damals gewöhnlich war, und Otto der Schütz erscheint von der Zeit seiner Zurückkunft nach Heßen an bis zu seinem Tode als seines Vaters Mitregent.

Und Landgraf Heinrich fand an ihm bei jeder Gelegenheit eine kräftige Stütze. Otto war ebenso tapfer im Kriege, als klug im Rathe und hat seinem Vater gar manche Angelegenheit und gar manche Fehde, von denen wir früher geredet haben, glücklich hinausführen helfen, mit

seinem starken Arme, mit seinem tapfern Schwerte, und mit seinem weisen Rathe.

Darum wäre die Zeit, während welcher Otto der Schütz dem alten Landgrafen in der Regierung zur Seite stand, eine für das Heßenland, wie für den Landgrafen glückliche zu nennen, hätten nicht gerade in jenen Jahren die früher erzählten schrecklichen Landplagen, Erdbeben, Pest und dergleichen die Menschen heimgesucht und geängstiget. Um so heilsamer war es für das Land, daß dazumal seine Regierung in so starken, sichern Händen ruhte, wie die Heinrichs des Eisernen und seines Sohnes waren.

Im Ganzen ging es darum in diesen Jahren, namentlich für jene unruhigen und kriegerischen Zeiten, in Heßen friedlich und ruhig her. Mit äußern Feinden hatte man wenig zu thun: mit dem alten Erbfeinde der Heßischen Landgrafen, dem Kurfürsten von Mainz war nach dem Tode Heinrichs von Virneburg, Friede und Freundschaft. Denn Erzbischof Gerlach von Nassau stand mit dem Heßischen Landgrafen im Bunde. Bei Kaiser Karl IV. stand Heinrich der Eiserne in hoher Gnade und Gunst, denn der Landgraf war diesem ein treuer Anhänger und eine Stütze gewesen gegen den ihm ungünstigen Kaiser Ludwig den Baier.

Die Friedensstörer und Raubritter aber im Innern des Landes hatten längst schon den starken Arm des eisernen Heinrich empfunden und fürchteten sich nicht weniger vor seinem, nicht minder starken und muthigen Sohne Otto.

Daher kam es denn auch, daß Landgraf Heinrich in

diesen Jahren seine Lande nicht nur durch friedliche und kriegerische Mittel so bedeutend vermehren, sondern auch, was noch viel mehr werth war, auch für das Glück und die Zufriedenheit seiner Unterthanen sorgen konnte durch den Schutz guter und weiser Gesetze.

Otto der Schütz aber lebte zu Spangenberg mit seiner lieben Elisabeth in glücklicher, einträchtiger Ehe. Während er, in Gemeinschaft mit seinem Vater, des Landes Angelegenheiten besorgte und bald im Kriege, bald im Frieden seine Geschäfte versah, waltete seine Elisabeth als treue, sorgsame Hausfrau im Schloße. Sie hat sich der Unterthanen in jeder Art so treulich angenommen, daß ihr Andenken noch lange, lange im Städtlein Spangenberg wurde hoch in Ehren gehalten. Die Spangenberger wußten noch nach länger, als hundert Jahren ein beßeres Bier zu bereiten, als die andern Städter und ihre Hausfrauen verstanden eine besondere Weise, die Hirschziemer, die damals häufiger auf die Tische der Bürgersleute kamen, als heutzutage, so zu behandeln, daß sie sich lange hielten. Das Alles und noch manches Andere hatten sie einst von der Gemalin Otto's des Schützen gelernt. Ihr Andenken hat sich darum noch Jahrhunderte nach ihrem Tode im Munde des Volkes erhalten. Die Jungen hörten von Eltern und Ureltern her von der freundlichen und gütigen Landgräfin, der Hausfrau des berühmten Otto des Schützen erzählen, und erzählten's später wieder ihren Kindern und Enkeln.

So lebte Otto der Schütz mit seiner Gemalin, wie mit seinem alten Vater in beständiger Liebe und Eintracht.

Nur Eins fehlte ihm im Eheſtande zu ſeinem Glücke: er hatte keine Kinder.

Einmal jedoch erfuhr Otto auch den Tadel ſeines alten, erfahrenen Vaters wegen eines Streites, welchen er ohne ſeinen Rath angefangen hatte. — Doch erſcheint er in demſelben als ein ſo kühner, furchtloſer Degen, daß ich den Hergang hier kurz erzählen will.

Ein Abt von Fulda, — die Aebte von Fulda waren im Mittelalter reiche, unabhängige und mächtige Kirchenfürſten, — ein habgieriger, ehrgeiziger Mann, der ſelbſt die Räubereien ſeiner Ritter gerne geſchehen ließ, hatte ſich vielfach dem Landgrafen Otto ungünſtig erwieſen. Seine Leute beunruhigten, beraubten und plünderten ungeſtraft die Heßiſchen Orte und ihre Bewohner und der Abt erwies ſich in jeder Beziehung als ein unruhiger, böſer Nachbar. Zuletzt erbaute er noch eine Feſte, Hauſen genannt, dicht an der Heßiſchen Grenze, um deſto ungeſtörter ſeine Feindſchaft gegen Heßen fortſetzen zu können. Da verband ſich Otto der Schütz mit ſeinem mütterlichen Oheim, Friedrich dem Ernſthaften, Landgrafen von Thüringen, dem es der Abt ebenſo machte und fiel plötzlich mit zwölfhundert Reitern und Bogenſchützen ins Fuldiſche ein, zerſtörte die neu erbaute Feſte Hauſen, erſtieg in dunkler Nacht die Fuldiſche Stadt Hünfeld mit Sturmleitern und nahm ſie weg. Es geſchah dieß ums Jahr 1356.

Dieſes raſche Verfahren ſeines Sohnes tadelte der alte Landgraf, deßen früherhin ſo heißes Blut durch die Jahre kälter geworden war. Er ließ Otto den Schützen mit den Worten warnen: „Die Heiligen wüßten ihr Wachs

schon wieder zu holen," d. h. die beleidigten Kirchenfürsten verstünden sich zu rächen und widerfahrenen Schaden wieder zu ihrem Nutzen zu wenden. Wirklich verklagte der Abt den jungen Landgrafen Otto bei Kaiser Karl IV. wegen Gewaltthat und der Kaiser erließ deßhalb ernste Abmahnungsschreiben an Heinrich den Eisernen, worin er die Unternehmung Otto's gegen Fulda geradezu verbot.

Allein Otto der Schütz hatte das Recht auf seiner Seite. Darum fragte er hiernach nicht viel. Vielmehr setzte er mit seiner Mannschaft bei Rockenstuhl über den Werrastrom und vereinigte sich mit dem Landgrafen von Thüringen. Beide eroberten nun ein Fuldisches Ort nach dem andern, bis endlich der Abt für gerathener fand, um Frieden zu bitten, welcher denn auch, durch Vermittlung des Abtes von Hersfeld und des alten Landgrafen Heinrich, im Jahre 1362 zu Berka zu Stande kam. Der Abt von Fuld gelobte inskünftige sich zu beßern und die Straßen nach Heßen und Thüringen rein zu halten von Räubern und Plünderern.

Weil denn nun Otto der Schütz auf solche Weise sich allenthalben durch seinen Muth und seine Tapferkeit bei Freund und Feind in Achtung zu versetzen wußte, so konnte es nicht fehlen, daß seine Macht von Tag zu Tage zunahm und wuchs. Sein Vater selbst räumte ihm, gegen Darleihung einer Summe Geldes die Schlößer Rotenburg und Friedewald als Unterpfand ein. Von den Herrn von Völkershausen erkaufte er fünf Dörfer im Amte Wanfried u. s. w. Selbst Kaiser Karl IV. erwies sich dem

jungen, tapfern Fürsten gnädig und setzte ihn zum kaiserlichen Schirmherrn über die freie Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen ein.

Wahrscheinlich wäre das Heßenland unter seiner Regierung einer glücklichen Zukunft entgegengegangen. Allein Gott der Herr hatte es anders mit dem jungen Landgrafen beschloßen.

Noch im Monate Oktober des Jahres 1366 besuchte Otto der Schütz mit seinem alten Vater den Reichstag zu Frankfurt. Zwei Monate darauf, als er mit dem Erzbischof Gerlach von Mainz auf seinem Schloße zu Spangenberg eine Tagsatzung hielt, entfernte er sich, der sich seit einigen Tagen etwas unwol gefühlt hatte, aus dem Zimmer, um ein Bedürfniß zu befriedigen, als er plötzlich todt niederstürzte. Viele behaupten, er sei in Folge eines ihm beigebrachten Giftes gestorben. Da sich jedoch hierfür weiter keine Gründe angeben laßen, so war's vielleicht ein Schlagfluß, der dem Leben dieses hoffnungsvollen Fürsten ein schnelles Ende machte. Es war dieß am 9. Dec. 1366.

Seine Gemalin, Elisabeth von Cleve, bezog nun ihren Wittwensitz auf dem Schloße zu Frankenberg, wo sie im Jahre 1382 gestorben ist, also ihren treuen Otto noch sechszehn Jahre überlebt hat.

Auf dem Museum zu Kaßel zeigt man noch seine Armbrust, die ihm den Beinamen des Schützen verschafft hat und sein Trinkgefäß, welches er allezeit bei seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, bei sich zu führen pflegte; auf dem Schloße zu Spangenberg aber einen Brautkasten, ringsum mit dem Heßischen und dem Cleviſchen Wappen

geziert. Auch ein ungewöhnlich großer, fünf Ellen hoher Burbaum, der am Eingange im Zwinger des Schloßes zu Spangenberg stand, pflanzte die Erinnerung an den Landgrafen Otto noch lange fort. Als nemlich Otto der Schütz im Jahre 1353 zu Cleve war, um seinen Schwager, den letzten Grafen von Cleve zu besuchen, steckte er dort einen Burbaumzweig auf den Hut, brachte ihn nach Spangenberg mit und steckte ihn dort in die Erde, wo er bis zu dieser Stärke erwuchs. Der Stamm wurde so dick, daß ein späterer Landgraf Büchsenschafte und Kästchen daraus drehte.

---

5. Wie Herzog Otto von Braunschweig mit seinem unnützen Maule sich um das Heßenland brachte und Landgraf Hermann Mitregent ward.

Eine Glocke am Klang,
einen Vogel am Gesang,
einen Mann am Gang,
einen Thoren an den Worten
kennt man an allen Orten.
Philander von Sittewalt.

Niemand war wol durch den unerwarteten Tod Otto des Schützen härter betroffen, als sein Vater Heinrich der Eiserne. Derselbe stand bereits in hohen Jahren und sein eiserner Arm war schwächer geworden. Zwar hatte er die Waffen noch nicht ganz in die Rüstkammer gelegt. Noch im Todesjahre seines Sohnes Otto, kurz vorher oder kurz nachher, machte er noch einmal sehr ernstlichen

Gebrauch davon. Ein Graf Johann von Naßau hatte bei Kirchberg an der Lahn, gerade der Feste Staufenberg gegenüber, ihm zum Trotze, ein festes Schloß erbaut und bedrohte damit die Heßische Grenze. Das verdroß den alten Herrn, der nicht gewohnt war, sich Unbilliges gefallen zu laßen. Darum zog er mit reisiger Mannschaft vor die Kirburg, so war das Nassauische Schloß geheißen, und erstürmte sie. Die Besatzung machte er zu Kriegsgefangenen, das Schloß aber ließ er von Grund aus zerstören. Vor wenigen Jahren, als man bei der Anlegung der Eisenbahn den Lahnstrom bei Kirchberg gerade legte, hat man noch Spuren dieser alten Feste gefunden.

Im Uebrigen aber sehnte sich der alte Held nach Ruhe und ich habe euch nur Wenig mehr von seinen Kriegsthaten zu berichten.

Um so erschütternder mußte die Nachricht von dem plötzlichen und unerwarteten Tode seines einzigen, so hoffnungsvollen Sohnes, des Erben des Landes und seine Stütze im Alter, auf ihn wirken. Menschlichem Ansehen nach mußte nun der glorreiche Stamm der Heßischen Fürsten aus dem Blute der heiligen Elisabeth erlöschen und das Land wieder in dieselbe Lage kommen, worin es zur Zeit des Aussterbens der alten Landgrafen von Thüringen war, wo man nicht wußte, wer der rechte Erbe des Heßenlandes wäre und deßhalb habgierige Nachbarn von allen Seiten die Hände darnach ausstreckten, es zu zerreißen und sich darein zu theilen.

Außer dem alten Landgrafen lebten zwar noch zwei seiner Brüder: Hermann, der Junker von Nordeck

genannt und Otto, Erzbischof von Magdeburg. Allein Beide waren gleichfalls wol betagt und unverehlicht, wie sich das ja bei dem letztern ohnehin von selbst verstand.

Außer diesen war denn jetzt nur noch von der Heßischen Fürstenfamilie übrig der Sohn Ludwigs des Junkers von Grebenstein, Hermann geheißen.

Von Ludwigs Vermälung mit der schönen Gräfin Elisa von Spanheim habe ich euch vorhin erzählt und wie er nach einer wilden Jugend ein sittsamer, treuer Ehegatte wurde.

Im Norden der Provinz Niederheßen, etwa drei Stunden von Kaßel entfernt, und von dem Flüßchen Esse durchströmt, liegt das Städchen Grebenstein. Ueber der Stadt, auf einer ziemlich hohen Anhöhe, findet sich noch das alte Gemäuer der ehemaligen festen Burg gleichen Namens. Wichtig durch ihre Lage als Grenzfeste gegen die nahen Besitzungen des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Paderborn hatte sie einst Landgraf Heinrich das Kind im Jahre 1297 von ihrem damaligen Besitzer, dem Grafen von Eberstein erkauft. Er und seine Nachfolger vergrößerten und befestigten die Stadt mit ihrer Burg, welche damals eine wichtige Besitzung waren.

Diese Stadt Grebenstein hatte der Bruder Heinrichs des Eisernen, der Junker Ludwig als Leibgedinge erhalten. Hierher hatte er seine Gemalin geführt und hier erblickte sein Sohn Hermann das Licht der Welt im Jahre 1340. Dies Kind war nach Gottes Rath dazu bestimmt, das Heßische Fürstenhaus vom Untergange zu erretten.

Der junge Hermann war zur Zeit, als Otto der

Schütz so plötzlich starb, zu Magdeburg bei seinem Oheime, dem Erzbischofe Otto, der ihn bereits zu einem Domherrn gemacht hatte. Der wäre nun wol der nächste Erbe zum Lande gewesen. Allein sein Vater hatte sich einst gegen den Willen Heinrichs des Eisernen vermält und überhaupt in mancherlei Streitigkeiten mit diesem seinem Bruder gelebt. Darum war der alte Landgraf wol auch dem jungen Hermann früher nicht günstig und da derselbe ohnehin Geistlicher war und als solcher nicht in die Ehe treten durfte, so hatte er noch bei Lebzeiten seines Sohnes, Otto des Schützen daran gedacht, weil dieser keine Kinder hatte, das Land dem Sohne seiner Tochter Elisabeth, dem jungen Herzoge Otto von Braunschweig, zubenannt der Quade, das heißt der Böse, zuzuwenden, welcher ohnedieß noch Ansprüche an die Morgengabe seiner Mutter zu machen hatte. Der alte Landgraf hatte darum schon früher diesen seinen Enkel zu sich kommen lassen nach Kaßel an seinen Hof und vielleicht wäre der Plan durch das große Ansehen, in welchem Heinrich der Eiserne stand, auch gelungen, hätte der junge Fürst nicht durch seine eigne Unbesonnenheit die Gunst seines Großvaters verscherzt.

Denn als er einst bei Felsberg auf die Jagd ritt, da schüttelte der junge, übermüthige Fürst sein langes Haar, strich es mit der Hand zurück und sprach zu einem seiner Begleiter, dem Heßischen Ritter Eckart von Rörenfurt: „O wären zwei Augen todt, so wollte ich ein reicher Fürst sein.“ — Er dachte dabei wol an Otto den Schützen, der keine Erben hatte und meinte, wäre dieser nur todt: sein alter Großvater werde dann schon bald nachfolgen.

Darob erzürnte sich aber der Herr von Körenfurt sehr und gab dem Herzoge die trotzige Antwort: „Herr, davor behüte euch der Teufel und Gott behüte uns unsern Herrn. Ich weiß einen nähern Erben zum Lande, denn ihr seid.“ Und zur Stunde ritt der Ritter von dannen nach Kaßel zum alten Landgrafen Heinrich und sprach zu ihm also: „Gnädiger Herr, was habt ihr vor, daß ihr eurem Enkel wollet das Land verschaffen, der sich eures Unglücks freut und spricht: wären zwei Augen todt, so wollt ich ein reicher Fürst sein? Was würde dem Lande dadurch für ein groß Uebel zugerichtet, zumal noch ein rechtmäßiger Erbe und geborner Landgraf von Heßen vorhanden ist, nemlich eures Bruders Ludwig eheleiblicher Sohn, Landgraf Hermann, welcher obendrein auch nicht mit dem leisesten Scheine von Recht und Billigkeit von dem Erbe kann ausgeschloßen werden. Und wollte man gegen ihn einwenden, daß er der Nachfolge unfähig sei, weil er sich in den geistlichen Stand begeben, so vergißt man, daß er zur Zeit die Weihe noch nicht empfangen hat und darum gar wol annoch tüchtig und fähig ist, das weltliche Regiment zu führen. Diesen wollen wir seiner Zeit als getreue Heßen zum Fürsten und Herrn annehmen, mit dem Großsprecher von Braunschweig aber Nichts zu schaffen haben.“

Als der alte Herr vernahm, welche verwegene Rede seiner Tochter Sohn gegen ihn geführt, da wallte sein Zorn gewaltig auf, wie sonst in den Jahren seiner Kraft, gegen seinen Enkel von Braunschweig, und er schwur mit demselben Eide, mit welchem er einst seine unschuldige Gemalin von sich gestoßen, den undankbaren Jüngling das

entgelten zu laßen. „So wahr mir Gott helfe," sprach er, „und die heilige Frau St. Elisabeth, dies Wort soll meinem Enkel das Land zu Heßen schaden."

Und als nun Otto der Schütz so schnell und unerwartet den Tod gefunden, da sandte Landgraf Heinrich, der mit seinem eisernen Willen seinen Schwur noch nie gebrochen, nach Magdeburg und ließ seinen Neffen, den jungen Landgrafen Hermann, nach Kaßel holen und machte ihn zu seinem Sohne und Erben des Landes, es mochte der Herzog von Braunschweig darob zürnen, oder lachen.

Als aber der junge Hermann in das Land kam, da freuten sich die getreuen Heßen, daß sie wieder einen rechten Erben aus dem Blute und Stamme der heiligen Elisabeth zum Herrn hatten und Landgraf Heinrich der Eiserne nahm ihn zu seinem Mitregenten an, ja überließ seinem Neffen bald alle Regierungsgeschäfte und pflegte der Ruhe. Denn er war nun alt geworden und der Kämpfe müde, welche Gott der Herr den Großen und Gewaltigen hier auf Erden aufgegeben hat. Seine eiserne Kraft war allmälig durch sein hohes Alter gebeugt und sein einst so gewaltiger Arm verdorrt. — Darum dachte er nunmehr daran, sich zu jener Ruhe zu bereiten, welche Gott der Herr dort seinem Volke vorbehalten hat.

Der junge Herzog Otto von Braunschweig ward aber von jetzt, ob seiner vereitelten Erbschaft, dem Heßenlande gram, vor Allem aber dem jungen Landgrafen Hermann ein grimmiger und unversöhnlicher Feind und trachtete darnach, wie er diesem die Erbschaft verbittern möge und that ihm Schaden auf jegliche Weise, heimlich

und offenbar, ob er wol seinen Haß noch eine Zeitlang zu verheimlichen wußte. Doch davon ein Mehreres im nächsten Abschnitte.

---

6. Vom Sternerbunde.

Was Gott nicht hält, das geht zu Grund,
wenns gleich auf eisern Mauern stund.
Was aber Gott auch will ernähren,
das kann ja kein Unfall verzehren.
Froschmäusler.

Nach dem plötzlichen Tode des ritterlichen Otto des Schützen ward, wie gesagt, das Land Heßen beinahe in die nemliche Lage versetzt, wie damals, wo nach dem Tode des letzten Landgrafen von Thüringen, Königs Heinrich Raspe rings umher mächtige Grenznachbarn sich erhoben, das Land zu zerreißen.

Selbst der alte Heßische Erbfeind, der Erzbischof von Mainz erhob sich wieder, obgleich der jetzige Churfürst und Erzbischof Gerlach ein alter Bundesgenosse des Landgrafen Heinrichs des Eisernen war. Er gedachte wol, sich die Lehensgüter, welche bereits die alten Landgrafen von Thüringen von Kurmainz zu Lehen getragen hatten und welche seit mehreren Jahrhunderten schon der beständige Zankapfel zwischen Mainz und Thüringen und Heßen waren, bei Zeiten sich zu sichern. Er fiel mit einem Heere in Niederheßen ein und belagerte die von mehreren Festen vertheidigte Stadt Gudensberg. Schon hatte sich ihm die untere Burg ergeben und unfehlbar würde er sich der

Stadt selbst bemächtigt haben, wäre die obere Burg nicht von ihrem tapfern Commandanten Eckbert von Griffte, von welchem ich euch später Genaueres berichten werde, mit dem unerschütterlichsten Muthe vertheidigt worden.

Außer dem Erzbischofe von Mainz trat aber als Hauptfeind der Landgrafen von Heßen der erwähnte Herzog Otto von Braunschweig, der Enkel Heinrichs des Eisernen auf. Er führte den Beinamen „der Quade," d. h. der Böse; die Heßen aber nannten ihn wegen seines unauslöschlichen Haßes gegen ihren Herrn: „den tobenden Hund."

Dieser Herzog Otto befestigte an der Heßischen Grenze an dem Kauffunger Walde das Schloß Sichelstein, um von hier aus Einfälle in das Heßische Gebiet machen zu können. Dann suchte er dem Landgrafen auf alle Weise Feinde zu erregen im Innern seines Landes und außerhalb desselben.

Zu den erstern gehörte namentlich der Graf Gottfried VI. von Ziegenhain, der schon früher mit Otto dem Schützen in Unfriede gelebt hatte. Ueberhaupt waren die Grafen von Ziegenhain, obwol vielfach verschwägert und verwandt mit dem Heßischen Fürstenhause, schon seit langer Zeit her Gegner der Landgrafen. Die wachsende Macht und Blüthe des Heßenlandes erregte fortwährend ihren Neid und ihre Mißgunst. Nun verband sich Graf Gottfried VI. mit Herzog Otto dem Quaden zum Verderben des alten Landgrafen Heinrich und seines Neffen, Hermann, welchen dieser zu seinem Mitregenten angenommen hatte und Jeder von ihnen gedachte das

größte Stück des Landes für sich zu gewinnen. Damit aber ihr Bund recht fest und dauerhaft sein möge, so vermälte Herzog Otto dem Sohne des Grafen von Ziegenhain, auch Gottfried geheißen, seine Schwester Agnes und wies derselben ihren Brautschatz bereits auf das, freilich erst noch zu gewinnende Heßenland an. Man sieht daraus, wie sicher die Feinde waren, ihr Ziel: die Zerstückelung und Vertheilung der Landgrafschaft Heßen, zu erreichen.

Ferner aber erhoben sich nun, aufgereizt von den Grafen von Ziegenhain, gegen die Landgrafen fast alle die Grafen und Herrn im Süden und Westen des Heßenlandes, deren Güter und Schlößer das Land umgaben, namentlich: der Graf von Waldeck, mehrere Grafen von Nassau, der Graf von Isenburg, Herr zu Büdingen, deßen Raubschloß Vilmar Heinrich der Eiserne einst zerstört hatte; die Herren von Eppstein, deren Stammschloß im Taunusgebirge lag, der Herr von Lisberg, welcher außer diesem Schloße noch den festen Harzberg bei Hersfeld besaß, die Herren von Falkenstein und Helfenstein und viele andere mehr. Ja diese Feinde des Heßischen Fürstenhauses zogen selbst die reichen und mächtigen Grafen von Katzenelnbogen in ihren Bund, unter welchen Graf Wilhelm II., der Erbauer von Darmstadt.

Alle diese mächtigen Herren bildeten unter sich einen großen Bund, welcher vornehmlich gegen die Landgrafen von Heßen gerichtet war. Die aufblühende Macht dieser letztern war ihnen längst ein Gegenstand des Neides. Nun aber, nachdem der tapfere Otto der Schütz gestorben,

Heinrich der Eiserne aber in hohem Alter stand und der junge Landgraf Hermann, den sie als bisherigen Geistlichen und in den Wissenschaften wol unterrichteten Herrn verachteten, weil sie ihm keine kriegerischen Tugenden zutrauten, zur Mitregierung des Landes berufen war, glaubten sie die rechte Zeit für sich gekommen, sich mit dem Erbe Heinrichs II. zu bereichern.

Deßhalb schloßen sie denn unter einander einen Bund. An der Spitze deßelben stand als Bundeshauptmann der Graf Gottfried von Ziegenhain und weil nun das Ziegenhainische Wappen ein Stern war, so trug jedes Mitglied des Bundes, die Ritter einen goldenen, die Edelknechte einen silbernen Stern an ihren Helmen und Hüten, oder sonst am Gewande als Bundeszeichen. Davon ward die ganze Vereinigung der „Sternerbund" geheißen, die Mitglieder deßelben aber nannte man „die Sterner." Sie waren enge mit einander verbunden und jedes einzelne Mitglied mußte sich verbindlich machen, Krieg und Fehde gegen jedweden zu führen, welcher ein anderes Mitglied verletzte oder angriff.

Damals hatten sich überhaupt viele solche Ritterbündniße oder Verbrüderungen durch ganz Deutschland gebildet, welche zwar sehr verschiedene Namen und Bundeszeichen trugen, aber im Ganzen denselben Zweck hatten. Sie wollten die Macht und Unabhängigkeit des Adels gegen die, damals sich immer mehr befestigende Macht der Fürsten und Städte vertheidigen und deßhalb waren überall ihre Angriffe auf diese gerichtet.

Unter allen aber war dazumal der Sternerbund

der gewaltigste. Seine Angriffe waren, wie gesagt, hauptsächlich gegen die Landgrafen von Hessen und die hessischen Städte, nebenbei auch gegen die Landgrafen von Thüringen gerichtet.

Der geheime Anstifter desselben war, wie bereits erwähnt, Herzog Otto der Quade von Braunschweig. Ihr offener Bundeshauptmann aber war der Graf Gottfried von Ziegenhain. Die Verbrüderung zählte damals mehr als zweitausend Grafen, Freiherren und Ritter aus Westphalen, Hessen, Franken, aus dem Fuldischen, der Wetterau und vom Rheine. Unter ihnen waren mehr als dreihundert und fünfzig Eigenthümer von festen Schlössern und Burgen. Sie alle zusammen bildeten mit ihren Knechten eine furchtbare Macht, welche allerdings die damalige Macht der Landgrafen von Hessen weit überstieg.

Der Sternerbund mußte aber dem jungen Landgrafen Hermann um so furchtbarer und gefährlicher sein, da seine eigenen Edelleute größtentheils von ihm abfielen und dem Bunde beitraten. Selbst viele seiner Hofleute trugen, aus Furcht vor der gewaltigen Macht des Bundes, dessen Bundeszeichen, den Stern unter ihrem Gewande.

Heinrich der Eiserne hatte nämlich zur Zeit seiner häufigen Kriege und Fehden einer Menge von Edelleuten, deren Dienste er für seine kriegerischen Thaten benöthigt war, einträgliche Stellen in seinem Lande gegeben, hatte sie theils zu Befehlshabern auf seinen Schlössern, theils zu Amtleuten in seinen Städten gemacht. Diese hatten aber in der letzten Zeit, da der alte Landgraf durch Alter und Unglück gebeugt, seine eiserne Kraft verloren hatte, meisten-

theils ihre Stellung dazu mißbraucht, sich selbst zu bereichern und die Unterthanen zu drücken. Als daher der junge Landgraf Hermann zur Mitregierung des Landes berufen war, fand er die landgräflichen Kassen leer und, als er die Ursache entdeckte, entließ er die ungetreuen Diener. Deßhalb wurden ihm die Edelleute feind, wendeten ihm den Rücken und gingen zu den Sternern über. Und so kam es denn dahin, daß selbst viele von seinen nächsten Dienern, sei's aus Furcht, sei's aus Hoffnung auf Vortheil, heimlich zu den Sternern hielten.

Nachdem sich so der Bund gebildet und verstärkt hatte, ließen die Sterner auch nicht lange auf ihre Feindseligkeiten warten. Sie fingen im Jahre 1371 an, in verschiedenen Gegenden ihre Bosheit an Heßen zu üben, überfielen Städte und Dörfer, mordeten und plünderten, sengten und brannten und übten alle mögliche Gräuel.

Da ward denn die Lage des Landgrafen Hermann immer bedenklicher. Ueberall sah er sich von gefährlichen Feinden umgeben, welche die Kraft und den Willen hatten, ihn zu verderben. Nirgends fand er Hülfe und Beistand, ja vielen von seinen eigenen Leuten durfte er nicht trauen. Damals war es, wo die Sterner allenthalben über ihn spotteten. Sie nannten ihn, den frühern Geistlichen, welcher des Kriegshandwerks nicht geübt war, den „blöden," oder auch den „blinden" Heßen und sagten von ihm, sie wollten „den Baccalaureus reisig machen," d. h. den gelehrten Magister Krieg führen lernen u. s. w.

Es stand damals wirklich gefährlich mit dem jungen Herrn. Menschlichem Ansehen nach war er rettungslos verloren.

Doch ließ sich Landgraf Hermann, obwol von Natur eines sanften und stillen Gemüthes, noch nicht niederbeugen. Gerade die Zeit der Gefahr erweckte seine Thatkraft, spornte ihn zu kräftigem Widerstande und er zeigte bald seinen Gegnern durch die That, daß er nicht bloß die Feder, sondern auch die Waffen gar ernst und kräftig zu führen verstehe. Zunächst sah er sich nach Hülfe um und suchte Beistand im Lande und außerhalb deßelben zu gewinnen.

---

7. Wie Landgraf Hermann die Treue seiner Heßen suchte und Bundesgenoßen gewann.

Eintracht
hat große Macht.
Altes Sprichwort.

In dieser traurigen, verlaßenen Lage berieth sich nun Landgraf Hermann mit seinem alten Oheime, Heinrich dem Eisernen. Der alte Held war unterdeßen hoch in die siebziger Jahre gekommen, das alte Feuer, das ihn einst belebt und zum Schrecken seiner Feinde gemacht hatte, war erloschen, und so rieth er zum Nachgeben. Er meinte, wenn man den Hauptfeind für sich gewinne, so werde man dann mit den anderen schon fertig werden. Seine Meinung war die, man solle den Herzog Otto, als den heimlichen Anstifter des ganzen Handels, mit einem Stücke des Landes zufrieden stellen, dann werde das Uebrige sich finden. Allein wider Vermuthen war der junge Hermann anderer Ansicht. Er war zu tief gekränkt worden von seinen Feinden,

namentlich von diesem Otto, als daß er sich vor ihm demüthigen und seine Freundschaft hätte erkaufen sollen. Er verließ sich auf Gott und seine gerechte Sache und wollte lieber untergehen, als auf diesem Wege den Frieden erlangen. Darum gab er seinem Oheim die Antwort: „Nein, ich will Herzog Otto gar Nichts geben. Steht es heute übel, morgen kann es beßer werden."

Die Heßen aber sahen mit Stolz und Hoffnung auf ihren jungen, muthigen Fürsten und sangen auf diese seine furchtlose Antwort damals ein Lied, welches also anfing:

„Dem bunten Löwen *) ist es zorn,
wenn ihn die Sterne **) leuchten an.
Er hatte ein Eidt geschworn,
das ihnen trug so mancher Man.
Landgraf Henrich sprach sein Vetter an,
daß er Otten des Lands ein theil wolle lan.
Er sprach: das reiten ist um mich gethan,
ich will schier gein Marpurg fahren, ***)
Vetter, das muß ich geschehen lan,
Otto hat mir am Lande kein treue gethan,
darum hat er auch kein theil daran."

Das Erste, was nun der junge Landgraf that, war, daß er sich im eigenen Lande nach Beistand umsah und da waren es nun die Städte, welche immerdar seit Menschengedenken und unter allen Umständen ihren Fürsten treu

---

*) Das Heßische Wappen ist der weiße, rothgestreifte also ‚bunte" Löwe.

**) „Die Sterne" sind hier das Bundeszeichen des dem Landgrafen feindlichen Sternerbundes.

***) Nämlich zur Gruft seiner Väter.

geblieben waren. An sie wendete er sich zuerst, um zu erfahren, inwiefern er sich in dem ausgebrochenen Kampfe auf sie verlaßen könne.

Zunächst reiste er nach Marburg, welches sich von jeher durch seine Treue gegen die Nachkommen der heiligen Elisabeth ausgezeichnet hatte und hier trug sich denn ein Auftritt zu, der euch lebhaft an den Empfang der Herzogin Sophie von Brabant, der Tochter der heiligen Elisabeth erinnern wird, als sie mit ihrem vierjährigen Sohne Heinrich nach Marburg kam und dort die Bürger ihr den Eid der Treue leisteten.

Landgraf Hermann versammelte hier die Bürger und die Abgeordneten der oberheßischen Städte auf dem Marktplatze an dem Brunnen und hielt eine bewegliche Rede an sie, worin er sie an den traurigen Zustand des Landes erinnerte und ihnen klagte, „wie fast der ganze Adel von ihm abgefallen und zu den Sternern übergegangen sei. Der Edelleute, die ihm treu geblieben, seien so wenige, daß er sie alle mit einem Hellerbrode speisen könne.“ Darauf fragte er die Bürger, „weßen er sich von ihnen zu versehen habe und was sie zu thun Willens seien?“ Diese Worte, bei denen der junge Fürst in Thränen ausbrach, rührten die treuen Bürger, viele von ihnen konnten sich der Thränen nicht enthalten, als sie so ihren rechtmäßigen Fürsten vor sich stehen sahen, Alle aber riefen laut, wie aus einem Munde, daß sie mit Leib und Gut zu ihm stehen und todt und lebendig die Seinen wollten bleiben.

Nach diesem trefflichen Empfange reiste der junge Fürst nach Kaßel, wo ihm die Bürgerschaft, sowie

die Abgeordneten der Städte in Niederheßen gleiche Versicherungen gaben. Auch von dem heßischen Adel waren ihm doch noch viele treu geblieben, namentlich die Ritter von Berlepsch, die von Riedesel, die Herren von Gudenburg, vier Brüder von Reckerode, die Schencke von Schweinsberg, von Boineburg, Rau von Holzhausen, von Milchling, von Hanstein und manche andere.

Nachdem so Landgraf Hermann die ihm in seinem Lande noch gebliebenen Kräfte übersehen konnte, so sah er sich denn auch noch weiter nach Beistand um unter dem höhern, benachbarten Adel, soweit derselbe nicht zu dem Sternerbunde gehörte. Und auch hier standen denn Manche auf seiner Seite, namentlich der Graf von Naßau-Weilburg, die Grafen von Solms und die Herren von Schonenberg mit fünfzig geharnischten Reitern. Auch die Stadt Wetzlar und die damals bedeutende Stadt Hersfeld, welche unter einem Abte, doch mit großen Privilegien und Freiheiten, stand, erklärten sich als seine Bundesgenoßen.

Auch die drei Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, Friedrich, Balthasar und Wilhelm, die Söhne Friedrichs des Ernsthaften, gelang es dem Landgrafen Hermann, auf seine Seite zu bringen. Sie erkannten wol die Gefahr, welche auch für sie in dem Sternerbunde liege und sagten darum dem heßischen Landgrafen ihren Beistand zu. Zunächst verboten sie ihren Vasallen und Rittern, bei Verlust ihrer Lehen, in den Sternerbund zu treten und zogen dann später auch dem Landgrafen

mit ihrem Kriegsvolke zu Hülfe in dem harten Kampfe mit den übermüthigen Sternern.

Um aber dem Bündniße der Grafen und Ritter gegen die Fürsten einen Bund von Fürsten entgegenzustellen, namentlich auch, um gegen die Ansprüche Otto des Quaden von Braunschweig an das Heßenland beßer gesichert zu sein, schloß Landgraf Hermann auch eine Erbverbrüderung mit den drei genannten Thüringer Landgrafen.

Ihr erinnert euch gewiß daran, daß vor dem Aussterben der alten Landgrafen von Thüringen durch den Tod Heinrich Raspes, Thüringen und Heßen unter diesen Landgrafen vereinigt waren, nachher aber, im Jahre 1264 nach der Schlacht bei Wettin, getrennt wurden, so daß jedes der beiden Länder, Heßen wie Thüringen, seine eignen Landgrafen erhielt. — Nun war Landgraf Hermann, außer dem alten beinahe achtzigjährigen Heinrich dem Eisernen, noch der einzige Sprößling der Landgrafen von Heßen, und bis jetzt noch ohne Kinder. Da er nun, wie ihr gesehen habt, des Beistandes so dringend bedurfte, so schloß er nebst seinem Oheime Heinrich, mit den drei Landgrafen von Thüringen einen ewigen Erbvertrag.

Am 9. Juni 1373 kamen die fünf Fürsten in der Stadt Eschwege zusammen und versprachen sich unter einander, daß sie sich gegenseitig Hülfe leisten wollten in jeglicher Gefahr. Ferner bestimmten sie, daß sie und ihre Nachkommen sich gegenseitig beerben sollten bei dem Aussterben des Mannesstammes in einem der beiden Häuser. Weibliche

Ansprüche sollten nicht gelten und die genannten Länder sollten unveräußerlich sein.

Damit aber dieses Bündniß zwischen Thüringen und Heßen gesichert sein möge auf die Zukunft, so reiste Hermann noch zu Ende desselben Jahres nach Prag zu Kaiser Karl IV., um die Bestätigung desselben nachzusuchen. Der Kaiser ertheilte denn auch dem Erbvertrage seine Genehmigung, wobei zugleich ausgesprochen wurde, daß Heßen, welches bisher ein unabhängiges Stammland gewesen und mit dem Reiche in keiner Lehnsverbindung gestanden, von nun an ein Reichslehen sein, von dem Kaiser vergeben, und der Landgraf ein Reichsfürst sein solle. Dieß geschah am 6. December 1373 zu Prag, wo Landgraf Hermann, nachdem er die Vollmacht seines Oheims, des Landgrafen Heinrichs vorgezeigt, sich in einer feierlichen Fürstenversammlung mit den Fahnen und Bannern des Fürstenthums, der nunmehrigen Landgrafschaft Heßen vor den Thron des Kaisers gestellt hatte und, in Gegenwart vieler Fürsten, Grafen und Freiherren des Reiches, als Mitregent und Nachfolger seines Oheims für sich und seine männlichen Nachkommen mit der Landgrafschaft Heßen belehnt ward und jene Erbverbrüderung mit Thüringen und Meißen die feierliche Bestätigung vom Kaiser erhielt.

So wiederholte sich denn hier wieder derselbe Vertrag, welchen einst Ludwig der Heilige mehr, als hundert und fünfzig Jahre früher mit seinem Schwager, dem Markgrafen Dietrich von Meißen geschloßen und die alten Bande, welche einst die drei Länder: Heßen, Thüringen und

Meißen umschloßen, wurden, wenn auch auf neuer Grundlage, wieder hergestellt.

Bei seiner Zurückkunft erfolgten denn auch die gegenseitigen Huldigungen der Städte und Schlößer in Heßen, Thüringen und Meißen. So gerüstet und mit mächtigen Bundesgenoßen im Rücken, begann nun Landgraf Hermann ernstlich den Krieg gegen die Sterner und seine anderen Feinde.

---

8. Wie Landgraf Hermann den Sternerkrieg führte und siegreich beendigte.

Gott erhöhet alle Güte
und erniedert Hochgemüthe.
Meister Freidank.

Die erste offene Feindseligkeit, welche sich die Sterner gegen die Landgrafen von Heßen hatten zu Schulden kommen laßen, war ein Ueberfall des Klosters Spießkappel bei Homberg. Am Abende des Maria Himmelfahrtfestes im Jahre 1372 drangen sie unvermuthet in den Klosterhof, raubten und plünderten Alles, was sie fanden und zündeten das Gebäude an.

Dann war es ein Ritter Eberhard von Buchenau, mit dem Spottnamen „die alte Gans," bisheriger landgräflicher Amtmann zu Rotenburg, ein Vater von sechszehn Söhnen, welcher dort hinterlistigerweise die Fehde begann. Er war heimlich dem Sternerbunde beigetreten und suchte nun auf alle Weise Veranlaßung zu Streit mit

dem Landgrafen. Zuerst forderte er von demselben eine alte Schuld in der Meinung, daß er jetzt nicht im Stande sei, sie zu bezahlen. Da der Landgraf dieß dennoch that, so verlangte der Amtmann von ihm einen Streithengst. Da ihm derselbe verweigert wurde, so faßte er den Plan, sich der Stadt Rotenburg zu bemächtigen. Er versammelte deßhalb einen großen Haufen Gewaffneter in der Nähe der Stadt und ritt allein, wie er sonst als Amtmann zu thun pflegte, vor das Thor. Als er eben im Begriff war, einzureiten, da schaute der Pförtner aus seinem Fenster und sah die Bewaffneten in der Nähe. Sogleich machte er Lärm und schrie: „Feinde da!" „Verräther da!" Da versammelte sich eiligst die Bürgerschaft und verjagte die feindlichen Ritter. Darauf dichtete denn ein Rotenburger ein Spottlied auf die Herren von Buchenau, wovon uns folgende Stelle aufbehalten ist, welche ohne Zweifel auf ihre rothen Bärte Bezug hat:

„Der Vollroth der schneidt seinen Bart,
Der Altroth darum zornig ward,
Daß sie die schanz verloren.
Schamroth zogen sie wieder heim,
Als ihn entfiele das Rößelein,
Erhielten nicht ein Patte.
Ihr Bildnus hubens auf einen Stein,
und machten stumpf sie all mit ein,
was lang geschnitten hätte."

Da dieser Anschlag auf Rotenburg an der Wachsamkeit und Wehrhaftigkeit der Bürger gescheitert war, so sammelten sich die Sterner, namentlich im Osten von Heßen,

in der Nähe der Stadt Hersfeld. Als Versammlungsort und Mittelpunkt diente ihnen das feste Schloß Herzberg, damals noch dem Herrn von Lisberg gehörig. Von hier aus begannen sie nun ihre Raub- und Brandzüge sowol in's Heßische, als auch ins Thüringische Gebiet.

Da zog Landgraf Hermann mit tausend geharnischten Reitern vor den Herzberg, um die Feste zu zerstören und dem Unwesen ein Ende zu machen. Allein nun kamen die Sterner von allen Seiten in solcher Menge zusammen, daß sie, wol fünfzehnhundert Ritter stark, zum Entsatze der Burg heranrücken konnten. Vor solcher Uebermacht mußte aber der Landgraf weichen. Da zog er sich zurück nach der Stadt Hersfeld und begehrte von der Bürgerschaft, daß sie ihm die Thore öffneten. Das aber getrauten sich die Bürger nicht, ohne Anfrage bei ihrem Herren, dem Abte von Hersfeld. Der hieß Berthold von Völkershausen und war ein gar ehrgeiziger und herrschsüchtiger Mann, welchem die Freiheiten und Privilegien der Stadt längst schon ein Dorn im Auge waren und dieselben nunmehr zu beseitigen gedachte mit der Hülfe der Sterner. Als nun die Bürger zu ihm kamen und ihn fragten wegen der Oeffnung der Stadt für die Fürsten, da schlug er sein Scapulier zurück und zeigte ihnen auf der Brust das Bundeszeichen der verbündeten Ritter, den goldnen Stern und sprach: „das saget euren Rathsherren.“ Da durchschauten die Bürger die hochfliegenden Plane des geistlichen Herrn und öffneten nun auf ihre Gefahr die Thore der Stadt und ließen die Landgräflichen ein. Die aber wurden von den Sternern so nahe verfolgt, daß es ein

großes Gedränge gab und Viele in den Thoren erdrückt wurden.

Da kamen die Hersfelder bei den Landgrafen in große Gnade. Sie gaben ihnen Freiheit vom Zolle in allen ihren Landen und hielten von da an treulich zu ihnen in Freude und Leid. Der Abt aber warf von da an eine noch größere Ungnade auf die Stadt, weil sie landgräfliche Heere eingelaßen ohne seine Erlaubniß. Einen Anschlag, den er mit den ihm verbündeten Sternern machte, die Stadt zu verderben, entdeckten sie noch zu rechter Zeit und ließen sieben oder acht Hersfeldern, welche die Stadt hatten verrathen wollen nebst einem Herrn Albert von der Tanne die Köpfe abschlagen, nachdem sie selbige vorher durch die Stadt geschleift hatten. Die Sterner aber, welche draußen vor der Stadt lauerten, mußten abziehen mit Schande. Darauf zog der Abt aus der Stadt hinaus auf sein Schloß vor der Stadt, „zu den Eichen" geheißen, versammelte Kriegsvolk um sich, ließ die Weinberge und Felder der Stadt verwüsten und alle Gräuel verüben gegen Männer und Frauen. Doch die Hersfelder wehrten sich mannhaft gegen ihren Herrn und hatten einen starken Rückhalt an den Landgrafen von Heßen und von Thüringen.

Eine schwere Heimsuchung traf aber bald darauf den Abt. Gott beraubte ihn des Augenlichtes und er mußte darum wenige Jahre nachher sein Amt niederlegen. Und wie er da so da saß in seiner Blindheit, da ergriff ihn die Reue über seine schwere Sünden und hörte er dann einen Schüler in seiner Nähe singen, so sprach er weinend zu ihm:

„bist du ein Hersfelder Kind, so vergib mir meine Sünden um Gottes Willen.“

Während sich diese Begebenheiten in und bei Hersfeld zutrugen, war der Kampf bereits auch auf der entgegengesetzten Seite um Frankenberg entbrannt, welches durch seinen Reichthum die Raublust der Ritter anlockte. Ein Haufe Sterner aus Westphalen, namentlich aus dem nahen Sachsenberg und aus dem Waldeckischen überfiel in dunkler Nacht die, unter der Regierung Heinrichs des Eisernen erbaute Neustadt von Frankenberg, plünderte sie rein aus und legte an verschiedenen Orten darin Feuer an, in der Hoffnung, dadurch die Bürger der wol befestigten Altstadt aus derselben herauszulocken und dann auch diese letztere zu überfallen. Allein die Bürger merkten die Kriegslist, hielten ihre Mauern und Thürme besetzt und schickten, nachdem sich die Feinde aus der Neustadt entfernt hatten, ihre Frauen und Mägde zum Löschen heraus, damit doch nicht Alles verbrannte. Aus Rache über diesen vereitelten Anschlag verheerten und verbrannten nun die Sterner alle Dörfer rings um Frankenberg, von denen nachher sehr viele nicht mehr aufgebaut worden sind. Namentlich von dieser traurigen Zeit her schreibt sich der völlige Rückgang der einst so reichen und blühenden Handelsstadt Frankenberg, dieser alten Hauptstadt des Fürstenthums Heßen.

Ein ähnliches Schicksal traf damals die Stadt Wetter, mit ihrem Kloster, welche von Mainzischen Sternern aus dem benachbarten Melnau und von Amöneburg aus verheert wurde, Homberg, Allendorf an der Lumda und viele

andere Orte. Kurz, das ganze Heßenland litt unsägliche Noth von den raub- und blutgierigen Rittern und ihren Gesellen. Man schlug damals den Schaden, welchen das Land von den von allen Seiten heranstürmenden Sternern ertitt, auf die, namentlich für jene Zeiten ungeheure Summe von vier Millionen Gulden an.

Es war eben damals das Faustrecht, die offene Gewaltthat, auf der höchsten Spitze. Die frühere Blüthe und der Wolstand des Heßenlandes schwand unter diesen Umständen immer mehr dahin und es ist ein Beweis von der großen Kraft und Ausdauer unserer Voreltern, daß das Land nicht völlig verödete.

Da war es Zeit, daß sich Landgraf Hermann mit seinen Verbündeten erhob, um diesem Unwesen zu steuern.

Der Hauptschauplatz des Sternerkriegs hatte sich unterdeßen in die Nähe der Stadt Wetzlar gezogen.

Die feste Stadt Hadamar im Naßauischen ward in ähnlicher Weise wie Frankenberg zur Nachtzeit von dem Grafen Johann von Naßau Dillenburg angegriffen, dem es auch wirklich mit den Grafen von Katzenelnbogen und andern Sternern gelang, die Stadtmauern mit Hülfe von Sturmleitern zu ersteigen. Allein nun sammelten sich die Bürger und leisteten so kräftigen Widerstand, daß sich die Sterner wieder zurückziehen und ihr ganzes Belagerungszeug im Stiche laßen mußten,

Bald darauf entspann sich (im J. 1370) ein blutiger Kampf bei Wetzlar zwischen den, zum Sternerbunde gehörigen Grafen von Naßau-Dillenburg, von Katzenelnbogen, Westerburg und andern Rittern mit den Grafen

Otto von Solms-Braunfels und Johann von Burgsolms, mit ihnen die Bürger von Wetzlar, welche Bundesgenoßen des Landgrafen Hermann waren. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurden die Sterner besiegt und ihrer Viele gefangen genommen. Der Graf Otto von Braunfels ließ seine Gefangenen, als treulose Landfriedensbrecher vor der Oberpforte bei Wetzlar hinrichten; Johann von Burgsolms dagegen ließ die seinigen heimlich los, weil er insgeheim den Sternern geneigt war. Darüber erzürnte sich aber Landgraf Hermann sehr, griff den Grafen an, demüthigte ihn und baute zum Schutze der Stadt Wetzlar sowol, als seines eigenen Landes vor diesen und andern Feinden die alte Burg Hermannstein wieder auf, welche zuerst sein Ehrvater, Landgraf Hermann I. von Thüringen, der Vater Ludwigs des Heiligen, im Jahre 1216 gegründet hatte.

Ueberhaupt zeigte sich Landgraf Hermann, der in der Geschichte den Beinamen „der Gelehrte" führte, in dem Sternerkriege nicht als den „blöden Heßen", wie ihn seine Feinde spottweise genannt hatten. Vielmehr war er durch die heftigen Angriffe, welche von allen Seiten auf ihn waren gerichtet worden, zu der heftigsten Gegenwehr und gar tapferem Widerstande angereizt worden.

Im Gegentheile hat man ihm schon eine allzugroße Härte und Grausamkeit gegen die Gefangenen, welche er in diesen und andern größern und kleinern Fehden mit den Sternern gemacht, Schuld gegeben. Er hielt sie nemlich so hart in Stock und Ketten, daß ihnen Hände und Füße erfroren und ihrer Viele im Gefängniße starben. Auch

wollte er Keinen von ihnen für Löſegeld frei laßen, ſondern ſagte: „Wären ſie daheim geblieben und hätten ihn unbeſchädigt gelaßen, ſo hätte er ſie nicht alſo behandelt, wie ſie ihn.“

Nun, loben wollen wir ein ſolches Verfahren gerade nicht; wenn man aber allerdings bedenkt, wie der Sternerbund gegen ihn verfahren und namentlich, wie dieſe Ritter gleich den wilden Heiden im Lande hauſten, ſo kann man doch nicht umhin, es zu entſchuldigen.

Ueberdieß war dieß Verfahren des Landgrafen ein Beiſpiel von heilſamer Strenge, welches doch ihm und dem Lande zum Vortheile war und jedenfalls zu der Auflöſung des Sternerbundes beitrug.

Durch dieſe Strenge des Landgrafen erſchreckt, durch ſo manche verfehlte Angriffe und verlorne Schlachten gedemüthigt und überdieß durch ihre eigne Zügelloſigkeit in Verachtung gekommen, löſte ſich nemlich der Bund bald wieder auf, nachdem er ohngefähr drei Jahre, von 1370—1373 beſtanden und ſeinen Namen mit dem Fluche des Landes beladen hatte.

9. Des Landgrafen Heinrichs des Eisernen letzte Kämpfe und Tod.

Laß mir, wenn meine Augen brechen,
Herr, deinen Frieden fühlbar sein!
Komm, deinen Trost mir zuzusprechen
Und segne du mein matt Gebein.
Gib Ruhe mir in deinen Armen,
Darin ich Gnad und Frieden fand,
Und trag mich vollends mit Erbarmen
Sanft zu dir heim in's Vaterland.

Chr. Renat. Graf v. Zinzendorf.

Alle diese weitläufigen und verderblichen Kämpfe und Fehden, von welchen ihr in den letzten Abschnitten gehört habt, hatte der alte Landgraf Heinrich der Eiserne noch erlebt. Er sollte noch in seinem hohen Alter sehen, wie sein schönes Heßenland, auf welches er Zeitlebens alle seine Kräfte verwendet, von raubsüchtigen Feinden verwüstet und verheert ward, wie selbst diejenigen aus seinem Adel, welche er begünstigt und mit Wolthaten überhäuft hatte, von ihm abfielen. Es war nach allen den traurigen Erfahrungen, welche er in seinem langen, thatenreichen Leben hatte machen müßen durch den Tod seines hoffnungsvollen Sohnes Otto des Schützen und was damit im Zusammenhange stand, eine der härtesten und schwersten.

Auch nachdem sein Neffe Hermann der Gelehrte die Sterner niedergeworfen, war des Streites und Krieges noch immer kein Ende. Der Bund hatte sich zwar aufgelöst, aber gerade seine einflußreichsten und mächtigsten Glieder waren noch vorhanden und beharrten nicht nur in ihrer

Feindschaft gegen Heßen, sondern suchten dem Lande auch bei jeder Gelegenheit zu schaden.

Zunächst hatte Landgraf Hermann eine Fehde zu bestehen mit dem neuen Erzbischofe Adolph von Mainz, einem gebornen Grafen von Naßau. Der Erzbischof Gerlach von Mainz, der alte Verbündete Heinrichs des Eisernen, der aber nach Otto des Schützen Tod Gudensberg feindlich überzogen hatte, um sein Antheil an der vermeintlichen heßischen Erbschaft im Voraus zu nehmen, war im Jahre 1371 gestorben, sein Nachfolger aber, Johann von Luxemburg, hatte durch den Einfluß Kaiser Karls IV., deßen naher Verwandter er war, den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestiegen, war aber nach einer kurzen Regierung im Jahre 1373 gestorben.

Nach seinem Tode hatte nun das Domkapitel zu Mainz den Grafen Adolph von Naßau gewählt, der Papst aber ernannte durch den Einfluß des Kaisers den Landgrafen Ludwig von Thüringen, bereits Bischof von Halberstadt und dann von Bamberg, den Bruder jener drei Landgrafen, mit welchen Heinrich der Eiserne und sein Neffe Hermann eine Erbeinigung geschloßen hatten. Die heßischen Landgrafen traten darum auf die Seite Ludwigs von Thüringen. Und da nun Keiner dem Andern weichen wollte, so kam es zum Kriege zwischen ihnen und ihren beiderseitigen Anhängern.

Erzbischof Adolph hielt sich damals auf in der kurmainzischen Stadt Erfurt, die ihm treu ergeben war. Hierher zog nun sein Gegner, Erzbischof Ludwig mit dreißig tausend Streitern und des Kaisers Sohn Wentzel mit einem

beträchtlichen Heere aus Böhmen, die Stadt zu belagern. Diesem gewaltigen Heere schloß sich nun auch Landgraf Hermann an mit seinen Heßen. Dieß Alles aber konnte den Muth der Erfurter nicht brechen. Nach einer zweimonatlichen Belagerung blieb die Stadt und Erzbischof Adolph in ihr, noch immer ungebeugt. Und so entschloß sich denn endlich Erzbischof Ludwig, auf Zureden des Kaisers zum Vergleiche.

Adolph blieb Erzbischof von Mainz, Ludwig wurde Erzbischof von Magdeburg und erhielt dabei die Würde eines Patriarchen von Jerusalem.

In Folge dieses Friedensschlusses verglichen sich denn auch die beiden Landgrafen von Heßen mit dem Erzbischofe Adolph und es ward vorläufig wieder Frieden zwischen Heßen und Mainz.

Es geschah aber dieses Alles im Jahre 1374.

Während nun Landgraf Hermann in Thüringen im Felde lag, regte sich sein feindseliger Vetter, Otto der Quade von Braunschweig, „der tobende Hund.“ Landgraf Hermann hatte schon früher der braunschweigischen Feste Sichelstein gegenüber den Senfenstein erbaut und von dort aus die Braunschweiger abgehalten vom heßischem Gebiete. Auch war Otto bisher mit seinem Stammesvetter, dem Herzoge Albert von Braunschweig-Grubenhagen in Fehde gewesen und hatte deßhalb gegen Heßen Nichts unternehmen können. Aber jetzt machte er sich die Abwesenheit des jungen Landgrafen mit seinem Heere zu Nutze und versuchte, ob er nicht wenigstens ein Stück des

Landes gewinnen möge, welches er einſt ganz zu erlangen ſich Rechnung gemacht hatte.

Er fiel deßhalb in Heßen ein und belagerte die Stadt Eſchwege. Schon war er im Begriff, die Stadt mit Sturm zu erobern, da wollten die Bürger am Himmel zwiſchen dem Dünzebacher Thore und der Mühlpforte glühende Schwerter und hellleuchtende Geſichter geſehen haben und deuteten das als ein Zeichen des göttlichen Schutzes gegen die Wuth des „tobenden Hundes". Mit unbezwinglicher Tapferkeit ſchlugen ſie nun den Angriff der Braunſchweiger zurück und bewahrten alſo ihre Stadt vor den Gräueln einer feindlichen Eroberung. Zur Erinnerung an dieſe That und um Gott ihre Dankbarkeit für die ſo ſichtbar bewieſene Gnade zu beweiſen, gelobten ſie nun, alljährlich am Gründonnerſtage eine reichliche Spende an die Armen, was ſie auch Jahrhunderte hindurch ehrlich gehalten haben.

Auf die Nachricht aber, daß Herzog Otto das heßiſche Gebiet überfallen, rückte nun Landgraf Hermann mit ſeinen Verbündeten, den Landgrafen von Thüringen in die Lande des Herzogs Otto ein, eroberte und verbrannte die Stadt Transfeld und war im Begriffe, noch weitere Fortſchritte zu machen. Da gedachten die fürſtlichen Frauen des Hauſes Braunſchweig, wie in dieſem Bruderkriege mit Heßen nur Verderben ſein könne für beide Theile und ſtifteten Frieden.

Es war dieß die verwittwete Herzogin Eliſabeth, die Tochter Heinrichs des Eiſernen und Mutter Otto des Quaden, und ihre beiden Töchter, Agnes, Gräfin von

Ziegenhain und Adelheid, Gräfin von Hohnstein. Durch sie kam eine Versöhnung der streitenden Parteien zu Stande. Herzog Otto verzichtete auf alle seine Ansprüche an Heßen und der Graf von Ziegenhain begnügte sich, statt des auf die Landgrafschaft Heßen voreiligerweise angewiesenen Brautschatzes seiner Gemalin Agnes, mit einer Anweisung auf Braunschweigische Städte und Güter.

So war mit dem erbittertsten Feinde Heßens, mit dem Enkel Heinrichs des Eisernen, Otto dem Quaden, der Friede geschloßen und der greise Landgraf hatte noch vor seinem Tode die Freude, ihn zu erleben.

Zugleich schloßen sich diesem Frieden an: die Grafen von Hanau, von Isenburg zu Büdingen, von Ziegenhain und der Herr von Falkenstein und Minzenberg, welche es bisher mit den Sternern gehalten und deren hervorragende Führer gewesen.

Dieser Friede ward geschloßen im Jahre 1375.

Dagegen entbrannte in demselben Jahre mit dem Grafen Johann von Naßau-Dillenburg eine neue Fehde wegen der Herrschaft Driedorf, welche er dem Landgrafen zu entreißen suchte. Da er sich allein demselben nicht gewachsen fühlte, so stiftete er aus den Ueberresten des Sternerbundes einen neuen Ritterbund, deßen Mitglieder „die Gesellen von der alten Minne" geheißen wurden. An ihrer Spitze stand außer dem Grafen von Naßau der Graf Johann von Hohenfolms, deßen schon im vorigen Abschnitte Erwähnung geschah. Dieser wußte sich hinterlistiger Weise der Stadt Wetzlar zu bemächtigen, welche sich unter landgräflichen Schutz begeben

hatte und schlug von hier aus die Reiter der Landgrafen in die Flucht. Die nächste Folge aber hiervon war, daß nun die Ritter von der alten Minne die Umgegend von Hermannstein, Königsberg, Gießen, Gladenbach, Biedenkopf, Lahr, Dautphe ꝛc. vom Hüttenberge aus auf eine grauenhafte Weise verwüsteten. Deßhalb begab sich damals Landgraf Hermann nach Gießen, um die Burg Hermannstein zum Schutze gegen solche Ueberfälle vollends auszubauen und zu befestigen. Da begab sich's, daß ein Bürger von Gießen dem Landgrafen dadurch einen Beweis seiner Unterthanentreue gab, daß er ihm einen heimlichen Anschlag auf sein Leben entdeckte und ihm so sein Lebensretter wurde, wie ich Euch späterhin des Genauern erzählen werde.

Der Streit mit dem Ritterbunde von der alten Minne war noch nicht beendigt, als der alte Landgraf Heinrich, der Zweite dieses Namens, gewöhnlich der Eiserne geheißen, am 4. Juni des Jahres 1376 im achtzigsten Jahre seines Lebens entschlief. Auch er war seiner Abkunft von der heiligen Elisabeth in seinem Titel eingedenk, denn er nannte sich darin ihren Ur-Urenkel (abnepos), wie sein Sohn Otto der Schütz und sein Neffe Hermann der Gelehrte sich ihre Nachkommen im 5. Gliede (atnepos) hießen. Der einzige noch vorhandene männliche Sprößling des heßischen Fürstenhauses war nun noch sein Neffe und Nachfolger, Landgraf Hermann. Dieser war zwar verheirathet, aber seine Ehe war bis dahin kinderlos geblieben und, menschlichem Ansehen nach, sollte nun das Geschlecht Ludwigs des Heiligen und der heiligen Elisabeth in seiner männlichen Linie erlöschen. Das Land hatte zwar nun

Frieden mit seinen mächtigsten Feinden, aber es war durch die unaufhörlichen Kämpfe und Kriege erschöpft und gänzlich verschuldet. Landgraf Hermann wollte damals wegen der unerschwinglichen Kriegskosten eine neue Steuer erheben; aber die meisten Städte erklärten, sie seien ganz und gar außer Stande, zu bezahlen und er hatte nun darüber noch mancherlei Streitigkeiten im eigenen Lande. Deßhalb hatten noch beide Landgrafen, kurz vor dem Tode Heinrichs II., mehrere Städte und Schlößer versetzen müßen.

Unter solchen trüben Aussichten mußte der greise Held, der die besten Jahre seines thatenreichen Lebens daran gesetzt hatte, die Größe und Macht seines Landes zu erhöhen, sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen. Auch er mußte, obgleich seiner Zeit einer der angesehensten und mächtigsten Fürsten des heiligen Reiches deutscher Nation, noch in seinem hohen Alter die Erfahrung machen von der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Herrlichkeit, von der Hinfälligkeit aller menschlichen Kraft und Weisheit, aller menschlichen Plane und Anschläge.

Diese bittern Erfahrungen seines Greisenalters mögen uns denn auch versöhnen mit so manchen Fehlern und Flecken, von welchen sein Leben nicht freizusprechen ist. Er, der Eisen zerbrechen konnte, war nicht immer Herr seiner Leidenschaften geblieben. Trotzdem aber war er ein großer Fürst, der mit unermüdlicher Thätigkeit daran arbeitete, nicht nur die Macht und den Glanz seines Stammes zu erhöhen, sondern auch das Glück des Landes und seiner Bewohner zu begründen.

Hat er oftmals gefehlt aus menſchlicher Schwäche, ſo hat er auch hart und ſchwer dafür gebüßt. Was er aber als Regent gethan hat, das hat ſeinen Nachkommen und dem Lande, über welches er zu herrſchen von dem Herrn aller Herren berufen war, zu vielfachem und bleibendem Segen gereicht.

Darum mögen wir Heßen uns auch ſeiner, der ſo Vieles und Großes für ſein Land gethan, mit dankbarem Sinne erinnern und bei der Betrachtung ſeines Lebens, ſeiner Thaten und ſeiner Prüfungen daran aufs Neue gedenken, daß auch die Großen der Erde ſich beugen müßen vor Gottes gewaltiger Hand, gleichwie die Geringſten auf Erden. Was eben „zuvor geſchehen iſt, das iſt uns zum Vorbilde geſchehen," damit wir nicht vergeßen ſollen die alte Lehre, daß „alles Fleiſch iſt wie Gras und alle Herrlichkeit des Menſchen, wie des Graſes Blume. Das Gras iſt verwelket, die Blume iſt abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit!"

Anhang.

Hermann der Gelehrte als alleiniger Landgraf von Heßen.

1. Von der unruhvollen und kriegerischen Regierung des Landgrafen Hermann.

Im Unglück hab einen Heldenmuth,
trau Gott, es wird noch Alles gut.
Altes Sprüchwort.

Nachdem du, lieber Leser, mir in dem Vorhergehenden gefolgt bist in der Erzählung von dem Leben, den Thaten und Schicksalen Heinrichs des Eisernen, so mußt du dir jetzt auch schon noch gefallen laßen, etwas Weiteres zu hören von der Alleinregierung seines bisherigen Mitregenten Hermann, den du aus dem bisher Erzählten schon einigermaßen hast kennen lernen.

Es wird dich dieß wie ich hoffe, um so weniger verdrießen, da die zehn letzten Lebensjahre Heinrichs des Eisernen eigentlich schon der Anfang sind von der Regierung Hermann's. Hatte ja doch der alte, lebensmüde Heinrich II. zuletzt seinem Brudersſohne die Sorgen und Mühen der Regierung fast ganz allein überlaßen, bis ihn der Herr mitten unter dem Getöse der Waffen und des wilden

Streites einführte zur ewigen Ruhe. Und so will ich dir denn auch noch den weiteren Verlauf der Kämpfe erzählen, welche dem Landgrafen Hermann noch vorbehalten waren, bis auch ihn der Gott des Friedens abrief in jenes Land, wo kein Streit und kein Krieg mehr ist.

Doch muß ich jetzt mit meiner Erzählung beginnen.

Im Jahre 1376 war der alte Landgraf Heinrich der Eiserne gestorben und sein Neffe und bisheriger Mitregent Hermann, jetzt noch der einzige männliche Sproße aus dem Geschlechte der heil. Elisabeth, deren Ururenkel er sich nannte, — ward jetzt alleiniger Herr und Landgraf von Heßen.

Wie jetzt die Verhältniße waren, hatte es, menschlichem Ansehen nach, alle Wahrscheinlichkeit, daß mit ihm das Heßische Fürstenhaus aussterben werde, welches nun seit 130 Jahren über Heßen geherrscht hatte, denn seine Gemalin Johanna, eine geborne Gräfin von Naßau-Weilburg hatte ihm in seiner bereits zehnjährigen Ehe noch keine Kinder geboren.

Darum gab es nun ganz ähnliche Stürme, wie damals, als nach dem Aussterben der alten Landgrafen von Thüringen, von allen Seiten sich habgierige Hände ausstreckten, um Heßenland zu zerreißen und zu theilen. Ein Vorspiel davon habt ihr schon in den letzten Regierungsjahren Heinrichs des Eisernen gesehen, da dieser Fürst durch den unverhofften Tod seines einzigen Sohnes, Otto des Schützen war kinderlos geworden und seines Bruders Ludwigs Sohn, Hermann zum Mitregenten angenommen hatte.

Es hatte sich damals der furchtbare Sternerbund, auf Anstiften des Herzogs Otto des Quaden von Braunschweig, und unter Anführung des Grafen Gottfried von Ziegenhain und des Grafen von Naßau-Dillenburg, gegen Heßenland erhoben und dasselbe bekämpft mit Feuer und Schwert. Ja selbst der alte Bundesgenoße Heinrichs des Eisernen, Erzbischof und Kurfürst Gerlach von Mainz, ein geborner Graf von Naßau, hatte sich gegen die Landgrafen von Heßen erhoben und überzog Heßenland mit blutigem Kriege.

Aber der junge Landgraf Hermann, welchen sie wegen seiner Gelehrsamkeit verspottet hatten, zeigte ihnen, daß er sein Schwert nicht minder gut zu führen wiße, denn die Feder, sprengte den Sternerbund, mit Hülfe seiner treuen Heßen, namentlich der Städte und des ihm treu gebliebenen Adels. Mit starker Hand bändigte er die feindseligen Ritter und die meisten von ihnen mußten ihm Urfehde schwören, d. h. eidlich geloben, nie mehr die Waffen gegen ihn zu ergreifen.

Mit der Beendigung des Sternerkrieges waren jedoch die Kämpfe des Landgrafen Hermann noch lange nicht beendigt. Derselbe war eigentlich nur der Anfang gewesen zu nicht minder schweren und blutigen Fehden, welche er nach des alten Landgrafen Heinrichs Tode durchzukämpfen hatte.

Der Sternerbund hatte sich aufgelöst. Allein fortwährend schloßen sich unruhige Ritter, unter dem Schutze und der Anführung Mächtigerer, in der Nähe des Heßenlandes zu neuen Bündnißen zusammen, welche verschiedene

Namen trugen, befehdeten den Landgrafen und mißhandelten das arme Land.

So bildete sich zu Anfang der Alleinregierung des Landgrafen Hermann in der Umgegend von Wetzlar, unter Anführung des Grafen von Naßau-Dillenburg und der Grafen von Solms ein Ritterbund, deßen Mitglieder sich die „Gesellen von der alten Minne" nannten. Sie beunruhigten hauptsächlich die Umgegend von Gießen bis gegen Marburg hin und brachten den Landgrafen und seine Unterthanen in großen Schaden.

An den Grenzen des Heßenlandes nach dem Bisthum Paderborn in Westphalen und der Grafschaft Waldeck hin beunruhigte eine andere Rittergesellschaft, deren Glieder sich die Falkener nannten, die Stadt Frankenberg und die umliegenden Dörfer. Die wackern Frankenberger aber wehrten sich gar tapfer und fingen einmal einen der Anführer des Falkenerbundes, den Ritter Friedrich von Padberg nebst fünf bewaffneten Knechten. Zuerst hängten sie die Knechte nach einander an den Galgen, um dann den Ritter seinen Gesellen nachfolgen zu laßen. Da erbat sich der Herr von Padberg Gehör von den Bürgern und gab gute Worte. Er stellte ihnen vor, daß sie sich durch seinen Tod den ganzen Bund auf den Hals hetzen und ihre Stadt in großes Unglück bringen würden. Würden sie ihm aber das Leben schenken, so wolle er redlich dafür sorgen, daß sie fernerhin ungeschädigt bleiben sollten von seinen Freunden. Die Bürger ließen sich einreden und ließen den Ritter los. Und treu seinem Worte stiftete nun wirklich Herr Friedrich von Padberg eine Versöhnung

zwiſchen den Falkenern und dem Landgrafen von Heßen. Ja, dieſer machte bald darauf denſelben Ritter von Padberg zu ſeinem Amtmanne zu Frankenberg und derſelbe führte dieſes ſein Amt mit Ehren und zur großen Zufriedenheit der Bürger. So wurden dießmal hier die Feinde zu Freunden.

Noch eine andere Rittergeſellſchaft in der Gegend der Diemel und an der oberen Lahn nannten ſich die Hörner, denn ein Horn war ihr Bundeszeichen. Unter ihnen waren es namentlich die Herren von Hatzfeld, welche an der Spitze ſtanden. In Thüringen hauſten die Flegler unter Anführung der Herren von Heldrungen, welche mitunter gleichfalls die heßiſchen Grenzen beunruhigten. Denn nicht in Heßen allein gab es damals ſolche Ritterbündniſſe: ſie waren faſt durch ganz Deutſchland zu finden.

Dadurch, daß eben ſchon ſeit ſo langer Zeit die kaiſerliche Gewalt ohnmächtig war und ſchwach, hatte ein Jeder im deutſchen Reiche ſich ſelber helfen müßen, wie er konnte. Da mußten denn Alle diejenigen, welche die größte Gewalt hatten, auch oben hinkommen mit ihrer Macht. Daruu wuchs beſonders die Macht der Fürſten. Sie ſtützten ſich namentlich auf die Städte in ihren Ländern, welche mit ihren feſten Mauern und Thürmen und mit gut bewaffneter Bürgerſchaft ihnen Unterſtützung gewährten gegen den räuberiſchen Adel.

Da fühlte ſich denn der Ritterſtand zurückgeſetzt und gedemüthigt. Weil aber der Einzelne Nichts ausrichten konnte gegen die Fürſtenmacht, ſo ſchloßen die Ritter dieſe Bündniße, um gemeinſam die Fürſten zu bekämpfen und

ihre vermeintliche Freiheit zu vertheidigen, die Freiheit nemlich, zu rauben und zu plündern.

Aber Landgraf Hermann ging aus allen seinen Kämpfen mit den wilden, fehdelustigen Rittern zuletzt siegreich hervor. Denn sein Arm war stark und sein Wille ernst, seine und seines Landes Feinde zu Boden zu werfen.

Aber alle diese einzelnen Fehden und Kämpfe dir zu erzählen, dazu kann ich mich, lieber Leser nicht entschließen. Du würdest mir am Ende ungeduldig und es müde werden, alle die Gräuel zu lesen, von welchen sie begleitet waren.

Darum will ich mich, wo wir dem Schluße unserer Geschichte allmälig näher rücken, zunächst damit begnügen, dir noch einige schöne Züge von Tapferkeit und Treue zu erzählen, welche Landgraf Hermann in diesen Kämpfen erfahren durfte.

---

2. Wie der Bürger Holzschuher aus Gießen seinem Landesherrn das Leben rettete und der Ritter von Griffte die Feste Gudensberg vertheidigte.

Der Adel besteht in der Stärke des Leibes bei Pferden, bei Menschen in guter Denkart.

Math. Claudius.

Es war im Jahre 1377, als sich Landgraf Hermann eine Zeitlang in seiner Stadt Gießen aufhielt, wahrscheinlich um die Ritter von der alten Minne im Zaume zu halten und die Feste Hermannstein, unweit Wetzlar am Lahn-

ſtrom gelegen, auszubauen und zu befeſtigen. Da erfuhr er die treue Anhänglichkeit eines Unterthanen, aber auch die ſchwarze Bosheit ſeiner Feinde.

Ein Bürger von Gießen nemlich, Eckardt Holzſchuher geheißen, kam durch den Wald in der Nähe von Wetzlar. Da ſah er von Ferne einige Ritter deſſelben Weges daher kommen. Da er den wilden Geſellen nicht traute, verkroch er ſich flugs in einen hohlen Eichbaum. Hier nun hörte er lauſchend mit an, wie die Ritter laut mit einander redeten, dem Landgrafen an der und der Stelle aufzulauern und ihn zu ermorden. Kaum waren die böſen Gäſte vorbei, da kroch Holzſchuher aus ſeinem Verſtecke und ging eilig zurück nach Gießen, ſeinen geliebten Fürſten zu warnen, indem er ihm den ſchlimmen Anſchlag verrieth.

Da konnte der Landgraf ſich vorſehen: Holzſchuher hatte ihm das Leben gerettet.

Aus Dankbarkeit für dieſe Errettung aus Todesgefahr ſchenkte Landgraf Hermann dem treuen Manne für ſich und ſeine Nachkommen ein Wohnhaus in der Stadt Gießen.

Noch mehrere hundert Jahre ſpäter waren die Abkömmlinge Eckhardt Holzſchuher im Beſitze dieſes Hauſes und bewahrten des Landgrafen Gnadenbrief auf als ihr theuerſtes Kleinod.

Eine andere ſchöne Geſchichte iſt die von der zweimaligen tapferen Vertheidigung der Stadt und Feſte Gudensberg durch den mannhaften Burghauptmann des Landgrafen, den Ritter Eckbert von Griffte.

Es war im Jahre 1370, also zur Zeit, da Landgraf Heinrich der Eiserne noch am Leben und Hermann noch Mitregent war, da eben der Krieg mit dem Sternerbunde anfing, als Erzbischof Gerlach von Mainz, welcher früherhin mit dem alten Landgrafen eng verbunden war, mitlief in dem allgemeinen Sturme gegen Heßen, ohne Zweifel, weil er dachte, wie die Andern, daß die letzte Stunde für das Heßische Fürstenhaus geschlagen habe.

Plötzlich und unerwartet ließ er die damalige Hauptstadt von Niederheßen, Gudensberg mit Heeresmacht angreifen. Schon war ihm das untere Schloß, die Wenigenburg geheißen, durch den Hauptmann Henne von Wehren übergeben und unfehlbar würde er auch die ganze Stadt in seine Gewalt bekommen haben, wäre der Anschlag nicht durch den unerschütterlichen Muth des tapfern Eckbert von Griffte vereitelt worden.

Mit heldenmüthiger Tapferkeit schlug er alle Angriffe ab, bot er allen Aufforderungen Trotz und erhielt die obere Burg seinem Herrn. Da ging die Gemalin des Landgrafen Hermann, Johanna von Naßau, selbst zu ihm hinauf vor die Burg und forderte ihn, ohne Zweifel, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, auf, die Burg zu übergeben. Aber der wackere Hauptmann gab ihr die muthige Antwort: „Gnädige Frau, hebt Euch nur bald von dannen, oder ich laße gegen Euch werfen und schießen, wie gegen den Feind! Ja, käme mein gnädiger Herr selbst und geböte mir Einhalt, er sollte in dieser Noth nicht herauf! Ich verhoffe zu Gott, dieses Schloß meinem Herrn wol zu erhalten, bis es Friede wird. Alsdann und eher nicht, will ich die

Burg übergeben.“ So sprach der tapfere rauhe Kriegsmann. Der Bischof aber, durch solchen Muth erschreckt zog mit seinem Heere wieder ab.

Mit gleichem Muthe vertheidigte der tapfere Eckbert von Griffte siebzehn Jahre darauf, im Jahre 1387, da er noch immer Amtmann oder Befehlshaber zu Gudensberg war, die Stadt gegen eine furchtbare Heeresmacht, mit welcher der Herzog von Braunschweig, der Erzbischof Adolf von Mainz und der Landgraf Balthasar von Thüringen ins Heßenland gefallen waren. Nachdem die Feinde die Stadt eingeschloßen und beschädigt hatten, schlug der Ritter von Griffte alle ihre Stürme mit solcher Entschlossenheit ab, daß das feindliche Heer unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Die zwei landgräflichen Burgen Niedenstein und Falkenstein hatten die Feinde bereits besetzt, mußten sie aber wieder im Stiche laßen. Von diesen beiden vergeblichen Angriffen auf die Stadt Gudensberg von Seiten der Erzbischöfe Gerlach und Adolf ging folgender Spottvers noch lange im Munde des Volkes:

Bischof Gerlach
Die Mauer von Gudensberg brach.
Darnach Bischof Adolf
beißet um sich, wie ein Wolf.

Für solche Tapferkeit aber kam Eckbert von Griffte verdientermaßen in große Gnade bei seinem Herrn, welcher ihm dieselbe auch durch die That zu beweisen suchte, indem er ihm die Burg Falkenstein verlieh.

Damals war es auch, wo der alte Feind der Stadt Hersfeld und Heßens, Ritter Eberhard von Buchenau,

mit dem Spottnamen: „die alte Gans," von welchem in der Sternerfehde die Rede war, mit den verbündeten Heeren gegen Heßen gezogen war. Auf diesen Zug des Ritters sangen dann die Hersfeleer das Spottlied:

„Die alte Gans ging für den Markgrafen stehn.
Hört lieber Herre, der Lantgraf euch kriegt viel mit Beut,
er wollt euch gerne sehen.
Fleuch gu dahin, gut Eberhard,
laß dich für Caßel schauen,
Berg und Thal wird alles voll
bis an die Lichtenauen."

---

3. Wie trefflich Margaretha von Hohenzollern, die zweite Gemalin des Landgrafen Hermann, ihrem Manne in der Zeit der Noth zur Seite stand.

Wer findet eine treue Ehefrauen,
Der er von Herzen kann vertrauen,
Der findet etwas Gutes allerwegen,
Von dem Herrn schöpft er den Segen.
H. Sachs.

Nach der siegreichen Beendigung jener kleineren Kämpfe und Fehden mit den verschiedenen Rittergesellschaften gerieth aber Landgraf Hermann in einen noch weit ernsthafteren und gefährlicheren Krieg mit mehreren Fürsten, namentlich seinen alten Feinden, dem Herzoge Otto dem Quaden von Braunschweig und dem Erzbischof von Mainz, der damals Adolf hieß und ein geborner Graf

von Naßau war. Die Sache ſtand für ihn um ſo ſchlimmer, da ſich ihnen ſein bisheriger Bundesgenoße, der mächtige Landgraf Balthaſar von Thüringen angeſchloßen hatte. Schwerlich hätte Landgraf Hermann einer ſo großen Macht, wie die der gegen ihn verbündeten Fürſten war, widerſtehen können, hätte ihm damals nicht Gott einen guten Engel an die Seite geſtellt, der ihm helfend und rathend zur Seite ſtand und in dem Augenblicke der größten Gefahr ſein Retter wurde. Dieſer gute Engel aber war ein ſchwaches Weib!

Am 1. Januar des Jahres 1383 nemlich hatte Hermann ſeine erſte Gemalin Johanna, geborene Gräfin von Naßau, verloren. Sie ſtarb am genannten Tage zu Marburg, wo ſie auch in der Eliſabethenkirche begraben liegt, nachdem ſie mit ihrem Manne in einer ſiebzehnjährigen, unfruchtbaren Ehe gelebt hatte.

Noch in demſelben Jahre trat nun Landgraf Hermann in die zweite Ehe und zwar, unter Vermittelung ſeines Verbündeten, des Landgrafen Balthaſar von Thüringen, mit Margaretha, der Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem edeln Geſchlechte der Grafen von Hohenzollern, dem Stammhauſe der Preußiſchen Königsfamilie. Sie war eine in jeder Beziehung ſeltene Frau, welche ihrem Gemale in Freude und Leid treulich zur Seite ſtand, ihm in ſeinem unruhigen, viel bewegten Leben mit ihrem Troſte und mit ihrem Rathe eine ſtarke Stütze war und in der Stunde der ſchwerſten Bedrängniß und Gefahr ſeine Retterin wurde. Vier Söhne, von welchen die drei älteſten jedoch frühe wieder ſtarben,

und zwei Töchter waren die Frucht dieser glücklichen Ehe. Der jüngste unter den Söhnen hieß Ludwig, vom Landgrafen Hermann nach seinem Vater in der heil. Taufe also genannt, wurde des Vaters Nachfolger in der Regierung und ein zweiter Stammvater des heßischen Fürstenhauses.

Von ihm, der späterhin der größte Fürst in Heßen ward vor der Reformation, sollet ihr im folgenden Bändchen der heßischen Geschichte hören.

Zuvor aber muß ich euch noch die weiteren Schicksale seines Vaters Hermann und seiner Mutter Margaretha erzählen.

Drei mächtige Fürsten hatten sich, wie gesagt, gegen den heßischen Landgrafen verbunden und waren im Jahre 1385 mit großer Heeresmacht in Heßen eingefallen, verwüsteten das Land mit Feuer und Schwert und zogen vor Kaßel. Warum Landgraf Balthasar unter den Feinden Heßens war? dieß vermag ich dir, lieber Leser, selbst nicht genau anzugeben, weil darüber keine genauere Nachrichten auf uns gekommen sind. Die beiden Landgrafen von Heßen, der alte Heinrich und Hermann hatten zur Zeit der Sternerfehde mit Landgraf Balthasar und seinen Vettern im Jahre 1369 jene Erbeinigung und Verbrüderung geschloßen, wornach sie sich gegenseitig nicht nur Hülfe versprachen gegen ihre Feinde, sondern auch mit einander verabredeten, daß eins des andern Länder beerben sollte, wenn das eine der beiden Häuser ausserben sollte. Sie hatten sich bis dahin einander treulich unterstützt. Landgraf Balthasar hatte in der Sternerfehde sein Heer gegen die rebellischen Ritter dem heßischen Landgrafen zu Hülfe

gesandt, dieser war dem Landgrafen von Thüringen zu Hülfe gezogen, als er im eigenen Lande von anderer Seite bedroht ward. Landgraf Balthasar hatte noch 1383 die zweite Ehe des Landgrafen Herrmann vermittelt und nun finden wir ihn, wie er, zwei Jahre später, im Bunde mit Heßens erbittertsten Feinden in's Heßenland einfällt und die Hauptstadt Kaßel bedroht. Vielleicht hatte er noch eine Entschädigung zu fordern an den Landgrafen Hermann von der Sternerfehde her, vielleicht auch ließ er sich vom Eigennutze verleiten, sich sobald als möglich in den Besitz von Heßen zu setzen, auf welchen er ohnedieß wol sicher gerechnet hatte. Die Lage des Landgrafen Hermann war um so gefährlicher, da die Feinde unter der Bürgerschaft von Kaßel heimliche Anhänger hatten, welche ihrem rechtmäßigen Landesherrn ungünstig waren. Sie hatten dem Landgrafen Balthasar versprochen, ihm bei Nacht durch herabhängende weiße Tücher ein Zeichen zu geben. Dann wollten sie ihm heimlich die Stadt öffnen und ihm Einlaß gewähren. Allein der Anschlag wurde verrathen, die Besatzung, durch des Landgrafen Zuspruch ermuthigt, vertheidigte sich tapfer, obgleich die Feinde mehr, als zweihundert zentnerschwere Steine aus ihren Feuerrohren und fünfhundert Feuerpfeile in die Stadt geschleudert hatten.

Nachdem sie so den heftigen Sturm glücklich abgeschlagen hatten, machten die Landgräflichen einen Ausfall, tödteten eine unzählige Menge von Feinden und verfolgten sie bis nach Zwehren. Bei dieser Gelegenheit sammelten sie zwei Wagen voll Schuhschnäbel, welche die Feinde, um beim Stürmen davon nicht gehindert zu sein, abgeschnitten

und weggeworfen hatten. Ihr erinnert euch wol, daß man in jenen Zeiten vornen an den Schuhen lange, spitze Schnäbel trug, welche oft einen halben Fuß und noch länger in die Höhe standen.

So war diese Gefahr für dießmal glücklich abgewendet. Der Feind, von Kaßel vertrieben, verheerte bei seinem Rückzuge noch auf eine furchtbare Weise das Land. Die Stadt Grebenstein schlug zwar den Angriff desselben tapfer zurück und empfing zur Belohnung dafür vom Landgrafen den Ritter St. Georg als Wappenschild; dagegen ward Immenhausen fast gänzlich verbrannt und unter den Bewohnern ein furchtbares Blutbad angerichtet.

Zwar kam es zunächst noch in demselben Jahre zu einem Waffenstillstande und Vergleiche. Allein schon im Jahre 1387 im Monate März zogen die drei feindlichen Fürsten abermals gegen Kaßel. Das Heer der gegen Heßen verbündeten Fürsten zählte fünfzehn Grafen mit ihrem Gefolge, zweitausend einhundert Ritter und fünfzehntausend Schützen und Fußgänger, eine für jene Zeiten furchtbare Macht. Als sie nach der Eroberung von Rotenburg und Melsungen vor die Stadt Kaßel gekommen waren, um sie zu belagern, da schien die Sache für den Landgrafen Hermann verloren. Einem so gewaltigen Heere zu widerstehen, ging über seine Kräfte.

In diesem ernsten Augenblicke nun ging die Landgräfin Margaretha hinaus in's feindliche Lager zum Landgrafen Balthasar von Thüringen. Unerschrocken und mit edelm Freimuthe trat sie vor den Landgrafen hin, und hielt ihm

vor, wie er, trotz aller beschworenen Verträge, ihrem Manne nicht Treue und Glauben gehalten, wie Landgraf Hermann ihm einst beigestanden in seinen Fehden mit wirksamer Hülfe, wie er selbst durch seine Vermittlung sie in's Heßenland gebracht, aus welchem er sie nun, dem Anscheine nach, wieder verjagen wolle, aus Begierde nach ihres Gatten Hab und Gut.

Das waren Worte, gesprochen zu rechter Zeit. Landgraf Balthasar fühlte ihre Wahrheit tief und bewunderte zugleich den unerschrockenen Muth der schwachen Frau. Voll Scham über sein eigenes Verhalten trennte er sich mit seinem Heere von den Verbündeten und zog nach Hause zurück.

Darauf konnten sich auch die beiden anderen Fürsten vor Kaßel nicht länger halten. Erzbischof Adolf von Mainz zog gleichfalls ab und vor die Feste Gudensberg, wo er aber durch die vorhin erzählte Tapferkeit des alten Eckbert von Griffte abgeschlagen wurde. Doch nahm er zum Beschluße des Feldzuges das Schloß Wolckersdorf an der Edder weg. Darauf entschloß sich der feindselige Priester nebst dem Herzog Otto von Braunschweig zum Frieden mit Heßen.

Doch auch dieser Friede war von keiner Dauer. Schon im darauffolgenden Jahre fielen die Mainzer und Braunschweiger wieder sengend und plündernd in Heßen ein, verheerten die Gegend am Diemelstrome und suchten (im October 1388) abermals Kaßel heim. Allein auch dieser Ueberfall mißglückte. Da endlich bequemte sich der Erzbischof Adolf zum ernstlichen Frieden, in welchem Landgraf

Hermann das Erbmarschallamt bei dem Kurfürsten von Mainz überkam, welches einst schon seine Vorfahren, die Landgrafen von Thüringen, bekleidet hatten.

Als Landgraf Hermann zu Fritzlar mit diesem Ehrenamte belohnt ward, da maß er den Hafer für das kurfürstliche Roß in einer silbernen Metze, zum Zeichen seiner neuen Würde eines Erbmarschalls des Erzbisthums Mainz.

Da nun noch überdieß Landgraf Hermann im Jahre 1391 mit dem Thüringer Landgrafen Balthasar die frühere Erbverbrüderung erneuerte, so hatte Heßen nun auf einige Zeit Ruhe und Frieden.

---

4. Landgraf Hermanns letzte Lebenstage und Tod.

Valet will ich dir geben,
du arge, falsche Welt;
dein sündlich böses Leben
durchaus mir nicht gefällt.
Im Himmel ist gut wohnen,
hinauf steht mein Begier;
da wird Gott ewig lohnen
dem, der ihm dient allhier.

Valerius Herberger.

So war denn Landgraf Hermann glücklich an dem Schluße des vierzehnten Jahrhunderts angelangt. Nach so manchem Kriege und Streite sehnte er sich nach Ruhe. Aber es sollte ihm, nach Gottes Willen nicht vergönnt sein, sie hienieden auf Erden lange zu genießen.

Es war im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts, am 5. Juni 1400, als der heßische Boden durch ein schweres Verbrechen besudelt wurde, welches wieder mancherlei Streit und Fehde für den Landgrafen nach sich zog.

In demselben Jahre nemlich war Kaiser Wentzel, der Sohn Karls IV., von den deutschen Fürsten als der Regierung unfähig und des Kaiserthums unwürdig, auf einer Fürstenversammlung zu Frankfurt (am 6. Febr. 1400) abgesetzt worden. Er war ein schwacher unfähiger Regent gewesen, der wol mitunter guten Willen gezeigt, aber nirgends die Kraft hatte, ihn durchzuführen.

Nun galt es, einen neuen Kaiser zu wählen, welcher kräftiger und beßer die Zügel der Regierung führen könnte. Am meisten Wahrscheinlichkeit hatte es für sich, daß Herzog Friedrich von Braunschweig die meisten Stimmen erhalten würde.

Ehe aber darüber noch ein Beschluß gefaßt worden war, zog Herzog Friedrich von der Kaiserstadt am Maine, in Gesellschaft vieler anderer Fürsten und eines zahlreichen Gefolges, wieder nach Hause. Unter Weges nun, in der Nähe von Fritzlar, auf Heßischem Gebiete, unweit der Waldeckischen Grenze, als die Fürsten durch den Hohlweg bei Klein-Englis zogen, wurden sie plötzlich von einem starken Haufen Geharnischter überfallen und von ihrem Gefolge getrennt.

An der Spitze ihrer Feinde war der junge Graf Heinrich von Waldeck, Mainzischer Befehlshaber auf dem Schloße Rustemberg. Die Angegriffenen wehrten sich mannhaft. Aber schon waren ihrer Viele getödtet, ver-

wundet und gefangen. Da fiel endlich auch, nach tapferer Gegenwehr, Herzog Friedrich von der Hand zweier Heßischen Ritter, Friedrich von Hertinghausen und Kunzmann von Falkenberg geheißen.

Man hatte den damaligen Erzbischof Johannes II. von Mainz, einen gebornen Grafen von Naßau, als den Anstifter dieses Meuchelmordes in Verdacht. Er war ein Bruder jenes Erzbischofs Adolf, welcher einst ein so unversöhnlicher Feind des Landgrafen Hermann gewesen war. Trotz des Eides, mit welchem er sich reinigen wollte, ward er von aller Welt als der Urheber der Schandthat angesehen.

Erzbischof Johannes hatte aber nicht für Friedrichs Kaiserwahl gestimmt und wollte den Herzog Ruprecht von der Pfalz zum Kaiser, welcher auch wirklich die deutsche Königskrone davon trug. Die Brüder des Ermordeten aber und Landgraf Hermann von Heßen, welcher über den Mord, auf seinem Gebiete und von seinen eignen Vasallen begangen, tief entrüstet war, verbanden sich mit dem Landgrafen von Thüringen zur Strafe über die Grafen von Waldeck und die andern Uebelthäter. Darüber kam es zum Kriege mit Mainz, deßen Kurfürst auf die Seite der Mörder trat.

Die Heßischen und Thüringischen Landgrafen fielen nebst den Braunschweigischen Völkern mit mehr als zwölftausend Mann, in die Mainzischen Besitzungen im Eichsfelde ein und bedrängten die Schlößer des Erzbischofs bei Duderstadt und Heiligenstadt.

Als aber nun Graf Heinrich von Waldeck mit Mainzischen Truppen gegen Kaßel zog, die Hauptstadt

mit steinernen Kugeln beschoß und zwölf umliegende Dörfer verbrannte, da kehrte Landgraf Hermann wieder um, sein Land zu beschützen. Die Mainzer aber wendeten sich nun gen Homberg an der Ohm und beschoßen auch diese Stadt. Hierher wendete sich nun der Heßische Landgraf, schlug den Feind unweit Homberg auf's Haupt und erbeutete hundert und fünfzig gesattelte Pferde. Unter den Gefangenen befand sich auch der Graf von Ziegenhain, Johann mit dem Beinamen „der Starke," von welchem ihr später noch ein Mehreres hören werdet. Auch die Burg Hauna an der Fuldischen Grenze eroberte damals der Landgraf.

Da auf diesen Sieg einige Waffenruhe folgte, so suchte der nunmehrige deutsche König Ruprecht die streitenden Gegner zu versöhnen. Er kam deßhalb selbst mit großem Gefolge nach Hersfeld, den Frieden zu stiften. Allein vergebens! Landgraf Hermann war bereit, die Friedensbedingungen anzunehmen. Aber nicht so der Erzbischof von Mainz. Es kam abermals zum blutigen Kriege zwischen den Feinden und ihren gegenseitigen Bundesgenossen. Ohne daß in demselben eine von beiden Parteien große Vortheile errungen hätte, kam es endlich, zu Anfang des Jahres 1405 zum Frieden.

Schon aus der Erzählung dieses Krieges, deßen erste Veranlaßung die Ermordung eines trefflichen Fürsten, des Herzogs Friedrich von Braunschweig war, wie aus der ganzen unruhigen Regierung des Landgrafen Hermann möget ihr den Geist der Verwilderung und der Zügellosigkeit erkennen, welcher damals im deutschen Reiche herrschend ge-

worden war. Wie war es doch hierin so ganz anders geworden, als es einst zur Zeit der heil. Elisabeth, ja noch zur Zeit ihres Enkels, Heinrichs des Kindes gewesen! Auch damals fehlte es nicht an blutigen Fehden und an Gräueln von mancherlei Art. Aber wie bald folgte gewöhnlich dem Schuldigen die verdiente Strafe und wie oft that der Frevler ernstliche Buße, wie weiland Landgraf Konrad von Thüringen nach der Zerstörung von Fritzlar!

Welche Verwilderung der Sitten in diesem Zeitalter eingerißen war, davon gibt denn auch Zeugniß ein Turnier, oder Ritterkampfspiel, welches im Jahre 1403 zu Darmstadt gehalten wurde.

Darmstadt, die jetzige Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Heßen, gehörte aber damals noch nicht zum Heßenlande, sondern mit dem größern Theile der jetzigen Provinz Starkenburg den mächtigen Grafen von Katzenelnbogen. Früherhin ein kleines, unbedeutendes Dorf, und ein Filialort von Beßungen, wurde sie unter dem Grafen Wilhelm I. von Katzenelnbogen, im Jahre 1330 zur Stadt und Festung erhoben, erhielt Mauern und ein Schloß, worin die Grafen von da an gewöhnlich ihre Residenz hielten.

Im vorhin genannten Jahre 1403 nun lud der damalige Graf Johann III. von Katzenelnbogen die deutsche Ritterschaft zu einem großen Turniere nach Darmstadt ein. Die Ritter erschienen ungemein zahlreich, hundert und vierzig Helme waren aus Heßen und hundert und zwanzig aus Franken gekommen. Allein unter Weges hatten sich

in der Stadt Wertheim, am Mainstrome gelegen, mehre heßische und fränkische Ritter beim Weine entzweit. Diese warfen jenen vor, daß sie sich vom Stegreife oder Raube nährten, jene, daß diese Kaufmannschaft trieben. Beide Theile verhielten ihren Groll, bis sie in den Schranken, welche auf freiem Felde errichtet waren, erschienen. Da machten sie ihrem Zorne Luft und aus dem Waffenspiel wurde ein blutiger Kampf, in welchem neun Heßen und siebzehn Franken todt auf dem Platze blieben, wie die alten Reime sagen:

Zu Darmstadt in den Schranken
Blieben neun Heßen und siebzehn Franken.

Darauf ritten die Urheber des Streites davon, die andern aber beschloßen den Tag, gleich als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, mit einem lustigen Tanze.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu Landgraf Hermann zurück!

Nach Beendung des Mainzischen Krieges traf ihn ein schweres, häusliches Unglück. Er verlor nemlich im Jahre 1406 seine treue Gemalin Margaretha von Hohenzollern. Sie war eine heldenmüthige, treffliche Frau, welche, wie ihr gesehen habt, dem Landgrafen als eine kräftige Stütze in allen seinen Widerwärtigkeiten zur Seite stand. Darum sagt ein alter Berichterstatter im guten Sinne von ihr, daß sie „mehr regiert habe denn der Herr."

Der Landgraf war unterdeßen ins höhere Lebensalter eingetreten und es wäre dem Vielgeprüften nunmehr die Ruhe zu gönnen gewesen. Allein sie sollte ihm nun einmal hier im Leben nicht beschieden sein!

Der Erzbiſchof Johann II. von Mainz, ſein unverſöhnlichſter Feind ruhte nicht, bis er ums Jahr 1410 einen Bund von raub- und fehdeluſtigen Rittern gegen den Landgrafen zuſammen gebracht hatte. Sie nannten ſich die Luchſe. Unter ihnen waren die Mörder Herzog Friedrichs von Braunſchweig, Friedrich von Hertinghauſen und Kunzmann von Falkenberg.

Ein Theil derſelben beunruhigte zunächſt die Stadt Hersfeld. Ihr Anführer Fritz Stupfeler ließ hier aus Zorn darüber, daß die Bürger den Angriff auf ihre Stadt muthig abgewehrt hatten, einem Hersfelder Knaben Hände und Füße abhauen, wofür die Bürger ihn fingen und zur wolverdienten Strafe am Galgen aufhängten.

Während auf der andern Seite des Landes die Geſellen vom Luchſe ſich rüſteten, half Landgraf Hermann noch zu Mainz, nach dem Tode des deutſchen Königs Ruprecht von der Pfalz, den neuen Kaiſer Sigismund wählen. Dieß geſchah im Mai des Jahres 1410 und dieß war ſeine letzte That, womit er Antheil genommen an den Geſchäften des Reiches.

Mit dem Erzbiſchofe ſchloß er zwar auch noch, in Folge dieſer Kaiſerwahl, einen vorläufigen Frieden am 29. Juni 1412. Aber ſchon waren die böſen Geiſter losgelaßen. Die Ritter vom Luchſe, den Grafen von Waldeck und die Grafen von Naßau-Dillenburg an der Spitze, machten furchtbare Raub- und Brandzüge in Oberheßen, verbrannten die Stadt Kirchhain, tödteten viele Bürger von Frankenberg und verheerten in furchtbarer Weiſe das Land. Da rüſtete der alte Landgraf, auf Zureden

seines, damals erst neunjährigen Sohnes Ludwig, noch einmal seine Streitmacht aus, um seine bedrängten Unterthanen zu schützen wider die Gewaltthaten raubgieriger Ritter. Mitten unter diesem Waffengetöse aber legte Landgraf Hermann mit dem Beinamen: „der Gelehrte" am 22. Februar des Jahres 1413 sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder.

Auf drei und siebzig Jahre hatte er sein unruh- und mühevolles Leben gebracht, sechs und vierzig Jahre über Heßen regiert, nemlich zehn Jahre in Gemeinschaft mit seinem Oheim, Heinrich dem Eisernen, und sechs und dreißig Jahre allein. Seine Regierung bietet das Bild unaufhörlicher, innerer und äußerer Kämpfe dar, welche er, wenn auch mit abwechselndem Glücke, doch unermüdlich und darum doch im Ganzen siegreich kämpfte. Zu Marburg in der Kirche der heil. Elisbbeth liegt er begraben in seiner Ahnen Gruft.

Er hat, wie einst sein Urgroßvater Heinrich das Kind, das Heßenland vor dem Schicksale der Zerreißung und Vertheilung bewahrt, welches demselben unter seiner Regierung mehr denn einmal ganz nahe bevor stand. Er hat ferner das Heßische Fürstenhaus, deßen einziger Sprößling er so lange Jahre hindurch war, durch seinen trefflichen Sohn und Nachfolger fortgepflanzt, und so das Geschlecht der heil. Elisabeth erhalten.

Deßhalb bleibe auch sein Andenken im Heßenlande im Segen!

Zeittafel

zum Leben Heinrichs des Eisernen und Hermanns des Gelehrten.

1297 Geburtsjahr Heinrichs II. des Eisernen.

1308 Tod Heinrichs I. des Kindes am 21. December. — Sein älterer Sohn Otto ist Landgraf von Oberhessen, sein jüngerer Sohn Johannes Landgraf von Niederhessen.

1309 Des Landgrafen Johannes Kriegszug gegen Thüringen.

1311 Tod des Landgrafen Johannes am 14. Febr. — Otto, Landgraf von ganz Hessen.

1321 Heinrichs des Eisernen Vermälung mit Elisabeth von Thüringen.

1328 Tod des Landgrafen Otto am 17. Januar. — Heinrich II., sein Nachfolger.

1337 Erwerbung von Spangenberg.

1339 Otto der Schütz vermält mit Elisabeth von Cleve.

1340 Ludwig, der Junker von Grebenstein vermält mit Elise von Spanheim.

1342 Muthmaßliches Geburtsjahr Hermanns des Gelehrten.

1345 Tod Ludwigs, des Junkers von Grebenstein.

1349 Der schwarze Tod.

1350 Die Judenschlacht. — Die Geißelfahrt. — Sieg Heinrichs des Eisernen über den Erzbischof Heinrich von Mainz, Grafen von Virneburg.

1355 Tod Johann's III., letzten Herzogs von Brabant und Lothringen.

1357 Tod des Landgrafen Ludwig, Bischofs von Münster.

1361 Tod des Landgrafen Otto, Erzbiſchofs von Magdeburg.

1366 Tod Otto des Schützen am 10 December. — Hermann der Gelehrte wird Mitregent.

1367 Hermann der Gelehrte vermält mit der Gräfin Johanna von Naßau.

1369 Tod Hermanns, des Junkers von Nordeck.

1371 Der Anfang des Sternerkrieges.

1373 Erbverbrüderung mit Thüringen und Meißen am 9. Juni. — Ende des Sternerkrieges.

1374 Friede mit Mainz.

1375 Friede mit Braunſchweig.

1376 Tod Heinrichs des Eiſernen am 4. Juni. – Hermann der Gelehrte ſein Nachfolger.

1383 Tod der 1. Gemalin des Landgrafen Hermann. — Derſelbe vermält ſich mit Margaretha von Hohenzollern.

1385 Erſte Belagerung von Kaßel.

1387 Zweite Belagerung von Kaßel. — Friede mit Balthaſar von Thüringen durch die Landgräfin Margaretha.

1388 Dritte Belagerung von Kaßel. — Friede mit Mainz.

1400 Abſetzung des Kaiſers Wenzel. – Ermordung Friedrichs von Braunſchweig. — Neuer Krieg mit Mainz.

1402 Geburt Ludwigs des Friedſamen.

1403 Turnier zu Darmſtadt.

1405 Friede mit Mainz.

1406 Die Langräfin Margaretha ſtirbt.

1410 Neue Fehde mit Mainz und mit den Rittern vom Luchſe.

1412 Friede mit Mainz.

1413 Tod des Landgrafen Hermann am 22. Februar.

Die Quellen dieser Schrift sind:

1) Gerstenbergers Heß. Chronik bei Schmink. Mon. Hass. II.
2) Desselben Frankenberg. Chronik bei Kuchenbekker, Coll. V.
3) Die Supplemente dazu bei Ayermann, Sylloge anecdot.
4) Chronika und altes Herkommen, bei Senkenberg, sel. jur. et hist. III.
5) Excerpta Chron. Riedes, bei Kuchenbekker. Coll. III.
6) Emmels limburg. Chronik, bei Hontheim, prodrom. hist. Trevir.
7) Trithem. Chron. Hirsaug.
8) Die Chronik von Königshofen.
9) Joannis, res Moguntin. I.
10) Dilichs Heß. Chronik.
11) Winckelmann's Beschreib. der Fürstenthümer Heßen und Hersfeld.
12) Justi, Vorzeit. 1839.
13) Rommels Geschichte von Heßen, II.
14) Döring, Thüringische Chronik.
15) v. Häfner, Trachten des christl. Mittelalters.
16) Landau, über die Todestage einiger heßischen Landgrafen. Kaßeler Zeitschrift für Heß. Geschichte, 2. B.
17) Landau, die Rittergesellschaften in Heßen.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das

deutsche Kinderbuch.

Altherkömmliche Reime, Lieder, Erzählungen, Uebungen, Räthsel und Scherze für Kinder.

Gesammelt von

Karl Simrock.

Geh. 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr. In feinem Einband 27 Sgr. od. fl. 1. 36 kr.

„Es wundert uns sehr, daß dies herrliche Büchlein nicht schon verschiedene Auflagen erlebt hat und nicht in jedem Haus, wo Kinder sind, zu finden ist. Es kommt uns vor wie ein lieber gutmüthiger alter Onkel, dessen Gedächtniß ein Schatzkästlein voll lustiger, närrischer und ernsthafter Einfälle, Geschichten, Lieder und Sprüchlein ist, und den man immer mit Ungeduld erwartet und ihm, wenn er kommt, fast die Rockschöße abreißt und den Hals zuschnürt vor lauter Jubel, Umarmen und Herumziehen. Es ist ein Büchlein, in das man sich ganz verlieben muß, wenn man's recht kennt; es umfaßt die ganze Sphäre kindlicher Anschauungen von den Verslein des „dummen Vierteljahrs" bis hinauf in die Tage, wo die junge Weisheit schon über Neckmärchen und Räthseln brütet. Und was ihm einen besonderen Reiz verleiht, ist Das, daß diese Sachen aus alten Zeiten gesammelt sind, aus den Zeiten, wo unsere Urgroßeltern noch Kinder waren und diese Sprüchlein und Liederlein von ihren Großeltern hörten und lernten.

Vergleichen wir die Massen moderner Erscheinungen dieses Gebietes, so zeigt sich uns erst recht klar, daß diese großtentheils gemacht sind, während jene alte Sachen entstanden, wir wissen nicht wie und wo, wie die Märchen und Volkslieder. Und Das, was sich durch so viele Generationen vererbt hat bis auf uns und unsere Kinder herab, das trägt auch den Keim der Zukunft in sich und wird nie verwehen und nie verklingen, so lange es noch Mütter und Kinder gibt, was, wie wir nicht umhin können anzunehmen, noch einige Zeit fortdauern wird. Wir schleppen alle ein Stück Vergangenheit mit uns und vermachen sie wieder unsern Nachkommen, und so geht das Ding fort und fort

die rieselnden Zeiten hinaus, und es weht Einen oft ganz eigen an, wenn in den blasirten blassen Lärm ein Ton herein klingt aus alten, festen körnigen Zeiten und dann sehen wir, daß das Alte so gut ist, daß wir nichts Besseres an seine Stelle setzen können.

Jede Gegend hat ihre eigenthümlichen Reime und Sprüchlein; sie fliegen zwar oft hinüber wie Ahornsamen in andere Gebiete, müssen sich aber doch dort erst wieder akklimatisiren. Daß nun Meister Simrock, der kundige Botaniker deutscher Sprache, all' diese Genera und Species zu einem lieblichen Herbarium vereinigt hat, dafür muß ihm jede Mutter und jedes Kindlein herzlichen Dank wissen Hättet Ihr, Meister, noch einen kleinen Absteher zu uns herüber gemacht, so würdet Ihr in unserem Ländlein auch noch viele gar schöne Blüthen gefunden haben, und weil wir doch einmal das Plattdeutsche auch verstehen müssen, so wär's gar nicht unbillig gewesen, daß die nordischen Kinder auch unser liebes Alemannisch hätten buchstabiren lernen. — Wir sind gern bereit zu einer neuen Auflage Euch ein Büschlein Alpenblumen beizusteuern." (Aus der Schweiz.)

Neckräthselbuch.

Räthselfragen und Volksräthsel

zur Lust und Lehr'

für

das reifende, begreifende Jugend-Alter.

Mit vielen unsichtbaren Stichen und Schnitten.

Von

Karl Enslin.

Zweite vermehrte Auflage.

Geh. 48 kr. Geb. 54 kr.

rſtenhauſes.

2. Gemalin:

Mechthilde von Cleve,
verm. 1275, † 1309.

Kinder:

3. Johannes, geb. um 1278, † 1311, verm. mit Adelheid von Braunſchweig.

4. Ludwig, geb. um 1279, Biſchof v. Münſter 1309, † 1357.

5. Katharina, verm. mit Otto Grafen von Orlamünde.

6. Eliſabeth, verm. mit Albrecht, Grafen von Görtz und Tyrol.

Tochter:

Eliſabeth!

Junker von Nordeck, unvermält.

4. Otto, Erzbiſchof von Magdeburg, † 1361.

5. Eliſabeth, vermält mit Rudolf II. Herzog zu Sachſen.

Landgraf,
1367 zum 1. mal
ſſau, (kinderlos);
rgarethe von
rbſte 1383.

3. Agnes,
Aebtiſſin zu
Eiſenach, † 1393.

---

7. Hermann, † als Kind.

* 8. Ludwig der Friedſame, Landgraf, geb. 1402, † 1458.

Die Fortſetzung dieſer Stammtafel folgt im 4. Bändchen.

Digitized by Google

Die

Geſchichte Heßens

in Biographien

für das Volk erzählt

von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelſtadt.

Viertes Bändchen.

Ludwig der Friedſame, Landgraf von Heßen.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1856.

Das Leben

Ludwigs I., des Friedsamen,

Landgrafen von Heßen.

Eine Erzählung für das Volk.

Von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelstadt.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1856.

Ihrer Königlichen Hoheit

der Allerdurchlauchtigsten Großherzogin

Mathilde

von Heßen und bei Rhein,

Königlichen Prinzeßin von Baiern ꝛc. ꝛc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfaßer.

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	1
I.	Von der Kindheit und Erziehung Ludwigs des Friedsamen und von dem weisen Anfange seiner Regierung	11
II.	Wie Landgraf Ludwig der Friedsame die Grafen von Naßau-Dillenburg schlug und Ordnung im Lande machte	17
III.	Wie Landgraf Ludwig des Landes Wolfahrt durch heilsame Gesetze beförderte	20
IV.	Wie Landgraf Ludwig gegen die Hußiten zog . .	28
V.	Die Schlachten bei Englis und bei Fulda . . .	33
VI.	Wie der tapfere Hermann von Riedesel ein Erbmarschall des Landgrafen zu Heßen ward	38
VII.	Von Ludwig des Friedsamen Frömmigkeit und von seiner Wallfahrt zu dem heiligen Grabe . . .	42
VIII.	Wie Landgraf Ludwig um die Erbschaft von Brabant kam	45
IX.	Wie Landgraf Ludwig der Friedsame die deutsche Kaiserwürde ablehnte	52
X.	Von des Landgrafen Ludwig steigendem Ansehen und von seinen friedlichen Erwerbungen	55
XI.	Wie Ludwig der Friedsame die Grafschaften Ziegenhain und Nidda erwarb	61
XII.	Wie Landgraf Ludwig nach Rom reiste und dort hoch geehrt ward vor allen Fürsten Europa's von Papst Nikolaus V.	67

Seite

XIII. Von mancherlei Naturereignißen während der Regierung Ludwigs des Friedſamen 70

XIV. Von der Erfindung der Buchdruckerkunſt und wie Ludwig der Friedſame die Klöſter in Heßen reformiren wollte 75

XV. Von Ludwigs des Friedſamen Familienverhältnißen, von ſeinen letzten Schickſalen und von ſeinem Tode . 80

Anhang.

Von den Söhnen und Enkeln Ludwigs I. des Friedſamen.

I. Wie die beiden älteſten Söhne Ludwigs des Friedſamen, Ludwig II. und Heinrich III. ſich in das Heßenland theilten, und von ihren Kindern 85

II. Wie die beiden fürſtlichen Brüder uneins miteinander wurden um das Erbe ihres Vaters und von ihrem traurigen Bruderkriege 89

III. Von dem Landgrafen Hermann von Heßen, der ein Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln ward, und von der tapfern Vertheidigung der Stadt Neuß . . . 99

IV. Wie die Grafſchaft Katzenelnbogen an Heßen kam . 106

V. Von den drei Enkeln Ludwigs des Friedſamen, welche alle drei Wilhelm geheißen wurden 111

1. Von Wilhelm III. oder dem Jüngeren, Landgrafen von Oberheßen 112

2. Wilhelm I., dem Aelteren, Landgrafen zu Heßen . 117

3. Wilhelm II. oder den Mittleren 121

Zeittafel.

Zweite Heßiſche Stammtafel.

Einleitung.

Lieber Leſer! Es gibt ein gutes, altes Sprüchwort, welches du gewiß auch ſchon gehört, oder auch ſelbſt gebraucht haſt. Es heißt: Eile mit Weile! Das fällt mir eben ſo ein, wo ich im Begriffe ſtehe, dir abermals zu erzählen aus einer alten, längſt vergangenen und vergeßenen Zeit, und wie's darin geweſen iſt im deutſchen Vaterlande, insbeſondere in unſerer lieben Heimath, dem Heßenlande. Ich fing an mit der heil. Eliſabeth, jener frommen, demüthigen Jüngerin des Herrn, die einſt aller Ehre, allem Glanze und allem Reichthume dieſer Welt freiwillig entſagte, um den Armen und Elenden zu dienen, welche Chriſtus der Herr für ſein Eigenthum erklärt, von denen er geſagt hat, daß das, was an ihnen Gutes geſchieht, von ihm ſo angeſehen werde, als habe man es ihm ſelbſt gethan. Sie hat gelebt zu Anfang des 13. Jahrhunderts und iſt zu Marburg geſtorben im Heßenlande. Dann ging ich über zu ihrem Enkel, Heinrich, genannt das Kind, dem erſten Landgrafen von Heßen, welcher zu Anfang des 14. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt geſtorben iſt und neben ſeiner frommen Großmutter in der Eliſabethenkirche zu Marburg im Grabe

ruht. Von ihm kam ich zu reden auf ſeinen Enkel, den Landgrafen Heinrich den Eiſernen und auf die traurigen Zeiten des 14. Jahrhunderts, welche unter dieſem Landgrafen und unter ſeinem Neffen Hermann dem Gelehrten, unſer Vaterland heimſuchten. Da nun dieſer letzte Landgraf Hermann im Jahre 1411 das Zeitliche geſegnet hat, ſo haben wir nun ſchon einen Zeitraum von zweihundert Jahren mit einander durchlaufen und ſtehen am Ende doch ſelbſt noch immer ſo ziemlich auf dem alten Flecke.

Und da wirſt du am Ende gar ungeduldig und möchteſt gerne gleich an's Ende kommen mit meinen Geſchichten. Denn du möchteſt vor allen Dingen gerne wißen, wie die neue Zeit, in welcher Du lebſt, aus der alten hervorgewachſen iſt und ſich entwickelt hat.

Da muß ich denn das Sprüchwort wiederholen: Eile mit Weile! Die Geſchichte jener alten Zeiten erzählt ſich doch gewiß ſchnell genug. Erſt drei Büchlein von der Heßiſchen Geſchichte haſt du geleſen und damit ſchon zwei hundert Jahre durchlaufen! Was willſt du mehr?

Darum zähme ein bischen deine Ungeduld: mit jeder Lebensgeſchichte der alten heßiſchen Fürſten kommen wir der neueren Zeit näher und es wird nicht mehr ſo gar lange dauern, ſo werden dir ſchon bekanntere Namen und Begebenheiten aufſtoßen und du hörſt vielleicht auch gelegentlich wenn auch nicht gerade dein Dorf nennen, in welchem du wohneſt, aber doch die Landſchaft, oder Grafſchaft, in welchem es liegt. Denn mein neuſtes Büchlein, welches du eben in die Hand genommen haſt, um dir am langen Winterabende die Zeit zu verkürzen bei Ampellicht ob

Fackelschein, zeigt dir, wie die Landgrafschaft Heßen allmälig sich vergrößert hat, wie die Landgrafen im Frieden, wie im Kriege, durch Heirath und Erbschaft, durch Kauf und durch Schenkung, theilweise auch mit dem Schwerte in der Hand, eine Herrschaft nach der andern erwarben, bis das Heßenland den Umfang gewonnen hatte, welchen dasselbe zur Zeit des Landgrafen Philipp von Heßen, des Zeitgenoßen Luthers gehabt. Dieser Bestand aber hat bei der Theilung des Landes unter die Söhne des Landgrafen Philipp bei der jetzigen Gestaltung des Heßenlandes im Wesentlichen den Ausschlag gegeben.

Zeigte ich dir in dem Bilde der heil. Elisabeth die Vorbereitung zum Dasein des Heßenlandes als eines selbständigen deutschen Fürstenthums, in dem Leben Heinrichs des Kindes die Grundlegung und in der Geschichte seines Enkels, Heinrichs des Eisernen und seines Neffen Hermann die Vertheidigung und Sicherung des Heßenlandes gegen die furchtbarsten äußern und innern Feinde, so sollst du nun in diesem 4. Bändchen, welches das Leben des Landgrafen Ludwigs des Friedsamen, sowie seiner Söhne und Enkel enthält, die Erstarkung und Vergrößerung der Landgrafschaft Heßen hören.

Derjenige unter den Fürsten des Heßenlandes nemlich, welchem dasselbe seine spätere Macht und Größe zunächst zu verdanken hat, ist der Sohn des Landgrafen Hermann, welchem, wie du dich erinnern wirst, seine Feinde den Spottnamen des „Gelehrten" gaben, Ludwig geheißen. Er ist eben derjenige Fürst, deßen Lebensge-

ſchichte ich dir jetzt in der Kürze erzählen will. Sein Leben fällt in das 15. Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Und da ſeine Söhne und Enkel, welche nach ihm die Regierung führten über das Heßenland, theils nur kurz regierten, theils nicht ſo viel von ihnen zu ſagen iſt, daß ich damit ein ganzes Bändchen hätte ausfüllen können, ſo wirſt du das Merkwürdigſte aus ihrem Leben noch am Schluße dieſes Büchleins mitgetheilt finden und wird ſo daſſelbe die heßiſche Geſchichte des ganzen 15. Jahrhunderts in ſich begreifen.

Zunächſt aber muß ich anfangen von den allgemeinen Verhältnißen im deutſchen Vaterlande zu der damaligen Zeit das Wichtigſte zu ſagen. Denn die Landgrafſchaft Heßen, als ein Beſtandtheil „des heil. römiſchen Reiches deutſcher Nation," war eben auch in die allgemeinen deutſchen Verhältniße verflochten und hatte ihren Antheil an den Leiden und Freuden des Ganzen, zu welchem ſie gehörte. Es iſt eben allezeit im Großen, wie es im Kleinen iſt. Wenn's in deinem Städtchen oder Dorfe brennt, ſo iſt auch dein Haus in Gefahr und wenn die Erndte in deiner Gemarkung geräth, ſo haſt auch du deinen Theil daran.

Das 15. Jahrhundert war nun im Allgemeinen eine Zeit der Vorbereitung auf nachfolgende Begebenheiten, welche wichtiger und folgereicher waren, als die in der vorbereitenden Zeit ſelbſt.

Ihr habt in dem Zeitalter Heinrichs des Eiſernen geſehen, wie ſchon damals die Kirche Chriſti immer mehr in Verfall gerathen, die hohe Geiſtlichkeit immer ſittenloſer, die niedere immer unwißender, die Klöſter immer mehr die

Sitze des Müßigganges und der Sünden geworden waren. Der Geist des Evangeliums, wie er noch zur Zeit der heil. Elisabeth, wenn auch da nicht ganz rein und unverfälscht vorhanden war, war dadurch mehr und mehr aus dem deutschen Volke gewichen. Mit demselben war aber auch die beste Blüthe der Nation im Mittelalter unwiederbringlich dahin.

Noch baute man Dome und große Kirchen, aber nicht mehr in der Herrlichkeit und Schönheit, als früher. Die deutsche Dichtkunst war längst verschwunden. Die Innigkeit des Glaubens hatte einem leeren Ceremoniendienste Platz gemacht. Jene aufrichtige Buße und Bekehrung, wie man sie an so vielen Beispielen der frühern Jahrhunderte sehen kann, hatte bloßen äußerlichen Büßungen Platz gemacht, wie ihr's zur Zeit Heinrichs des Eisernen an den Geißlern sehen konntet. Diese und ähnliche Bußübungen konnten aber auf der einen Seite wahrhaft frommen Herzen keinen Frieden geben und mußten auf der andern die Unbußfertigen auf ihrem Sündenwege nur bestärken, weil sie meinten, mit ihrem äußerlichen Werke den Forderungen der Religion ein vollkommenes Genüge gethan zu haben.

Dagegen war das Zeitalter Ludwigs des Friedsamen, von welchem diese Geschichte handeln wird, eine Zeit zunehmender Kenntniße und wichtiger Erfindungen, überhaupt größerer äußerer Bildung. — Durch die Kreuzzüge waren viele Abendländer mit dem Morgenlande bekannt geworden und hatten dort manches Schöne und Nützliche gesehen und kennen gelernt, was denn mit nach Hause

genommen und hier weiter ausgebildet und benutzt wurde. Daher kam es denn, daß in den immer mehr aufblühenden Städten die Künste und Handwerke sich außerordentlich hoben und nebst dem, immer mehr in Aufschwung kommenden Handel den Wolstand und Reichthum vermehrten.

Vor Allem aber kann man sehen, wie man jetzt allmälig anfing, der Allgewalt des Papstes, des verweltlichten, üppigen Lebens und Treibens der Bischöfe und hohen Geistlichen, sowie der Sittenlosigkeit in den Klöstern müde zu werden.

Wie damals im deutschen Reiche sich gewöhnlich zwei Kaiser um die Oberherrschaft stritten, so waren es nun schon geraume Zeit auch zwei Päpste, von welchen jeder behauptete, der wahre Statthalter Christi zu sein. Der eine wohnte in der Stadt Avignon in Frankreich, der andere zu Rom. Am Ende kam es gar zu Anfang dieses Jahrhunderts dahin, daß die Christenheit drei Päpste hatte, von denen immer der eine den andern mit seinen Fluch- und Bannstrahlen verfolgte. Man hätte wol jedem von ihnen, und wären es ihrer auch noch mehrere gewesen, die Freude gönnen mögen, sich für Gottes Stellvertreter hier auf Erden zu halten, hätte nicht jeder von ihnen seinen Anhang gehabt unter den Fürsten und Völkern. So aber standen sich die Anhänger der verschiedenen Päpste, mit dem Schwerte in der Hand, einander entgegen und des Haders und Streites war kein Ende.

Auch das Heßenland wurde davon sehr wesentlich berührt. Denn der Heßische Landgraf, deßen Geistlichkeit und Kirchen unter dem Hirtenstabe des Erzbischofs von

Mainz standen, erkannte einen andern Papst für den rechten an, als der geistliche Kurfürst von Mainz und so kam denn ein neuer Hader zwischen Beide zu dem bisherigen Streite.

Die Folge aber davon konnte keine andere sein, als daß der Glaube an des Papstes Gewalt und Unfehlbarkeit allmälig in den Gemüthern anfing zu wanken. Und kaum hat irgend ein Umstand der Reformation so mächtig vorgearbeitet, als diese zwei- und dreispaltigen Papstwahlen.

Schon fingen die Anzeichen und Vorboten einer Reformation an, an's Licht zu treten.

Zuerst geschah es in Böhmen, daß ein Geistlicher, Johannes Huß zu Prag, das reine Evangelium predigte und die Mißbräuche der Kirche bekämpfte. Seine Anhänger wurden Hußiten genannt und werdet ihr im Verlaufe dieser Erzählung noch weiter davon hören. Der Gedanke an eine Reformation der Kirche „an Haupt und Gliedern," wie man damals sagte, kam auch sonst an vielen Orten zum Vorschein.

Dazu kam denn die Erfindung einer Kunst, welche für die Fortbildung des Menschengeschlechts von der allergrößten Wichtigkeit war. Es war dieß die Buchdruckerkunst. Während Ludwig der Friedsame in Heßen regierte, wurde sie in der Stadt Mainz von Johannes Gutenberg erfunden. Eines der ersten Bücher, welche gedruckt wurden und dadurch in viele Hände kamen, war die heilige Schrift, wodurch denn das reine und lautere Wort Gottes wieder bekannter wurde, durch welches man denn die vorhandenen Mißbräuche in der Kirche erkannte.

Doch waren dieß Alles damals nur die allererſten Anfänge, welche erſt hundert Jahre ſpäter vollſtändig ans Licht traten. Unterdeßen ging im Ganzen noch Alles ſeinen früheren Gang in Deutſchland fort. Der Papſt hatte bei allen wichtigen Angelegenheiten in Deutſchland ſeine Hände im Spiel. Die Biſchöfe waren große Herren, zogen mit Schwert und Helm in Krieg und Fehde und ſprachen den kirchlichen Bann aus über ihre weltlichen Feinde. Die niedrigen Geiſtlichen konnten oft weder leſen, noch ſchreiben. Die Klöſter waren die Sitze aller Sünden und Laſter. Wie konnte es da anders kommen, als daß ſich die größte Sittenloſigkeit über alle Stände verbreitete? Je mehr in den Städten Reichthum und Wolſtand durch die aufblühenden Gewerbe zunahm, deſto üppiger und hoffärtiger wurden die Bürger mit ihren Frauen, ſo daß oftmals die Obrigkeit durch Geſetze Aufwand und Staat in Eßen, Trinken und Kleidung bei Hochzeiten und Kindtaufen, wie bei andern feſtlichen Gelegenheiten verbieten mußte. Mit der äußern Abgeſchliffenheit gingen Völlerei und Unzucht Hand in Hand. Ueppigkeit und hoffärtiges Weſen nahmen in allen Ständen überhand. Die Hirten gingen in allen dieſen Dingen mit ihrem Beiſpiele voran: es konnte alſo nicht fehlen, daß die Heerden ihnen nachfolgten.

Was die kaiſerliche Gewalt betrifft, ſo war ſie auch im Zeitalter Ludwigs des Friedſamen nicht immer in den beſten Händen. Kaiſer Karl IV., ein geborner Herzog von Luxemburg, der zugleich König von Böhmen war, und unter Heinrich dem Eiſernen und Hermann dem Gelehrten die deutſche Königskrone trug, hatte ſeine Gewalt mehr

zum Nutzen seines Hauses, als zu dem seines Reiches gebraucht. Sein Sohn, König Wentzel, hatte zwar guten Willen, Ordnung im Reiche zu schaffen; allein die Kraft zur Ausführung fehlte ihm gänzlich und er mußte im Jahre 1400 die Schmach erleben, daß ihn die Fürsten absetzten und Ruprecht den Pfalzgrafen an seine Stelle erwählten.

Nach seinem Tode traf die Wahl der Fürsten den Sohn Kaiser Karls IV., Sigismund von Böhmen, nach seinem Tode den Herzog Albrecht von Oestreich, aus dem Stamme Rudolfs von Habsburg. Allein dieser starb wieder nach kurzer Zeit und nach ihm wählten sie seinen Sohn Friedrich zum Kaiser, einen schläfrigen, schwachen Regenten, nach welchem kein Mensch im ganzen Reiche Etwas fragte.

Unter diesen Umständen hätte man annehmen sollen, daß das Raubritterthum noch mehr überhand nehmen werde, als im vorhergehenden Jahrhunderte, die Unsicherheit im Lande noch ärger werden müße, als früher. Allein dem war doch nicht also. Die zunehmende Blüthe der Städte verstärkte die Macht der Fürsten und schwächte eben damit die Gewalt der Ritter, welche ohnehin seit des immer mehr überhandnehmenden Gebrauches des im dreizehnten Jahrhunderte erfundenen Schießpulvers im Kriege, in ihren Burgen nicht mehr so sicher waren, als früher. Daher denn die Bündniße der Ritter unter einander zu gemeinschaftlichen Kriegen gegen die Fürsten und Städte, wie der Sternerbund, welcher dem Landgrafen Hermann so furchtbar geworden war, und viele andere ähnliche. Doch war der Unsicherheit und Gewahltthat noch immer mehr, als zu viel im Lande.

Zu dieſer Zeit hatte nun das Heßenland das Glück, einen Herrn zu beſitzen, der zu den ausgezeichnetſten Fürſten gehört, welche nicht nur die heßiſche, ſondern auch die deutſche Geſchichte kennt, der mit Weisheit und Gerechtigkeit für das Wol ſeiner Unterthanen ſorgte, durch unerſchrockene Tapferkeit alle ſeine Feinde glücklich überwand und in ſo allgemeiner Achtung ſtand, daß nicht nur das damalige Oberhaupt der Chriſtenheit ihn der höchſten Auszeichnung für würdig hielt, ſondern es auch nur an ihm gelegen war, ſeinem Haupte die deutſche Königskrone aufzuſetzen, wenn er gewollt hätte.

Es iſt dieſes eben der Landgraf Ludwig der Friedſame, den ſein dankbares Volk noch bei ſeinen Lebzeiten nur den „Milden“ oder den „Gütigen“ nannte.

Sein Leben, ſeine Thaten und Schickſale und ſeine Regierung ſollen denn nun den Gegenſtand dieſer Erzählung bilden.

I.

Von der Kindheit und Erziehung Ludwigs des Friedsamen und von dem weisen Anfange seiner Regierung.

Groß sein thut es nicht allein,
sonst holte die Kuh den Hasen ein.
Altes Sprüchwort.

Landgraf Ludwig I., denn er war der erste dieses Namens, welcher über Heßen regierte, ist geboren am St. Dorotheentage oder am 6. Februar des Jahres 1402.

Er war der jüngste von den vier Söhnen Landgraf Hermanns des Gelehrten und seiner zweiten Gemalin, der trefflichen Margarethe von Hohenzollern. Seine drei Brüder waren vor ihm in der Jugend gestorben und so ward er des Vaters Nachfolger in der Landgrafschaft Heßen.

So traurig die Aussichten waren, unter welchen Landgraf Hermann einst, nach Heinrich des Eisernen Tode die Regierung des Landes angetreten hatte: bei dem Regierungsantritte Ludwigs des Friedsamen waren sie noch viel trauriger. Das Land war von den unaufhörlichen Raub- und Brandkriegen, von welchen es während der langen und unruhevollen Regierung des Landgrafen Hermann heimgesucht war, verarmt und gänzlich erschöpft. Noch standen die Ritter der wilden und fehdelustigen Ritter-

bündniße, welche Erzbiſchof und Kurfürſt Johannes II. von Mainz gegen Heßen aufgewiegelt hatte, auf heßiſchem Boden, nachdem ſie eben erſt die Provinz Oberheßen verwüſtet hatten. Noch war der unverſöhnlichſte Feind des Landgrafen Hermann, der eben genannte Erzbiſchof von Mainz, am Leben und ſtand in Bereitſchaft, über das Heßenland herzufallen.

Der Regent des Landes aber, der alle dieſe Uebel heilen, alle dieſe Kämpfe beſtehen ſollte, um das arme Land einer beßeren Zukunft entgegenzuführen, war ein elfjähriges Kind!

Dazu war der junge Landgraf in ſeiner frühen Kindheit an Körper ſo ſchwach, daß ſein Vater, um ſeine Geſundheit durch geiſtige Anſtrengungen nicht vollends zu untergraben, ihm nur wenigen Unterricht ertheilen ließ. Landgraf Hermann mochte wohl denken, daß ihm ja ſelbſt ſeine, in der Jugend auf den Univerſitäten zu Paris und zu Prag erworbene Gelehrſamkeit für alle Kämpfe Nichts genützt habe, welche er während ſeiner kriegeriſchen Regierung hatte zu beſtehen gehabt. Da meinte er, ſein Sohn könne, mit Gottes Hülfe, ohne gelehrte Kenntniße auch ein guter und tüchtiger Landesherr werden. Dagegen ließ er ihn in dem Einen, was Noth thut, im chriſtlichen Glauben aufs ſorgfältigſte erziehen. In der Ueberzeugung, daß „Chriſtum lieb haben beßer ſei, denn alles Wißen," pflanzte er durch Lehre und Beiſpiel in das junge, fürs Gute und Heilige empfängliche Herz des Sohnes mit Sorgfalt die Liebe zum Herrn im Himmel und die Treue gegen ſein heiliges Geſetz. Der junge Prinz mußte darum von ſeinem ſieben-

ten Lebensjahre an regelmäßig den Gottesdienſt und namentlich die Predigt beſuchen. Es mußte dieß einen um ſo tiefern Eindruck machen auf das reich begabte Gemüth des fürſtlichen Kindes, da außerdem zur damaligen Zeit die Religion vielfach zum leeren Ceremoniendienſte herabgeſunken war. Noch einen andern Punkt faßte der liebevolle Vater bei der Erziehung ſeines Sohnes mit Sorgfalt ins Auge. Er wußte wohl aus Erfahrung, wie oftmals fürſtliche Kinder durch ſchlechte Diener zur Sünde verführt werden und und nicht ſelten die Mühe und Sorgfalt der Eltern und Erzieher durch ſchmeichleriſche Hofdiener vereitelt wird, welche ſich Gunſt und Gnade zu erwerben ſuchen, indem ſie den aufkeimenden Lüſten der fürſtlichen Kinder heimlich zuvorkommen und Vorſchub leiſten. Darum ward die geſammte Hofdienerſchaft auf's ſchärfſte beaufſichtigt, damit die jugendliche Seele Ludwigs nicht frühzeitig durch böſe und unnütze Reden befleckt und vergiftet werden möge.

Und ſo kam es denn, daß der junge Landgraf zwar nicht einmal fertig leſen und ſchreiben lernte und ſich noch im Alter die lateiniſchen Briefe ins Deutſche mußte überſetzen laßen, dagegen aber in ſeinem ganzen Denken und Thun von heiliger Ehrfurcht vor Gott und ſeinem Worte durchdrungen und erfüllt war. Und da er überdieß von Gott mit den glücklichſten Anlagen des Geiſtes ausgerüſtet war, ſo ſollte er, trotz ſeines Mangels an Kenntnißen, einer der ausgezeichnetſten Fürſten werden, welche die Geſchichte kennt. Er iſt es eigentlich, der das Heßenland erſt zu dem gemacht hat, was es geworden iſt.

Schon als neunjähriger Knabe zeigte er, was er einst werden würde. Damals, als in den letzten Jahren des Landgrafen Hermann, wie vorhin gesagt, die Ritter vom Luchse die Provinz Oberhessen verwüsteten bis an die Thore von Marburg und Frankenberg, und der alte lebensmüde Landgraf zauderte, gegen sie das Schwert zu ziehen, da soll der junge Prinz seinem Vater so ernstlich zugesetzt haben mit Bitten und Ermahnungen, seine Unterthanen zu schützen und seine heilige, von Gott ihm verliehene Regentenpflicht zu erfüllen, daß sich endlich der Vater entschloß, sich zu rüsten, um die Ruhestörer mit Gewalt zu vertreiben.

Als nun der alte Landgraf Hermann gestorben war, trat sein einziger, ihn überlebender Sohn Ludwig die Regierung an.

Der Vormund aber des jungen Landgrafen war Herzog Heinrich von Braunschweig und Lüneburg, welcher der Gemal der ältern Tochter des Landgrafen Hermann, Margaretha und also ein Schwager des jungen Ludwig war. Diesem letztern aber waren unter der Obervormundschaft dieses Schwagers mehrere Edelleute als Beistände beigegeben, unter welchen der Erbmarschall Eckhard von Rörenfurt der vornehmste war. Diese Vormundschaft aber dauerte nur bis zum zurückgelegten vierzehnten Jahre des Landgrafen. Da schon wurde er für mündig erklärt.

Das erste, was nun der junge Landgraf alsbald nach seines Vaters Ableben that, war, daß er sich kräftigen Beistand suchte im eignen Lande. Die Hessischen Städte

hatten von den Zeiten Heinrichs des Kindes an allezeit am treuſten zu ihrem Landesherrn gehalten. Mit ihrer Hülfe hatten Heinrich II. und Hermann den Sternerbund überwunden und der letztere alle ſeine Fehden glücklich hinausgeführt. Während der größte Theil der Ritterſchaft abgefallen war, hatte er ſich faſt, bis auf wenige Ausnahmen, auf die Treue der Bürger in den Städten verlaßen können.

Darum zog nun der junge Fürſt noch im Todesjahre ſeines Vaters in die Städte ſeines Landes und ließ ſich huldigen. Dabei beſtätigte und verbriefte er denſelben alle ihre alten Freiheiten und Gerechtſame, wie ſie dieſelbigen einſt von ſeinen Vorfahren erlangt hatten. Und nie hat Ludwig der Friedſame ihnen dieſe Zuſage gebrochen, wie er denn überhaupt Zeitlebens ſein Wort heilig und unverbrüchlich gehalten hat. Beſonders günſtig zeigte er ſich einige Jahre ſpäter der Stadt Marburg, zu Ehren ſeiner Aeltermutter, der heiligen Eliſabeth, deren Nachkomme im ſechſten Glied (trinepos) er ſich nannte. Er errichtete auf dem Markte mehrere neue Gebäude und begabte ſie mit ſehr werthvollen Privilegien.

Dann gedachte Ludwig daran, mit den benachbarten Fürſten in ein freundſchaftliches Verhältniß zu kommen. Deßhalb ging er mit ſeinem Schwager und Vormunde, dem Herzoge Heinrich, nach Seelheim bei Amöneburg, wo er mit dem alten Feinde ſeines Hauſes, dem Kurfürſten Johannes II. von Mainz eine Zuſammenkunft hielt. Hier ſchloßen die Fürſten ein Friedensbündniß mit einander, worin ſie ſich über alle Punkte verglichen, worüber Heßen

und Mainz bisher streitig gewesen. Dann trat er in freundschaftliche Verbindung mit dem Bischofe von Würzburg und dem Abte von Fulda, mit den Grafen von Henneberg, Johannes dem Starken von Ziegenhain und Johannes von Katzenelnbogen. Endlich erneuerte er zu Treffurt die alten Bündniße mit dem Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen.

Während der junge Landgraf Ludwig so alle diese Bündniße und Verträge schloß, war er in die Jahre der Mündigkeit getreten. Darum beschloß er nun noch zuletzt, die Belehnung mit der Landgrafschaft Heßen bei Kaiser Sigismund nachzusuchen.

Zu diesem Zwecke begab er sich, im Mai 1417, in Begleitung von vierhundert Rittern nach der Stadt Kostnitz, wo eben die Kirchenversammlung tagte, welche sich durch die Verbrennung des Johannes Huß einen so traurigen Namen gemacht hat. Hier war auch Kaiser Sigismund.

Nun soll es sich damals zugetragen haben, daß Landgraf Friedrich von Thüringen und Markgraf von Meißen, „der Streitbare" geheißen, welcher später der erste Kurfürst von Sachsen geworden ist, dem Kaiser vor der Erscheinung des Landgrafen Ludwig eingeflüstert habe, derselbe sei ein Krüppel und ein ungesunder, kränklicher Mensch, welcher nicht fähig und würdig sei, die Lehen zu empfangen. Der Kaiser aber habe diesem die Antwort gegeben, schwächliche Kinder und junge untaugliche Pferde könnten immer noch tüchtig werden und darum dürfe man sie erst nicht verstoßen. Die Worte des Kaisers, wie sie auf uns gekommen sind, sollen gelautet haben:

„Ein jeglich unflätig Kind,
es sei von pflegma oder grind,
und junge lappichte pferde
sollen erst nicht verschmähet werden."

Er wolle darum, sagte der Kaiser, den Landgrafen erst selber sehen. — Als nun der junge Landgraf mit seinem mächtigen Gefolge in Kostnitz eingezogen war, da muß sein Anblick doch so elend nicht gewesen sein, denn am 17. Mai des Jahres 1417 wurde er auf offenem Felde bei Kostnitz feierlich von dem Kaiser mit dem Fürstenthum Heßen belehnt.

So war denn Landgraf Ludwig I., auch der äußeren Form nach, Fürst und Herr des Heßenlandes.

Wir werden alsbald sehen, wie trefflich er sich sowol im Frieden, als auch im Kriege zu halten wußte.

II.

Wie Landgraf Ludwig der Friedsame die Grafen von Naßau-Dillenburg schlug und Ordnung im Lande machte.

Feuer im Herzen bringt Rauch in den Kopf.
Sprüchwort.

Einer der erbittertsten Feinde des alten Landgrafen Hermann war der Graf Johann von Naßau zu Dillenburg gewesen. Er war im Sternerkriege einer der

vornehmſten Anführer der Ritter und der Haupturheber des Bundes von der alten Minne und lag mit dem Landgrafen von Heßen faſt in fortwährendem Kampfe. Seine Söhne Johannes II. und Adolph hatten den Haß ihres Vaters geerbt. Sie waren es namentlich geweſen, welche in den letzten Lebensjahren Hermanns des Gelehrten feindſelige Streifereien nach Heßen ausgeführt und das Land vielfach beunruhigt hatten.

Jetzt, da der junge Ludwig zum Regimente gekommen war, verſuchten ſie es wieder mit ihrer alten Tücke. Sie nahmen den landgräflichen Landvogt an der Lahn, Hermann von Riedeſel geheißen, gefangen.

Darüber erzürnt, ſandte Landgraf Ludwig alsbald einen Heerhaufen, unter Anführung der Ritter Werner von Elben und Konrad von Wallenſtein, gen Herborn im Naßauiſchen aus, den Gefangenen zu befreien. Allein der Anſchlag wurde den Grafen von Naßau verrathen. Sie ſammelten eiligſt ihre Streitkräfte und rückten mit denſelben, den Heßen an Zahl wol um das Doppelte überlegen, dieſen entgegen.

Sie trafen die Heßen in dem Sippacher Grunde, an der Dille gelegen und gedachten ſie zu umringen und ſie ſämmtlich niederzuhauen oder gefangen zu nehmen. Die Landgräflichen aber erkannten bald die Uebermacht der Feinde und erſannen eine Kriegsliſt.

Sie ſandten nemlich alle ihre Troßbuben in einen Wald, der ihnen zur Seite lag und ließen ſie vorwärts gehen, während ſie ſelbſt den Naßauern entgegenrückten.

Kaum hatten nun die Naßauer das Zeichen zur Schlacht gegeben, da bliesen die Troßbuben im Walde in die Trompeten und erhoben ein furchtbares Geschrei.

Da meinten die Naßauer nicht anders, als sie seien in einen Hinterhalt gefallen und verrathen, begaben sich entsetzt auf die Flucht und eilten, die Stadt Herborn zu gewinnen. Die Heßen aber verfolgten sie, soweit sie konnten und erschlugen der Feinde eine sehr große Zahl. Eine noch größere Anzahl derselben aber nahmen sie gefangen, namentlich viele Ritter und Edelleute. Diese führten sie nach Königsberg, nach Blankenstein, nach Biedenkopf und selbst bis nach Marburg, wo alle Gefängniße und Thürme von ihnen voll wurden. Einer von den Gefangenen aber, Fritz Galgenholz geheißen, war ein geborner Heße, hatte den Naßauern bisher als Kundschafter gedient und dadurch den Landgräflichen großen Schaden gethan. Er mußte nun seinen Verrath mit dem Leben büßen.

Hermann von Riedesel aber wurde befreit und das Naßauische Panier in der Kirche der heil. Elisabeth zu Marburg aufgehängt zum ewigen Gedächtniß an diesen herrlichen Sieg. Durch ihn wurden die Grafen von Naßau-Dillenburg so gedemüthigt, daß sie es von da an nicht mehr wagten, das Heßenland zu beunruhigen. Es begab sich aber dieß Alles im Jahre 1416.

Wie eifrig überhaupt Landgraf Ludwig schon in seiner Jugend darauf bedacht war, dem Lande den Frieden zu geben, die raub- und raufluſtigen Ritter an seinen Grenzen zu demüthigen und damit zur Ordnung

zurückzuführen, sieht man daraus, daß er auch in andern Gegenden seines Landes Ruhe und Ordnung aufs kräftigste zu handhaben wußte. So demüthigte er den Ritter Hans von Winzingerode mit seinen vier unruhigen Söhnen, der in der Gegend von Heiligenstadt und Duderstadt hauste, in Gemeinschaft mit den Mainzern und Thüringern. So ferner, in Gemeinschaft mit dem Bischofe von Würzburg und den Aebten von Hersfeld und Fulda, die unruhigen Herrn von der Thann, welche die Gegenden an der Werra unsicher machten u. s. w.

III.

Wie Landgraf Ludwig des Landes Wolfahrt durch heilsame Gesetze beförderte.

Der ist weis' und wohlgelehrt,
der alle Dinge zum Besten kehrt.
Alter Spruch.

Ihr habt vorhin gesehen, wie eifrig sich Landgraf Ludwig seiner getreuen Städte angenommen, indem er ihre alten Freiheiten und Gerechtsame nicht nur, gleich beim Antritte seiner Regierung bestätigte, sondern ihre Privilegien theilweise während seiner Regierung vermehrte.

Außerdem war er darauf bedacht, auch die bürgerlichen Gewerke in den Städten nach bestimmten Gesetzen zu regeln. Er ordnete zu diesem Zwecke durch mancherlei

weise Gesetze das Zunftwesen, worin jedem Gewerke seine Rechte und seine Pflichten, sowol zwischen den Meistern und Zunftgenoßen unter sich, als auch ihren Kunden, und der Stadt gegenüber festgestellt waren.

Es ist sehr merkwürdig und wol zu beachten, daß auf den Innungen oder Zünften im Mittelalter der ganze Wolstand des Handwerkerstandes, die ganze Blüthe des städtischen Wesens beruhten. Es war eine gegenseitige Aufsicht in der Zunft selbst über jedes einzelne Mitglied vorhanden, wie sie sich durch gar nichts Anderes mehr ersetzen läßt. Die Innung oder Zunft duldete keine Pfuscherei auf der einen Seite, keinen Brodneid auf der andern in ihrer Mitte. Ließ sich ein Meister oder Geselle einen unsittlichen Lebenswandel, oder Fahrläßigkeiten in seinem Handwerke zu Schulden kommen, so wurde er von der Innung zuerst gewarnt, dann gestraft und, wenn Alles Nichts helfen wollte, aus der Zunft gestoßen. Kam ein Mitglied der Zunft dagegen in unverschuldete Noth, so wurde er unterstützt. Starb ein Meister und hinterließ eine unversorgte Wittwe und Kinder, so ward ihr die Hülfe der Innung zu Theil mit Rath und That.

Eine solche Gemeinsamkeit des Handelns und Wirkens zum gemeinsamen Nutzen mußte die Mitglieder der Innungen mit dem Bewußtsein erfüllen, daß sie einer Gemeinschaft angehörten, welche ihnen, neben dem eigenen rechtschaffenen Fortkommen und Broderwerbe, die Achtung bei Hohen und Niedrigen sicherte. So eine städtische Innung war eben etwas Rechtes. Ihre Mitglieder waren stolz darauf, ihr anzugehören. Das aber erweckte in den deut-

schen Städten des Mittelalters und in den Bürgern einen Gemeingeist, wie er uns heutzutage gänzlich fehlt. Sie setzten als Genoßen ihrer Innung, welche ihnen ihr sicheres Fortkommen und bei Unglücksfällen thätige Hülfe darbot, ihren Stolz darein, rechte Zunftgenoßen zu sein durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch Rechtlichkeit und einen ehrbaren Lebenswandel.

Dieser Einrichtung mit den Zünften hatten die Städte des Mittelalters vornehmlich ihre Blüthe und ihren Wolstand zu verdanken. Aus jener Zeit stammt das alte Sprüchwort, welches leider heutzutage keine Geltung mehr hat, daß das Handwerk einen goldenen Boden habe. Daher denn auch die Tapferkeit und der Heldenmuth, womit die Städte im Mittelalter ihre Rechte und Freiheiten gegen jedweden Feind vertheidigten, die Bereitwilligkeit des Handwerkers, alsbald sein friedliches Handwerkszeug mit dem Schwert und dem Harnische zu vertauschen, wenn es galt, habgierige Feinde zu vertreiben. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß diese Handwerker auch den Kampf mit den fehdelustigsten Rittern und Edelleuten nicht scheuten und nicht bloß oftmals von den Mauern und Thürmen der Stadt herab deren Angriffe abschlugen, sondern sie auch nicht selten in der offenen Feldschlacht besiegten.

Diesen städtischen Gewerken wendete denn auch Landgraf Ludwig seine besondere Aufmerksamkeit zu. So gab er schon zu Anfang seiner Regierung den Innungen in Kaßel und dann auch in den anderen Städten neue Zunftbriefe, worin die alten Ordnungen theils bestätigt, theils verbeßert wurden.

In Folge dieſer Fürſorge des Landgrafen für ſeine Städte, zeigte ſich denn auch in dieſen, wie anderwärts im deutſchen Reiche, allmälig ein außerordentliches Wachsthum des Reichthums und des Wolſtandes unter den Bürgern, während des 15. Jahrhunderts.

In einem Zeitalter der Sittenverderbniß aber, wie man eben dieſes Jahrhundert nennen kann, in welchem die Kirche Chriſti ihres hohen Berufes vergeßen hatte, die Sünden der Welt zu ſtrafen, die Unglücklichen und Elenden aber zu tröſten und zu ſtärken, in welchem vielmehr die meiſten Geiſtlichen ſelbſt, ſowol in den Klöſtern, als außerhalb derſelben aufhörten, ein Salz der Erde zu ſein und die Menſchen zur Furcht Gottes anzuführen, worin endlich der Adel der Nation, anſtatt nach Gottes Willen, den anderen Ständen voranzugehen in allem Edeln und der Vertheidiger und Beſchützer des Rechts und der Gerechtigkeit zu ſein, ſich in wilde Fehden ſtürzte, um ſich auf ungerechte Weiſe das Eigenthum Anderer zuzueignen, das dann wieder in wilden Zechgelagen verpraßt wurde; in einem ſolchen Zeitalter mußte der zunehmende Reichthum der Städte auch ſeine ſchlimme Folgen haben. Und dieſe beſtanden denn in der überhandnehmenden Ueppigkeit und Prunkſucht auch des Bürgerſtandes.

Wie die Ritter auf ihren Burgen, ſo zechten und ſchlemmten jetzt auch die Bürger in ihren Städten. Da war keine Spur mehr von der früheren Einfachheit der Menſchen, wie ich ſie euch zur Zeit der heiligen Eliſabeth erzählt. Sie wetteiferten gleichſam, es einander bei öffentlichen Gelegenheiten, oder bei häuslichen Feſten, wie Hochzeiten, Kindtau-

fen und dergleichen in der Pracht der Kleider und des Geschirrs, wie in der Menge und Kostbarkeit der Speisen und Getränke, zuvorzuthun.

Die reichern Bürgerfrauen kleideten sich oftmals in Gewänder von Sammet und Seide, verschieden an Farbe und Schnitt. Perlenschnüre und goldene Ketten schmückten den Hals, eine kostbare Spitzenhaube oder ein Sammetbarett deckten den Kopf, während das Haar, mit golddurchwirkten Bändern durchflochten, in langen Zöpfen über den Rücken herabhing. Viele hatten goldene Ringe und Ohrgehänge, auch Gürtel, mit kostbaren Steinen besetzt. Die Schuhe waren meist von rothem Leder und mit Gold gestickt.

Die Männer aber trugen einen kurzen Wamms von Sammet oder Seide, um den Leib einen silbernen Gürtel oder gestickte Bänder mit silbernen Schnallen. Den Kopf bedeckte ein Sammetbarett mit Federn, oder auch ein Spitzhut. Die Stiefel waren von gefärbtem Leder und das weiche Oberleder wurde herabgeschlagen. An der Seite trug man das Schwert. Das lange Haupthaar und der Bart galten als des Mannes schönster Schmuck.

Daß außerdem auch in anderer Beziehung die Sittenlosigkeit sehr groß war, geht daraus hervor, daß selbst in kleinen Städten sogenannte Muhmen- oder Frauenhäuser waren, wo schlechte Weibspersonen ihr entehrendes Gewerbe trieben.

Daß diese Schwelgerei und Kleiderpracht, verbunden mit aller der, im Schwange gehenden Unsittlichkeit, zum

Verderben führen müße, sahen weise Fürsten wol ein. Darum sehen wir, wie in gar manchen deutschen Ländern Fürsten und Obrigkeiten darauf dachten, allen diesem Unwesen durch gute Gesetze zu steuern.

So auch Landgraf Ludwig von Heßen. Er erließ verschiedene Gesetze, wodurch mancherlei Mißbräuchen gesteuert werden sollte, welche sich bei Verlöbnißen, Hochzeiten, Leichen und Kindtaufen eingeschlichen hatten. Die Ehen sollten nur mit Vorwißen und Bewilligung der Eltern oder Vormünder und unter Anwesenheit von Verwandten und Freunden geschloßen werden. Bei den Hochzeitmalzeiten sollten nicht mehr, als fünfzig Schüßeln aufgetragen werden dürfen. Aehnlich bei den Kindtaufen, bei welchen gleichfalls ein übergroßer Aufwand sich eingeschlichen hatte.

Außerdem suchte er durch strenge Verordnungen die Spiel- und Trinksucht, welche damals gleichfalls allenthalben eingerißen war, den nächtlichen Straßenlärm, die Nachtgänge, die Mißbräuche beim Jagen und dergleichen einzuschränken.

Durch wen aber und auf welche Weise, so wirst du vielleicht fragen, lieber Leser, wurden alle diese Gesetze in jenen unruhigen und gewaltthätigen Zeiten gehandhabt? Um dir auf diese Frage zu antworten, so will ich bei dieser Gelegenheit dir auch Etwas erzählen von der Beschaffenheit der Gerichte im Mittelalter, die aber freilich etwas ganz Anderes waren, als was man heutzutage so nennt.

Noch von unsern alten heidnischen Vorfahren her war

das ganze Land, das sie bewohnten, eingetheilt in größere und kleinere Districte oder Gaue. Jeder Gau war eingetheilt in mehrere Centen, und jede Cent umfaßte wieder mehrere Dörfer. Da gab es denn in jedem Gau ein Gaugericht und in jeder Cent ein Centgericht und in jedem Dorfe auch ein Dorfgericht.

Um von den letzteren zuerst zu reden, so muß ich dir sagen, daß die Dorfgerichte nur über geringere Frevel, z. B. Feld- und Gartendiebstähle, Beschimpfungen u. dergl. zu richten hatten. Auch Käufe und Verkäufe von Grundstücken wurden da bestätigt und niedergeschrieben. Die Richter aber hießen die Schöffen, welche von dem Landes- oder Gerichtsherrn aus den begütertsten, unbescholtensten Bewohnern des Dorfes, gewöhnlich auf Lebenszeit, bestimmt wurden. Sie versammelten sich gewöhnlich zweimal im Jahre, gegen Frühjahr und gegen Herbst, um zu schlichten und zu richten, wie es die Gesetze geboten. Sie hielten in ganz alter Zeit ihre Gerichte unter freiem Himmel, unter dem Vorsitze ihres Schultheißen. Der war gleichfalls ein vom Gerichtsherrn ernannter Bewohner des Dorfes.

Wenn du, lieber Leser, in ein Dorf kommst mit einer Kirche, so siehst du zuweilen vor der Kirche eine oder mehrere alte Linden, und darunter einen geebneten Platz, auf welchem steinerne Bänke stehen oder einst standen und ein steinerner Tisch. Und wenn du das siehst, so darfst du dich darauf verlaßen, daß hier die Stätte ist, wo einst in alter Zeit der Schultheiß mit seinen Schöffen zu Gericht saß, zu rügen und zu strafen, was im Dorfe Ungehöriges geschah.

Ueber diesen Dorfgerichten stand aber das Centge-

richt. Bei diesem wurde es aber ohngefähr eben so gehalten, wie bei den Dorfgerichten.

Die Schöffen wurden aus allen Dörfern oder Städten der Cent, je nach ihrer größeren oder geringeren Volkszahl genommen. Diese versammelten sich ebenfalls zu gewißen Zeiten am Hauptorte der Cent, unter dem Vorsitze des Centgrafen, der ein herrschaftlicher Beamter war, und unter der Centlinde, später in dem Rathhause, und sprachen Recht und Urtheil nach dem Gesetze über gröbere Vergehen und erkannten selbst die Todesstrafe.

Ueber dem Centgerichte stand das Gaugericht, später Obergericht geheißen. Es fand gerade so Statt, wie das Centgericht, nur daß die an den Centgerichten Abgeurtheilten an das Obergericht appelliren konnten. Es war das Centgericht des Hauptortes der Gegend und richtete, außer den gewöhnlichen Centsachen, auch noch die Angelegenheiten und Streitigkeiten, welche aus den unteren Centen vor daßelbe gebracht wurden. Die Fürsten und Herren aber ließen diese Gerichte halten durch ihre Oberrichter, welche im Namen und Auftrage ihrer Herren, bei den Gau- und Centgerichten den Vorsitz führten und die Urtheile der Schöffen vollstrecken ließen.

Zugleich stand diese Eintheilung des Landes in Centen u. s. w. mit den Vorkehrungen zur öffentlichen Sicherheit und Landesvertheidigung in Verbindung. Jeder Bürger einer Stadt, wie jeder Bauerngutsbesitzer in dem Dorfe, — man hieß sie Centmänner, — war verpflichtet, sich zu bewaffnen. Von Zeit zu Zeit aber wurde Musterung darüber gehalten, ob jeder Centmann seine Waffen in der gehörigen

Ordnung halte, damit er, im Falle der Noth, bei feindlichen Angriffen bei dem Aufgebote des Richters am Platze sein und helfen konnte, den Feind zu verjagen. So hatte einst Heinrich das Kind alle seine Mannschaften aus den Centen oder Gerichten seines Landes zum Landsturme aufgeboten und den Einfall des Erzbischofs von Mainz von Fritzlar aus glücklich abgewehrt, wie du dich wol aus der Geschichte dieses Fürsten wirst erinnern können. So war es auch zur Zeit Ludwigs des Friedsamen, welcher ganz besonders ernst darauf sah, daß nicht bloß gute Gesetze gegeben, sondern, was immer die Hauptsache ist, daß sie auch vollzogen und gehandhabt wurden.

Doch müßen wir jetzt wieder zu unserem Landgrafen zurückkehren!

IV.

Wie Landgraf Ludwig gegen die Hußiten zog.

Vor seiner Thür mag Jeder fegen,
so ist es reinlich allerwegen.
Langbein.

Die Sittenlosigkeit saß aber damals schon so tief im Leben des deutschen Volkes, daß am Ende mit allen diesen Gesetzen wenig ausgerichtet war. Das von Gott abgewendete, verdorbene Herz wird dadurch nicht gebeßert, wenn es durch äußerlichen Zwang im Zaume gehalten werden soll.

Vor Allem ist da dem größeren Theile der damaligen Geistlichkeit ein großer Theil der allgemeinen Schuld beizumeßen. Sie hatte sich von dem Dienste des lebendigen Gottes gewendet und war, wie ich dir, lieber Leser, schon angedeutet habe, in den schnödesten Mammons- und Bauchdienst verfallen. Herrschsucht und Geiz, Ueppigkeit und alle Fleischessünden waren bei gar Vielen dieser vorgeblichen Diener Christi herrschend geworden.

Das sah und fühlte denn auch das Volk, welches zwar auf der einen Seite in seinen Sünden bestärkt wurde, aber auf der andern Seite doch die Geistlichkeit im Herzen tief verachten mußte.

Darum gingen denn mancherlei Spott- und Schmachreden auf die Geistlichen im Schwange, welche der Volkswitz nicht selten in Reimlein brachte. So hieß es von der Trägheit der Mönche:

„Wären Holzhauer im Orden,
so wären nicht so viel Mönche worden."

Von ihrem Luge und Truge, womit sie die Leute berückten, sagte man:

„Pfaffentrug und Weiberlist,
geht über Alles, was da ist."

Den unsittlichen Wandel der Klosterfrauen strafte man mit dem Verslein:

„Nonnensang nützt zu keinen Dingen,
Und wenn sie schon ihr Lebtag singen;
Darum wird ihnen Gott lohnen,
Als sängen sie: Geh aus den Bohnen."

Den Mönchs- und Ritterorden ging es nicht beßer.

Ihr ärgerlicher Wandel wurde vielfach die Zielscheibe des Witzes und Spottes. So unter andern auch die Herren des Deutschen Ordens, welche im Heßenlande zu Marburg und auf dem Schiffenberge bei Gießen saßen. Dieser Ritterorden stand zur Zeit, da Ludwig der Friedsame in Heßen regierte, auf der höchsten Stufe seiner Macht und seines Reichthums. Da gewöhnten sich denn die Ritter an Trägheit und üppiges Wolleben. Anstatt zu kämpfen für's Kreuz Christi, gaben sie sich einem schwelgerischen Leben hin. So wurde das Spital, welches die heilige Elisabeth in Marburg gegründet und dem Orden übergeben hatte, auf's schmählichste von ihnen vernachläßigt. Sie nahmen bei weitem nicht so viele Kranke darin auf, als es der Wille der frommen Stifterin gewesen war und verwendeten die Einkünfte lieber für sich. Von ihrer Hoffart und Eitelkeit ging darum das Sprüchlein im Volke um:

„Kleider aus und Kleider an,
Eßen, Trinken, Schlafengahn
Ist die Arbeit, so die Deutschen Herren han."

Da mußte sich denn jegliches, noch halbwegs christliche Gemüth empören und es konnte nicht fehlen, daß einzelne Männer, welche die heilige Schrift kennen gelernt hatten und gegen solches Unwesen auftraten, hie und da großen Anhang fanden im Volke. So Johannes Huß, Professor an der Universität zu Prag in Böhmen, deßen ich vorhin schon kürzlich erwähnte. Er predigte gewaltig gegen des Papstes angemaßte Gewalt, gegen das Verderben in der Kirche und der Geistlichkeit, gegen Ablaß und alles Un-

wesen, welches damit im Zusammenhange stand. Er machte sich damit freilich die hohe Geistlichkeit zum Feinde, aber der böhmische Adel und das Volk in Stadt und Land hing ihm an.

Wegen seiner Predigten wurde er nun bei Kaiser Sigismund verklagt, welcher seine Sache der Kirchenversammlung zu Kostnitz zur Entscheidung überließ. Diese verdammte ihn zum Scheiterhaufen und Huß, der treue Zeuge der Wahrheit, wurde dort lebendig verbrannt. Dieß geschah zwei Jahre vorher, ehe Landgraf Ludwig der Friedsame eben dort in Kostnitz vom Kaiser Sigismund mit der Landgrafschaft Hessen belehnt ward. Noch auf dem Scheiterhaufen soll damals Huß, welches Wort auf Böhmisch eine Gans bedeutet, jene bekannte Weißagung ausgesprochen haben:

„Heute bratet ihr eine Gans,
aber nach hundert Jahren kommt ein Schwan,
den sollet ihr ungebraten lan."

Ueber den schmachvollen Tod dieses Märtyrers ward nun der böhmische Adel und die ganze Nation aufs tiefste entrüstet. Kaiser Sigismund hatte ihm ein freies Geleite nach Kostnitz und wieder nach Hause versprochen und es dennoch geschehen laßen, daß er sein Leben auf dem Scheiterhaufen endigte. Da erhob sich die böhmische Nation und schwur Rache den Mördern Hußens. Sie erbauten sich zur Schutzwehr auf einem hohen Berge eine feste Burg und nannten sie Tabor, oder auch „die Hoffnung Gottes" und wählten sich einen kriegskundigen, tapfern Anführer, Johann von Trocznow, gewöhnlich Ziska oder der

Einäugige geheißen, weil er des einen Auges beraubt war. Und nun begann ein furchtbarer, entsetzlicher Religionskrieg. Kaum aber hatten die Hußiten, so nannte man die Anhänger des verbrannten Huß, das Schwert in der Hand, als sich eine wilde Schwärmerei ihrer Seelen bemächtigte, welche sie zu den blutigsten Gräueln trieb. Sie hielten sich für die rächende Hand Gottes, für das Schwert des Würgengels an Christi Feinden. Daher nahmen sie ihr Recht zum Blutvergießen, ihre Todesfreudigkeit, ihren unüberwindlichen Muth, ihren Sieg. Und so wütheten sie denn mit Feuer und Schwert in der entsetzlichsten Weise gegen Alles, was ihnen entgegenstand. Das sollte auch Landgraf Ludwig von Heßen erfahren. Denn als Kaiser Sigismund im Jahre 1420, in Gemeinschaft mit andern deutschen Fürsten gegen Prag zog, um die aufrührischen Böhmen zu unterwerfen, da zog ihm auch Landgraf Ludwig zu mit hundert Geharnischten und zwei hundert Schützen.

Aber die Hußiten zwangen das deutsche Heer zum Rückzuge und auch der Heßische Landgraf mußte unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Auch bei den in den nächsten Jahren folgenden Zügen sandte Landgraf Ludwig dieselbe Mannschaft dem Kaiser zu Hülfe. Weil er aber zu Hause genug zu thun fand, so ging er in eigner Person nicht mehr gegen die Böhmen.

Auch bei der furchtbaren Schlacht bei Außig in Böhmen, am 15. Juni 1426, wo zwölftausend Streiter aus dem Reichsheere, von den Hußiten erschlagen, das Schlachtfeld bedeckten, waren die Heßischen Hülfstruppen zugegen. Aber nur Wenige von ihnen kamen nach der

Heimath zurück. Die meisten hatten dort ihr Herzblut vergießen müßen.

Aber als nun von da an die Hußiten sich nicht damit begnügten, sich gegen Angriffe zu vertheidigen, sondern mit wilder Wuth in die benachbarten Länder, namentlich gegen Meißen und Thüringen sich ergoßen, wie ein verheerender Waldstrom, da rüstete sich auch Landgraf Ludwig zur Wehre und befestigte aufs neue die Städte und Schlößer seines Landes.

Zum Glücke aber blieb Heßen verschont von den wilden böhmischen Horden, weil es doch vom Böhmerlande zu weit entfernt war. Um so kräftiger konnte nun Landgraf Ludwig in der Heimath sich seiner Feinde erwehren, wozu es ihm, wie ihr sogleich sehen werdet, gerade damals an Gelegenheit nicht fehlte.

V.

Die Schlachten bei Englis und bei Fulda.

Es ist Keiner so geschwind,
der nicht seinen Meister findt.
Froschmäusler.

Am 23. September des Jahres 1419 war Johannes II., Erzbischof und Kurfürst von Mainz, der unversöhnlichste Feind des Landgrafen Hermann von Heßen, in seinem Schloße zu Aschaffenburg gestorben und Konrad, der dritte Kurfürst dieses Namens, aus dem alten Geschlechte

der Rhein- und Wildgrafen zum Stein, bestieg am 10. October desselben Jahres den erzbischöflichen Stuhl.

Auch unter der Regierung dieses Kirchenfürsten wiederholte sich dieselbe Erscheinung, welche ihr in der Geschichte Hessens, seitdem Heinrich das Kind in diesem Lande regierte, habt bemerken können: er kam in Streit und Krieg mit dem Hessischen Landgrafen. Die vornehmste Veranlaßung zu diesen abermaligen Streitigkeiten war der Abt von Fulda, Johannes von Merlau. Er war ein alter Verbündeter von Hessen gewesen; nun aber in großer Noth und Bedrängniß in seinem Alter. Man hatte ihm einen Domherrn, Albert von Buchenau, ein Glied jener unruhigen Familie, welche unter Landgraf Hermann die Stadt Hersfeld so oft bedrängte, als Coadjutor d. h. als Gehülfen und demnächstigen Nachfolger im Amte, an die Seite gesetzt, wie das in jenen Zeiten so gewöhnlich war. Dieser war aber dem alten, verdienstvollen Abte ein leidiger Tröster. Er mißgönnte dem Greise seine Würde und hätte ihn gerne noch vor seinem Tode von derselben gedrängt. Da suchte der Abt Johannes Hülfe und Zuflucht beim Landgrafen von Hessen.

Wo man nun Ursache zum Streit sucht, da hat man sie gewöhnlich bald gefunden. Der Erzbischof Konrad III. von Mainz nahm den übermüthigen Coadjutor gegen seinen rechtmäßigen Herrn in Schutz, anstatt sich des Unterdrückten, wie es seine Pflicht gewesen wäre, anzunehmen, und machte dem Landgrafen von Hessen den Vorwurf, daß er sich unberufener Weise einmische in die Händel der Abtei Fulda. Daß er dabei noch mancherlei andere unbegründete Klagen

gegen Heßen vorbrachte, könnt ihr denken. Kurz, es kam abermals zum Kriege zwischen Heßen und Mainz.

Der Erzbischof selbst, ein stolzer Herr, rückte im Jahre 1427, mit großer Heeresmacht in's Fuldische ein, wo die Stadt Fulda, wie der größte Theil des Landes es mit seinem Abte Johannes hielt. Eine große Menge benachbarter Grafen und Ritter vom Rhein, aus der Wetterau und der ganzen Umgegend hielt es mit dem Erzbischofe. Die Bürger von Fulda aber hofften auf heßische Hülfe, und gedachten bis dahin ihre Stadt wacker gegen die Mainzer zu vertheidigen.

Um aber den jungen Landgrafen selbst in seinem Lande fest zu halten, hatte der Erzbischof seinen Neffen, den Grafen Gottfried von Leiningen, von Fritzlar aus, mit sechs hundert gewappneten Reitern und vielem Fußvolke einen Einfall machen laßen in das Heßische Land. Sie verbrannten Melsungen, Felsberg und die Heßischen Dörfer bis in die Nähe von Kaßel und verwüsteten weit und breit das Land.

Da war denn die Lage Ludwigs des Friedsamen eine gar ernste und schwierige. Viel stärker, als sein eignes Heer, war die Macht des Erzbischofs vor Fulda und nun hauste noch der Graf von Leiningen im Herzen des Heßenlandes mit Feuer und Schwert. Hülfe von auswärts hatte er keine zu hoffen, während der Erzbischof auf allen Seiten mächtige Verbündete zählte.

In dieser Lage bewährte sich dann wieder die altheßische Tapferkeit und Treue. Unverzagt sammelte der Landgraf seine Edelleute, seine streitbaren Bürger aus den Städten und seine Bauern aus den Centen. Obwol der Feind bei

weitem stärker war an Zahl, als die Heßen, so suchte der junge Landgraf Ludwig doch den Feind auf. Sie trafen den Grafen von Leiningen, wie er eben das Dorf Usenborn, zwischen Fritzlar und Großen-Englis gelegen, ausbrannte. Als er die Feinde zu Gesicht bekam, da stellte Ludwig seine Getreuen in Ordnung und feuerte ihren Muth mit folgender Anrede an: „Ihr meine getreuen Unterthanen und Kriegsknechte, wißet, welche Unbill dieser Feind bereits seit so lange her an unserm Vaterlande verübt. Meinem Vater haben sie nicht Frieden gelaßen, der war ihnen zu fromm. Nun versuchen sie's an mir, ob sie mich nicht halten könnten, wie ihren Zinsbauern. Dann könnten meine armen Unterthanen sie ernähren und hätten doch keinen Frieden obendrein. Darum heute Landgraf oder keiner mehr! Und wer ein getreuer Heße sein will, der folge mir!" Mit diesen Worten sprengte Ludwig muthig voran mitten in die Feinde und hieb ein. Mit glühender Begeisterung aber folgten ihm die Seinen nach und gewannen den Streit. Die Feinde, eines solchen Angriffes nicht gewärtig, ergriffen eiligst die Flucht. Die Heßen aber verfolgten sie bis gen Jesberg, nahmen zwei hundert Ritter gefangen, erbeuteten vier hundert gesattelte Pferde und das Mainzische Banner, das sie zum ewigen Gedächtniß an diesen glänzenden Sieg in der St. Elisabethenkirche zu Marburg aufhängten neben der Fahne des Grafen von Dillenburg, welche man einige Jahre vorher den Naßauern bei Herborn abgenommen hatte.

Dieſen glorreichen Sieg bei Englis erkämpfte Landgraf Ludwig am 23. Juli 1427. Als ſeine wackerſten Mitſtreiter aber werden genannt die Ritter: Hermann von Riedeſel, Werner von Elben, Konrad von Wallenſtein und ſein Sohn Simon, der mit dem Landgrafen zu Kaßel war auferzogen worden und ſich hier, weil er noch ſehr jung, von einem Knechte die Armbruſt nachtragen ließ in die Schlacht.

Mit dieſem Siege aber noch nicht zufrieden, eilte der junge Landgraf mit ſeinem Heere unaufhaltſam ins Fuldiſche, den Erzbiſchof Konrad ſelbſt aufzuſuchen und zu ſchlagen.

Dieſer Diener Chriſti hatte unterdeßen die Gegend um Fulda verwüſtet mit Feuer und Schwert und lag damals gerade auf dem ſogenannten „Münſterfelde" bei Fulda mit großer Heeresmacht.

Alsbald griffen ihn auch hier die Heßen an und ſchlugen ihn, trotz eines hartnäckigen Widerſtandes, mit unwiderſtehlicher Tapferkeit in die Flucht. Dieſer Sieg bei Fulda, am 10. Auguſt 1427, war noch entſcheidender, als der bei Englis, weil er die Hauptmacht des Erzbiſchofs traf und ihn zum Frieden zwang. Eine große Menge Feinde wurde auf dem Schlachtfelde erſchlagen, über dreihundert Ritter gefangen.

Das war die letzte entſcheidende Schlacht zwiſchen Mainz und Heßen, 145 Jahre nachdem Heinrich das Kind mit Hülfe des heßiſchen Landſturms die Mainziſche Uebermacht bei Fritzlar gebrochen hatte.

Der ſtolze Kirchenfürſt war durch ſeine beiden Nieder-

lagen bei Englis und Fulda so gedemüthigt, daß er die damals in Frankfurt versammelten Fürsten des Reiches um ihre Vermittlung bat. Nachdem dann der Kurfürst für Auslösung der Gefangenen die Summe von 44,000 Gulden hatte versprechen müßen, für deren richtige Auszahlung sich mehrere mächtige Grafen und Herren verbürgten, kam denn auch ein dauerhafter Friede zu Stande, welcher dem Landgrafen von Heßen noch mancherlei Vortheile sicherte. Der Abt von Fulda aber, Johannes von Merlau, blieb ihm Zeitlebens zu Danke verpflichtet.

VI.

Wie der tapfere Hermann von Riedesel ein Erbmarschall des Landgrafen zu Heßen ward.

Kunst, Tugend, Ehr' und Redlichkeit,
ist ein sehr schön und köstlich Kleid.
Wer mit solchem ist angethan,
Der ist ein rechter Edelmann.
Philander v. Sittewald.

Nach so glorreichen Siegen über seine mächtigsten und erbittertsten Feinde konnte es nicht fehlen, daß Landgraf Ludwig einen dauerhaften Frieden genoß und seine Mühe und Sorgfalt dem Wole des Landes zuwenden konnte.

Drum kann ich dir, lieber Leser, jetzt eine Begebenheit erzählen, welche gewiß ein Friedenswerk war, nemlich eine glückliche Heirath. Sie betrifft zwar nicht den Landgrafen selbst, aber doch einen Mann aus seiner Umgebung, deßen

Namen du im Verlaufe unſerer Erzählung bereits gehört haſt, nemlich den tapferen Ritter Hermann von Riedeſel.

Die Herren von Riedeſel gehören zu denjenigen edeln Familien im Heßenlande, deren Namen ſchon früher in der Geſchichte mit Ehren genannt wird. Sie waren in der älteſten Zeit nicht ſowol ausgezeichnet durch Macht und Reichthum, als durch Tapferkeit und Treue. Zur Zeit des Sternerkrieges gehörten die Riedeſel zu den wenigen Geſchlechtern in Heßen, welche auf der Seite ihrer Landesherren ſtanden.

In unſerer Geſchichte wurde nun ſchon mehrmals mit Ehren erwähnt Ritter Hermann Riedeſel. Landgraf Ludwig hatte ihn zu ſeinem Hofmeiſter, d. i. Landvogt oder Oberamtmann an der Lahn ernannt. Als ſolcher wurde er einſt von den, dem Landgrafen feindſelig geſinnten Grafen von Naßau-Dillenburg überraſcht und gefangen genommen. Darüber entſpann ſich jene Fehde, in welcher die Heßen gegen Herborn zogen, dort durch eine wol gelungene Kriegsliſt die bei weitem ſtärkeren Naßauer ſchlugen und den Landvogt aus ſeiner Haft befreiten. Später wohnte er den ſiegreichen Schlachten bei Englis und bei Fulda bei, wo ſein ſtarker Arm die Feinde in die Flucht ſchlagen half.

Um ſeiner Tugenden willen ſtand er gar hoch in Gnaden bei dem Landgrafen Ludwig, zu deßen vertrauteſten Freunden er gehörte und der ihn zu den wichtigſten Geſchäften gebrauchte. Aber er war arm, denn er hatte nicht viel mehr, als ſein gutes Schwert und ſein treues Herz.

Dieſer Hermann von Riedeſel warb nun eben um die Zeit, nachdem er den Mainziſchen Krieg ſo glücklich hatte beendigen helfen, um die Hand der ſchönen Margaretha von Rörenfurt.

Sie war die Tochter des reichen und angeſehenen Herrn Eckhart von Rörenfurt, der dazumal das wichtige Amt eines heßiſchen Erbmarſchalls bekleidete. Der Erbmarſchall trug nemlich im Kriege das Adelsbanner, war der Vorſitzende auf den Landtagen und führte die Gerichtsbarkeit über das Hofgeſinde. Früher hatte er, während der Unmündigkeit des Landgrafen Ludwig, an der Spitze der Vormundſchaft geſtanden.

Dieſer Herr Eckhart von Rörenfurt ſtand damals hoch in Anſehen im ganzen Lande wegen ſeines Reichthums und ſeiner Macht. Er hatte eben erſt (im Jahre 1429) ſeines Schwiegervaters, des letzten Herrn von Schonenberg bei Hofgeismar, Güter geerbt, als Hermann Riedeſel um ſein einziges Kind, die ſchöne Margaretha, freite. Allein dem ſtolzen Erbmarſchall war der unbegüterte Ritter zu arm. Er verweigerte ſeine Einwilligung. Da entfernte ſich Hermann Riedeſel voll tiefen Kummers heimlich vom Hofe und ging eine Zeitlang unerkannt in die Fremde.

Aber von ſeiner Sehnſucht nach Margarethen getrieben, kehrte er in die Heimath zurück. Als er hier einſam durch einen dichten Wald ritt, hörte er den lauten Hülferuf eines Mannes. Hermann Riedeſel eilte dem Rufe nach und ſah bald einen alten vornehmen Jägersmann im Handgemenge mit mehreren braunen, abenteuerlichen Geſtalten. Es war eine Bande Zigeuner, welche zur Zeit der Hußitenkriege

zuerſt nach Deutſchland gekommen waren. Sie drangen wild auf den Jäger ein und hätten ihn unfehlbar getödtet, wäre nicht Riedeſel dazwiſchen gekommen. Mit furchtbaren Hieben ſchlug er Etliche zu Boden, die andern entflohen. Der alte Jäger aber war der Erbmarſchall Eckhart von Rörenfurt.

Die Freude des alten Herrn war groß. Und wie hätte er dem Retter ſeines Lebens ſeinen Dank beßer bezeugen können, als dadurch, daß er jetzt deßen ſehnlichſten Wunſch erhörte und ihm ſeine Tochter gab?

So führte denn Hermann Riedeſel die ſchöne Margaretha zum Altare, erhielt durch die Gnade ſeines Landgrafen die Anwartſchaft auf das Erbmarſchallamt, und ward ſpäter der Erbe aller Rörenfurtiſchen Güter. Noch ſpäter empfing er von ſeinem gütigen Herrn, mit Zuſtimmung des Grafen von Ziegenhain die Lehngüter der ausgeſtorbenen Erbmarſchalle von Eiſenbach zu Eiſenbach, im Amte Lauterbach und zu Wartenberg. Eben ſo die Burglehne zu Altenburg bei Alsfeld und zu Grünberg.

So wurde Hermann Riedeſel unter allen Edelleuten im Heßenlande der reichſte und angeſehenſte. Durch ſeine Tapferkeit und Treue ſchwang er ſich von einem armen Ritter von Stufe zu Stufe empor, zum Erbmarſchalle der Landgrafſchaft Heßen und zum Beſitzer vieler Güter und Schlößer. Das Amt des Erbmarſchalls iſt denn auch ſeit jener Zeit bei ſeiner Familie geblieben bis auf den heutigen Tag.

VII.

Von Ludwig des Friedsamen Frömmigkeit und von seiner Wallfahrt zu dem heiligen Grabe.

Wer um diese kurze Zeit,
die ewige Freude geit,
Der hat sich selber gar betrogen
und zimmert auf den Regenbogen.
Freidank.

Aus Allem, was ich dir, lieber Leser, bisher vom Landgrafen Ludwig erzählt habe, hast du den weisen Gesetzgeber und den tapfern Krieger in ihm erkannt, der seines Landes Wolfahrt nach Innen und Außen trefflich zu fördern wußte. Jetzt aber, da seine Feinde besiegt und die Angelegenheiten seines Landes geordnet waren, dachte der junge Fürst daran, dem Drange seines frommen Herzens Genüge zu thun und eine Wallfahrt zu unternehmen nach dem Grabe des Herrn.

Die Zeit der Kreuzfahrer war zwar vorüber. Man hatte längst den Gedanken an eine Eroberung des heiligen Landes aufgeben müßen. Allein noch immer wallfahrteten alljährlich fromme Christenleute als friedliche Pilger nach dem heiligen Lande und zu allen den Städten, wo einst der Sohn Gottes als Mensch gelebt, um den Boden zu betreten, auf welchem sein Fuß einst gewandelt, und um an seinem Grabe zu beten.

Auch Landgraf Ludwig unternahm im Jahre 1429 diese Reise, begleitet von Johann dem Starken,

Grafen von Ziegenhain und mehreren Edeln seines Landes.

Er, der so fromm und gottesfürchtig erzogen war, benutzte die Zeit der Ruhe, welche sich ihm damals darbot, um diese fromme Pflicht zu erfüllen. Er hatte noch so viel von dem Blute der heiligen Elisabeth, deren Enkel im sechsten Gliede er war, in sich, daß diese Wallfahrt ein Herzensbedürfniß für ihn war. Unterwegs auf dem Meere kam er aber bei einem Sturm in große Lebensgefahr. Das Schiff sank und war vier Stunden lang dem Untergange nahe. Da betete der Landgraf zur Jungfrau Maria und bat sie um ihre Fürsprache bei Gott um seine Errettung. Die Gefahr ging glücklich vorüber. Um der heiligen Jungfrau seine Dankbarkeit dafür zu beweisen, schenkte er später der Kirche zu Unserer lieben Frauen zu Frankenberg ein großes Altarbild.

So kam denn Landgraf Ludwig glücklich an mit seinen Begleitern in der heiligen Stadt, sahe alle heiligen Orte und auch das Kreuz des Erlösers. Ja, es gelang ihm sogar, einen Splitter davon käuflich an sich zu bringen, welchen er, auf seine Schultern geheftet, mit nach Hause brachte. Auf der Rückreise aber ging er zunächst damit nach Rom, wo er zu dieser Reliquie einen Sündenablaß auf zehn Jahre vom Papste Martin V. erhielt. Nach seiner Zurückkunft nach Hause schenkte er dieselbe nebst dem dazu gehörigen Ablaß der St. Martinskirche zu Kaßel, welche sein Vater Hermann daselbst erbaut hatte.

Diese Kirche war damals, ehe sie noch vollendet gewesen, eingestürzt und mehrere Menschen kamen dadurch um's

Leben. Nun aber, da der Splitter des heiligen Kreuzes darin aufbewahrt wurde, strömten so viele Menschen hinzu, um den Ablaß zu verdienen, daß von ihren Gaben die Kirche nun vollständig ausgebaut werden konnte.

Auf der Rückreise traf jedoch den Grafen von Ziegenhain das Schicksal, daß zu Venedig ein italienischer Kaufmann, welchen einst in Deutschland des Grafen Leute beraubt hatten, ihn gefangen nehmen ließ, um ihn den Gerichten zu überliefern. Die Sache hätte für den Grafen sehr gefährlich werden können, wäre nicht Landgraf Ludwig noch zu rechter Zeit dazwischen getreten und hätte den Grafen Johannes mit einem bedeutenden Lösegelde wieder befreit.

Wir werden bald sehen, wie diese Befreiung aus schwerer Noth dem Landgrafen späterhin zum großen Segen gereichte.

Aber auch nach dieser weiten und gefährlichen Pilgerreise sehen wir den Landgrafen bereits im Jahre 1431 auf zwei andern Wallfahrten, die eine im Maimonde, nach dem Heiligthume St. Josse im nördlichen Frankreich, die andere im Juni nach Wilsenach in der Mark Brandenburg. Beide Reisen machte er zu Roß, begleitet von seinem treuen Freunde Hermann von Riedesel und andern Rittern. Ueberall aber, wohin der fromme Fürst unterwegs kam, da besuchte er vor Allem die Heiligthümer und Gotteshäuser, um da zu beten und reiche Opfer darzubringen.

VIII.

Wie Landgraf Ludwig um die Erbschaft von Brabant kam.

Gott erhöhet alle Güte
und erniedert Hochgemüthe.
Freidank.

Im Jahre 1430, also nach der Zurückkunft Ludwigs des Friedsamen aus dem heiligen Lande, trug sich im Herzogthume Brabant, dem Stammlande Heinrichs des Kindes, des ersten Landgrafen von Heßen, eine Begebenheit zu, welche unter günstigern Umständen für das Heßische Fürstenhaus sehr wichtig hätte werden können.

Es starb nemlich damals der Herzog Philipp von Brabant ohne Erben.

Wenn du, lieber Leser, die Geschichte Heinrichs des Kindes, des ersten Landgrafen von Heßen, gelesen hast, so erinnerst du dich gewiß auch, daß er der Sohn Heinrichs II. mit dem Beinamen des „Großmüthigen", Herzogs von Brabant und Lothringen war. Dieser war ja der Gemal der ältern Tochter der heil. Elisabeth, Sophie geheißen, und hatte mit ihr einen Sohn, eben Heinrich, genannt „das Kind," welcher der erste Landgraf von Heßen wurde. Aus seiner ersten Ehe aber hatte dieser Herzog von Brabant einen Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, welcher seinem Vater nachfolgte in der Regierung des Herzogthums Brabant. Der Enkel dieses Heinrichs von Brabant,

Herzog Johann III. von Brabant und Lothringen war zur Zeit, als der Enkel Heinrichs des Kindes, Heinrich der Eiserne in Heßen regierte, ohne männliche Erben gestorben (im Jahre 1355) und nach altem Herkommen und Recht wäre nun Heinrich der Eiserne schon der Erbe des Herzogthums Brabant geworden. Denn in diesem Lande, wie in so vielen Ländern des deutschen Reiches, erbten nur die Söhne, und nicht die Töchter die Herrschaft.

Allein die ältere Tochter des letzten Herzogs von Brabant aus dem Stamme Heinrichs des Großmüthigen, Johanna, vermält mit dem Herzoge Wentzel von Luxemburg, einem Bruder des deutschen Kaisers Karls IV., von welchem du in der Geschichte Heinrichs des Eisernen gehört haben wirst, wußte es dahin zu bringen, daß ihr Vater sie zu einer Erbin von Brabant einsetzte. Die Sache ging, weil sie einen mächtigen Beistand an ihrem Schwager, dem Kaiser Karl IV. hatte. Heinrich der Eiserne aber ließ es geschehen, denn er war eng verbündet mit den Luxemburgern, die ihm dafür bei andern Gelegenheiten ihren mächtigen Beistand liehen. Auch mochte er wol einsehen, daß seine Macht nicht hinreichte, seine Ansprüche auf ein so reiches und entferntes Land durchzusetzen.

Unterdeßen starb auch Johanna von Brabant im Jahre 1406, und nach ihr, ihr Gemal, Herzog Wentzel von Luxemburg, ebenfalls ohne Kinder.

Dieß geschah zur Zeit, als Landgraf Hermann der Gelehrte in Heßen regierte.

Zum zweitenmale also wäre nunmehr der Landgraf von Heßen an der Reihe gewesen, als rechtmäßiger Erbe von

Brabant aufzutreten und das Erbe seiner Väter mit vollem Rechte in Anspruch zu nehmen.

Allein ihr wißt schon, mit welchen Widerwärtigkeiten Landgraf Hermann Zeitlebens zu kämpfen gehabt, um sich nur in Heßen zu behaupten. Wie konnte er darum auch nur daran denken, mit seinen schwachen Kräften ein Land in Besitz zu nehmen, das so weit entfernt war, das ihn nicht kannte und ihm entfremdet war an Sprache und Sitten! Doch führte er, zum Zeichen, daß er seiner Abkunft und seiner Ansprüche eingedenk war, den goldnen Löwen von Brabant mit in seinem Wappen, wie dieß schon vor ihm sein Oheim, Heinrich der Eiserne gethan.

Darum drängte sich damals Herzog Anton von Burgund, ein Nachbar des Herzogthums Brabant und ein Seitenverwandter des letzten Herzogs, in die Herrschaft ein. Aber auch bei seiner Familie sollte das Herzogthum Brabant nicht lange bleiben. Nach seinem Tode kamen seine zwei Söhne nach einander zur Regierung und starben beide kinderlos. Der letzte, mit Namen Philipp, starb im Jahre 1430, als Ludwig der Friedsame in Heßen regierte.

So also war zum drittenmale das Herzogthum Brabant erledigt und es winkte dem Heßischen Landgrafen das Glück, das Stammland seiner Väter, das reiche und mächtige Herzogthum Brabant, aus dem Heinrich das Kind entsproßen war, für sich und seine Nachkommen zu gewinnen.

Auch schienen dießmal die Umstände günstiger zu sein, als beidemale vorher. Landgraf Ludwig hatte damals alle seine Feinde besiegt und das Heßenland hatte Ruhe und Frieden vor äußern und innern Feinden. Dazu stand

der noch jugendliche Fürst in hoher Achtung bei Kaiser und Reich, und ihm zu Gebote stand eine zahlreiche Ritterschaft und die bewährte Treue seiner tapfern Heßen.

Und wirklich war der treffliche Fürst auch nicht unempfindlich gegen das Glück, deßen er mit Fug und Recht hätte theilhaftig werden sollen.

Zunächst war es nun an dem Kaiser, das Herzogthum Brabant, welches zum deutschen Reiche gehörte, als ein Lehen des Reiches einzufordern, und es dann an denjenigen zu vergeben, der das meiste Recht daran hatte.

Ohne Zweifel in Uebereinstimmung mit Kaiser Sigismund versammelte im Jahre 1437 nun Landgraf Ludwig seine Heßischen Ritter, verbündete sich mit noch vielen andern in seiner Nähe und zog mit ihnen, im Ganzen gegen sechshundert Geharnischte, in die Nähe des Herzogthums Brabant, nach der alten Kaiserstadt Aachen. Hier wollte er die Gelegenheit erkunden, ob und wie er sich in den Besitz des Landes setzen könne, deßen rechtmäßiger Erbe er war und trat hier auf im Namen und Auftrag des Kaisers, das Herzogthum Brabant für das deutsche Reich einzufordern. Aber schon hatte sich ein Liebhaber zu der Erbschaft gefunden!

Damals regierte in Burgund Herzog Philipp, der den Beinamen „des Gütigen führte. Er war der reichste und mächtigste Herzog in der Christenheit. Seine Herrschaften und Güter erstreckten sich über einen großen Theil des nordöstlichen Frankreichs und der Niederlande bis nach Holland hinunter. Der war ein Verwandter des zuletzt verstorbenen Herzogs Philipp und begehrete nun auch,

deßen Erbe zu sein. Denn das Herzogthum Brabant war ihm vorzüglich bequem gelegen in der Mitte seiner Besitzungen. Damit konnte er seine Herrschaft erst recht vervollständigen und seine Macht zu der von Kaisern und Königen erhöhen.

Dieser Philipp der Gütige hatte denn schon sich einen mächtigen und großen Anhang in Brabant zu erwerben gewußt, theils durch reiche Geschenke, theils durch Versprechungen und Drohungen.

Zu Aachen aber fand Landgraf Ludwig, als er dorthin kam mit seinem Gefolge, schon Aussendlinge des Herzogs von Burgund, welche ihm seine Erbschaft gleich von vorneherein recht gründlich verleiden mußten.

Namentlich war es ein Graf von Heinsberg, ohne Zweifel ein Werkzeug des Herzogs Philipp, der wiegelte die Bürger von Aachen wider ihn auf, damit sie ihn wieder vertreiben möchten mit gewaffneter Hand. Er schalt den Landgrafen bei ihnen einen Räuber und Landfriedensbrecher, der gekommen sei, ihrer Stadt mit List sich zu bemächtigen, sie zu berauben und auszuplündern.

Als der Landgraf von diesen Verläumdungen hörte, trat er mitten unter die Bürgerschaft, vermaß sich bei Gott und der heil. Elisabeth, daß er an so Etwas nicht gedacht und setzte ihr den Zweck seines Zuges und seine Absichten so überzeugend auseinander, daß sie sich völlig beruhigten und ihm mit Freuden den längern Aufenthalt in ihren Mauern erlaubten. Der Graf von Heinsberg soll aber darob so erzürnt worden sein, daß seine Wuth ausartete in wilde Raserei, in welcher er auch alsobald starb.

Doch vernahm hier Landgraf Ludwig so viel von den Schwierigkeiten, die er hätte zu überwinden gehabt, um sich in den Besitz von Brabant zu setzen, daß er lieber ganz auf die Erbschaft verzichtete. Er hätte sich und sein Heßenland in einen schweren Krieg stürzen müßen, deßen Ende nicht abzusehen war. Mit seinen eignen Kräften wäre er dem Herzoge von Burgund nimmer gewachsen gewesen, von Kaiser und Reich aber hatte er damals keine wirksame Hülfe zu erwarten. Denn fortwährend trugen die Hußiten die Mord- und Brandfackel in's deutsche Reich und verwüsteten mit ihren Zügen die umliegenden Länder.

Da zog denn Landgraf Ludwig mit den Seinen in Frieden wieder nach Hause und tröstete sich mit dem Besitze seines Heßenlandes, deßen Glück zu befördern und zu befestigen, ihm die höchste und beste Aufgabe seines Lebens auf Erden zu sein schien.

Und gewiß wirst du, lieber Leser, ihm nicht Unrecht geben. Auf die Treue seiner Heßen konnte er sich verlaßen: wie aber die Brabanter gegen ihn gesinnt wären, das wußte er nicht. Gewiß wäre er reicher und mächtiger geworden durch den Erwerb jenes fruchtbaren, gewerbfleißigen Landes, ob aber auch glücklicher? dieß ist sehr ungewiß. Am wenigsten aber hätten seine Heßen davon Nutzen gehabt, wäre ihr Landgraf zugleich der Herr eines so großen und dabei so entfernten Landes geworden.

Darum ist es nur ein Beweis von der Weisheit und Selbstverläugnung des Landgrafen Ludwig, daß er das gewiße Gut, wenn es auch weniger groß war, dem ungewißen vorzog, deßen Glanz ihm vielleicht zum Unglücke

gereicht hätte. Mit Recht nennen wir darum den Landgrafen Ludwig den Friedsamen und den Milden, weil er zur rechten Zeit und auf die rechte Weise hier dem Frieden vor dem Kriege, der Milde vor dem strengen Rechte den Vorzug gab.

Uebrigens blieb Brabant auch nicht lange bei dem Hause Burgund. Schon der Sohn Philipps des Gütigen, Herzog Karl der Kühne, der mit aller Welt in Krieg und Fehde lebte, fiel im Jahre 1477 in der Schlacht bei Noyon in Frankreich. Da kam Brabant durch seine einzige Tochter Maria, die Gemalin Kaisers Maximilian I., an das Haus Oestreich. In unserm Jahrhunderte wurde es nach den französischen Kriegen dem Könige der Niederlande unterworfen und gehört jetzt zum Königreiche Belgien.

Solltest du einmal, lieber heßischer Leser, auf der Eisenbahn nach Belgien reisen und du siehst die schönen Städte Brüßel, Mecheln, Löwen, so magst du dich daran erinnern, daß dies Land die Wiege des Heßischen Fürstenhauses ist, sein Stammland, das ihm mit Unrecht entrißen wurde und du wirst dann noch beßer die Friedensliebe Ludwigs des Friedsamen schätzen lernen, der zwar den Reichthum und die Macht des Herzogthums Brabant kennen gelernt hatte auf seiner, vorhin erwähnten Pilgerreise nach St. Josse, aber sein Recht lieber aufgab, als daß er sich und sein Heßenland in Krieg und Unruhe versetzt hätte.

IX.

Wie Landgraf Ludwig der Friedsame die deutsche Kaiserwürde ablehnte.

Je mehr Ehr,
je mehr Beschwer.
Altes Sprüchwort.

Nach allen diesen Ereignißen begab es sich, daß Landgraf Ludwig zu immer höherem Ansehen kam unter den Fürsten und Ständen des deutschen Reiches. Seine Tapferkeit im Kriege, seine Weisheit im Rathe, seine Gerechtigkeit und Biederkeit erwarben dem frommen Fürsten bald ein so allgemeines Zutrauen, wie es kaum jemals zu irgend einer Zeit einem deutschen Fürsten zu Theil geworden war. Wo Uneinigkeit und Zwietracht ausgebrochen war zwischen Fürsten des Reiches, da ward Landgraf Ludwig berufen, Frieden zu stiften. Klöster und geistliche Stifter, ja selbst feste Städte begaben sich unter seinen Schutz, weil sie unter seinem Schirme sich sicher fühlten vor den Angriffen räuberischer Feinde. Reiche Edelleute übertrugen ihm ihre Besitzungen, damit sie ihrer Güter unter seiner Oberherrlichkeit genießen könnten, und werde ich euch bald Mancherlei genauer darüber erzählen können.

Die allgemeine Achtung, in welcher der heßische Landgraf stand, zeigte sich aber nirgends deutlicher, als damals, da schnell nach einander zwei deutsche Kaiser starben und die Frage unter den Fürsten verhandelt wurde, wer von ihnen die Kaiserkrone tragen sollte. Kaiser Sigismund,

der letzte aus dem Hause Luxemburg, zugleich König von Ungarn und Böhmen, war zu Ende des Jahres 1437 gestorben. Es war dieß derselbe Kaiser, welcher wie bereits erwähnt, auf der großen Kirchenversammlung zu Kostnitz erst den Reformator Huß hatte verbrennen laßen und dann auch den Landgrafen Ludwig mit dem Fürstenthum Heßen belehnt hatte auf dem Felde zu Kostnitz.

Ihm folgte sein Tochtermann Herzog Albrecht von Oestreich in dem Besitze seiner Erblande und auch in der Kaiserwürde nach. Er war ein tapferer und hoffnungsvoller Fürst; allein er sollte nicht lange regieren. Schon im Jahre 1439 segnete er das Zeitliche und ging ein in jenes Land, wo der König und der Bettler gleich sind vor dem Herrn aller Herren.

Als nun die Fürsten des heiligen Reiches deutscher Nation zu Anfang des Jahres 1440 zu Frankfurt zusammen kamen, um für den verstorbenen Kaiser Albrecht II. einen Nachfolger zu erwählen, da wurde zuerst Friedrich von Oestreich, ein Vetter Albrechts, als Kaiser in Vorschlag gebracht. Allein man hörte so Vieles von seiner Unthätigkeit, Unentschloßenheit und von seinem Geize, daß man von seiner Wahl wieder abzustehen und einen Andern zur höchsten Würde des Reiches zu erheben beschloß. Vor Allem erhob sich Friedrich, der erste Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern, der Stammvater der Preußischen Königsfamilie und schlug den anderen Kurfürsten den Landgrafen von Heßen, Ludwig den Friedsamen, zur Kaiserwürde vor. Ihn unterstützte der Gesandte des Königs von Böhmen, Heinrich Reuß von Plauen,

Burggraf von Meißen. Und es iſt kein Zweifel, daß es nur von dem Landgrafen abgehangen hätte, Kaiſer von Deutſchland zu werden. Seine Weisheit und Rechtſchaffenheit, ſeine Tapferkeit und ſein kriegeriſcher Muth in der Stunde der Gefahr, hatten ihm ſchon lange die allgemeine Achtung gewonnen im ganzen Reiche.

Allein Landgraf Ludwig lehnte die ihm zugedachte Ehre mit Ernſt und Beſtimmtheit ab. Es waren ähnliche Gründe, wie bei ſeiner Verzichtleiſtung auf das Herzogthum Brabant, die ihn auch hierbei leiteten.

Die Lage des deutſchen Reiches war damals eine ernſte und gefährliche. Von allen Seiten drohten Unruhen und Gefahren. Darum zog Landgraf Ludwig es vor, in ſeinem Heßen zu bleiben, wo er Ruhe und Frieden geſchaffen hatte und zum Wol ſeiner Unterthanen Recht und Gerechtigkeit handhabte, als die ſchwere Bürde der Kaiſerkrone zu tragen, die ihm zwar mehr Glanz und Ehre, aber auch eine Fülle von Sorgen, Mühen und Gefahren gebracht hätte.

Unter dem Vorwande, daß er in den Wißenſchaften nicht genug Erfahrung habe für eine ſo hohe Würde, erklärte er, eine auf ihn fallende Wahl nicht annehmen zu wollen. Und ſo wählten denn die ſieben Kurfürſten des heiligen Römiſchen Reiches den Herzog Friedrich von Oeſtreich, welcher als Kaiſer Friedrich III. lange Jahre auf dem Kaiſerthrone ſaß, aber leider nicht zum Heile der deutſchen Nation.

So hatte denn Landgraf Ludwig die höchſte Würde, welche in jener Zeit ein weltlicher Fürſt bekleiden konnte,

nemlich die eines Kaisers, verschmäht, gewiß nicht zum Glücke von Deutschland, aber sicherlich zu seinem eigenen Heile.

X.

Von des Landgrafen Ludwig steigendem Ansehen und von seinen friedlichen Erwerbungen.

Vergleichen und vertragen,
ist beßer, als zanken und klagen.
Altes Sprüchwort.

Bereits im vorigen Abschnitte habe ich euch erzählt von dem hohen Ansehen, in welchem Ludwig der Friedsame im ganzen Reiche stand und wie Fürsten sich beeiferten, mit ihm Bündniße abzuschließen, Klöster und Städte sich unter seinen Schutz begaben, und Edelleute mit Freuden seine Oberherrschaft anerkanten, um in Frieden und Ruhe ihr Leben als Heßische Lehnsträger oder Vasallen zuzubringen.

Weil denn auf diese Weise gar manche neue Besitzung zur Landgrafschaft Heßen hinzukam, welche dabei geblieben ist bis auf den heutigen Tag, so werdet ihr vielleicht gerne etwas Genaueres von diesem Allen hören.

Zunächst erneuerte und bekräftigte Ludwig nochmals den alten Erbeinigungsvertrag, welchen früherhin sein Vater Hermann und Heinrich der Eiserne mit den Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen geschloßen hatten. Unterdeßen war der frühere

Markgraf Friedrich von Meißen, „der Streitbare“ geheißen, zum Kurfürsten von Sachsen vom Kaiser ernannt worden und seitdem sprach man nicht mehr vom Thüringischen und Meißnischen, sondern vom Sächsischen Fürstenhause.

Es war im Jahre 1434, daß Kurfürst Friedrich II. mit dem Beinamen „der Sanftmüthige“ von Sachsen und seine Brüder mit dem Landgrafen Ludwig zu Rotenburg an der Fulda eine Zusammenkunft hielten, wobei sie jenes alte Schutz- und Trutzbündniß erneuerten, wodurch auch beim Aussterben des einen Hauses dem andern die Nachfolge zugesichert wurde. Dabei wurden denn auch endlich die heßischen Städte Sontra und Eschwege, welche bereits Landgraf Balthasar von Thüringen in Besitz genommen, an Heßen wieder zurückgegeben.

Es gab diese erneuerte Erbeinigung zugleich Veranlaßung dazu, daß Landgraf Ludwig sich zwei Jahre darauf mit Anna, der Schwester des Kurfürsten von Sachsen vermälte, wovon ihr später das Nähere hören sollt.

Wie werth aber ein solcher Einigungsvertrag mit dem Landgrafen von Heßen damals gehalten wurde, das möget ihr daraus entnehmen, daß später, im Jahre 1439, Kaiser Albrecht II. bei einer Zusammenkunft zu Preßburg, sich für sein Königreich Böhmen in diesen Heßisch-Thüringischen Erbeinigungsvertrag aufnehmen ließ. Gewiß wäre die Ausdehnung dieses Bündnißes auf einen so mächtigen Fürsten auch für Heßen segensreich geworden, wäre durch den frühen Tod Kaiser Albrechts die Sache nicht in's Stocken gerathen.

Noch später, im Jahre 1456, trat auch der Kurfürst von Brandenburg der Erbeinigung zwischen Sachsen und Heßen bei, woraus du abermals sehen kannst, wie man die Gemeinschaft suchte mit Landgraf Ludwig.

Schon vorher hatte sich der Abt von Hersfeld, Albert von Buchenau, mit seiner Abtei in den Schutz des Landgrafen begeben und den alten Hader mit der Stadt Hersfeld beigelegt, welche sich schon seit längerer Zeit unter heßischem Schutze befand. Dadurch geschah es denn, daß Stadt und Abtei Hersfeld zum Heßenlande hinzugethan wurden, zunächst nur als Schutzland, bis es etwa zweihundert Jahre nachher ein wirklicher Bestandtheil der Landgrafschaft Heßen geworden ist.

In ähnlicher Weise wollte auch die alte und berühmte Abtei Corvey an der Wesen unter der milden und gerechten Regierung Ludwigs des Friedsamen stehen und erkannte denselben als ihren Schutz- und Schirmherrn an. Eben so das freie Nonnenkloster Herse bei Driburg mit allen seinen Besitzungen.

Dem Beispiele dieser Klöster folgten bald die thüringischen Städte Salzungen, Nordhausen, ja selbst das mächtige Erfurt, welche sich alle in den Schutz des Landgrafen von Heßen begaben.

Ein Beweis von nicht minder großem Vertrauen, welches man in des Landgrafen Ludwigs Redlichkeit und Biederkeit setzte, ist der Umstand, daß er sehr oft berufen ward, ausgebrochene Streitigkeiten im Reiche zu vermitteln und zu schlichten. Daß ihm dieß aber sehr häufig glückte, zeigt, daß er des in ihn gesetzten Vertrauens würdig war.

So stiftete er Frieden zwischen den Sächsischen Fürsten, seinen Schwägern, welche sich mit ihrem Bruder, dem Bischof Sigismund von Würzburg entzweit hatten und bereits im Begriff standen, ihren Streit mit dem Schwerte auszufechten. Nicht minder gelang es ihm, einen Krieg zu verhindern zwischen den Grafen von Henneberg.

Am meisten Thätigkeit bedurfte es aber von Seiten Ludwigs, den bereits zum öfteren in blutigen Krieg ausgearteten Streit zwischen seinen beiden Schwägern, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachsen und dem Landgrafen Wilhelm von Thüringen beizulegen, welcher bei fünfzehn Jahre zum Verderben von Thüringen und Meißen dauerte. Endlich schloßen die feindseligen Brüder Frieden durch die Vermittlung Ludwigs des Friedsamen und des Erzbischofs Dietrich von Mainz, eines gebornen Herrn von Erbach, bei einer Zusammenkunft zu Naumburg an der Saale am 27. Januar 1451.

Die Veranlaßung, wie dieser langjährige entsetzliche Bruderzwist endlich beigelegt wurde, wird aber also erzählt.

Nicht weit von Gera, an den Ufern der Elster hatten sich die Heere der beiden feindseligen Brüder, des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen von Sachsen und des Landgrafen Wilhelm von Thüringen, gelagert und standen einander gegenüber. Da trat ein Feldhauptmann aus dem Heere des Kurfürsten von Sachsen zu seinem Herrn und sprach: „Herr, heute könntet ihr Herzog zu Sachsen, Landgraf in Thüringen und Markgraf von Meißen sein. Es steht nur in eurer Gewalt, heute euren Bruder zu schlagen und alle seine Länder zu erhalten. Denn, wenn

ihr wollet, so richte ich jetzt meine Donnerbüchse auf Herzog Wilhelms Zelt und beendige mit einem einzigen Schuß den unseligen Krieg.“ Da sprach Friedrich der Sanftmüthige: „Schieße, wohin du willst, nur triff meinen Bruder nicht!“

Als dem Landgrafen Wilhelm diese Antwort hinterbracht wurde, da ward er tief gerührt von seines Bruders Edelmuth und erklärte sich bereit zu Frieden und Versöhnung. Auf freiem Felde, im Angesichte beider Heere kamen die feindlichen Brüder zusammen, schlugen ihre Helme auf und sanken nach kurzer Unterredung einander versöhnt in die Arme nach so langjährigem Zwiste.

So uneigennützig sich nun Landgraf Ludwig bei allen diesen Gelegenheiten gezeigt, indem er niemals dabei seinen eigenen Vortheil im Auge hatte, so sieht man doch, wie Gott es den Sanftmüthigen wol gelingen läßt und wie sein Segen denen folgt, die ihn lieben.

Ungesucht und ohne Kampf und Streit sah der fromme Landgraf fortwährend seine Macht sich mehren.

Um's Jahr 1436 unterwarf ihm der Graf von Sayn-Wittgenstein alle seine Besitzungen nebst dem Schloße Friedewald. Einige Jahre darauf übergaben ihm die Grafen von Waldeck alle ihre Besitzungen als Heßisches Lehen und lebten fortan unter Ludwigs Schutze.

Im Norden von Heßen, in Westphalen hatte, damals der ehrgeizige Erzbischof Dietrich von Köln ein geborner Graf von Mörs, einen Krieg begonnen mit den Bürgern der Stadt Soest. Sein Bestreben war, ganz Westphalen seinem Erzbisthum einzuverleiben. Darum hatte er viele Fremde, namentlich Böhmen in seinen Sold

genommen, welche die ganze Gegend weit und breit auf's Schrecklichſte verwüſteten.

Da ſahen denn viele, bisher unabhängige Edelleute, daß ſie gegen ſo zahlreiche Heere auf ihren Schlößern ſich, ohne mächtigen Beiſtand, nicht mehr halten könnten und begaben ſich unter den Schutz benachbarter Fürſten.

Wen hätten ſie lieber zu ihrem Schirmherrn gehabt, als den Landgrafen Ludwig? So übergaben ihm die Freiherren von Pleße alle ihre Beſitzungen und Schlößer und lebten fortan als ſeine Vaſallen. Ihrem Beiſpiele folgte der Graf Bernhard von der Lippe, die Herren von Kalenberg, von Kanſtein, von Uslar, der Graf von Ringelſtein, der Graf von Rittberg und andere mehr. Sie blieben Herren ihrer Beſitzungen mit allen hergebrachten Rechten, erkannten aber den Landgrafen als Oberlehnsherrn an.

Die bei weitem wichtigſte und bedeutendſte Erwerbung Ludwigs des Friedſamen, welche er gleicher Weiſe auf friedlichem Wege erlangte, war aber die, von welcher ich euch im nächſten Abſchnitte erzählen will.

XI.

Wie Ludwig der Friedſame die Grafſchaften Ziegenhain und Nidda erwarb.

Was Gott beſcheert,
bleibt unverwehrt.
Altes Sprüchwort.

In der Kurheßiſchen Provinz Oberheßen, in einer fruchtbaren, reich geſegneten Gegend liegt, rings von der Schwalm umfloßen, die uralte Stadt Ziegenhain. Die Stadt galt im Mittelalter für ſehr feſt und war ſeiner Zeit die vornehmſte Feſtung des Heßenlandes. Hierher wurden in gefährlichen Kriegszeiten die Koſtbarkeiten des Landes geflüchtet, um ſie vor dem Feinde zu ſichern. So ließ Landgraf Philipp der Großmüthige zu Anfang des Schmalkaldiſchen Krieges das Denkmal der heil. Eliſabeth mit allen dazu gehörigen Kleinodien hierher bringen; ſo wurde aus derſelben Urſache das Archiv mit den wichtigſten Urkunden, welche das Land und die Fürſten betrafen, hierher geführt, wo es noch vorhanden iſt bis auf den heutigen Tag.

Dieß Städtlein mit ſeinem Schloße war ſeit uralten Zeiten der Stammſitz der uralten Grafen von Ziegenhain. Sie gehörten zu den mächtigſten Herren im Heßenlande. Ihre Grafſchaft trugen ſie von den alten Klöſtern Fulda und Hersfeld zu Lehen, welche einſt der heil. Bonifazius, der Apoſtel der Deutſchen geheißen, und ſeine Schüler gegründet. Für das Alter und hohe Anſehen

dieſes Grafenhauſes ſpricht ſchon der Umſtand, daß Friedrich, der dritte Sohn des Landgrafen Ludwigs II. des Eiſernen von Thüringen, ein Bruder des Landgrafen Hermann I. von Thüringen, eine Gräfin von Ziegenhain ehelichte, in der Grafſchaft Ziegenhain die Stadt Treiſa erbaute und hier ſeine Lebenstage beſchloß.

Die Grafſchaft Ziegenhain war faſt rings umher begrenzt von dem Gebiete der Landgrafen von Heßen und ſchon dieſe örtliche Nähe macht es erklärlich, daß die Grafen fortwährend genannt werden in der Geſchichte Heßens. So ſoll ein Graf Gottfried von Ziegenhain in dem Gefolge Ludwigs des Heiligen geweſen ſein, als derſelbe mit der heil. Eliſabeth im Jahre 1222 nach Ungarn zog zu König Andreas II. Zur Zeit aber, als die Tochter der heil. Eliſabeth, die Herzogin Sophie von Brabant nach Heßen gekommen war, um das Land ihrer Väter in Beſitz zu nehmen für ihren unmündigen Sohn Heinrich das Kind, da kam Graf Berthold von Ziegenhain zu ihr nach Marburg und ſtand ihr bei und ward ihr eine mächtige Stütze. Später aber, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, da gab der erſte Landgraf von Heßen, der eben genannte Heinrich das Kind, ſeine zweite Tochter Mechtild einem Grafen Gottfried V. von Ziegenhain zur Ehe. Und noch zur Zeit der Regierung Heinrichs des Eiſernen war Graf Johannes I. ein treuer Anhänger dieſes Landgrafen. Oefters aber verwandelte ſich auch das gute Einvernehmen der Landgrafen von Heßen mit dieſen Grafen in Feindſchaft und bittern Haß.

Schon eben jener Graf Gottfried von Ziegenhain,

welcher die Tochter Heinrichs des Kindes zur Gemalin hatte, ſtand damals, als Heinrich das Kind mit ſeinen Söhnen erſter Ehe in Zwieſpalt gerieth, auf der Seite der jungen Landgrafen, ſeiner Schwäger, gegen ihren Vater. Er nahm ſie auf in ſeinen Schlößern und unterſtützte ſie mit Rath und That.

Später aber griff ein giftiger Neid in den Herzen der Grafen von Ziegenhain Platz gegen die Landgrafen von Heßen, wegen der wachſenden Macht dieſer letzteren zu Ende der Regierung Heinrichs des Eiſernen. War es ja doch ein Graf von Ziegenhain, auch Gottfried (VI.) geheißen, welcher Hauptmann war in dem furchtbaren Sternerbunde und nach ihm wurde es ſein Sohn, ebenfalls Gottfried, und zwar der ſiebente dieſes Namens genannt.

Doch auch die Ziegenhainiſche Grafſchaft hatte ſich im Laufe der Zeiten vergrößert. So waren ſie die Erben der Grafen von Reichenbach, von welchen ich euch in der Geſchichte der heil. Eliſabeth erzält habe.

Noch bedeutender aber war das Wachsthum ihrer Macht, als Graf Johannes I. von Ziegenhain durch ſeine Gemalin, die Tochter des Grafen Engelhard von Nidda, welcher zur Zeit Heinrichs des Eiſernen (im Jahre 1329) ohne männliche Nachkommen ſtarb, die Grafſchaft Nidda ererbte.

Während der Regierung des Landgrafen Ludwigs des Friedſamen nun lebte Graf Johannes II. von Ziegenhain, der Starke geheißen. Du haſt ſchon von ihm gehört, lieber Leſer, wie er ein Begleiter des Landgrafen Ludwig auf der Wallfahrt nach dem heiligen Lande geweſen,

wie er auf der Rückreise von einem Kaufmann, welcher früher einmal durch des Grafen Leute beraubt worden war, in Venedig war gefangen genommen worden, und wie ihn Landgraf Ludwig nur durch die Erlegung einer großen Geldsumme wieder auslösen konnte.

Diese Hülfe aus schwerer Bedrängniß vergaß Graf Johannes seinem Lebensretter nimmermehr. Er blieb von da an Landgraf Ludwigs treuster Anhänger und Freund, obwol er an Jahren weit älter war, als dieser.

Graf Johannes nemlich, der zweite Sohn des Grafen Gottfried VII. war geboren ums Jahr 1370 und war anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, welchem er auch wirklich bis zum Jahre 1401 angehört hat. Er hatte noch vier Brüder, nemlich Engelbert, Gottfried, Otto und Philipp. Da aber ums Jahr 1400 sein ältester Bruder Engelbert ohne Nachkommen gestorben war, Gottfried aber, welcher nach ihm kam im Alter, in kinderloser Ehe lebte, so trat Graf Johannes aus dem geistlichen Stande, übernahm die Regierung des Landes und vermälte sich mit Elisabeth, Gräfin von Waldeck. Da aber auch diese Ehe kinderlos blieb und alle seine Brüder bis zum Jahre 1430 vor ihm gestorben waren, so war und blieb er der letzte seines alten Stammes.

Graf Johannes war mit einer so außerordentlichen Leibesstärke begabt, daß er einst zu Frankenberg ein Fuder Wein, das ihm auf der Straße im Wege stand, auf die Seite hob, es aber gleich darauf, auf Abmahnen seiner Mutter, welche zugegen war, wieder auf seinen frühern Platz stellte. Da er sich nach seiner Wallfahrt nach Jeru-

salem immer enger an seinen Freund in der Noth, den Landgrafen Ludwig anschloß, so ernannte ihn dieser zu seinem Geheimen Rathe, von welcher Würde er alljährlich ein Einkommen von hundert und fünfzig Gulden hatte. Auch sonst unterstützte ihn der Landgraf vielfach mit Geld, indem er ihm öfter bedeutende Summen vorstreckte. Graf Johannes war nemlich ein gutmüthiger, freigebiger Herr und Sparen war seine Sache nicht. Da er nun sah, daß er keine Leibeserben bekommen werde und nicht wollte, daß seine Grafschaften in fremde Hände kämen, so beschloß Graf Johannes, in dankbarer Erinnerung, was Landgraf Ludwig für ihn gethan, dieselbigen diesem seinem fürstlichen Freunde zu übergeben, der sie ihm dann als Heßisches Lehen mit dem Vorbehalte der Erbschaft nach Johannes Tode, diesem wieder zurückgab. Es geschah dieß im Jahre 1435.

Den Rest seiner Tage verlebte nun Graf Johann von Ziegenhain theils in seinem Schloße zu Ziegenhain, theils in seiner Stadt Treysa, welches er scherzweise sein Köln zu nennen pflegte. Allezeit aber blieb er in der genauesten Gemeinschaft mit dem Landgrafen Ludwig, deßen treuster Freund er war bis zum Tode. Endlich am 14. April 1450 starb er in seinem Schloße zu Ziegenhain, nachdem er ein Alter von achtzig Jahren erreicht hatte. Sein Leichnam ward in dem Erbbegräbniß seiner Vorfahren, im Kloster Haina begraben, wo sein Leichenstein noch zu sehen ist bis auf den heutigen Tag. Als der letzte seines uralten Geschlechtes ward er, nach der Sitte jener Zeit, mit Helm und Schild in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. Vor dem

Leichenzuge aber ging einer seiner Vasallen, ein Ritter, Clauer von Wohra geheißen, laut rufend die Worte: „Heute Ziegenhain und nimmermehr!“

Nach seinem Tode aber trat Landgraf Ludwig der Friedsame in den Besitz der Grafschaften Ziegenhain und Nidda, wie es der letzte Graf von Ziegenhain mit ihm verabredet hatte. Von der Zeit fügten denn die Landgrafen von Heßen ihrem Wappenschilde auch den sechsspitzigen Stern der Grafen von Ziegenhain und die zwei Sterne der Grafen von Nidda hinzu und führten den Titel: „Landgrafen von Heßen, Grafen von Ziegenhain und Nidda.“ So also erwarb Ludwig der Friedsame, nicht durch Gewalt der Waffen, nicht durch Krieg und Blutvergießen, sondern lediglich durch seine Tugenden diese bedeutenden Besitzungen. Seine Liebe, seine Treue, seine Gerechtigkeit waren es, welche ihm und seinen Nachkommen diesen Zuwachs des Heßischen Landes zu verdanken hatten.

Das wird euch noch deutlicher werden, wenn ihr euch daran erinnert, daß zu diesem Ländererwerbe die Aebte von Hersfeld und Fulda hatten ihre Zustimmung geben müßen. Beide aber thaten dieß mit Freuden, denn den Abt von Fulda, Johannes von Merlau, hatte Ludwig einst aus seinen Bedrängnißen errettet durch die Schlacht bei Fulda, und der Abt von Hersfeld, Albert von Buchenau, hatte sich längst unter den starken Schutz des Landgrafen begeben und beide waren ihm darum treu ergebene Freunde.

XII.

Wie Landgraf Ludwig nach Rom reiſte und dort hoch geehrt ward vor allen Fürſten Europa's von Papſt Nikolaus V.

Eigenlob ſtinkt,
Freundeslob hinkt,
Fremdes Lob klingt.
Altes Sprüchwort.

In dem Todesjahre des letzten Grafen von Ziegenhain und Nidda, nemlich 1450, hatte Papſt Nikolaus V. ein großes Jubeljahr ausgeſchrieben nach der Stadt Rom.

Bereits im Jahre 1300 hatte zum erſtenmale der damalige Papſt ein ſolches Jubeljahr ausgeſchrieben, mit der Beſtimmung, daß allemal das hundertſte Jahr ſollte von der Chriſtenheit gefeiert werden als ein, vorzugsweiſe zur Buße und zum Gebete beſtimmtes Jahr. Wer in demſelben eine Wallfahrt vollbringe nach Rom, und dort vierzehn Tage lang bußfertig die Kirchen beſuchte, zu beten, der ſollte vollkommene Vergebung der Sünden, Ablaß für ſein ganzes bisheriges Leben erlangen. Zu einer Zeit, darinnen der Glaube an des Papſtes Unfehlbarkeit noch ſo feſt ſtand in den Herzen der Menſchen, wie damals, kannſt du dir, lieber Leſer, wol denken, daß bei dieſer Gelegenheit ein ungeheueres Zuſammenſtrömen von Leuten aus allen Ständen und aus allen Ländern der Chriſtenheit nach Rom mag geweſen ſein. Tauſende und Hunderttauſende zogen nach

Rom, um auf solche Weise nach ihrer Meinung, die Gnade Gottes und den Himmel zu gewinnen. Das aber brachte eine Menge Geld nach Rom und Alles hatte dort Vortheil davon, natürlich auch die päpstliche Kasse. Deßhalb wurden die Jubeljahre von Seiten der nachfolgenden Päpste so schmackhaft befunden, daß sie das Jubeljahr zuerst alle fünfzig, ja später alle fünf und zwanzig Jahre zu halten beschloßen.

Du siehst, lieber Leser, wie es mit dem alten Spruche seine Richtigkeit hat, daß es nichts Neues gibt unter der Sonne. Was jetzt die Industrieausstellungen sind, durch welche Hunderttausende nach Paris, London u. s. w. gelockt werden, das waren damals den römischen Päpsten die Jubeljahre: Mittel, um Fremde herbeizuziehen, die ihr Geld verzehrten und damit dem Lande Vortheil brachten.

Ein solches Jubeljahr war also, wie gesagt, vom Papste Nikolaus V. auf das Jahr 1450 ausgeschrieben.

Da zogen denn wieder unzählige Schaaren aus allen christlichen Ländern nach der Stadt Rom. Die Volksmenge, welche hier zusammenströmte, war so ungeheuer groß, daß nicht nur alle Häuser der Stadt, sondern auch ihre Straßen mit Wallfahrern angefüllt waren. Hunderttausende drängten sich unaufhörlich auf den Straßen und Gaßen umher und nur mit großer Mühe und auf Umwegen konnten die Pilger von Kirche zu Kirche gelangen. Eines Tages entstand auf der Tiberbrücke durch die nach der Peterskirche hin und zurückströmenden Massen ein solches Gedränge, daß mehr als zwei hundert Menschen in die Tiber stürzten und ertranken. Auch an den Eingängen in die Kirchen

war fortwährend ein solches Gedränge, daß Viele erdrückt oder lebensgefährlich verletzt wurden.

Damals nun zog auch der fromme Landgraf Ludwig von Heßen zum Jubeljahre nach Rom, um an den heiligen Tagen der Fasten, die der Erinnerung an die Leiden und den Tod des Weltheilandes geweiht sind, dort seine Andacht zu verrichten. Doch nicht mit großem Gepränge hielt er seinen Einzug in der ewigen Weltstadt. Als ein demüthiger Knecht seines Herrn lebte er dort so prunklos und eingezogen, daß des Papstes Abgesandte ihn in allen Herbergen Roms suchen mußten, und ihn endlich nur mit großer Mühe auffinden konnten.

In jenen Zeiten kam es nemlich vor, daß der Papst am sogenannten Rosensonntage, sonst der Sonntag Lätare geheißen, welcher ohngefähr in die Mitte der Fasten fällt, einem ausgezeichneten Fürsten eine geweihte goldene Rose zum Geschenke gab.

Diese hohe Ehre hatte dießmal der Papst dem Landgrafen Ludwig von Heßen zugedacht, als er die Kunde vernahm, derselbe sei auch unter den zahlreichen Fürsten, welche damals nach Rom gekommen waren, das Jubeljahr zu feiern und den Ablaß zu verdienen.

Darum sandte Papst Nikolaus nach ihm und ließ ihn vor sich bescheiden und übergab ihm in der feierlichen Versammlung seiner Kardinäle und Bischöfe die goldene Rose und ertheilte ihm den schönen, ehrenvollen Beinamen eines „Fürsten des Friedens."

Von da an wird denn Landgraf Ludwig, den sein treues Volk vorher den „Milden" oder auch den „Frommen"

genannt hatte, der „Friedſame“ geheißen. Das aber iſt ein Titel, welchen auch du, lieber Leſer, als den ſchönſten Beinamen erkennen wirſt, welchen ein Fürſt hier auf Erden nur zu führen vermag und auch du wirſt, nach Allem, was du bisher vom Landgrafen Ludwig gehört haſt, denſelben dieſes Namens für würdig erkennen.

Wol dem Lande, welches von ſolchen Fürſten regiert wird, wie Ludwig der Friedſame von Heßen einer war, der zwar freudig das Schwert ziehen und auch ſiegreich führen konnte, wenn es galt, ſein Land vor dem Schrecken des Feindes zu bewahren, deßen Ruhm und Ehre es aber war, ein Fürſt des Friedens zu heißen mit der That und mit der Wahrheit!

XIII.

Von mancherlei Naturereignißen während der Regierung Ludwigs des Friedſamen.

An Gottes Segen
Iſt Alles gelegen.
Altes Sprüchwort.

Wenn du, lieber Leſer, bisher Viel und Mancherlei gehört haſt von Krieg und Frieden, von Schlößern und Städten, von Fürſten und Grafen, von Rittern und Bürgern während der Zeit, als Ludwig der Friedſame, der treffliche Fürſt, als Landgraf regierte über das Heßenland, ſo magſt du vielleicht auch gerne Etwas davon ver-

nehmen, wie es damals war, in Beziehung auf Ueberfluß oder Mangel, auf fruchtbare oder theure Jahre. Das ist ja gerade das Schöne, wenn man Geschichten hört aus alter, längst vergangener Zeit, daß man da Mancherlei erfahren kann, nicht allein die Neugierde zu befriedigen, sondern auch Gottes Gnade und Güte, sowie den Ernst seiner Gerichte zu schauen, die er zu Zeiten ergehen läßt über unser sündiges Menschengeschlecht, auf daß wir nicht vergeßen, daß Er der Herr sei, der, hoch erhaben über der Menschen Thun und Treiben, droben im Regimente sitzt und Alles leitet nach seinem heiligen Wolgefallen. Auch magst du dir daraus, daß Gott der Herr zu allen Zeiten gute und böse Jahre, fruchtbare und unfruchtbare Zeiten sandte, die Lehre ziehen, daß weder die einen, noch die andern immerdar dauern, sondern dem Wechsel unterworfen sind, auf daß du lernest, in guten Jahren dich auf nachfolgende schlechte Jahre zu schicken und in unfruchtbaren Zeiten dich mit der Hoffnung zu trösten, daß auch sie wieder mit Gottes Hülfe vorüber gehen. Alles hier in diesem armen Leben ist ja der Wandelbarkeit unterworfen und namentlich auch von diesem unaufhörlichen Wechsel gilt das alte Wort, daß es nichts Neues gibt unter der Sonne.

Doch unterscheidet sich das fünfzehnte Jahrhundert, in welchem Ludwig der Friedsame regierte, dadurch sehr von dem vorhergehenden vierzehnten, daß die schlimmen Jahre mehr mit guten Zeiten wechselten, Theurung und Krankheiten nicht so oft vorkamen, auch nicht so schrecklich auftraten, als damals.

So kann ich euch von einem Winter erzählen, welcher

von 1419 auf 1420 so gelinde auftrat, wie es seit mehreren hundert Jahren nicht der Fall war. Das Wetter war so warm, daß bereits am 20. März die Bäume in Heßen in voller Blüthe standen. Im April blühten die Rosen und die Weinstöcke und schon im Mai gab es reife Trauben.

Ein ähnlicher gelinder Winter war der vom Jahre 1426 auf 1427. Dagegen erfroren im Jahre 1439 noch auf Sonntag Cantate, welcher, wie du weißt, drei Wochen vor Pfingsten fällt, in Heßen, wie durch ganz Franken und Schwaben die Reben und Obstbäume. — Im folgenden Winter 1431 herrschte dann eine so strenge Kälte, wie seit Menschengedenken nicht, so daß viele Menschen und Thiere elendiglich erfrieren mußten. Eben so war von 1432 auf 1433 ein außerordentlich strenger Winter, der von Martini (11. November) anhielt bis auf Lichtmeße (2. Februar) mit sehr wenigen und kurzen Unterbrechungen. Am Sonntage nach Neujahr war bei Worms der Eisgang auf dem Rheine so stark, daß der Fluß austrat und das Waßer beinahe bis zum Marktplatze stieg. Ebenso stieg damals der Main bei der Stadt Würzburg so hoch, daß das Waßer bis zum Fischmarkte reichte. Am 12. Januar aber fiel plötzlich viel Schnee mit nachfolgendem Regen und darauf trat eine so strenge Kälte ein, daß alle Flüße zufroren. Als nun darauf im Februar schnelles Thauwetter eintrat, so folgten dem schnell schmelzenden Schnee furchtbare Ueberschwemmungen. Da wurden die Saatfelder verdorben und in vielen Gegenden wurden Häuser, ja ganze Dörfer vom Waßer mit fortgerißen.

Im darauf folgenden Jahre 1434 wehte im Herbste,

sieben Tage nach Remigiustag, ein schrecklicher Sturm in Heßen, daß Thurmspitzen herabfielen, Dächer wurden abgedeckt und in den Gärten und Wäldern die größten Baumstämme niedergeworfen, viele Stämme ausgerißen, andere in der Mitte entzweigebrochen.

In Folge aller dieser ungünstigen Naturereigniße folgte nun in den drei folgenden Jahren 1435 bis 1438, bei fortwährend sehr strengen Wintern, große Theurung und theilweise Hungersnoth. Ein Malter Korn galt in diesem letztern Jahre den, für jene geldarmen Zeiten, ungeheuern Preiß von zehn Gulden, und ein Bißen Brod von der Größe einer gewöhnlichen Nuß wurde mit drei Pfennigen bezahlt. Da starben denn viele arme Leute Hungers und fielen oft in Dörfern und Städten todt auf den Straßen nieder. In Folge der schlechten Nahrungsmittel brach dann darauf auch eine pestartige Krankheit aus, welche noch mehr Menschen wegraffte, als es vorher der Hunger gethan. Wer davon ergriffen wurde, der fiel in einen tiefen Schlaf, welcher gewöhnlich drei Tage dauerte, ohne daß er erweckt werden konnte. Wachten die Menschen dann auf, so rangen sie mit dem Tode und schliefen dann ein, um nicht wieder zu erwachen. An manchen Orten trat die Krankheit so heftig auf, daß viele Menschen unbegraben liegen blieben und von Hunden, Katzen und wilden Thieren aufgefressen wurden. Auch der gelinde Winter von 1439 wirkte auf die Krankheit schädlich ein und so raffte sie fortwährend viele Menschen hinweg. Dagegen war dies Jahr so fruchtbar, daß die Maaß Wein von zehn Weißpfennigen auf einen fiel und das Malter Korn nur zehn Schillinge galt.

Auch das Jahr 1442 war ausgezeichnet durch seine Fruchtbarkeit. Namentlich gab es so vielen Wein, daß das Fuder, zu zwölf Eimer, den Eimer zu vierundsechszig Maaß, und zwar sehr guter Qualität, an manchen Orten mit nur zwei Gulden bezahlt wurde. Auch die Frucht gerieth so reichlich, daß den Bauern die Scheunen zu klein waren. Besonders wird auch das herrliche Erntewetter in diesem Jahre gerühmt.

Dagegen fiel im Jahre darauf in Heßen noch auf Walpurgistag ein so starker Schnee und trat noch eine solche Kälte ein, daß die Feldfrüchte, die Obstbäume und Weinstöcke Noth litten.

Daß man übrigens in jenen Zeiten noch mancherlei Nahrungsquellen hatte, welche heutzutage versiegt sind, oder doch sehr sparsam fließen, geht unter Anderm daraus hervor, daß Landgraf Ludwig bei einem einzigen Fischfange in der Fulda bei Kaßel 795 Lachse fangen ließ.

Du siehst also, lieber Leser, aus diesem Allen, daß bei allem Wechsel der Dinge hier auf Erden, doch im Ganzen und Großen sich dieselben Erscheinungen immer wiederholen. In allen Jahrhunderten dieselben Klagen, aber auch dieselben Menschen mit ihren Sünden und Schwächen. Darum laßt uns sprechen bei allen Klagen über schlechte Zeiten, wie ein Dichter unseres Volkes sagt:

Abermals ein neues Jahr, immer noch die alte Noth!
O, das Alte kommt von uns, und das Neue kommt von Gott.
Gottes Güt' ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld:
Neue Reu' verleih' uns Gott und beweis' uns alte Huld!

XIV.

Von der Erfindung der Buchdruckerkunst und wie Ludwig der Friedsame die Klöster in Heßen reformiren wollte.

Wer soll Meister sein?
Der was erfann.
Wer soll Geselle sein?
Der was kann.
Wer soll Lehrling sein?
Jedermann!
Alter Spruch.

Während Ludwig der Friedsame in Heßen regierte, wurde in einer Stadt, welche zwar damals und auch noch lange hernach, nicht zu Heßen gehörte, jetzt aber eine Heßische Stadt ist, nemlich zu Mainz eine Erfindung gemacht, welche unstreitig unter Allem, was jemals der menschliche Geist ersann, die oberste und vornehmste Stelle einnimmt, wegen der überaus wichtigen Folgen, welche daraus für die Christenheit, ja für alle Völker der Erde hervorgingen, nemlich die Buchdruckerkunst.

Es war um's Jahr 1440, daß ein Mainzer Bürger, Johann Gensefleisch, genannt Gutenberg, auf den Gedanken kam, statt des bisherigen mühseligen Abschreibens der Bücher, solche zuerst mit hölzernen Tafeln, auf welche die Buchstaben eingeschnitten wurden, später mit einzelnen geschnittenen Buchstaben von Metall zu drucken.

Die ersten Versuche, welche Gutenberg selbst unternahm,

fielen sehr unvollkommen aus. Bald aber wurde das anfängliche Verfahren durch Petrus Schöffer aus der, jetzt gleichfalls Heßen-Darmstädtischen Stadt Gernsheim am Rheine, bedeutend vervollkommnet und bald entwickelte sich die Buchdruckerkunst immer mehr, so daß man sehr bald an kein Abschreiben der Bücher mehr dachte.

Anfänglich wurde die Kunst sehr geheim gehalten und es galt ein Buch, das mit keiner Feder geschrieben war, für ein wahres Wunderwerk. Aber bald verbreitete sie sich von Mainz aus in die benachbarten Länder und es entstanden namentlich in Speier, Straßburg, Nürnberg, Erfurt u. s. w. verhältnißmäßig sehr schnell bedeutende Buchdruckereien.

Damit aber hatte die Menschheit einen unendlich großen Schritt vorwärts gethan.

Durch die Wolfeilheit der neuen Bücher waren nunmehr gar Viele im Stande, sich solche zu kaufen. Dadurch mußten sich nothwendig nützliche Erkenntniße aller Art allmälig unter den Menschen verbreiten. Insbesondere ward nun das Buch der Bücher, die heilige Schrift gar Vielen näher bekannt, welche bisher wenig oder Nichts davon gewußt. Waren ja doch die Psalmen das erste Buch, welches Gutenberg druckte. Bald aber wurde auch die lateinische Bibel, dann mehrere deutsche Uebersetzungen davon gedruckt und verbreitet. Und so wurde denn die Buchdruckerkunst die Veranlaßung dazu, daß der Christenheit die ewige Urquelle der Wahrheit, das geoffenbarte Gotteswort wieder aufgeschloßen wurde. Bisher war die Bibel nur Wenigen bekannt, selbst die meisten Geistlichen kannten sie

nicht: jetzt wurde sie allmälig das Eigenthum Vieler und man konnte sich nun leicht daraus überzeugen, wie vielfach damals die Kirche Christi vom lauteren und reinen Evangelium abgewichen war.

Daß aber dadurch das größte und wichtigste Ereigniß, welches die Kirche Christi seit der Apostel Zeit betroffen, die Reformation, am wirksamsten und kräftigsten verbreitet wurde, fällt so sehr in die Augen, und ist eine so bekannte Sache, daß ich wol hier nicht nöthig habe, dir dieß genauer auseinander zu setzen.

Daß aber diese so unendlich folgenreiche Erfindung unter der Regierung Ludwig des Friedsamen gemacht wurde, dieß dir zu erzählen, war ich dir bei der Darstellung des Lebenslaufes dieses Fürsten schuldig, und zwar um so mehr, da das neu erwachende Leben in Deutschland, welches zugleich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst sich entfaltete, auch auf den Landgrafen Ludwig seine Wirkungen äußerte.

Bereits am Anfange unsers 4. Abschnittes, wo ihr gehört habt, wie Landgraf Ludwig gegen die Hußiten zog, habe ich euch gesagt, wie es damals mit der Geistlichkeit aussah, namentlich auch mit den Sitten in den Mönchs- und Nonnenklöstern. Anstatt nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, Sitze der Andacht und leuchtende Punkte im Leben des Volkes zu sein, waren sie die Sitze der Ueppigkeit und aller Laster geworden.

Darum hatte man von Seite woldenkender Fürsten und treugesinnter Geistlichen schon lange auf eine Reformation der Kirche „an Haupt und Gliedern" gedrungen. Dieß war bereits geschehen auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz,

wo ja auch, wie ihr euch erinnern werdet, Landgraf Ludwig zugegen war, als er im Jahre 1417 daselbst von Kaiser Sigismund mit dem Heßenlande belehnt ward. Später wurden diese Reformationsversuche erneuert auf einer Kirchenversammlung, welche im Jahre 1431 in der Stadt Basel zusammenkam. Aber alle diese Versuche waren an den Ränken der Päpste und ihrer Creaturen gescheitert. Daher suchten denn einzelne Fürsten, so gut sie konnten, in ihren Ländern Ordnung zu schaffen in der Kirche.

Unter ihnen war besonders Landgraf Ludwig von Heßen. Solche Klöster, in welchen vorzugsweise die Sittenlosigkeit über Hand genommen, löste er auf und berief andere sittenstrengere Mönche an ihre Stelle, durch welche wieder Zucht uud Sitte unter die Geistlichkeit kommen sollte. Andere Geistliche sollten für den Unterricht in der Jugend besorgt sein. Zu den letztern gehörten die Kugelherrn, von ihren Kappen, welche sie Kugeln oder Gogeln nannten, also geheißen. Landgraf Ludwig berief solche im Jahre 1454 nach seiner Hauptstadt Kaßel, wo er ihnen ein besonderes Haus anwies, der Weißenhof geheißen.

Diese Kugelherren wirkten aber zu Kaßel in solchem Segen, daß im Jahre 1468 Graf Otto von Solms und Freiherr Eberhard von Eppenstein in der Stadt Butzbach, welche aber damals noch nicht zu Heßen gehörte, ein ähnliches Kugelhaus gründeten. Die Butzbacher Kugelherren kamen bald nicht minder zu großen Ehren wegen der Liebe, womit sie sich der Wißenschaften befleißigten. Sie stifteten dort eine große Bibliothek, welche noch jetzt besteht. In hohen Ruf kam diese geistliche Anstalt durch den spätern

Vorsteher oder Probst derselben, Gabriel Biel, welcher ein berühmter Prediger und Gottesgelehrter wurde und mit Recht unter den Vorläufern der Reformation genannt wird.

Noch später, im Jahre 1477, stiftete ein vermögender und gelehrter Marburger, Heinrich Imhoff, welcher Magister der freien Künste war, in seiner Vaterstadt ein Kugelhaus, nach dem Muster derer zu Kaßel und zu Butzbach.

Doch begnügte sich Ludwig der Friedsame nicht damit, einzelne Klöster durch neue Geistliche zu ersetzen: er reiste auch selbst im Lande umher und ging in die Klöster seines Heßenlandes und suchte mit Hülfe von beßeren Geistlichen die alte Zucht und Ordnung wieder herzustellen, die Sittenlosigkeit und Unordnungen abzustellen, so viel er vermochte.

Daß alle diese Versuche einer Reformation der Kirche, so sehr sie zu achten sind, im Ganzen und Großen Nichts fruchteten, ist eine bekannte Sache. Erst mußte jener Schwan kommen, auf welchen der sterbende Huß einst geweißaget hatte, bis wieder beßere Zeiten kommen konnten.

Wie aber Landgraf Ludwig durch seine Reformationsversuche sich die sittenlosen Mönche zu Feinden machte und wie sie sich dafür an ihm zu rächen suchten, sollt ihr in dem folgenden Abschnitte hören.

XV.

Von Ludwigs des Friedsamen Familienverhältnißen, von seinen letzten Schicksalen und von seinem Tode.

Ach, ich bin des Treibens müde!
was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
komm, ach komm in meine Brust!
Göthe.

Landgraf Ludwig vermälte sich, gegen die Sitte der Fürsten im Mittelalter, welche meistentheils sehr jung in den Ehestand traten, erst ziemlich spät, nämlich im Jahre 1436, da er bereits vier und dreißig Jahre alt war, und schon zwanzig Jahre lang sein Land mit Ehren regiert hatte. Es ist dieß um so mehr zu verwundern, da er damals der einzige männliche Sproße aus dem Geschlechte der heiligen Elisabeth war und mit ihm der Stamm der Heßischen Landgrafen ausgestorben wäre.

Es erklärt sich dieß vornemlich aus dem Umstande, daß Ludwig der Friedsame, bevor er in den Ehestand trat, zweimal verlobt war, ohne daß diese Eheberedungen zur Ausführung gekommen wären.

Zuerst hatte er sich verlobt mit einer Gräfin Johanna von Naßau-Weilburg, welche eine Bruderstochter der ersten Gemalin seines Vaters, auch Johanna geheißen, war. Er soll eine zärtliche Liebe gegen sie im Herzen getragen haben. Allein aus zwei Rücksichten vornehmlich scheint sich dieses Verlöbniß wieder aufgelöst zu haben. Einmal wegen

u naher Verwandtschaft, mit welcher man es dazumal strenger nahm, als heutzutage und vielleicht auch aus der Rücksicht, daß sein Vater Hermann mit jener Johanna von Nassau in kinderloser Ehe gelebt hatte. Eine kinderlose Ehe würde für den Landgrafen, und noch mehr für das ganze Hessenland ein sehr großes Unglück gewesen sein, weil dann nach Ludwigs Tode kein rechter Erbe mehr dagewesen wäre und das Land wiederum der Schauplatz blutiger und verheerender Kriege unter den begierigen Nachbarn geworden wäre. Darum wehrten ihm seine Räthe diese Ehe und Johanna heirathete später einen Grafen von Henneberg.

Die zweite Braut des Landgrafen hieß Margaretha und war eine Gräfin von Cleve. Auch dieses Verlöbniß wurde wieder aufgelöst und ich kann dir nicht einmal recht sagen, warum? Kurz, Margaretha wurde später mit einem Herzoge von Baiern vermält.

Hierauf schloß Landgraf Ludwig sein schon erwähntes Bündniß mit dem Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, von welchem Friedrich, der Streitbare geheißen, von Kaiser Sigismund zum ersten Kurfürsten von Sachsen ernannt worden war, von welcher Zeit diese ganze Fürstenfamilie sich nicht mehr die Thüringische und Meißnische, sondern die Sächsische nannte. Ludwig erneuerte die alte Erbverbrüderung mit diesem Fürstenhause, die sie einst sein Vater Hermann und sein Großoheim Heinrich der Eiserne geschloßen hatten. Und dieß ward die Veranlassung dazu, daß sich Ludwig mit Anna, der Tochter des Kurfürsten Friedrich des Streitbaren von Sachsen im Jahre 1436 vermälte.

Die Braut ward ihm in diesem Jahre von ihrem Bruder, dem Bischofe Sigismund von Würzburg nach Kaßel zugeführt und hier wurde die Hochzeit mit fürstlichen Ehren gehalten. Unter Anderm wurde damals zu Kaßel ein prächtiges Turnier, oder Ritterstechen gehalten.

Dieser Ehe entsproßen sechs Kinder, nemlich vier Söhne und zwei Töchter. Die Söhne hießen: Ludwig, Heinrich, Hermann und Friedrich. Dieser letztere starb frühe. Hermann, zum geistlichen Stande bestimmt, ward später Erzbischof und Kurfürst von Köln und war einer der trefflichsten und ausgezeichnetsten Fürsten im deutschen Reiche. Weil nun Ludwig der Friedsame sein Land durch die Grafschaften Ziegenhain und Nidda, sowie durch andere Erwerbungen so ansehnlich vergrößert hatte, so beschloß er, daß nach seinem Tode seine beiden ältesten Söhne Ludwig und Heinrich sich theilen sollten in die Landgrafschaft Heßen. Dieß geschah auch und werde ich euch noch Genaueres von ihnen erzählen.

Die Töchter hießen Anna und Elisabeth. Die erstere ward mit dem Grafen Johannes von Naßau-Weilburg verlobt, starb aber als Braut. Darauf trat an ihre Stelle ihre Schwester, die schöne Elisabeth, welche die Stammmutter des Naßauischen Fürstenhauses geworden ist.

Doch ist es nun Zeit, daß ich euch von Landgraf Ludwigs des Friedsamen letzten Schicksalen erzähle und gewiß werdet ihr gerne hören von dem, wie dieses herrlichen Fürsten letzte Lebenstage sich gestalteten.

Es war ihm einst in seiner Jugend geweißaget worden,

er werde fünfzig Jahre lang glücklich regieren und dann nimmer. Beinahe traf es ein.

Im Jahre 1457 geschah es, daß eine Anzahl wilder westphälischer Ritter sich gegen den Landgrafen verband. Sie fielen plündernd und sengend in seine Grenzen. Da sandte Landgraf Ludwig ein Heer gegen sie aus, unter Anführung seines Marschalls Johannes von Meysenbug. Aber die Heßen wurden geschlagen auf einem Platze, das Sinnfeld geheißen. Die Mehrzahl wurde gefangen oder getödtet. Nur Wenige retteten sich durch ihren unerschrockenen Heldenmuth. Unter ihnen Wittekind von Hohenfels, ein riesenstarker, gewaltiger Mann, der hieb den bereits gefangenen Ritter Hans von Dörnberg aus den Feinden heraus und schlug sich mit diesem, nebst Hermann von der Rabenau und Heinrich von Löwenstein durch. Diese allein entkamen.

Als Landgraf Ludwig, der bis dahin nimmer war besiegt worden, von dieser Niederlage Kunde erhielt, da ward seine Seele von einer düstern Ahnung ergriffen, er gedachte jener Weißagung und sprach: „Meine glückliche Regierung will aus sein, ich will mich nun zu friedlicher Tageleistung schicken!“

Er, der im Leben den Beinamen des Friedensfürsten geführt, suchte nunmehr sich auf sein Ende zu schicken und zu bereiten. Noch war es seine Absicht, ein entartetes Kloster, in Gemeinschaft mit dem Abte deßelben zu reformiren. Er reiste dahin und speiste nebst dem Abte in diesem Kloster, deßen Namen nicht bekannt geworden ist, in Gesellschaft der Mönche. Hier aber soll dem Landgrafen und dem Abte Gift

beigebracht worden sein, an welchem beide kurz nach einander starben.

Auf St. Antoni (17. Januar) 1458, Abends um neun Uhr, starb Ludwig der Friedsame auf seinem Schloße zu Spangenberg, im sechs und fünfzigsten Jahre seines Lebens und im fünf und vierzigsten seiner glorreichen Regierung. In der Elisabethenkirche zu Marburg ist er in der Gruft seiner Ahnen begraben.

Er war der größte Regent unter allen Landgrafen aus dem Geschlecht der heiligen Elisabeth, welche bis dahin in Heßen regiert hatten und auch nach ihm sind es nur Wenige, die ihm gleich kommen an Tapferkeit im Kriege, an Weisheit im Rathe, an Mäßigung im Glücke, an Ergebung im Unglücke, namentlich aber an Gerechtigkeit und Güte gegen Jedermann, Hohe wie Niedrige. Einer der größten Geschichtschreiber jener Zeit rühmt von ihm, daß er niemals in seinem Leben ein ungerechtes Urtheil gesprochen habe.

Das Land seiner Väter hat er eben so muthig gegen alle seine mächtigen und zahlreichen Feinde vertheidigt, als er dasselbe mit Weisheit und Milde regierte und durch die friedlichsten und redlichsten Mittel vergrößerte. Er hat Heßen erst zu dem gemacht, was es späterhin geworden ist. Seine Unterthanen hingen darum an ihm, wie an einem Vater, die Fürsten des Reiches verehrten ihn als den Beßten und Würdigsten aus ihrer Mitte. Ja, sein Ruhm und seine Ehre reichte weit hinaus über die Grenzen des deutschen Reiches.

Gewiß, lieber Leser, hast auch du gerne gehört von seinen Schicksalen, von seinen Thaten und von seinem uner-

warteten Tode. Denn sein Beispiel gibt dir ein Bild, wie Fürsten sind, wenn das Evangelium eine Kraft Gottes in ihnen geworden ist und was sie Gutes wirken, wenn der Geist von oben sie regiert.

Seine Gemalin, Anna von Sachsen, folgte ihm vier Jahre später, im Jahre 1462, in das Land des ewigen Friedens. Ihre Gebeine ruhen in der Hauptkirche zu Spangenberg.

Anhang.

Von den Söhnen und Enkeln Ludwigs I. des Friedsamen.

I.

Wie die beiden ältesten Söhne Ludwigs des Friedsamen, Ludwig II. und Heinrich III. sich in das Heßenland theilten und von ihren Kindern.

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie darnieder.
Sirach.

Der älteste Sohn Ludwigs des Friedsamen, nach seinem Vater gleichfalls Ludwig geheißen und zwar der Zweite unter den regierenden Landgrafen von Heßen, der diesen Namen führte, war geboren am 7. September 1438. Er war ein kriegsmuthiger, tapferer und ritterlicher Herr. Er wurde noch vor seines Vaters Tode von diesem schon zu

den Geschäften der Regierung beigezogen und bereits im sechszehnten Jahre seines Alters mit Mechtild von Würtemberg, einer Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg, vermält. Sie war eine Schwester des Herzogs von Würtemberg, Eberhard im Barte geheißen, welcher sich rühmen konnte, daß er sein Haupt in eines jeden seiner Unterthanen Schooße sicher ruhen laßen könne. Die Vermälung wurde gefeiert am 1. September 1454.

Die Braut brachte dem jungen Landgrafen die, für jene Zeiten bedeutende Morgengabe von 31,000 Gulden mit und er hielt bei Lebzeiten seines Vaters mit ihr seinen Hof auf dem Schloße zu Marburg.

Aus dieser Ehe entsproßen zwei Söhne, welche beide den Namen Wilhelm und später als Wilhelm I. und Wilhelm II. die Regierung führten, und zwei Töchter, Elisabeth und Anna, von welchen die erste frühe starb, die andere mit einem Grafen von Naßau verheirathet wurde.

Nach dem frühen Tode Ludwigs II., welcher den Beinamen des Freimüthigen oder Herzhaften führte, hatte seine Wittwe Mechtilde von Würtemberg ihren Wittwensitz auf dem Schloße zu Rotenburg an der Fulda, wo sie auch gestorben ist. Sie hat ihren Gemal lange überlebt. Denn erst am 6. Juni 1495 hat sie ihr Lebensziel erreicht, wie ihr Grabstein es ausweiset.

Heinrich, als Landgraf von Heßen der Dritte dieses Namens, der zweitgeborne Sohn Ludwigs des Friedsamen, hat das Licht der Welt erblickt am Tage vor St. Galli, also am 15. October 1441. Sein Taufpathe war der treue

Freund und Bundesgenoße seines Vaters, Graf Johannes der Starke von Ziegenhain, von welchem ich euch ja schon Mancherlei erzählt habe. Noch im Todesjahre seines Vaters, 1458, wurde Landgraf Heinrich III. vermält, als er erst siebzehn Jahre alt war. Sein Vater hatte ihn bereits in seiner Kindheit verlobt mit dem einzigen, noch lebenden Kinde des letzten Grafen Philipp von Katzenelnbogen, Anna geheißen, auf daß er diesem seinem zweiten Sohne das reiche Erbe der Grafschaft Katzenelnbogen sichere, welcher Plan, wie ihr später sehen werdet, auch wirklich in Erfüllung ging. Wegen dieser reichen Erbschaft aber wurde Landgraf Heinrich III. „der Reiche" geheißen, welchen Beinamen er führt in der Geschichte.

Aus dieser Ehe Heinrichs III. mit Anna von Katzenelnbogen entsproßen sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Von den Söhnen hat aber nur ein einziger, mit Namen Wilhelm, als Landgraf der Dritte dieses Namens, den Vater überlebt. Von den Töchtern vermälte sich die ältere, Elisabeth, mit einem Grafen von Naßau, die jüngere, Mechtildis oder Mathilde, mit einem Grafen von Cleve.

Auch Anna von Katzenelnbogen überlebte ihren Gemal Heinrich III. Sie starb im Jahre 1494, also ein Jahr vor ihrer Schwägerin Mechtilde von Würtemberg und ist in der Elisabethkirche zu Marburg begraben.

Landgraf Heinrich III. war übrigens von seinem Bruder Ludwig II. an Gemüthsart und Sitten sehr verschieden. Er war ein stiller, ruhiger und friedliebender

Herr, welcher sich wenig um die Regierungsgeschäfte bekümmerte, dieselben vielmehr zumeist seinem Hofmeister Hans von Dörnberg überließ. Er selbst lebte vornehmlich für die Jagd, welche er mit Leidenschaft liebte. Dieser Hans von Dörnberg war nun freilich ein ausnehmend kluger und einsichtsvoller, dabei aber sehr ehrgeiziger Mann. Es wird ihm von seinen Zeitgenoßen der Vorwurf gemacht, daß er das Vertrauen seines Fürsten vielfach zu seinem eigenen Vortheile mißbraucht und eine der Haupturſachen gewesen sei, warum die beiden fürstlichen Brüder bald über die Theilung des Landes in Zwiespalt geriethen.

Der Urgroßvater Ludwigs des Friedsamen, Landgraf Otto, hatte einst verordnet, daß von seinen Söhnen nur Einer die Regierung des Landes übernehmen, die Andern aber sich mit einem Leibgedinge begnügen sollten. Er hatte auf der einen Seite die Streitigkeiten vermeiden wollen, welche die letzten Jahre Heinrichs des Kindes getrübt hatten, auf der andern aber das Land und die Herrschaft nicht allzusehr zu schwächen gewünscht, dadurch, daß es unter mehrere Regenten kam.

Von dieser Ordnung wich nun Ludwig der Friedsame bei seinen Söhnen wieder ab. Er hatte das Heßenland durch seine Erwerbungen, namentlich der Grafschaften Ziegenhain und Nidda so ansehnlich vergrößert, daß er meinte, die Landgrafschaft sei nun groß genug, um zwei Landesfürsten zu haben. Außerdem hatte sich's der Graf Philipp von Katzenelnbogen bei der Verlobung seiner Erbtochter Anna mit dem zweiten Sohne Ludwigs des Fried-

samen vorbehalten, daß dieser die Hälfte des Landes erhalten sollte.

Und so geschah's denn auch nach deßen Tode. Der älteste Sohn, Ludwig II. „der Freimüthige" erhielt Niederheßen mit der Hauptstadt Kaßel, wo er von jetzt an seinen Sitz hatte, sowie die zu Heßen gehörige Landschaft an der Werra. Der jüngere aber, Heinrich III. „der Reiche" empfing Oberheßen oder das Land an der Lahn mit der Hauptstadt Marburg und dazu die Grafschaft Ziegenhain oder das Land an der Schwalm. Mancherlei fürstliche Vorrechte aber sollte der älteste Bruder vor dem jüngeren haben.

Auf die Weise traten denn Beide nach dem Tode ihres Vaters die Regierung ihrer Länder an.

II.

Wie die beiden fürstlichen Brüder uneins miteinander wurden um das Erbe ihres Vaters und von ihrem traurigen Bruderkriege.

Siehe, wie lieblich und wie fein
Iſts, daß brüder eintrechtig sein.
Hans Sachs.

Die beiden Brüder Ludwig und Heinrich waren unter einander so sehr verschieden in ihrer Denkungsweise und ihren Sitten und Gewohnheiten, daß nur eine herzliche Eintracht und Bruderliebe diese Verschiedenheiten hätte ausgleichen können.

Diese wurde aber gleich nach dem Antritte ihrer Regierung schon dadurch gestört, daß sie beide durch den Einfluß der Fürsten, mit denen sie verwandt waren, auf zwei verschiedenen Seiten sich stellten bei einem blutigen Zwiste im Erzbisthume Mainz.

Der alte Erzbischof Dietrich von Erbach, der einzige Mainzer Kurfürst, der seit undenklichen Zeiten mit dem Landgrafen von Heßen in Frieden und Freundschaft gelebt, hatte bald nach Ludwig dem Friedsamen, nemlich im Jahre 1459, das Zeitliche gesegnet.

An seine Stelle ward von dem Domkapitel Dieter Graf von Isenburg und Büdingen zum Erzbischofe erwählt. Dieser gerieth Anfangs mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen in blutige Fehde. Da aber dieser Pfalzgraf mit dem Landgrafen Ludwig II. von Heßen durch deßen Gemalin Anna von Würtemberg in naher Verwandtschaft stand, so zog ihm der kriegs- und fehdelustige Ludwig mit dreizehnhundert geharnischten Reitern, alle in blau und weißer, gleichgetheilter Kleidung, zu. Bei Pfeddersheim, im heutigen Rheinheßen, kam es am 4. Juli 1461 zur blutigen Schlacht. Schon drangen die Mainzer Truppen muthig vor und die Reihen der Pfälzer begannen zu wanken. Da stürzte Landgraf Ludwig mit sechshundert heßischen Reitern hervor und entschied für den Pfalzgrafen Friedrich den Sieg. Ihr Feldgeschrei war: „St. Elisabeth!“ Nur mit Mühe entkam der Erzbischof Dieter auf schnellem Roße und rettete sich über den Rhein nach seiner Stadt Gernsheim. Die Heßen und Pfälzer eroberten der Mainzer Wagenburg und machten

gar reichliche Beute, welche die beiden Fürsten zu Westhofen mit einander theilten.

Erzbischof Dieter aber schloß nun mit dem Pfalzgrafen Friedrich Frieden, welchem ein enges Bündniß folgte und so wurden die früheren Feinde, Bundesgenoßen und Freunde. Das verdroß den Landgrafen Ludwig gar sehr und grollend zog er mit seinen Heßen nach Hause.

Es hatte sich nemlich ein anderer, weit gefährlicherer Feind gegen den Erzbischof Dieter erhoben: der Papst.

Dieter gehörte damals zu den deutschen Kirchenfürsten jener Zeit, welche einem blinden Gehorsam gegen den römischen Stuhl nicht hold waren und nach einer Reformation der Kirche trachteten. Ueberdieß konnte, oder wollte er die ungeheuren Summen nicht bezahlen, welche ein neugewählter Bischof nach Rom senden mußte. Da that ihn Papst Pius II in Bann und ernannte an seine Stelle den Grafen Adolf von Naßau zum Erzbischofe und Kurfürsten von Mainz.

So waren denn nun im Kurfürstenthum Mainz, wie früherhin im deutschen Reiche öfters zwei Gegenkaiser, und in der Christenheit zwei, ja drei Gegenpäpste einander gegenüberstanden, zwei Erzbischöfe, von welchen jeder behauptete, der rechte zu sein.

Da sie nun Beide gar großen Anhang hatten unter den benachbarten Fürsten, so entspann sich bald ein blutiger, verheerender Krieg. In demselben aber stellte sich Landgraf Ludwig auf die Seite des Erzbischofs Adolf. Sein Bruder Heinrich aber verband sich nebst seinem Schwie-

gervater, dem Grafen von Katzenelnbogen, mit dem Erzbischof Dieter.

Beide empfingen für die Hülfe, welche sie leisteten, Mainzische Schlösser und Städte von den beiden feindlichen Kurfürsten. Ludwig erhielt Hofgeismar und Schöneberg und andere Orte im Eichsfelde von Erzbischof Adolf, Heinrich die Hälfte der Stadt Wetter (die andere Hälfte war von jeher heßisch gewesen), das Schloß Melnau bei Marburg, Rosenthal und Battenberg von Erzbischof Dieter.

Mehrere Jahre wurde nur hin und her gestritten. Der Rauch der verbrannten Dörfer stieg gen Himmel empor und gar Mancher mußte im heißen Kampfe sein Leben laßen. Namentlich mußte die Hauptstadt Mainz für ihre Treue gegen Erzbischof Dieter fürchterlich büßen. Die Krieger Adolfs erstiegen am 28. Oktober 1462 durch Verrath die Mauern der Stadt, plünderten und verbrannten sie, die wegen der Schönheit ihrer Paläste und Kirchen vorher das „goldene" Mainz genannt ward, und richteten ein schreckliches Blutbad an unter den Bürgern. Der Erzbischof Dieter und sein Bundesgenoße, Graf Philipp von Katzenelnbogen, welche selbst in der Stadt waren, flüchteten mit Mühe über die Mauern und entkamen zu Fuße nach Gernsheim.

Da wurde Dieter von Isenburg des Kriegs und Blutvergießens müde und schloß im Jahre 1463, am 12. Oktober zu Zeilsheim bei Höchst am Maine, einen Frieden, der durch die Vermittlung des Landgrafen Heinrich von Heßen, oder vielmehr seines Hofmeisters Hans von Dörnberg zu Stande kam.

Dieter überließ das Kurfürstenthum an Adolf von

Naßau und behielt für sich nur Höchst am Maine, Steinheim und Dieburg. Von den beiden heßischen Landgrafen aber behielt ein Jeder die Schlößer und Städte, welche sie während des Krieges von den Erzbischöfen empfangen hatten.

So also mußte das Kurfürstenthum Mainz von dem Streite seiner zwei Erzbischöfe die Zeche bezahlen und die beiden Landgrafen von Heßen hatten den Vortheil davon. Es ging also hier, wie man im gemeinen Leben bei gewißen Prozeßen zu sagen pflegt: „Während die Bauern sich raufen, melken die Advokaten die Kuh.“

Dieter von Isenburg aber wurde später wieder, als sein Nebenbuhler Adolf von Naßau ans Sterben kam, zum Erzbisthum berufen und hinterließ den Ruf eines weisen und trefflichen Fürsten.

Trotzdem aber wurden die beiden fürstlichen Brüder nicht einiger. Jeder glaubte bei der Theilung des Landes beeinträchtigt zu sein. Mehrmalige friedliche Versuche, den Streit zu schlichten, wollten nicht gelingen. Die beiderseitigen Schiedsrichter hielten ihre Zusammenkünfte an dem alten Thurm am „Spieße“, der uralten Grenzscheide zwischen Oberheßen und Niederheßen, wo einst in alter Zeit die großen heßischen Land- und Gerichtstage waren gehalten worden. Aber, wie es eben geht, wo einmal das Mißtrauen waltet, da hält es schwer, daß die Eintracht und der Friede ihre bleibende Stätte haben. Und so kam's denn, daß die Söhne Ludwigs des Friedsamen fortwährend in Unfrieden lebten. Man gibt, man weiß nicht, ob mit Recht, oder mit Unrecht, hauptsächlich dem obersten Hofmeister des

Landgrafen Heinrich, Hans von Dörnberg die Schuld. Er fand, so sagten seine Feinde, seinen Vortheil dabei, wenn er fortwährend das Mißtrauen seines Herrn gegen den Landgrafen Ludwig nährte. Ein alter Berichterstatter, der diese Vermuthung aufstellt, spricht von diesem Rathgeber des Landgrafen als der Ursache des Zwistes. Denn, sagt er, „man heißt keinen Hund Mohrchen, wenn er nicht schwarze Flecken hat.“ Dieser Mann, welchem Landgraf Heinrich die ganze Regierung seines Landes überlaßen hatte, soll diesemnach seine Gewalt aufs schnödeste mißbraucht haben. Er habe seine Gunst an Jeden verkauft, der ihm den höchsten Preiß dafür zahlte und kein Mittel verschmäht, um sich Schätze zu sammeln. Vielleicht hoffte nun dieser allgewaltige Minister, wie man ihn heutzutage heißen würde, fester und sicherer in der Gunst seines Herrn zu bleiben, wenn die beiden Brüder uneinig wären, als wenn sie des Landes Wolfahrt in friedlicher Gemeinschaft würden berathen und beschließen. Vielleicht auch war es allzugroßer Eifer für das Intereße seines Herrn, das ihn oft hart und ungerecht erscheinen ließ.

Kurz, man schreibt es den Ränken dieses Mannes zu, daß die Zwietracht der beiden Fürsten zuletzt in einem offenem Bruderkriege zum Ausbruche kam.

Landgraf Ludwig, der, wie gesagt, ein gar muthiger, siegesfreudiger Herr war, war in mancherlei Kriege und Fehden verwickelt, fand überall einen heimlichen, oder offenen Gegner an seinem Bruder Heinrich, der sich mit seinen Feinden verband und ihm allenthalben Schwierigkeiten in den Weg legte.

Nach mancherlei Neckereien der gegenseitigen Vasallen und Ritter kam der offene Zwist bei der Stadt Hersfeld zum Ausbruche, im Jahre 1468.

Diese Stadt hatte schon unter der Regierung des Landgrafen Hermann des Gelehrten in ihren Streitigkeiten mit dem Abte sich unter Heßischen Schutz begeben. Sie war demnach schuldig, dem Landgrafen von Heßen jederzeit ihre Thore zu öffnen und ihn aufzunehmen mit seinem Gefolge.

Dieß machte sich jetzt Landgraf Heinrich zu Nutze. Er verlangte die Oeffnung der Stadt für sich und seine Truppen unter allerlei Vorwand. Die Bürger öffneten ihm auch ihre Thore, nachdem er versprochen hatte, von der Stadt aus seinen Bruder nicht zu beschädigen. Da nun aber Landgraf Heinrich mit einer starken Heeresmacht eingerückt war, unter welcher sich auch einige tausend Schweizer befanden, welche er in seinen Sold genommen hatte, so schöpften sie Verdacht gegen seine Absichten. Sie meinten wol, er werde ihre Stadt mit ihren festen Mauern und Thürmen in seine Gewalt bringen wollen, um sie zu gebrauchen als eine starke Schutzwehr gegen seinen fürstlichen Bruder. Da nun Landgraf Ludwig von dieser ungünstigen Stimmung hörte gegen seinen Bruder, so erschien er bald mit einem starken Heere vor dem St. Nikolausthore von Hersfeld und begehrte Einlaß für sich, als den älteren Bruder.

Da würde es denn alsbald zu einem furchtbaren Kampfe gekommen sein, hätte nicht der Abt von Hersfeld sich ins Mittel geschlagen und es in der Güte dahin gebracht, daß Landgraf Heinrich zuvor mit den Seinen dem entgegen-

gesetzten Thore hinauszog, während Ludwig durch das Johannisthor seinen Einzug hielt.

Noch waren also die beiden feindlichen Bruderheere nicht aufeinander gestoßen. Doch gewann es nun den Anschein, als ob ein offener Kampf nicht lange auf sich werde warten laßen. Landgraf Heinrich nemlich lagerte sich alsbald im Schwalmgrunde zu Ziegenhain und Treysa mit acht hundert geharnischten Reitern und seinen Schweizer Söldlingen. Diese hausten damals wie die wildesten Feinde im Heßenlande. Sie brannten die Mühlen bei Homberg nieder, und verheerten das Land bis nach Felsberg hin.

Landgraf Ludwig aber zog ihm nach und seine Truppen setzten sich in Homberg und Borcken fest. Bei diesem letztern Orte nun kam es zum blutigen Kampfe. Landgraf Heinrich griff die Stadt an, entriß sie den Leuten seines Bruders und ließ sie besetzen. Da erschien noch an dem nemlichen Tage Landgraf Ludwig mit seinen Truppen und ließ sie nach einem furchtbaren Blutbade von beiden Seiten erstürmen. Das Loos der Stadt selbst war das traurigste. Sie wurde gänzlich zerstört. Von da zog nun Ludwig siegreich gegen die Stadt Schwarzenborn, seinem Bruder gehörig. Rasch eroberte er sie und brannte sie nieder. Ein gleiches Schicksal traf viele Dörfer im Schwalmgrunde, sowie die Schlößer Schönstein, Densburg und Jesberg. Diese letztere Feste gehörte dem Erzbischofe Adolf von Mainz und war von Rittern besetzt, welche dem Landgrafen Ludwig feindselig waren. Darum stürmte er sie, zerbrach die Mauern und ließ die Besatzung niedermachen.

Unterdeßen war Landgraf Heinrich in das Gebiet der

Herren von Riedesel eingefallen und hatte unter andern das Schloß Ulrichstein erobert.

Um diese Zeit soll denn ein Büchsenschütze dem Landgrafen Heinrich angeboten haben, dem Kriege dadurch ein Ende zu machen, daß er seinen Bruder aufs Korn nehme und ihn erschieße.

Da aber erwachte das Gefühl der Bruderliebe in Heinrichs Herzen. „Lieber will ich die Hälfte von Heßen verlieren, als auch nur der Mitwißer einer solchen Schandthat sein!" rief er aus und verbot ausdrücklich dem Schützen bei schwerer Strafe, nach seinem Bruder zu zielen.

Dieß scheint denn der Wendepunkt gewesen zu sein in diesem traurigen Bruderkriege.

Um diese Zeit nemlich schlug sich der dritte Sohn Ludwigs des Friedsamen, Landgraf Hermann, damals erster Propst des St. Petersstiftes zu Fritzlar, zugleich Dompropst und nachmaliger Kurfürst und Erzbischof zu Köln, in's Mittel, die feindseligen Brüder zu versöhnen.

Er eilte nach Fritzlar und erließ von hier aus einen feierlichen Aufruf an die heßischen Landstände, worin er der Ritterschaft und den Städten Vorwürfe machte, daß sie sich in Parteien gespalten und Theil genommen hätten an dem unseligen Bruderkriege. Niemand freue sich deßen, als die Feinde Heßens, welchen es auf diesem Wege zuletzt gelingen müsse, das Land zu zerreißen. Er beschwor sie ernstlich bei ihren Eiden und Pflichten, sich von nun an ruhig zu verhalten und das Ihrige dazu beizutragen, daß der Friede wieder hergestellt werde. Das war denn endlich „ein Wort,

gesprochen zu seiner Zeit.“ Ein solches aber ist, wie die Schrift sagt, wie „goldene Aepfel in silbernen Schalen.“

Die beiden Brüder hielten nun am 25. Mai 1469 eine Zusammenkunft am Spieße, wo sie sich nach so langer Zwietracht versöhnten. Jeder von ihnen hatte vier Begleiter als Schiedsleute mitgebracht, um die streitigen Punkte zu vergleichen.

Als diese einig mit einander geworden, traten zu den Schiedsrichtern die Abgeordneten der Ritter und Städte Heßens zu einem gemeinen Landtage am Spieße zusammen, den Frieden zu bekräftigen. So ward denn nach blutigem, schrecklichen Zwiste dem Lande die Ruhe wieder gegeben, deren dasselbe so dringend bedurfte. Vom Landgrafen Ludwig II. habe ich euch jetzt nur noch Weniges zu berichten.

Im Jahre 1471 am 25. Juli erschien er auf dem großen Reichstage zu Regensburg in Begleitung von vier hundert heßischen Rittern, sämmtlich roth gekleidet. Hier wurde er als der älteste Bruder von Kaiser Friedrich III. feierlich mit der Landgrafschaft Heßen und mit den Grafschaften Ziegenhain und Nidda belehnt.

Noch in demselben Jahre aber, am 6. November 1471, nachdem die nun gänzlich wieder ausgesöhnten Brüder, noch einträchtiglich im Solingswalde mit einander gejaget, starb Landgraf Ludwig der Freimüthige so plötzlich zu Reichenbach bei Spangenberg, daß man den Verdacht schöpfte, er sei vergiftet worden. Es konnte eben in jenen Zeiten Niemand eines schnellen Todes sterben, ohne daß man alsbald denselben einer Vergiftung zuschrieb. Darum

mag denn auch dieſe Nachricht auf einem bloßen Gerede beruhen.

Der junge tapfere Fürſt hatte erſt das drei und dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt, als er aus dieſem irdiſchen Leben abgerufen wurde.

III.

Von dem Landgrafen Hermann von Heßen, der ein Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln ward, und von der tapfern Vertheidigung der Stadt Neuß.

Geb. 1442, † 1508.

Wol dem, der weder früh, noch ſpat
Wandelt in der Gottloſen rhat,
Noch trittet auf der ſünder ſtraß,
Die ſie wandeln ohn unterlaß.
Hans Sachs.

Nach dem frühen Tode Ludwigs II. kamen ſeine Söhne Wilhelm I. der Aeltere und Wilhelm II. der Mittlere unter die Vormundſchaft ihrer beiden Oheime, des Kurfürſten Hermann von Köln und des Landgrafen Heinrich III.

Von dieſem Hermann habt ihr oben ſchon Einiges gehört. Durch ſeine Dazwiſchenkunft hatten ſich die ſtreitenden Brüder verſöhnt und der traurige Bruderkrieg ward beendigt.

Da er aber auch im Uebrigen einer der trefflichſten Fürſten ſeiner Zeit war, mit allen Tugenden ſeines Vaters,

Ludwigs des Friedsamen begabt und ein in jeder Beziehung würdiger Nachkomme der heil. Elisabeth war, so ist es schon der Mühe werth, daß ich euch, wenn auch nur kurz, doch noch Einiges von ihm erzähle.

Landgraf Hermann, der dritte Sohn Ludwigs des Friedsamen, war schon frühe von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Mit Fleiß und Eifer widmete er sich darum bald den Wißenschaften, welche man von seinem Stande verlangte. Doch vernachläßigte er auch das Waffenhandwerk nicht, wie dieß damals eben so Sitte bei den hohen Geistlichen war und ihr werdet bald sehen, mit welchem Muthe er sie zu führen wußte. Bald wurde er Stiftsprobst zu Fritzlar und Domherr zu Aachen und Köln. Bereits war er auch schon im Jahre 1472 zum Bischofe von Hildesheim gewählt. Allein da die Wahl eine strittige war, so lehnte er sie ab und zog sich zurück.

Seiner wartete eine größere Ehre im Erzbisthum Köln. Hier war dazumal Pfalzgraf Rupert, ein Bruder des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, zum Erzbischofe und Kurfürsten gewählt worden. Allein der wirthschaftete so übel mit den Gütern des Erzbisthums und führte ein so anstößiges Leben, daß die bedeutendsten Städte, Köln, Bonn und Neuß von Rupert abfielen. Der Papst sprach den Kirchenbann über ihn aus und Kaiser Friedrich III. trat gegen ihn auf. Da wandte sich Erzbischof Rupert an den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, den Besitzer von Brabant, Flandern, der deutschen und französischen Niederlande. Er gebot über die reichsten Länder, unter ihm stand das größte und mächtigste

Heer Europas. Unruhig und habgierig streckte er überallhin seine Hände aus, um sein Land zu vergrößern und es zum mächtigen Königreiche zu erheben.

Da war ihm der Ruf des abgesetzten Kurfürsten von Köln eine willkommne Botschaft und alsbald zog er an der Spitze einer ungeheuren Heeresmacht von sechzigtausend Mann gegen das Erzstift Köln und forderte alle, von Rupert abgefallenen Städte auf, sich zu ergeben.

In dieser drohenden Gefahr erwählte das Domkapitel den Landgrafen Hermann von Heßen zum Verweser des Erzbisthums mit der Anwartschaft zur Nachfolge nach Ruperts Abgange.

Nun schloß derselbe mit seinem Bruder, dem Landgrafen Heinrich einen Vertrag, worin dieser versprach, ihm mit einer Heeresmacht von mindestens zwölf tausend Mann zu Fuß und acht hundert zu Pferde zu Hülfe zu ziehen. Alsbald erschienen auch tausend Heßen zu Fuße und fünf hundert geharnischte Reiter, theils Edelleute, theils Bürger aus Homberg und andern Städten. Hermann besetzte mit seinen tapfern Heßen die feste Stadt Neuß, am Rheine gelegen, gegen welche sich das Heer des Herzogs von Burgund zuerst wendete.

Unterdeßen zog auch Landgraf Heinrich selbst, welcher vom Domkapitel zu Köln zum Schirmer und Hauptmanne des Herzogthums Westphalen ernannt worden, seinem Bruder mit ohngefähr fünfzehn tausend Mann zu Hülfe. Sein Weg führte ihn durch Westphalen gegen die Stadt Linz am Rheinstrome, von wo aus er, nach kurzer Belagerung, seine Centmannschaften wieder nach Hause sandte,

während er seine Ritter den Kölnern zu Hülfe sandte nach Neuß. Es geschah dieß im Juni des Jahres 1474. — Auch Landgraf Heinrich ging damals wieder nach Hause, kehrte aber nach wenigen Wochen wieder mit 15,000 Mann zurück, an den Rhein, wo er der Stadt Neuß gegenüber auf einem Berge ein Lager aufschlug.

Entsetzen konnte er nun freilich bei der außerordentlichen Heeresmacht des Herzogs von Burgund die Stadt nicht. Doch erwies er sich nichts desto weniger der Stadt als sehr nützlich dadurch, daß mit seiner Hülfe gar manche Zufuhr von Lebensmitteln hineinkam und er an dem späteren Zuge des Kaisers gegen den Herzog von Burgund thätigen Antheil nahm.

Doch aber gehörte eine beispiellose Tapferkeit und Todesverachtung Hermanns und seiner tapfern Neußer und Heßen dazu, der Macht des Herzogs von Burgund zu widerstehen. Zehn Monate währte die Belagerung der Stadt. Sechs und fünfzig Stürme hatte die tapfere Besatzung zu bestehen. Siebzehn Thürme und drei hundert Häuser der Stadt waren in Schutthaufen verwandelt.

Dabei gingen zuletzt die Lebensmittel zu Ende. Sieben hundert Fuder Wein, hundert Ohm Bier, zwölf hundert Malter Korn, fünf hundert Fäßer mit Honig waren aufgezehrt. Da mußten die Tapfern zuletzt ihre Pferde schlachten, um nur ihr Leben zu fristen. Vier hundert sieben und zwanzig Pferde waren auf diese Weise den Weg alles Fleisches gegangen. Aber unerschütterlich blieb die Besatzung, vor Allem aufgemuntert durch das Beispiel des Landgrafen Hermann. Alle Mühseligkeiten und Gefahren dieser denk-

würdigen Belagerung machte er mit, wie der gemeinste Mann. Ueberall, wo die Gefahr am größten war, da war er unter den Vordersten. Hunger und Durst, Kälte und Nachtwachen trug er mit einer bewundernswürdigen Geduld. Das entflammte fortwährend die Begeisterung seiner muthigen Truppen, die er bei jeder Gelegenheit aufmunterte durch tröstlichen Zuspruch, daß ihnen gegen einen so übermüthigen Feind die Hülfe Gottes und der Menschen gewiß sei.

Endlich schlug für die Tapfern die Stunde der Erlösung. Das Heer Kaiser Friedrichs III. zog, fünfzigtausend Mann stark, langsam zum Entsatze heran. Leicht hätte hier der Kaiser den Herzog durch einen muthigen Angriff vernichten können. Allein er zog vor, den Krieg durch Unterhandlungen zu beendigen. Am 15. Juli 1475 ward der Friede in der Stadt Neuß und im Lager des Landgrafen Heinrich verkündigt.

Zwölftausend Mann seiner beßten Truppen hatte hier der Herzog von Burgund durch heßische Tapferkeit und Treue eingebüßt. Allein auch von den Heßen hatte gar mancher Tapfere sein Leben laßen müßen. Unter ihnen werden genannt: Thilo von Falkenberg, Friedrich von Urff, Dietrich von Elben, Claus Trott von Sulz, Dietrich und Friedrich von Scheuernschloß, Georg von Griffte, der starke Johann Blieber, der ehrenfeste Johann von Eschwege, Adolf von Biedenfeld, mit ihnen sieben hundert Heßen und Bürger von Neuß. Sie hatten Alle hier den Heldentod gefunden.

Aus der so hart-bedrängten und so muthig vertheidigten Stadt aber traten nun hervor vor Allen: Landgraf Hermann, der Verweser des Erzbisthums, gefolgt von den Heßischen Rittern: Conrad von Wallenstein, Reidhard von Buchenau, Henne von Biedenfeld, Apel von Grüfen, Ludwig Diede, Geyffe Hundt, Heintze und Konrad von Eschwege, Kurt Nöding, Henne Milchling von Schönstadt, Tiemo und Philipp von Wildungen, Hermann von Romrod, Gerold von Breidenbach, Valentin von Dernbach und andere.

Sie Alle wurden bewundert und gepriesen ob der großen Thaten, die sie gethan.

Der Anstifter des ganzen Handels aber, Erzbischof Rupert, der auch nach der Niederlage seiner Bundesgenoßen nicht aufhörte, Ränke zu schmieden, nahm ein trauriges Ende. Er ward, als er verkleidet durch den Westerwald und die Grenze von Oberheßen nach Baiern zu entkommen versuchte, mitten im Winter bei dem Dorfe Hartmannsrode von den Leuten des Landgrafen Heinrich gefangen und nach dem Schloße Blankenstein bei Gladenbach geführt, wo er am 26. Juli 1480 in der Gefangenschaft starb.

Wenige Jahre darauf, am 13. Januar 1483 folgte ihm Landgraf Heinrich III., der Reiche, im Tode nach. Er starb an einer schrecklichen Krankheit, dem Aussatze, auf dem Schloße zu Marburg.

Nun war von den Söhnen Ludwigs des Friedsamen nur noch übrig Hermann, der nach Ruperts Tode Erzbischof und Kurfürst von Köln geworden war.

Von seiner heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt Neuß habt ihr eben gehört. Aber nicht bloß als Vertheidiger des Vaterlandes ist sein Gedächtniß unvergeßen, auch als Fürst, als Mensch und als Christ war er gleich ausgezeichnet. In dem großen Lande, welches seiner geistlichen und fürstlichen Obhut anvertraut war, wachte er mit der größten Sorgfalt über Recht und Gerechtigkeit. Er war allezeit ein Helfer der Unterdrückten. Ernst und strenge gegen die Bösen, bestrafte er jede Unordnung, mochte sie von Hohen oder Niedrigen, von Geistlichen, oder Weltlichen ausgegangen sein. So reformirte er die Klöster, welche von ihrer Ordensregel abgewichen und reiste oftmals selbst im Lande umher, um mit eignen Augen zu sehen, wo Rath und Hülfe, oder Ernst und Strenge Noth that. Außerdem war er ein Vater der Armen. Wo er auch hinkam, pflegte sich ihrer eine so große Anzahl vor seiner Wohnung zu versammeln, daß es auf dem großen Reichstage zum Sprüchworte wurde:

„Wollet ihr zum Bischof von Köln gehen,
so sehet, wo die Armen stehen."

Von seiner ungeheuchelten und aufrichtigen Frömmigkeit geben Zeugniß seine wolthätigen Stiftungen. In Köln gründete er eine Rettungsanstalt für gefallene Mädchen, in Brühl ein Franziskanerkloster, welchem er eine schöne und reiche Büchersammlung schenkte, damit sich die Mönche, wie ja dieß ihre Bestimmung war, mit der heiligen Schrift und den Wißenschaften beschäftigen sollten.

Daß aber, trotz seiner großen Wolthätigkeit und Uneigennützigkeit sich unter seiner Regierung die Einkünfte des

Erzbisthums vermehrten, schrieben schon seine Zeitgenoßen mit Recht dem Segen von Oben zu, der seinem treuen Diener mit Zinsen zurückgab, was er zur Förderung des Reiches Gottes gethan. Seine Besitzungen in Heßen gab er alle seinen Brüdern und Brudersöhnen, mit Ausnahme von Homberg, deßen Schloß, welches sein Lieblingsaufenthalt war, er vergrößert und verschönert hat.

Im Jahre 1508, im Monat October, starb Landgraf Hermann von Heßen, Erzbischof und Kurfürst von Köln, nach einer acht und zwanzigjährigen segensreichen Regierung.

Seit Jahrhunderten hatte sich das Erzbisthum keines so ungestörten Glückes zu erfreuen gehabt.

Landgraf Hermann war der letzte aus dem Geschlechte der heiligen Elisabeth, welcher vor der Reformation ein hohes Kirchenamt bekleidet hat.

IV.

Wie die Grafschaft Katzenelnbogen an Heßen kam.

Willst du Wildpret bringen nach Haus,
so schieß nicht nach Spatzen die Ladung aus.
Altes Sprüchwort.

Zu jenen Zeiten lebten und regierten von Alters her in den Gegenden am schönen Rheinstrome die Grafen von Katzenelnbogen. Ihre Güter erstreckten sich von der Bergstraße zum Rheine und von da in dem Rheinthale

hinab bis zu den Ufern des Mains, nicht weit davon, wo dieser sich in den Rhein ergießet. Ueber dem Maine hatten sie Besitzungen in der schönen Ebene vor dem Taunusgebirge, die sich hinzogen bis in das Rheingau. Im Kloster Eberbach oder Erbach im Rheingau wurden ihre Gebeine beigesetzt. Ferner besaßen sie große Ländereien, Bäder, Schlösser und Städte den Rhein weiter abwärts diesseits und jenseits. Die Stadt St. Goar mit dem festen Schloße Rheinfels war ihr Eigenthum. Hier erhoben sie von Alters her von den vorbeifahrenden Schiffen einen einträglichen Zoll. Das alte Bergschloß Neu-Katzenelnbogen, gewöhnlich die „Katze" geheißen, St. Goar gerade gegenüber, hat von ihnen seinen Namen und gehörte ihnen, nebst den umliegenden Dörfern, Weinbergen, Wäldern und Feldern gleichfalls zu. Auch in den unteren Gegenden der Lahn waren sie begütert. Die Stadt Ems, in unsern Tagen berühmt durch ihre warmen Bäder, ferner die Bäder Langenschwalbach und Schlangenbad gehörten einst zur Grafschaft Katzenelnbogen. Die Besitzungen in der jetzigen Provinz Starkenburg mit den Gütern am Taunus wurde die obere Grafschaft, die weiter unten am Rheine die niedere Grafschaft geheißen.

Um's Jahr 1244 war Graf Diether II. von Katzenelnbogen gestorben. Er war der Besitzer der ganzen Grafschaft gewesen. Seine Söhne aber, die Grafen Diether III. und Eberhard I. theilten ihre Länder und stifteten zwei Hauptlinien, die von Altkatzenelnbogen und die von Neukatzenelnbogen.

So also gab es nun zwei Grafschaften Katzenelnbogen

von der Mitte des dreizehnten (1245) bis zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts (1403). In diesem Jahre nemlich starb Eberhard V., der letzte Graf von Altkatzenelnbogen und es vereinigte nun wieder Graf Johann III. von Neukatzenelnbogen die sämmtlichen Katzenelnbogen'schen Besitzungen zu einer einzigen Grafschaft.

Während aber die Grafschaft in zwei Theile getheilt war, geschah es, daß Darmstadt, die jetzige Hauptstadt des Großherzogthums Hessen, so vorher nur ein unbedeutendes Dorf und ein Filial von Bessungen gewesen, von dem Grafen Wilhelm I., mit Bewilligung Kaiser Ludwigs des Baiern, im Jahre 1330 mit starken Mauern und Thürmen umgeben und so zur Stadt und Festung erhoben wurde. Später, um's Jahr 1374, erbaute Graf Wilhelm II. von Altkatzenelnbogen daselbst ein Schloß und von da an wurde Darmstadt die Hauptstadt der Obergrafschaft und die gewöhnliche Residenz der Grafen von Katzenelnbogen.

Dieses, von Graf Wilhelm erbaute feste Schloß wurde im Jahre 1546 im Schmalkaldischen Kriege von dem Kaiserlichen General, Graf Egmont von Büren, der damals mit einer starken Heeresmacht von Spaniern und Niederländern nach Deutschland zog, zerstört, später aber vom Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt an derselben Stelle wieder aufgebaut, welcher Bau, im Innern des jetzigen Schloßes, zum Theil noch vorhanden ist bis auf den heutigen Tag.

Zwei Jahre vorher nun, als die Gesammt-Grafschaft

Katzenelnbogen wieder unter einen Herrn kam, nemlich im Jahre 1402, wurde dem Grafen Johann III. ein Sohn geboren, der in der heiligen Taufe den Namen Philipp empfing.

Dieser Graf Philipp nun war der letzte Graf von Katzenelnbogen. Zwar hatte auch er in seiner Ehe mit der Gräfin Anna von Würtemberg einen Sohn, gleichfalls Philipp geheißen, welchen er im Jahre 1444 mit Ottilia, der Tochter des Grafen Heinrich von Naßau-Dillenburg, vermälte, in welchem Jahre auch der alte Graf Johann III. gestorben ist. Allein sein Enkel Philipp starb frühe, lange vor seinem Vater, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaßen. In den Niederlanden soll er am 31. Januar 1454 erstochen worden sein. Und so war denn sein Sohn Philipp der letzte seines Stammes.

Doch beschloß er auf würdige Weise das uralte Haus der Grafen von Katzenelnbogen.

Er war ein weiser, gerechter und frommer Fürst und wußte so gut Haus zu halten, daß er, ohne seine Unterthanen mit neuen Lasten zu beschweren, im Stande war, die Grafschaft durch den Ankauf neuer Herrschaften so ansehnlich zu vergrößern, daß er, unter allen Grafen des Reiches, der dritte war, an Macht und Größe.

So erkaufte er, um auch nur einige Namen zu nennen, von den Herren von Eppenstein, Stadt und Amt Butzbach und von denselben Herren den vierten Theil der ansehnlichen und schönen Grafschaft Dietz.

Dieser Graf Philipp hatte nun, wie ich euch bereits erzählt habe, seine einzige Tochter Anna schon in früher

Jugend dem zweiten Sohne Ludwigs des Friedsamen, dem Landgrafen Heinrich III. verlobt und die Ehe wurde im Jahre 1458 vollzogen. Da damals sein einziger Sohn bereits todt war, so gab Graf Philipp seinem Schwiegersohne neben einer reichen Mitgift auch die Zusicherung, daß er einst nach seinem Tode der Erbe aller seiner Länder werden solle.

Und so geschah's denn auch, als Graf Philipp von Katzenelnbogen am 27. Juni 1479, im sieben und siebzigsten Jahre seines Alters, verstarb. Er wurde, als der letzte seines uralten Stammes, in der Gruft seiner Vorfahren, im Kloster Eberbach im Rheingau mit Helm und Schild begraben. Sein Tochtermann aber, Landgraf Heinrich von Hessen, wurde der Erbe seiner Grafschaft und seines großen Reichthums.

Als Landgraf Heinrich III. das Erbe von Katzenelnbogen überkam, waren alle Kisten voll Goldes und Silbers, alle Böden voll Frucht, alle Keller voll Weins.

Wegen dieser großen Erbschaft wurde von da an Landgraf Heinrich III. von Hessen der Reiche geheißen.

So also kam die große und reiche Grafschaft Katzenelnbogen an Hessen. Der größte Theil der Obergrafschaft, mit der Hauptstadt Darmstadt, ist dabei geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Niedergrafschaft aber kam erst durch die späteren großen Veränderungen in Deutschland durch Tausch und Vertrag an andere Fürstenhäuser, namentlich an Nassau und Preußen.

Die hessischen Fürsten führen darum heute noch, wie den Titel und das Wappen der Grafen von Ziegenhain und

Nidda, so auch den Titel und das Wappen der Grafen von Katzenelnbogen, einen rothen Löwen mit der blauen Krone im goldenen Felde, wie ihn einst die alten Grafen von Katzenelnbogen auf ihrem Schilde und in ihrem Siegel geführt, neben dem weißen, roth gestreiften Löwen der alten Landgrafen von Thüringen mit der goldenen Krone der heiligen Elisabeth. Das Wappen der Grafschaft Dietz aber sind zwei Leoparden.

V.

Von den drei Enkeln Ludwigs des Friedsamen, welche alle drei Wilhelm geheißen wurden.

Wir Vögel singen nicht egal,
der singet laut, der andere leise,
Kanz nicht, wie ich, ich nicht, wie Nachtigall,
ein jeder hat so seine Weise

Math. Claudius.

So habe ich dir denn, lieber Leser, im Verlaufe der Lebensgeschichte des Landgrafen Ludwigs des Friedsamen von Heßen nun auch erzählt von seinen Söhnen, soweit ihre Begebenheiten für dich von Wichtigkeit waren.

Ehe wir aber dießmal Abschied von einander nehmen, will sich's nun am besten schicken, wenn ich dir kurz auch die Geschichte seiner drei Enkel erzähle, welche nach Ludwig II. dem Freimüthigen und Heinrich III. dem Reichen, von

welchen du eben gehört haſt, zur Regierung des Heßenlandes kamen. Sie führten alle drei den Namen Wilhem. Um ſie von einander zu unterſcheiden, nannte man den einen Wilhelm I. oder den Aelteren, den andern Wilhelm II. oder den Mittleren und den dritten Wilhelm III. oder den Jüngeren. Dieſe Unterſcheidungsnamen führen ſie ſowol nach ihrem Lebensalter, als nach der Zeit, in welcher ſie zur Regierung kamen.

Ich will dir nun einen nach dem andern vor die Augen ſtellen, jedoch nur kurz und bündig mich auf das aus ihrem Leben beſchränken, was für uns hier das Wichtigſte iſt.

Laß dich's nun nicht wundern, wenn ich die Reihe dieſer Wilhelme nicht von oben, ſondern von unten anfange, alſo dir den dritten unter ihnen zuerſt vorführe. Es will ſich eben für den Gang meiner Erzählung alſo am beßten paßen.

Demnach hörſt du zuerſt:

1. Von Wilhelm III. oder dem Jüngeren, Landgrafen von Oberheßen.

Landgraf Heinrich III. hatte in ſeiner Ehe mit Anna von Katzenelnbogen vier Söhne und zwei Töchter. Allein nur ſeine Töchter und ſein dritter Sohn Wilhelm haben ihn überlebt. Dieſer war erſt kaum zwölf Jahre alt, als ſein Vater ſtarb. Landgraf Heinrich hatte darum vor ſeinem Tode ſeinen Bruder Hermann, den trefflichen Erzbiſchof und Kurfürſten von Köln, ſeinem Sohne zum Vormunde geordnet.

Da indeßen der Erzbischof, seiner eigenen Geschäfte wegen, nur selten nach Heßen kommen konnte, so sollten vier Räthe in seinem Namen die Vormundschaft führen. Unter ihnen war der hervorragendste, hier schon öfters erwähnte Hans von Dörnberg, ferner die Gebrüder Johannes und Volprecht Schenk von Schweinsberg und der Kanzler Johannes Stein.

Diese und zwar vor Allen der erstere versahen die Geschäfte der Regierung bis zum achtzehnten Jahre des Fürsten.

Aber auch nach der Mündigkeit des Landgrafen wußte sich Hans von Dörnberg in der Regierung zu erhalten und verwaltete die Geschäfte, wenn auch vielfach gehaßt und angefeindet, doch zum Nutzen seines Herrn und des Landes.

Im Uebrigen war Landgraf Wilhelm der jüngere ein guter und wolmeinender Herr. Allein er war, wie weiland sein Vater, ein wilder Jäger vor dem Herrn, ja seine Leidenschaft für die Jagd war noch stärker, als die des Landgrafen Heinrich. Deßhalb bekümmerte er sich wenig um das Land und hörte viel auf Jäger und Schulzen, die ihn nicht immer zum Beßten beriethen.

Dafür war Hans von Dörnberg um so thätiger für das Beßte des Landes und für das Interesse seines Fürsten. Er reformirte die Klöster und suchte mit Ernst und Strenge die Sittenlosigkeit, die Unzucht und Poßenreißerei in denselben abzustellen. Da alle Vorstellungen dagegen bei dem Papste Nichts halfen, so legte er selbst Hand an und that überhaupt Mancherlei zum Beßten der Landgrafschaft.

Hans von Dörnberg erhielt sich auch in der Gnade

des Landgrafen bis an deßen Tod. Nachher zog er sich nach der Stadt Friedberg zurück, wo er sein Leben in der Stille beschloß. Die beßte Rechtfertigung gegen alle Beschuldigungen seiner Zeitgenoßen ist die Thatsache, daß man nach seinem Tode weder Gold, noch Silber bei ihm gefunden hat.

Auf dem großen Reichstage, welchen der neue Kaiser Maximilian I., der Sohn Kaiser Friedrichs III. aus dem Hause Oestreich, im Jahre 1495 in der Stadt Worms hielt, war auch Wilhelm III. der Jüngere und sein Vetter Wilhelm II. der Mittlere von Heßen, — Wilhelm I. der Aeltere hatte damals schon, wie wir gleich sehen werden, die Regierung seinem Bruder abgegeben, — zugegen, um ihre Lehen zu empfangen, das heißt, sich vom Kaiser in dem Besitze ihrer Länder als Fürsten des Reiches bestätigen zu laßen.

Hier waren fast alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Grafen des Reiches mit großem Gefolge und eine unzählige Menge Adliger und Nichtadliger aus der Nähe und Ferne versammelt. Auch die Abgeordneten von sechs und dreißig freien Reichsstädten und die Gesandten vieler ausländischer Fürsten waren zugegen.

Auch die beiden Landgrafen von Heßen erschienen, würdig ihrer Macht und Größe. Ihrem Zuge voran ritt der Marschall Johannes Schenk von Schweinsberg mit dem weißen Rennfähnlein, in der Mitte den Heßischen Löwen. Darauf kamen die zwei Fürsten mit sieben Grafen, und allen ihren Rittern, mehr als dreihundert zu Pferde. Vor den Fürsten kamen zwei große Banner. Das eine

war eine große, rothe Fahne, in der Mitte das heßische Wappen, den weiß und rothen Löwen mit der goldenen Krone, rings herum die Wappen der Grafen von Ziegenhain, Nidda, Katzenelnbogen, Dietz und Waldeck, getragen vom Grafen Philipp von Solms. Das andere war die rothe Blutfahne, das Zeichen der Ober- oder Centgerichtsbarkeit und des Rechts über Leben und Tod für diejenigen, welche sie führen durften. Sie wurde getragen vom Grafen Johannes von Wied. Die beiden Landgrafen waren angethan mit langen, braunen, grau gefütterten seidenen Mänteln und einem, vorn aufgeschlagenen damastenen Hute von gleicher Farbe. So erschienen sie vor dem großen Kaiser Maximilian, der auf seinem Throne saß, und empfingen die kaiserliche Bestätigung, am 16. Juli 1495.

Der Thron des Kaisers war umgeben von mehr als hundert Hellebardieren, die seine Majestät bewachten.

Wenn nun die Feierlichkeit der Belehnung vorüber war, wurden gewöhnlich die Paniere unter die zahllose Menschenmenge geworfen, welche sich dabei versammelt hatte. Die pflegte sie dann in Stücke zu reißen und was ein Jeder davon erhaschen konnte, das durfte er für sich behalten.

Als nun das große heßische Panier kam, da verabredeten sich die Kriegsknechte, es nicht zerreißen zu laßen, sondern es zu erhalten und es etwa zu verkaufen. Drei oder viermal wurde es von der Menge niedergerißen, aber immer gelang es den Hellebardieren wieder, es aufzurichten und zu retten. Darauf zogen sie mit demselben in Prozession durch die

Straßen von Worms und stifteten es der Liebfrauenkirche daselbst zum ewigen Gedächtniß.

So erzählt Wiegand Gerstenberger aus Frankenberg, der Hofkaplan Wilhelms III. des Jüngeren, der dabei zugegen war, durch welchen uns auch sonst noch gar Vieles aus der Geschichte Heßens ist aufbewahrt worden.

Im Jahre darauf, 1496, vermälte sich Landgraf Wilhelm der Jüngere zu Heidelberg mit der schönen Elisabeth, der tugendsamen Tochter des Kurfürsten Philipp von der Pfalz.

Leider dauerte die Ehe nicht lange und blieb kinderlos.

Der junge Fürst nemlich, der fast beständig auf der Jagd war und sich dabei schon einmal den Arm ausgefallen hatte, stürzte bei der hitzigen Verfolgung eines Hirsches in dem Walde bei Rauschenberg mit seinem Jagdpferde und wurde halbtodt auf das Schloß Rauschenberg getragen. Hier aber, nachdem er das heilige Abendmal empfangen hatte, starb er am 17. Februar des Jahres 1500.

Man hat sonst geglaubt, der junge Fürst sei bei seinem Sturze vom Pferde im Waldesdickicht liegen geblieben und erst nach mehreren Monaten, halb verweset und von Ungeziefer zerfreßen, habe man seinen Leichnam gefunden, und ein altes Denkmal in der Elisabethenkirche zu Marburg stelle ihn also dar, wie man ihn gefunden. Allein dem ist nicht also. Das Grabmal bezieht sich vielmehr auf seinen Vetter, Wilhelm II., wie wir gleich sehen werden, wenn wir von diesem handeln.

Von Wilhelm dem Jüngeren führe ich euch nun zu

2. Wilhelm I., dem Aelteren, Landgrafen zu Heßen.

Als der älteste Sohn Ludwigs des Friedsamen, Ludwig II. oder der Freimüthige, im Jahre 1471 gestorben war, hinterließ er von seiner Gemalin, Mechtilde von Würtemberg, wie ihr wißt, zwei Söhne, beide Wilhelm geheißen.

Wilhelm I. oder der Aeltere, von deßen Leben und Schicksalen ich euch nun kürzlich erzählen will, war geboren am 14. Juli 1466 und beim Tode seines Vaters erst fünf Jahre, sein jüngerer Bruder, Wilhelm II. oder der Mittlere aber drei Jahre alt.

Die Vormundschaft über das Land sollte nun Landgraf Heinrich III. führen; aber in der Wirklichkeit führte sie sein Hofmeister Hans von Dörnberg. Dem wird nun Schuld gegeben, daß er die Vormundschaft mehr zu seinem Vortheile, als zu dem der fürstlichen Kinder geführt. Wahr ist's, daß er mehr seines Herrn Nutzen dabei im Auge hatte, als den der Mündel. Denn diese verlangten noch später Entschädigung von Heinrichs Sohne, Wilhelm dem Jüngeren, aus jener Zeit der Vormundschaft seines Vaters.

War nun in der Kindheit der jungen Landgrafen nicht zum Beßten für das Wol des Landes gesorgt, so war dagegen ihre Erziehung in desto treueren Händen.

Ihre Mutter Mechtilde, welche zu Rotenburg an der Fulda ihren Wittwensitz hatte, war eine in jeder Beziehung vortreffliche Frau. Mit der emsigsten Sorgfalt

wachte sie über der Erziehung ihrer Söhne, unter welchen der ältere, ein schöner, sanfter, hoffnungsvoller Jüngling, ihr Liebling war.

Und ihre Mühe war nicht vergebens! Wilhelm I. der Aeltere war ein Fürst voller Herzensgüte, Friedensliebe und Frömmigkeit.

Das ward bald auch allgemein anerkannt, namentlich von seinen Unterthanen, die mit aufrichtiger Liebe an dem jungen Landgrafen hingen. Als einstmals die Stadt Kaßel im Aufstande war, weil einige landgräfliche Diener einen Bürger verwundet, da ritt Landgraf Wilhelm I. ganz allein auf den Markt und redete freundlich zur tobenden Menge, und siehe da! seine Worte allein reichten hin, sie zu beruhigen.

Von seiner großen Herzensgüte und von seiner Liebe zum Frieden gab vor Allem Zeugniß sein Verhältniß zu seinem jüngeren Bruder, Wilhelm II. dem Mittleren. Der sollte, nach der Mutter sehnlichstem Wunsche, geistlich werden. Aber er hatte, wiewol er in den Studien große Fortschritte gemacht, keine Neigung dazu, wie wir dieß bald sehen werden, und begehrte als ein geborner Landgraf seinen Antheil am Heßenlande und dem Erbe seines Vaters Ludwigs II. Da wäre wol leicht Streit und Unfrieden entstanden bei einer andern Natur, als die Wilhelms des Aelteren war. Aber dieser umfaßte seinen Bruder mit so inniger Liebe, daß er keinen Einspruch erhob gegen seine Forderung und Niederheßen freudig und willig mit ihm theilte.

Bald darauf nun sehnte er sich darnach, seinem frommen

Christenglauben dadurch ein Genüge zu thun, daß er eine Wallfahrt vollbringe nach Jerusalem zum Grabe des Herrn, wie einst sein Großvater Ludwig der Friedsame gethan.

Die Einwohner von Kaßel, die eine rührende Anhänglichkeit hatten an seine Person, baten ihn dringend, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen, aber er tröstete sie mit seiner glücklichen Wiederkunft. Auch sein Vetter Wilhelm der Jüngere in Marburg rieth ihm ernstlich davon ab. Doch, es war Alles vergebens. Unter den Thränen der Seinen trat er im Jahre 1491, in Begleitung der Ritter Dietrich von Schachten, Christian von Hanstein und einiger anderer, zu Pferde seine Pilgerreise an, über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Innspruck in Tyrol nach Venedig. Hier schiffte er sich ein und gelangte nach einer stürmischen Seereise nach der Insel Rhodus, wo er in dem Hospitale der Ritter vom St. Johannes von Jerusalem wohnte. Von hier segelte er nach dem Hafen von Jaffa und kam von hier zu Pferde glücklich, aber unter mancherlei Beschwerden und bei der drückendsten Sonnenhitze nach Jerusalem, der heiligen Stadt. Nachdem die Pilger hier ihre Andacht verrichtet und die heiligen Orte gesehen, kehrten sie zurück über Griechenland nach Unteritalien, wo er in Otranto landete, wo einst sein Ahnherr, Ludwig der Heilige, der fromme Gemal der heiligen Elisabeth sein Leben hatte laßen müßen. Zu Neapel wurde er vom Könige Ferdinand von Arragonien, welcher damals hier herrschte, festlich empfangen, herrlich bewirthet und auf's Reichste beschenkt.

Noch größere Ehre wartete seiner zu Rom. Denn hier umgürtete ihn, den Abkömmling der heiligen Elisabeth, Papst Innocenz III. unter großen Feierlichkeiten mit einem kostbaren Schwerte zur Vertheidigung des christlichen Glaubens. Das Wehrgehänge von rother golddurchwirkter Seide war reich besetzt mit Edelsteinen und Perlen, Griff und Scheide von Silber und stark vergoldet.

Von Rom ging die Reise abermals, — und zwar zu seinem Unglücke, — nach Venedig. Denn hier zeigten sich die ersten Spuren einer Verwirrung des Geistes, die später noch zunahm und ihn nicht mehr verließ. Manche sagen, die Reise mit ihren Strapatzen, namentlich die glühende Hitze des Morgenlandes sei davon die Ursache gewesen; Andere aber erzählen, unzüchtige Frauen in Venedig hätten ihm einen Liebestrank beigebracht und davon sei er blödsinnig geworden.

Kurz, ein tiefer Trübsinn ergriff ihn von da an und er machte mitunter die verkehrtesten Dinge,

Endlich, im Jahre 1493, legte er, im Gefühle seiner Schwäche, die Regierung nieder und gab Alles in die Hände seines Bruders, Wilhelms II., des Mittlern. Er hielt sich nur die Summe von zwölftausend, einen jährlichen Gehalt von zweitausend Gulden und den lebenslänglichen Besitz von Spangenberg aus.

Hier verlebte er denn auch den größten Theil seines Lebens. Erst im Jahre 1515 ist er gestorben.

Er war vermält mit Anna, Herzogin von Braunschweig, hinterließ fünf Töchter, aber keine männliche Erben.

Nachdem also Wilhelm der Jüngere frühzeitig und ohne Kinder gestorben, Wilhelm der Aeltere, in Folge seiner Geisteskrankheit die Regierung niedergelegt hatte, fiel nun das ganze Heßenland mit den Grafschaften Ziegenhain und Nidda, Katzenelnbogen und Dietz an:

3) Wilhelm II., oder den Mittleren,

den zweiten Sohn Ludwigs II., des Freimüthigen, welcher jetzt nur noch der einzige männliche Sprößling der Landgrafen von Heßen aus dem Geschlechte der heil. Elisabeth war.

Er war geboren am 26. August 1468 und bei seines Vaters Tode, wie ich schon erwähnt habe, erst drei Jahre alt.

Seine Mutter, Mechtildis, eine Schwester jenes trefflichen Grafen und nachmaligen Herzogs Eberhard im Barte von Würtemberg, der von seinem Volke mit Recht so hoch verehrt ward, machte sich Sorgen darum, daß das Land zu Heßen, wenn Oberheßen nochmals unter ihre beiden Söhne getheilt würde, am Ende sich in allzukleine Theile zersplittern würde, und den alten Ruhm und Glanz verlieren müßte. Denn damals gab die Erstgeburt noch kein Recht auf den alleinigen Besitz des Landes.

Darum war es ihr heißester Wunsch, ihr zweitgeborner Sohn möge den geistlichen Stand erwählen und, nach dem Vorbilde seines Oheims, des Kurfürsten Hermann von Köln, des heldenmüthigen Vertheidigers von Neuß, ein Kirchenfürst werden.

Allein: „der Mensch denkt's, Gott lenkt's," so hieß es auch hier.

Zwar sandte sie den jungen Wilhelm zu ihrem Bruder Eberhard nach Würtemberg, um ihn zum geistlichen Stande vorbereiten zu laßen. Obwol er hier rasche Fortschritte machte in allen Wißenschaften, so gab er sich doch mit noch viel größerer Vorliebe allen ritterlichen Uebungen hin und bald genug erklärte der junge Fürst, daß er zum geistlichen Stande keine Zuneigung habe.

Da reiste Frau Mechtild selbst nach Stuttgart, und brachte ihren Sohn von dort zu ihrem Schwager Hermann nach Köln, ob dieser vielleicht ihm eine günstigere Stimmung beibringen könne, nach ihrem Willen. Aber es war Alles umsonst! Der edle Kurfürst Hermann nahm seinen jungen Neffen zwar mit Freuden auf und behielt ihn an seinem Hofe. Allein nach Jahresfrist kehrte derselbe nach Heßen zurück und verlangte seinen Antheil am Lande.

Ihr habt schon gehört, wie er durch die Nachgiebigkeit seines Bruders seinen Zweck erreichte, dann durch den traurigen Gemüthszustand desselben zuerst ganz Niederheßen und endlich durch den Tod Wilhelms III. Herr der ganzen Landgrafschaft Heßen und der Grafschaften Ziegenhain und Nidda, Katzenelnbogen und Dietz geworden ist.

Unterdeßen war Kaiser Friedrich III. aus dem Hause Oesterreich, eben derselbe, welcher damals die Kaiserkrone erhielt, weil Ludwig der Friedsame von Heßen darauf verzichtet hatte, alt geworden und der ewigen Kämpfe müde. Darum trug er auf einem Reichstage zu Frankfurt im

Jahre 1486 darauf an, daß des Reiches Kurfürsten seinen Sohn Maximilian zu seinem Nachfolger, das ist, zum römischen Könige ernennen sollten. Das geschah denn auch. Nach dem Wahltage aber zogen die Fürsten nach der alten Krönungsstadt Aachen. Dort wurde der junge König gesalbt, mit dem Schwerte Karls des Großen umgürtet und ihm deßen Krone aufgesetzt. Das war der edle und ritterliche Kaiser Maximilian I. Auch die beiden Landgrafen von Heßen, Wilhelm II. und Wilhelm III. waren dabei und namentlich der erstere kam von da an bei dem jungen Könige in gar große Gnade.

Derselbe schlug damals den jungen, achtzehnjährigen Fürsten, nebst dem Grafen Philipp von Waldeck, ferner die Heßischen Edelleute Johannes Schenk zu Schweinsberg, Ludwig Diede, Henne Holzsadel, Hermann von Hundelshausen, Hans und Reinhard von Boyneburg zu Rittern des heiligen Römischen Reiches und nahm den Landgrafen Wilhelm II. den Mittleren selbst in seinen Dienst als Befehlshaber über zwei hundert geharnischte Reiter, gegen zwei tausend Goldgulden Soldes.

Von da war Landgraf Wilhelm II. fortwährend thätig im Dienste seines kaiserlichen Herrn.

Der König und Kaiser Maximilian hatte Maria, das einzige Kind jenes Herzogs Karls des Kühnen von Burgund geheirathet, welcher damals mit so furchtbarer Heeresmacht Neuß belagert und von den tapferen Heßen dort war zurückgeschlagen worden. Durch diese Heirath war König Maximilian Herr geworden des reichen und

schönen Herzogthums Burgund, zu welchem damals auch Brabant, das Erbe der Landgrafen von Heßen gehörte. Denn Karl der Kühne hatte sich, nach seiner nutzlosen Belagerung von Neuß, gegen die freien Schweizer gewendet, war von diesen geschlagen worden in einer blutigen Schlacht und dabei selber geblieben, ohne männliche Erben hinterlaßen zu haben.

Gleich im Anfange seiner Herrschaft über das Herzogthum Burgund hatte aber König Maximilian mit dem widerspenstigen Geiste seiner neuen Unterthanen zu kämpfen. Er wurde gleich damals von den aufrührerischen Bürgern der Stadt Brügge in Flandern gefangen genommen. Ihn zu befreien, zog darum sein Vater, der alte Kaiser Friedrich III. gegen Brabant, mit einem gewaltigen Heere. Dabei aber war auch Landgraf Wilhelm II. mit fünfhundert Heßen.

Als dieses Unternehmen glücklich beendet war, sehen wir bald darauf, im Jahre 1490, denselben Landgrafen mit tausend geharnischten Reitern zu dem Heere stoßen, welches damals Kaiser Maximilian gegen Matthias Corvinus führte, den König von Ungarn. Bei der Erstürmung der ungarischen Stadt Stuhlweißenburg, da waren die Heßischen Ritter die ersten, welche von ihren Kameraden auf Spießen in die Höhe gehoben, die Mauern erstiegen. Wegen dieser Tapferkeit wurden Viele von ihnen in der Domkirche zu Stuhlweißenburg feierlich zu Rittern geschlagen. Unter ihnen waren: Konrad von Wallenstein, Kurt von Mansbach, Johannes von Holzsadel und Kaspar Schenk von Schweinsberg.

Auch in seinem Lande erwies sich Landgraf Wilhelm II. als einen Fürsten, der seiner heiligen Regentenpflichten eingedenk war. Er schloß vortheilhafte Verträge mit seinen Nachbarn, namentlich dem Erzbischofe Berthold von Mainz, suchte mit Ernst und Strenge die Ordnung zu handhaben, die Sitten der Klöster zu verbeßern, die Unterthanen bei ihren Rechten zu erhalten und zu schützen.

Diese seine Regierungsthätigkeit, welche er inmitten von mancherlei Fehden und Kämpfen an den Tag legte, war um so wichtiger, da er unterdeßen durch den unglücklichen Tod seines Vetters, Wilhelms III. des Jüngern, Herr von ganz Heßen und der dazu gehörigen Grafschaften geworden. Er wurde dadurch einer der größten und mächtigsten Fürsten des deutschen Reiches.

Das zeigte sich denn auch bei der sogenannten Baierischen Fehde, welche im Jahre 1504 zum Ausbruche kam. Ich will dir davon um deßwillen etwas mehr erzählen, als von den übrigen Thaten des Landgrafen Wilhelm, weil der Schauplatz dieses Krieges zum Theil in einigen Gegenden des Großherzogthums Heßen war, von welchen damals noch kein Mensch ahnen konnte, daß sie drei hundert Jahre später an das Heßische Fürstenhaus kämen.

Um diese Zeit nemlich hatte der letzte Herzog von Baiern-Landshut sein Land, entgegen dem Rechte der näheren Seitenverwandten, seiner einzigen Tochter Elisabeth und ihrem Gemale Ruprecht, einem Sohne des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der in Heidelberg wohnte, vermacht. Dieser aber hatte es gewagt, im Vertrauen auf die Macht seines Vaters, sich gegen den Willen

von Kaiser und Reich in diesem unrechtmäßigen Besitze mit Gewalt zu behaupten. Darüber fiel Ruprecht in die Acht des Kaisers Maximilian. Und dieser übertrug die Ausführung derselben den Herzögen von Würtemberg und von Zweibrücken, und dem Landgrafen Wilhelm von Heßen.

Da zog nun Wilhelm II. am 27. Mai 1504 mit einer Heeresmacht von dreißigtausend Mann zu Fuß und dreitausend Reitern, bestehend größtentheils aus Heßen, dann auch aus Braunschweigischen, Mecklenburgischen und Sächsischen Hülfsvölkern, von Marburg über Frankfurt zunächst gegen die Pfälzischen Orte im Odenwalde. Nachdem er in die Katzenelnbogen'sche Festung Reinheim, an der Grenze dieser Pfälzischen Besitzungen, eine Besatzung von Sächsischen und Würtembergischen Hülfstruppen gelegt, eroberte er Umstadt, welches damals zwei Schlößer hatte, die Burg Otzberg und das Erbachische Schloß zu Habitzheim und ließ die umliegenden Dörfer verbrennen. Von da wendete er sich nach der Bergstraße gegen die Schlößer Bickenbach bei Alsbach und Schönberg. Beide gehörten dem Schenken und nachmaligen Grafen Eberhard von Erbach, der ein Pfälzischer Vasalle war. Ersteres öffnete sich ihm gutwillig, Schloß Schönberg aber ward mit Gewalt erobert und verbrannt. Dann versuchte der Landgraf, auch die, damals Pfälzische Stadt Bensheim zu nehmen. Allein ihre starken Mauern und Thürme wurden so tapfer von der Pfälzischen Besatzung vertheidigt, daß die Heßen viele Leute verloren und unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Noch lange zeugte davon eine, am Auer-

bacher Thore zu Bensheim in Stein gehauene Inſchrift, welche alſo lautete:

„Nach Chriſti Geburt tauſend fünfhundert und vier Jahr,
Uff Dienſtag den eilften Juli fürwar,
Belagert Landgraf Wilhelm von Heßen dieſe Stadt und Porten,
Mit Gewalt, ſchloß die ab an allen Orten.
Und drey Hertzogen waren im verwandt.
Braunſchweig und Mecklenburg ſein ſie genannt.
Thaten bald von der Gegenwehr fliehen,
Darnach am eylften Tag eilends aus dem Felde ziehen.“

Hierauf nahm der Landgraf auf der einen Seite Lindenfels, auf der andern Seite beim alten Kloſter Lorſch das Pfälziſche Jagdſchloß Friedrichsburg, wendete ſich nun gegen den Rheinſtrom, nahm hier die Feſte Stein, noch dießſeits des Rheines gelegen, zog dann am Strome hinab und überſchritt denſelben bei Weißenau. Auf der linken Seite des Rheines wurden nun gleichfalls alle Pfälziſchen Beſitzungen ſo furchtbar verheert, daß man dort noch lange den Vers im Munde des Volkes hören konnte:

„Der Heßen Brandſtich
klagt's Rheinland billich.“

Die Truppen waren um ſo mehr zu allen möglichen Gräuelthaten aufgelegt, da ſie, die Alle aus dem Norden von Deutſchland gekommen waren, ſich in dieſen weinreichen Gegenden am Weine ſo ſehr übernahmen, daß Viele daran in Folge ihrer Unmäßigkeit den Tod ſollen gefunden haben.

Der Krieg endigte übrigens mit der Belagerung der Stadt Caub, am Rheine gelegen. Umſonſt verdoppelte der Landgraf ſeine Anſtrengungen, die Stadt zu nehmen.

Er erlitt nur einen großen Verluſt und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Da unterdeß der junge Ruprecht von der Pfalz, über den ſich der Handel entſponnen hatte, ſtarb, ſein Vater aber, der Kurfürſt Philipp, ſich nachgiebig zeigte, ſo wurde bald darauf Frieden geſchloßen.

Landgraf Wilhelm erhielt aber für alle ſeine Anſtrengungen und großen Verluſte Nichts, als den Beſitz von Umſtadt, Homburg vor der Höhe und die Schlößer Bickenbach, Schönberg und Stein. Und auch dieſe Erwerbungen gingen ſpäterhin faſt alle wieder verloren. Wegen Schönberg aber und anderen Erbachiſchen Beſitzungen, welche er weggenommen, verglich er ſich mit dem Grafen von Erbach dahin, daß dieſer ſelbiges nicht mehr als Pfälziſches, ſondern als Heßiſches Lehen behalten ſolle.

Ich habe euch nun überhaupt nur noch wenig vom Landgrafen Wilhelm zu berichten, deßen Lebensbeſchreibung ich euch ja hier nur ganz kurz erzählen will, damit ihr den Zuſammenhang der Geſchichte überſehen möchtet.

Dieſer ſo ritterliche, thatkräftige Fürſt nahm leider ein höchſt trauriges Ende.

Bald nach der Beendigung der Bairiſchen Fehde wurde er von jener ſchrecklichen Krankheit ergriffen, welche in jenen Zeiten zum erſtenmale in Europa auftrat und unter verſchiedenen Namen bekannt iſt. Doch wurden damals nicht blos unſittliche Menſchen von derſelben ergriffen: ſie ſteckte an auch ohne Ausſchweifungen. Aber langſam und unter den furchtbarſten Schmerzen zehrte ſie ſeine Lebenskraft auf. Sie brachte eine düſtere Schwermuth ſeines Ge-

müthes, dann Geistesstörungen hervor und zuletzt verlor er die Sprache. So lag er drei Jahre lang im hoffnungslosesten, elendesten Zustande da, bis er endlich seinem Uebel erlag. Er starb am 11. Juli 1509 auf seinem Schloße zu Kaßel.

Wenn du, lieber Leser, schon in der Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg gewesen bist, so hast du darin gewiß auch das Grabmal eines Landgrafen von Heßen gesehen, welches dir lange in der Erinnerung geblieben ist. Denn wer's einmal gesehen hat, der vergißt's so leicht nicht wieder. Es ist daran zu sehen eine, in Stein ausgehauene Gestalt eines Mannes. Der Leib ist schon halb verweset und auf demselben kriechen Schlangen, Eidechsen und anderes eckelhafte Gewürm herum. Dieß ist nicht, wie man sonst gemeint hat, das Grabmals Wilhelms III., von welchem man sagte, er sei in dieser Gestalt im Walde gefunden worden, nachdem er durch den Sturz seines Pferdes verunglückt. Denn Wilhelm III. ist nach seinem Sturze im Bette gestorben. Das Grabmal deutet vielmehr auf den Tod und die schreckliche Krankheit Wilhelms II. Es ist dasselbe das Bild seines düstern, schrecklichen Seelenzustandes während seiner Krankheit und seines — bei Lebzeiten bereits halb verweseten Leibes. Es soll dasselbe auf den ausdrücklichen Wunsch des unglücklichen Fürsten so ausgeführt worden sein, um damit anzuzeigen, wie er es selber erfahren, daß alle Herrlichkeit und Größe dieser Welt nur Staub und Asche sei.

Noch will ich kürzlich seiner Familienverhältniße, seiner Gemalinnen und Kinder gedenken.

Im Jahre 1496 vermälte ſich Wilhelm II. zum erſtenmale mit der ſchönen, frommen und tugendreichen Jolanthe, der Tochter des Herzogs Friedrich von Lothringen. Ein Graf von Sayn, der ſich einige Zeit am Lothringiſchen Hof zu Nanzig (Nancy) aufgehalten, ſoll zuerſt den Landgrafen auf die ſchöne und liebenswürdige Prinzeſſin hingewieſen haben. Vor der offenen Werbung wünſchten jedoch beide, ſich unbemerkt von der übrigen Welt, zu ſehen. Deßhalb ſoll Landgraf Wilhelm, als Geiſtlicher verkleidet, nach Nanzig gekommen ſein. Als darauf eine innige Zuneigung von beiden Seiten erwachte, da wurde der Ehevertrag geſchloßen und die Hochzeit am 28. October des genannten Jahres zu Kaßel mit großen Feſtlichkeiten gefeiert. Eine große Menge der angeſehenſten deutſchen Fürſten war zugegen. Unter ihnen war der Markgraf Georg von Brandenburg und in ſeinem Gefolge ein damals noch junger Ritter, der ſich in der Folgezeit einen Namen gemacht hat: Götz von Berlichingen, ein Mann, der ſich ſpäterhin berühmt gemacht hat durch ſeine Tapferkeit und von welchem ihr vielleicht auch ſchon gehört habt.

Die Landgräfin Jolanthe gewann ſich bald in ihrer neuen Heimath alle Herzen. Man achtete ſie als eine andere heilige Eliſabeth und hoffte Großes von ihr für das Beßte des Landes. Allein leider ſollten dieſe Hoffnungen nur allzubald vernichtet werden. Am 21. des Maimondes im Jahre 1500 ſtarb die fromme Fürſtin, nachdem ſie einige Wochen vorher ein Söhnlein geboren, nach ſeinem Vater

Wilhelm geheißen, welches aber nur dreizehn Tage alt wurde.

So also stand abermals das heßische Fürstenhaus auf zwei Augen, denn Wilhelm II., nachdem in demselben Jahre Wilhelm der Jüngere so unglücklich geendet, war nun der einzige noch übrige männliche Sproße aus dem alten Stamme der Landgrafen von Heßen, mit Ausnahme seines blödsinnigen Bruders Wilhelm I.

Darum trat Wilhelm II. noch in demselben Jahre mit der Herzogin Anna von Mecklenburg in die zweite Ehe. Der trauernde Gatte, der mit der innigsten Liebe an seiner ersten Gemalin gehängt, hatte sich nur auf das dringendste Zureden seiner Räthe dazu entschließen können. In dieser Ehe wurden ihm zwei Kinder geboren, Elisabeth, welche später an einen Herzog zu Sachsen vermält wurde, aber frühzeitig verwittwet, auf dem Schloße zu Rochlitz in Sachsen lebte. Sie ward eine weise, hohe Frau, die treue Freundin und Rathgeberin ihres, nach ihr geborenen Bruders. Denn das zweite Kind dieser Ehe, geboren am 13. November 1504, war ein Sohn, bei des Vaters Tode erst fünf Jahre alt, von seinem Taufpathen, dem Grafen Philipp von Waldeck, Philipp genannt. Er ward ein großer Mann, und wird nicht nur in der Geschichte von Heßen und von Deutschland, sondern in den Jahrbüchern des Reiches Gottes allezeit mit Ehren genannt werden. Denn dieser einzige Sohn Wilhelms II. und seiner Gemalin Anna von Mecklenburg wird in der Geschichte:

„Philipp der Großmüthige"

geheißen, deßen Namen ihr gewiß Alle schon kennt. Sein Leben aber ist ein, durch seine Thaten und Schicksale so reiches und für Heßenland so wichtiges, daß ich euch das nächstemal ausführlicher von ihm erzählen muß.

Zeittafel

zum Leben Ludwigs des Friedsamen, seiner Söhne und Enkel.

1402 Geburt Ludwigs I. des Friedsamen am 6. Februar.

1413 Tod des Landgrafen Hermann des Gelehrten, am 22. Februar.

1416 Mündigkeitserklärung Ludwigs I. und Antritt seiner Regierung. – Sieg bei Herborn über die Grafen von Naßau-Dillenburg.

1417 Im Mai Belehnung Ludwigs I. durch Kaiser Sigismund auf der Kirchenversammlung zu Constanz.

1422 Zug Ludwigs I. gegen die Hußiten.

1427 Am 23. Juli Sieg bei Englis und am 10. August bei Fulda gegen die Mainzer.

1429 Des Landgrafen Ludwigs Wallfahrt nach Jerusalem.

1430 Tod des Herzogs Philipp von Brabant.

1431 Wallfahrt Ludwigs I. nach St. Josse in Frankreich durch Brabant.

1436 Vermälung des Landgrafen Ludwig mit Anna von Sachsen.

1437 Zug Ludwigs I. nach Aachen.

1438 Geburt Ludwigs II. des Freimüthigen, am 7. Sept.

1440 Wahl Kaiser Friedrichs III. von Oestreich.

1441 Geburt Heinrichs III. des Reichen, am 15. Oktober.

1442 Geburt Hermanns, nachmaligen Kurfürsten von Köln.

1450 Reise Ludwigs I. nach Rom. – Tod des letzten Grafen von Ziegenhain und Nidda.

1454 Vermälung Ludwigs II. mit Mechtilde von Würtemberg, am 1. September.

1458 Tod Ludwigs I. am 17. Januar. — Vermälung Heinrichs III. mit Anna von Katzenelnbogen.

1466 Geburt Wilhelms I. am 14. Juli.

1468 Geburt Wilhelms II., am 26. Auguſt.

1471 Geburt Wilhelms III., am 8. September. — Tod Ludwigs II., am 6. November.

1474 u. 75 Belagerung von Neuß.

1479 Tod Philipps, des letzten Grafen von Katzenelnbogen.

1483 Tod Heinrichs III. am 18. Januar.

1491 Wilhelms I. Pilgerreiſe nach Jeruſalem.

1493 Derſelbe legt die Regierung nieder.

1496 Vermälung Wilhelms II. mit Jolanthe von Lothringen.

1500 Am 21. Mai ſtirbt Jolanthe von Lothringen, am 20. Oktober Vermälung Wilhelms II. mit Anna von Mecklenburg.

1504 Bairiſche Fehde. — Geburt Philipps des Großmüthigen, am 13. November.

1509 Tod Wilhelms II., am 11. Juli.

1515 Tod Wilhelms I.

Ueberſicht der Quellen:

1) Gerſtenbergers Heß. Chronik, in Schmink. Mon. Hass. II.
2) Deſſelben Frankenberg. Chronik, in Kuchenbekker, An. Hass. Coll. V.
3) Excerpta Chron. Riedes, — Ib. Coll. III.
4) Congeries etlicher Geſchichten ꝛc. Ib. Coll. I.
5) Chronica und altes Herkommen ꝛc. ꝛc. in Senkenberg sel. jur. et hist. III.
6) J. Nohii Chron. Hass. Ib. V.
7) Trithemii Chron. Hirs.
8) Joannis, res Mog. I.
9) Winckelmann's Beſchreib. der Fürſtenthümer Heßen ꝛc.
10) Günderode, Ludwig der Friedſame,
11) Wenck, Heß. Geſchichte I. u. II.
12) Rommels Geſchichte von Heßen, 2. u. 3. B.
13) Döring, Thüringiſche Chronik.
14) Zeitſchrift des Vereins für Heß. Geſch. ꝛc. 1. — 6. B.

Zweite G

* 1. Ludwig II., der Freimüth
geb. 1438, verm. 1. Sept. 145
† 6. Nov. 1471. — Gem.: Mecht
von Würtemberg, † 6. Juni

Kinder:

1. Anna,
geb. 1455,
† als Kind.

2. Elisabeth,
geb. 1457, † in
der Kindheit.

3. Wilhelm I., der Ae
geb. 14. Juli 1466, verm
† 1515. — Gem.: Ann
Braunschweig, † 1
1520.

Kinder:

1. Anna,
Nonne zu
Ahnaberg
in Kaßel.

2. Mechthild,
Nonne zu
Weißenstein.

3. Elisabeth,
verm. mit dem
Pfalzgrafen
Ludwig von
Zweibrücken;
dann mit dem
Pfalzgrafen
Georg v. Sim-
mern, † 1563.

4. Mathilde,
verm. mit Graf
Conrad von
Tecklenburg,
† 1555.

Die mit * bezeichneten Fürsten setzten den Stamm fort.

Sta

jige,
4,
hild
1495.

5. Elisabeth,
geb. um 1446,
verlobt mit Johann Grafen v. Nassau, † 1489.

6. Friedrich,
geb. um 1447,
† um 1468.

ltere,
t. 1488,
a von
5. Mai

5. Mechthild,
geb. 1473, verm. mit Johann von Cleve, † 1505.

6. Heinrich,
geb. 1474,
† als Kind.

5. Cath[roßmüthige,]
verm. m[mber 1504.]
Grafen
von Bei
gen, †

im 5. Bändchen).

Digitized by Google

Die

Geſchichte Heßens

in Biographien

für das Volk erzählt

von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelſtadt.

Fünftes Bändchen.

Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heßen.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1856.

Das Leben

Philipps des Großmüthigen,

Landgrafen von Heßen.

Eine Erzählung für das Volk.

Von

G. Simon,
Oberpfarrer zu Michelstadt.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1856.

Digitized by Google

Ihrer Königlichen Hoheit

der Allerdurchlauchtigsten Großherzogin

Mathilde

von Heßen und bei Rhein,

Königlichen Prinzeßin von Baiern ꝛc. ꝛc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfaßer.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Wie Landgraf Philipp unter Vormündern und Pflegern stand und von dem frühen Anfang seiner Regierung . 12

II. Wie trefflich Landgraf Philipp sich auf dem Reichstage zu Worms hielt 22

III. Wie Landgraf Philipp gegen den Ritter Franz von Sickingen zu Felde zog 31

IV. Wie Landgraf Philipp den Bauernkrieg im Heßenlande und in Thüringen dämpfte 44

V. Wie Landgraf Philipp die Reformation annahm und in seinem Lande einführte 58

VI. Wie Landgraf Philipp den beiden wichtigen Reichstagen zu Speier und zu Augsburg beiwohnte . . . 75

VII. Wie Landgraf Philipp den Beinamen des „Großmüthigen" erwarb 89

VIII. Wie Landgraf Philipp gegen die Wiedertäufer in Münster zog 98

IX. Wie Landgraf Philipp das Schwert zog gegen seinen Kaiser, oder vom Schmalkaldischen Kriege . . . 110

X. Wie Landgraf Philipp in fünfjähriger Gefangenschaft schmachtete, und wie es indeßen im Heßenlande herging 121

XI. Wie Landgraf Philipp nach Heßen zurückkehrte, von den letzten Jahren seiner Regierung und von seinem seligen Ende 133

XII. Von den Familienverhältnißen, den Kindern und Nachkommen des Landgrafen Philipp 147

Zeittafel 158

Dritte Heßische Stammtafel

Digitized by Google

Einleitung.

Nachdem wir Beide nun, lieber Leſer, die Geſchichte unſeres lieben Heßenlandes an uns haben vorübergehen laßen von der heiligen Eliſabeth an, der Stammmutter unſeres Fürſtenhauſes und gleichſam geiſtigen Mutter des Landes, bis zum Tode des Landgrafen Wilhelm II., der im Jahre 1509 zu einen Vätern verſammelt wurde, ſo ſind wir denn noch einmal zuſammengekommen, um von den weiteren Schickſalen unſeres Heimathlandes mit einander zu reden.

Ich habe dich bisher durch drei Jahrhunderte hindurchgeführt, von der Geburt der heiligen Eliſabeth an im Jahre 1207 bis zum Tode Wilhelms II. im Jahre 1509, und habe dir darin erzählt von Heßenlandes Freuden und Stolz, aber auch von Heßenlandes Schmerz und Leiden, welche demſelben in dieſer langen Zeit, nach Gottes unerforſchlichem Rathe, beſchieden waren.

Es war ein großer Theil des ſogenannten Mittelalters, welches ich dir bis dahin vorgeführt. Es iſt das eine alte, viel vergeßene, oftmals auch viel verkannte Zeit.

Du wirst nun wißen nach Allem, was du von mir davon gehört hast, daß das Mittelalter eine Zeit war, im Grunde genommen, wie jede andere auch, d. h. sie hatte ihre gute und schöne, aber auch ihre schlimme und traurige Seite. In den Sitten war freilich damals mehr Rohheit, aber doch auch noch mehr Treue und Glauben im Lande, als jetzt. Es wurde mehr geraubt und geplündert, aber darum viel weniger betrogen und heimlich gestohlen, als in unseren überfeinerten Tagen. Es lastete mitunter viel Druck und Härte auf dem Volke und doch war mehr thätige Liebe vorhanden gegen die Elenden und Armen, als nun, wo alle Welt von Liebe schwatzt, und doch am Ende nur für sich selber sorgt.

Es ist und bleibt immerdar hienieden im Leben eine unvollkommene, sündige Welt. Hier ist eben unsere wahre Heimath nicht: wir finden sie erst droben im ewigen Vaterlande.

Nunmehr aber sind wir mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts an dem Zeitpunkte angekommen, mit welchem wir die alte Zeit des Mittelalters verlaßen müßen, um einzutreten in eine neue.

Ihr habt gesehen, mit welcher Liebe und Innigkeit in der früheren Zeit das Volk am christlichen Glauben hing. Gar Viele gab es damals, welche mit Freuden Gut und Ehre, ja selbst das eigene Leben dahin gaben, um allein im Dienste und zur Ehre des Herrn zu leben und so den Himmel zu gewinnen. Thaten diese treuen Diener Christi auch gar Manches, was ihnen nicht geboten war von Gott, so thaten sie es doch aus inniger Liebe zu ihm: sie lebten und handelten im

Glauben und sind darum, nach Gottes Wort und Verheißung, selig gestorben. Aber nun kamen Andere, die suchten ihnen nachzuahmen im äußerlichen Thun und gingen in die Klöster, sich zu kasteien und zu fasten und damit ihre Sünden zu verbüßen. Aber weil der innige Glaube und die Liebe ihnen fehlte, wovon jene Andern getrieben worden waren, so war eben die ganze Sache ein äußerliches, leeres Formenwerk. Mit äußerlichen Büßungen ging man an der Buße des Herzens vorüber. Mit dem äußern Werke meinte man Vergebung der Sünden und den Himmel zu verdienen. Da aber immerdar das unbekehrte Herz das nemliche ist und nur um so mehr geneigt ist, seinen Lüsten zu dienen, je mehr es das Gewißen einschläfert und zufrieden stellt, so mußte damals, neben allen möglichen sogenannten „guten Werken," die sich auf bloße äußerliche Büßungen und Ceremonien beschränkende Frömmigkeit, wie sie nach und nach allgemein geworden war, eine wahre Fluth von Sünden und Lastern mit sich führen, wie ihr dies eben in dem Zeitalter Heinrichs des Eisernen und Ludwigs des Friedsamen habet sehen können.

Ein solcher Zustand in der Kirche Christi konnte darum wirklich fromme Gemüther schon lange nicht mehr befriedigen. Schon seit lange her thaten sich deßhalb in der Verborgenheit mancherlei Sekten zusammen und suchten, ohne die damalige Kirche mitsammt ihrem Buß- und Ceremonienwerk, auf eine innigere Weise dem Herrn zu dienen. Gewiß waren unter ihnen viele fromme und wahrhaft gläubige Seelen. Aber, weil sie doch keine rechte Führung hatten in geistlichen Dingen, so gab es auch gar bald unter ihnen wilde, phan-

taſtiſche Schwärmer, welche dann wieder oftmals ihre geheimen religiöſen Zuſammenkünfte zu Sünden und Laſtern mißbrauchten. Sie wurden als Ketzer und Abtrünnige von der katholiſchen Geiſtlichkeit auf's heftigſte verfolgt, in's Gefängniß geworfen, und oftmals lebendig verbrannt.

Eine größere Wichtigkeit, als dieſe kleineren Sekten, hatte Johannes Huß, ein Geiſtlicher und Profeßor an der Univerſität zu Prag in Böhmen. Er predigte dort das lautere Evangelium, ohne Menſchenzuſätze, und demgemäß lehrte er, daß der Menſch vor Gott gerecht und ſelig werde, nicht durch den äußerlichen Bußkram jener Zeit, ſondern allein durch den lebendigen Glauben an Chriſti Verdienſt.

Es ward ihm der Beifall des ganzen Böhmiſchen Volkes zu Theil. Hoch und Niedrig hing ihm an. Aber er ward im Jahre 1415 auf der Kirchenverſammlung zu Conſtanz am Bodenſee durch Kaiſer Sigismund lebendig verbrannt, wie ihr euch erinnern möget aus der Geſchichte Ludwigs des Friedſamen, welcher ja zwei Jahre darauf eben dort in Conſtanz durch Kaiſer Sigismund als Landgraf von Heßen belehnt und beſtätigt ward.

Den Mann konnten ſie freilich verbrennen, aber die Gedanken nicht, welche er gelehrt und gepredigt hatte. Sie hatten einen Wiederhall gefunden in Tauſenden von Herzen.

Nach ſeinem Tode erhoben ſich die Böhmen mit Waffengewalt gegen ihren Kaiſer und fielen mit Feuer und Schwert in die benachbarten deutſchen Länder ein, bis nach Thüringen und in die Nähe von Heßen hin. Leider hatten ſie ſtatt des „Schwertes des Geiſtes," mit welchem Huß gekämpft hatte,

das menschliche Schwert ergriffen und, nun selbst wieder dem Worte Gottes abtrünnig, in ihrer wilden Schwärmerei bei dem Feuer brennender Städte und Dörfer die grausamsten Schandthaten verübt, und dadurch, wie dieß immer der Abfall von Gottes Wort mit sich bringt, ihrer Sache und sich selbst am meisten geschadet.

Nach den blutigen Hußitenkriegen, nachdem Hunderttausende von Menschen ihr Blut hatten vergießen müßen, trennten sich die Hußiten, d. h. die Anhänger des Joh. Huß in zwei Parteien. Die einen unterwarfen sich wieder dem Papste, indem sie sich mit der Erlaubniß begnügten, beim heiligen Abendmale den Kelch gebrauchen zu dürfen. Sie sind im Laufe der Zeiten längst völlig untergegangen. Die andern blieben bei der reinen evangelischen Lehre, dienten aber ihrem Herrn in stiller Zurückgezogenheit von der Welt und wurden später die „böhmischen Brüder" geheißen. Ihre letzten Ueberreste vereinigten sich späterhin, im vorigen Jahrhundert, mit der evangelischen Brüdergemeinde zu Herrnhut.

Aber der sterbende Huß hatte geweißaget, hundert Jahre nach seinem Tode werde ein Schwan kommen, also Einer, der größer sei denn er, — denn Huß heißt bekanntlich auf Böhmisch eine Gans, — dem würde sein Werk gelingen.

Und so geschah's denn auch in der neuen Zeit, in welche wir jetzt eingetreten sind in unserer Geschichte.

Der Schwan war aber Niemand, als: Dr. Martin Luther, ein gelehrter Augustinermönch und Professor der heiligen Schrift auf der, zu Anfang unserer gegenwärtigen Geschichte gestifteten Universität zu Wittenberg in Sachsen,

welcher auftrat gegen den Ablaßkram der Kirche. Dieser Ablaßhandel war eigentlich schon lange vorher da. Aber er war noch nie auf so unverschämte Weise getrieben worden. Kann ich eben durch äußerliches Bußwerk bei einem unbekehrten und unbußfertigen Herzen Vergebung der Sünden und den Himmel erlangen, so kann ich's am Ende auch mit Geld. Denn eine Geldstrafe ist ja auch eine Strafe, und dazu für Viele noch härter, als manche andere. Der Ablaßhandel, gegen welchen Luther zuerst auftrat, war aber nichts Anderes, als eine Verwandlung der im Beichtstuhle auferlegten Bußen in Geld.

Darum konnte Luther nicht anders, als von dem einen Punkte, der Verwandlung der Bußübungen in Geldstrafen, oder dem Ablaßhandel, zu der, vor Gottes Wort unhaltbaren äußerlichen Werkheiligkeit und Selbstgerechtigkeit übergehen, welche in der damals herrschenden Kirche gelehrt wurde. Und weil denn diese Lehre von Papst und Bischöfen behauptet und er selbst wegen seiner evangelischen Lehre, daß der lebendige Glaube, der aber in einem Gott wohlgefälligen Leben thätig sein muß, verketzert und verdammt wurde, so mußte er zuletzt die römische Kirche selbst, sammt ihrer ganzen Geistlichkeit darum, weil sie wider Gottes Wort lehrte, angreifen. Und zum Lohne für seine Treue, womit er an Gottes heiliger Offenbarung festhielt, wurde er nun aus der römischen Kirche verstoßen und als ein von ihr abtrünniger Ketzer verdammt. Da thaten sich nun Alle zu ihm, welchen alle römischen Mißbräuche, die sie alle Tag vor Augen hatten, ein Gräuel waren und nur nach Gottes Wort ihren Glauben und ihr Leben einzurichten wünschten

zusammen zu einer evangelischen Kirche, welche sich darum also nannte, weil sie nur auf's Evangelium und deßen helle und klare Aussprüche sich gründete.

Alle diese Begebenheiten, welche sich an Luther und an seine Freunde und Glaubensgenoßen anschließen, nennt man nun in der Geschichte mit einem Worte die Reformation, d. h. die Kirchenverbeßerung. Man rechnet ihren Anfang vom 31. October 1517, weil an diesem Tage Luther die Bulle oder Verordnung des Papstes, worin der Kirchenbann über ihn, als einen Erzketzer, ausgesprochen wurde, nebst einigen andern, dem Evangelium feindlichen Schriften, vor dem Elsterthore zu Wittenberg öffentlich verbrannte.

Das Zeitalter der Reformation beginnt also wenige Jahre nachher, als Landgraf Wilhelm II. in Heßen gestorben war und fällt in die Zeit, da sein Sohn Philipp zur Regierung des Heßenlandes kam.

Da bewegte denn damals vornehmlich ein großer Gedanke alle Herzen in Deutschland: die Reformation der Kirche. Die Abstellung aller der vielen Mißbräuche, welche in der Kirche waren herrschend geworden, war der Ruf, der durch alle deutschen Länder gehört wurde.

Daß sich freilich dieser großen Bewegung nach dem reinen und lauteren Gotteswort hin auch gar manche Leute anschloßen, welche an gar vieles Andere dachten, als an das Evangelium und Luthers Lehre von der evangelischen Freiheit theils falsch verstanden, theils absichtlich nach ihrer Liebhaberei auslegten, davon sollst du dich, lieber Leser, im Verlaufe dieser Erzählung mehrfach überzeugen.

Doch darf ich der Lebensgeschichte des Landgrafen Philipp nicht vorgreifen. Ich will dir ja die Geschichte deines heßischen Vaterlandes und seines damaligen Landesfürsten erzählen und weiter Nichts. Da wirst du schon noch Mancherlei zu hören bekommen von der Reformation, namentlich in unserem Heßenlande.

Ehe ich nun freilich dazu übergehe, habe ich dir noch Manches zu sagen, wie auch die weltlichen Sachen damals standen im deutschen Vaterlande.

Aus der Geschichte des Landgrafen Wilhelm II. erinnerst du dich wol noch, daß dieser Landgraf gar hoch in Gnaden stand bei dem damaligen deutschen Kaiser Maximilian I. — Der Landgraf begleitete seinen kaiserlichen Herrn auf kriegerischen wie auf friedlichen Zügen und war gar wol gelitten bei ihm. Kaiser Maximilian war eben auch ein tapferer, ritterlicher Herr, klug von Rath und kühn von That. Freilich wollte ihm oftmals gar Vieles nicht gelingen. Er war in dem uneinigen deutschen Reiche gar vielen Widerwärtigkeiten ausgesetzt und seine Plane stießen oft auf unüberwindliche Hindernisse.

Er war vermält mit der Tochter jenes Herzogs Karl von Burgund, welcher der „Kühne" geheißen wurde, aber trotz seiner Kühnheit die Stadt Neuß am Rhein nicht einnehmen konnte, weil Kurfürst Hermann von Köln, der jüngste Sohn Ludwigs des Friedsamen von Heßen, mit seinen heßischen Rittern und Kriegsleuten sie so herzhaft und heldenmüthig vertheidigt hatte. Dieser Herzog Karl fiel bald in einer blutigen Schlacht gegen die Schweizer, welche er eben so tollkühn angegriffen, wie vorher die Stadt

Neuß. Er hinterließ aber keinen andern Erben für sein reiches und großes Land Burgund, welches die Länder Lothringen, Brabant, Flandern und Holland in sich begriff, als seine einzige Tochter Maria.. Die aber führte Kaiser Maximilian als eheliche Gemalin zum Altare und ward dadurch der Herr aller dieser gesegneten Länder.

Sein Sohn Philipp aber, Erzherzog von Oestreich, heirathete eine spanische Königstochter und ward dann König von Spanien, zu welchem Lande damals auch die Königreiche Neapel und Sicilien gehörten. Zugleich war damals der König von Spanien erst ein Herr des, nicht gar lange vorher entdeckten Amerika geworden (1482).

Unterdeßen war Kaiser Maximilian allmälig unter seinen mannigfaltigen Kämpfen ein wolbetagter Herr geworden und im Januar 1519, bald darauf, nachdem Landgraf Philipp in Heßen für mündig erklärt worden war, und die Regierung seines Landes antrat, gestorben.

Da galt es nun, daß die Kurfürsten des deutschen Reiches sich einen neuen Kaiser zum Oberherrn wählten.

Die meisten Stimmen vereinigten sich nun dahin, daß Kurfürst Friedrich von Sachsen deutscher Kaiser werden möge.

Der aber war schon bereits in die höheren Lebensjahre hinaufgerückt und fühlte sich der schweren Last dieser hohen Würde nicht gewachsen. Er dankte den Fürsten für ihr Vertrauen und lehnte die Ehre ab. Zugleich aber lenkte er ihre Aufmerksamkeit auf den jungen König Karl von Spanien, den Enkel Kaiser Maximilians von seinem Sohne Philipp. Der sei noch ein rüstiger, junger Herr, aus dem

deutschen Fürstenhause, welches seit Rudolf von Habsburg dem Reiche schon so manchen Kaiser gegeben. Der habe auch eine große Macht als König von Spanien, Neapel und Sicilien und Herr des Herzogthums Burgund. Dieser werde wol die Angelegenheiten des deutschen Reiches zum Heile des Ganzen glücklich hinauszuführen wißen.

Die Kurfürsten gaben dem Rathe Gehör und König Karl ward 1519 zum deutschen Kaiser gewählt. Er war auf dem Kaiserthrone dieses Namens der Fünfte.

Dieß Alles fiel denn also so ziemlich in eine und dieselbe Zeit: die Wahl Kaiser Karls V., die Reformation Luthers und der Anfang der Regierung des Landgrafen Philipp von Heßen.

Im deutschen Lande aber war es bisher im Allgemeinen so ziemlich geblieben, wie du es bisher in der Geschichte des Heßenlandes gesehen hast. Doch hatte sich die Macht der Fürsten erhöht, sie waren im Ganzen mehr Herr geworden der Ritter und kleineren Herren. Auch die großen Städte im Reiche hatten ihre Macht vergrößert. Durch Handel und Gewerbe waren sie größtentheils reich und blühend geworden. Dagegen zeigte sich bei dem Allem noch viel Zügellosigkeit unter dem niederen Adel und der Ritterschaft. Die Straßen waren noch immer unsicher und kleine und größere Fehden, bedeutende und unbedeutendere Räubereien kamen noch immer vor, trotz Allem, was Kaiser Maximilian gethan hatte, um den Landfrieden zu erhalten.

Dabei aber hatte der Bauernstand am meisten zu leiden. Die Bürger in den Städten waren geschützt durch ihre Mauern und Thürme; aber die Bauern auf den Dörfern

waren vielfach den Plünderungen und Bedrückungen aller Art Preiß gegeben, ohne dagegen auf Hülfe rechnen zu können, wenn sie nicht unter einem gerechten und frommen Herrn standen.

Was die Sitten bei Hohen und Niedrigen betrifft, so waren diese im Ganzen noch gerade so zügellos, als im vorhergehenden Jahrhunderte. Besonders stark hatte die Trunksucht überhandgenommen bei Vornehmen und Geringen, bei Geistlichen und Weltlichen. Selbst evangelische Fürsten sind nicht frei davon zu sprechen. Mit diesem Laster aber steht, wie du weißt, gar mancherlei Sünde und Schande in Verbindung. Hand in Hand damit ging die Ueppigkeit im Eßen und ein übermäßiger Aufwand in der Kleidung, besonders in den reichen Handelsstädten.

Kurz, es war hohe Zeit, daß Gott der Herr dieser allgemeinen Sündfluth einen Damm entgegensetzte. Und das hat er dadurch gethan, daß er sein Evangelium wieder auf den Leuchter stellte, durch die Reformation.

Doch wird es nun Zeit sein, daß wir jetzt zu unserem Heßenlande zurückgehen und sehen, wie es da herging nach dem Tode des letzten Landgrafen, deßen Leben ich euch, wenn auch nur kürzlich, erzählt habe, nemlich Wilhelms II. Da will ich dir denn wieder hübsch nach der Ordnung und Zeitfolge erzählen, was sich da zutrug während des Lebens und der Regierung seines Sohnes, des Landgrafen Philipp.

I.

Wie Landgraf Philipp unter Vormündern und Pflegern stand und von dem frühen Anfange seiner Regierung.

Ist das Kind um der Mutter willen,
Oder die Mutter da für's Kind?
Sie fragen es nicht, sie fühlen im Stillen,
Daß sie beide für einander sind.

F. Rückert.

Im Jahre des Heils 1504, am 13. November, war Landgraf Philipp auf dem altehrwürdigen Schloße zu Marburg geboren, welches, wie ihr wißt, noch aus den Zeiten der alten Landgrafen von Thüringen herstammte, von Heinrich dem Kinde aber bedeutend erweitert und namentlich mit einem großen Saale und einer Kapelle war versehen worden, und allezeit die Residenz derjenigen Heßischen Fürsten war, welche in Oberheßen regierten.

Landgraf Wilhelm II. aber, der Vater des jungen Philipp, war damals, durch den geisteskranken Zustand seines Bruders, Wilhelms I. und den unvermutheten, und kinderlosen Tod seines Vetters, Wilhelms III., wieder Landgraf über das ganze Heßenland geworden, zu welchem denn damals auch, wie ihr euch deßen erinnern werdet, die vier Grafschaften: Ziegenhain und Nidda, Katzenelnbogen und Dietz gehörten.

Insoweit trat denn der junge Landgraf Philipp mit den glänzendsten Aussichten auf Macht und Ehre dieser

Welt in's Leben. Sein Taufpathe aber, welcher ihm den, in dem heßiſchen Fürſtenhauſe bis dahin nicht vorgekommenen Namen gab, war der junge Graf Philipp von Waldeck, ein treuer Freund Wilhelms II., welcher auch ſpäterhin dem jungen Fürſten mit Rath und That treulich zur Seite ſtand.

Leider aber ſollte die Jugend des Fürſtenſohnes nicht ungetrübt bleiben, ſondern vielmehr von ernſten Gefahren umgeben ſein. Die ſchreckliche Krankheit und der frühe Tod ſeines Vaters hinterließen dem Heßenlande ein vierjähriges Kind als Herrn ſeines Landes.

Da ſtand es denn in Heßen ohngefähr wieder ſo, wie hundert Jahre vorher, als Landgraf Hermann (1411) geſtorben war und als alleinigen Erben des Landes ſeinen erſt elfjährigen Sohn Ludwig den Friedſamen zurückgelaßen hatte, den Urgroßvater unſers Landgrafen Philipp.

Aber doch ſtand es damals noch bedeutend beßer um Heßen, als nun. Landgraf Ludwig war an Alter doch ſchon weiter vorgerückt, als der vierjährige Philipp, und, was die Hauptſache war, es war Einigkeit und Friede im Lande ſelbſt.

Jetzt aber, nach Wilhelms II. Tode zeigten ſich alsbald drei verſchiedene, einander mit tiefem Haße entgegenſtehende Parteien.

Wilhelm II. hatte nemlich in ſeinem Teſtamente die Beſtimmung getroffen, daß mehrere adlige Herren nach ſeinem Tode die Vormundſchaft führen ſollten über ſeinen unmündigen Sohn und das Land. Unter ihnen waren namentlich die Herren Konrad von Wallenſtein und

Ludwig von Boyneburg und mehrere andere. Allein noch auf seinem Schmerzenslager besann er sich anders und setzte seine Gemalin Anna von Mecklenburg zur Obervormünderin und Regentin ein, unter dem Beistande des Grafen Philipp des Aeltern von Waldeck und einiger Andern.

Wahrscheinlich aber waren bei dieser Bestimmung nicht die gehörigen Formen gewahrt. Denn als sich kurz nach des Landgrafen Absterben die Prälaten, die Grafen, sowie die Abgeordneten der Ritter und Städte des Heßenlandes zu einem Landtage am Spieße versammelten, der alten Malstätte, wo von Alters her die Heßischen Landtäge unter freiem Himmel gehalten wurden, da ward die verwittibte Landgräfin Anna mit ihren Ansprüchen abgewiesen. Die stolze heßische Ritterschaft wollte sich keinem Weiberregimente unterwerfen.

Vielmehr wurde der Ritter Ludwig von Boyneburg zum Landhofmeister d. h. obersten Statthalter des Landes ernannt, und neben ihm sollten Dietrich von Kleen, der Comthur des deutschen Ordens zu Marburg, Hermann Schenk von Schweinsberg, und mehrere Andere die Regentschaft führen. Diese sandten nun Ludwig von Boyneburg nebst Wilhelm von Dörnberg und dem Bürgermeister von Kaßel zu dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen und den Herzogen Johannes (dem Beständigen), Georg und Heinrich von Sachsen und übertrugen diesen die Obervormundschaft.

Ihr erinnert euch, daß einst Heinrich der Eiserne

und Hermann der Gelehrte in der Zeit großer Bedrängniß und Gefahr mit den Fürsten von Thüringen und Meißen, welche später Herzoge zu Sachsen genannt wurden, eine s. g. Erbverbrüderung geschloßen, d. h. sich dahin vereinigt hatten, daß, wenn der eine Stamm aussterben sollte, der andere ihn beerben solle, worin zugleich das Versprechen gegenseitiger Hülfeleistung begriffen war, bei innern und äußern Gefahren. Dieser Vertrag war seither immer von den heßischen und sächsischen Fürsten erneuert worden, zuletzt noch im Jahre 1487 unter den drei Wilhelmen.

Jetzt wurde er abermals von der Regentschaft erneuert und diese selbst damit unter den Schutz der Sächsischen Fürsten gestellt.

Dagegen war nun Anna, die Mutter des jungen Landgrafen Philipp. Sie behauptete, daß ihr selbst, nach dem Willen ihres verstorbenen Gemals, wie nach göttlichem und menschlichen Rechte, die Vormundschaft über ihren Sohn und die Regentschaft des Landes gebühre.

Ueberdieß führte sie, und zwar mit Fug und Recht, Klagen darüber, daß man ihr die Erziehung ihres Sohnes gänzlich entzogen und ihr nur erlaube, denselben zuweilen nicht um seine Jugend zu bewachen, sondern nur „zu ihrer Ergötzlichkeit" zu sehen.

So seht ihr also bereits zwei Parteien, welche sich um die Vormundschaft des jungen Landgrafen Philipp und um das Regiment im Lande stritten: Die eine war die Regentschaft, mit dem Ritter Ludwig von Boyneburg an der Spitze. Sie hatte ihre vornehmste Stütze an den

Fürsten von Sachsen. An der Spitze der andern stand die verwittwete Landgräfin Anna von Mecklenburg. Mit ihr hielten es gar viele im Lande, theils aus Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, theils wol auch aus Neid über die Macht und den Einfluß der vormundschaftlichen Regierung.

Eine dritte Partei suchte sich Anna von Braunschweig zu machen, die Gemalin des geistesschwachen Wilhelms I., der, wie ihr wißt, im Jahre 1496, wegen seiner Geisteskrankheit die Regierung an seinen Bruder Wilhelm II. abgetreten hatte.

Sie ließ im Lande das Gerücht aussprengen, die Regenten wollten das Land an die Fürsten von Sachsen verrathen und den jungen Landgrafen um das Erbtheil seiner Väter bringen.

Es ist ein Beweis, mit welcher großen Liebe das Volk in Heßen an seinem Fürstenhause, an den Nachkommen der heil. Elisabeth hing, daß solche Gerüchte Glauben fanden und sogar bei der sogenannten „Hühnerfehde" beinahe zum blutigen Kampfe führten.

Wie? so wirst du fragen, lieber Leser, was war das für eine Fehde? Habe schon von manchem Kriege gehört und gelesen; aber meine Lebtage noch von keiner Hühnerfehde!

Die Sache war die:

Die Fürsten von Sachsen hatten, wie dieß dazumal bei solchen Gelegenheiten üblich war, von dem Heßenlande die Erbhuldigung verlangt, d. h. den Eid der Treue gegen sie für den Fall, daß der Heßische Fürstenstamm aussterben und ihnen, nach den alten Verträgen, das Land anheim fallen sollte.

Da beriefen denn die Regenten die Heßischen Stände zu einem abermaligen Landtage nach Marburg zusammen, und legten ihnen das Verlangen der erbverbrüderten Fürsten vor. Da die Sache nicht anders, denn recht und billig war, so waren's denn auch Alle zufrieden. Aber die Abgeordneten der Städte Homberg und Treysa waren nicht erschienen. Sie hatten unter Weges lustige Gesellschaft gefunden und überm Trunke den Landtag, die Erbverbrüderung und ich weiß nicht, was noch Alles — vergeßen. Da kam ihnen denn zu dem Nebel, den ihnen der Wein im Kopfe gemacht, noch der verwirrte Gedanke, und mit dem kamen sie nach Hause, als ob das Land dem Herzoge von Sachsen, als jetzigen Landesherren huldigen sollte. Als darum bald darauf die Regenten im Lande umherritten, um die Erbhuldigung vorzunehmen, und kamen auch nach Homberg und Treysa, da weigerten sich die Bürger und sagten, sie hätten zur Zeit noch geborne Herren im Lande, denen wollten sie Treue und Gehorsam schwören, aber bei deren Lebzeiten keinen Fremden. Sie ließen auch ihre Stadtthore verschloßen, so daß die Regenten mit ihrem Gefolge zu Pferde nicht hineinkonnten, sondern mußten absteigen von ihren Roßen und gebückt durch das enge Pförtlein hinein.

Die Bürger ließen sich auf keine Weise eines Beßern belehren und es verwandelte sich am Ende selbst gegen den Willen der Bürgermeister und des Rathes, der Widerstand gar in eine offene Revolte. Sie sandten gen Spangenberg, wo seit längerer Zeit der kranke Landgraf Wilhelm I. wohnte, und holten ihn mit sechzig Reitern nach Homberg.

Darauf verwahrten sie die Thore und machten sich auf einen ernstlichen Widerstand gefaßt. Als nun abermals die Regenten mit großem Gefolge kamen und begehrten Einlaß, da ließen sie selbige nicht in die Stadt. Einige Bürger aber thaten von den Mauern herab etliche Schüße aus Hackenbüchsen über die Regenten hin. Deren Leute aber begaben sich auf die Flucht. Da die Städte aber auch dem Landgrafen Wilhelm die Huldigung versagten, so zog auch dieser wieder weg gen Spangenberg.

Da meinten nun schon die guten Bürger zu Homberg und Treysa, sie hätten ihre Sache gewonnen. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abende loben. So heißt es auch hier.

Die Regenten berichteten den Handel an die Herzoge von Sachsen. Die sandten ihnen Kriegsvolk zu Hülfe und bald standen die Regenten mit zwölfhundert Reitern und dreitausend Mann zu Fuß vor den rebellischen Städten. Denen entfiel nun gewaltig der Muth. Die Anführer des Widerstandes verkrochen sich in Gewölbe und Keller. Die Andern aber gingen hinaus und baten um Gnade.

Die wurde ihnen denn auch gewährt. Doch mußten beide Städte eine starke Brandschatzung bezahlen.

Da es nun für das Kriegsvolk Nichts weiter zu kämpfen gab, so erklärten die Soldaten in den beiden Städten den Hühnern den Krieg. Sie gingen in die Höfe und brachen in die Ställe und drehten flugs allen Hühnern, die sie fangen konnten, den Hals herum, sie zu sieden oder zu braten.

Darum aber wurde dieser Krieg die „Hühnerfehde"

geheißen. Und nun weißt du, lieber Leser, wie du mit derselben daran bist. Sie geschah im Jahre 1511.

Landgraf Wilhelm aber, als er das Schicksal der beiden Städte erfuhr, ging mit den Seinen aus dem Lande, zuerst nach Oppenheim, dann nach Worms und endlich nach Köln und klagte bei Kaiser Maximilian um sein Recht.

Aber der unglückliche Mann richtete natürlich Nichts aus. Er mußte sich mit der Versicherung begnügen, daß er inskünftige sollte fürstlich gehalten werden und kehrte mit diesem Troste zurück nach Spangenberg, wo er im Jahre 1515 gestorben ist. Söhne hinterließ er keine, sondern nur fünf Töchter.

Auf diese Weise endigten sich denn die Irrungen wegen des Landgrafen Wilhelm I.

Noch immer aber hielt die verwittwete Gräfin Anna von Mecklenburg hart an, daß ihr die Vormundschaft über ihren Sohn gebühre.

Darum ließ sie 1514 einen Landtag nach Treysa berufen und hier beklagte sich denn die junge, schöne Frau vor den versammelten Ständen des Landes mit so rührenden, eindringlichen Worten über ihre Zurücksetzung, daß sie Aller Herzen gewann. Die Versammlung beschloß einmüthig, die bisherigen Regenten ihres Amtes zu entlaßen und der Fürstin die Regierung anzuvertrauen. Zu ihren obersten Räthen aber wurden ernannt: Philipp von Meisenbug, Hermann von Riedesel, Wilhelm von Dörnberg, Balthasar von Schrauttenbach und noch einige Andere.

Da aber weigerten sich die Regenten, das Regiment

abzugeben, mit der Behauptung, sie seien vom Kaiser bestätigt. Sie beriefen die Herzoge Johann und Heinrich von Sachsen nach Kaßel, um den Handel zu schlichten. Für den Kurfürsten Friedrich den Weisen erschien sein Gesandter von Thum, für den Herzog Georg, Graf Bodo von Stollberg.

Da entstand in der Stadt der Argwohn, als wollten die Sächsischen Fürsten den jungen Landgrafen mit sich führen nach Sachsen.

Es entstand ein großer Zusammenlauf des Volkes. Die Bürger bewaffneten sich mit ihren Handbüchsen. Die Sturmglocken läuteten. Das Zeughaus wurde erbrochen und das Geschütz daraus genommen. Und als nun das Gerücht entstand, daß man den jungen Landgrafen an einem Seile vom Schloße herunterlaßen wolle, um ihn zu entführen, da riefen die Bürger, sie wollten lieber ihr Leben laßen, als ihren Fürsten.

Da wurde plötzlich ein Fenster geöffnet im Schloße, an welchem der junge Landgraf Philipp erschien. Er dankte dem Volke für seine Liebe und bat sie, ruhig nach Hause zu gehen.

Als nun Ludwig von Boyneburg sahe, wie die Sache stand, da legte er mit seinen Mitregenten das Regiment nieder. Die Herzoge von Sachsen aber ritten am andern Morgen nach Hause. Sie hatten niemals daran gedacht, den Landgrafen mit sich zu nehmen.

So war denn Anna die Regentin des Landes, das Kind der Mutter, die Mutter dem Kinde wiedergeschenkt.

Sie hatte zwar noch manchen Kampf zu bestehen; aber doch blieb sie im Besitze der Herrschaft bis zur Mündigkeitserklärung ihres Sohnes Philipp.

Besonders hatte sie sich, nächst der Hülfe des Landes, des Beistandes des Herzogs Georg von Sachsen zu erfreuen, deßen Sohne Johannes sie im Jahre 1515 ihre einzige Tochter Elisabeth verlobte. Diese Schwester des Landgrafen wurde späterhin zwar eine frühe Wittwe, aber sie ist ihrem fürstlichen Bruder allezeit eine treue Freundin und Rathgeberin geblieben bis an ihren Tod.

Es war indeßen eine unruhvolle, durch mancherlei Kämpfe und Gefahren getrübte Zeit, während die Landgräfin Anna das Regiment führte in Heßen. Kein Wunder war es also, wenn sie's nicht allen Leuten recht zu machen im Stande war. Die Landstände warfen ihr namentlich vor, daß sie zu wenig nach ihrem Beirathe frage und sich nur nach zweien ihrer Rathgeber richte. Sie drangen also in den jungen Fürsten, daß er selbst die Regierung in die Hand nehmen möge.

Landgraf Philipp ließ sich wirklich bestimmen, sich deßhalb an Kaiser Maximilian mit der Bitte zu wenden, ihn für mündig zu erklären. Und der Kaiser, der von der frühzeitigen Reife des Verstandes des Prinzen gehört, erklärte den erst vierzehnjährigen Fürsten wirklich unterm 16. März 1518 zum selbständigen Herren des Heßenlandes. Die Regentschaft Ludwigs von Boyneburg hatte fünf, die seiner Mutter Anna aber vier Jahre gewährt.

Späterhin soll er es bitter bereut haben, so früh das Regiment begehrt zu haben. Doch hat er beim

Antritt seiner Regierung seiner Mutter das Zeugniß gegeben, daß sie wol regiert und ihn fürstlich und ehrlich gehalten habe.

II.

Wie trefflich Landgraf Philipp sich auf dem Reichstage zu Worms hielt.

1521.

Deutsches Herz verzage nicht,
Thu, was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts.
Thue recht und fürchte Nichts.
E. M. Arndt.

Ohngefähr ein halbes Jahr, bevor Landgraf Philipp die Regierung des Heßenlandes antrat als selbständiger Reichsfürst, hatte sich's zu Wittenberg in Sachsen zugetragen, daß Dr. Martin Luther von dem Papste in den Bann der Kirche gethan wurde, weil er die Lehre vom Ablaß und andere Irrlehren der römischen Kirche und zuletzt des Papstes Gewalt selbst angegriffen hatte. Aber Luther hatte die Bannbulle und andere päpstliche Schriften am 31. Oktober 1517 öffentlich verbrannt, weil sie mit Gottes Worte im Widerspruch waren.

Während diese kühne Haltung des Mönchs zu Wittenberg den Beifall und die Bewunderung fast der ganzen deutschen Nation fand, und man im ganzen Reiche von nichts Anderem redete, als von dem furchtlosen Manne, der ganz allein den Kampf wider die Weltmacht der päpstlichen

Kirche begonnen hatte, ſtarb zu Wels in Oeſtreich der alte Kaiſer Maximilian, am 12. Januar 1519.

Da ward der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen, Luthers Landesherr und kräftiger Beſchützer, Verweſer des Reichs und da er ſelbſt die ihm angebotene Kaiſerkrone nicht annehmen wollte, wählten die Kurfürſten auf ſeinen Antrag den Enkel Kaiſer Maximilians, den Erzherzog Karl von Oeſtreich, der zugleich König von Spanien war.

Das geſchah noch im Todesjahre Kaiſer Maximilians, 1519. Im Jahre vorher aber war, wie ſchon erwähnt, im Heßenlande der vierzehnjährige Landgraf Philipp vom Kaiſer für mündig erklärt worden und hatte die Regierung des Landes angetreten.

So alſo fielen dieſe drei für unſer Heßenland ſo wichtigen Ereigniſſe: Luthers Auftreten als Reformator der Kirche, die Wahl Karls V. zum deutſchen Kaiſer und des Landgrafen Philipp Regierungsantritt ſo ziemlich in eine und dieſelbe Zeit.

Wie dieſe Begebenheiten ſogleich in einander griffen, das wirſt du, lieber Leſer, alſobald ſehen an dem erſten Reichstage, welchen der neue Kaiſer hielt.

Als die Wahl der Kurfürſten des römiſchen Reiches deutſcher Nation auf den, damals noch jungen Karl gefallen war, da verweilte derſelbe in ſeinem ſpaniſchen Königreiche. Aber mit Freuden griff er nach der ihm dargebotenen Kaiſerkrone und erklärte ſich bereit, die höchſte Würde in der Chriſtenheit anzunehmen.

Aber nicht alſobald konnte er von Spanien, zumal in

der damaligen Zeit, nach Deutschland kommen. Erst mußten da mancherlei Vorbereitungen getroffen werden zur fernen Reise. Die Sachen in Spanien mußten geordnet sein für seine Abwesenheit, seine Großen mußten sich in Bereitschaft setzen, ihren Herrn zu begleiten, damit die Majestät des Kaisers, bei seinem ersten Auftreten im deutschen Lande sogleich auch mit dem rechten Glanze geschehe. Darüber ging das Jahr 1520 hin.

Es ist eben etwas Anderes, lieber Leser, wenn ein Kaiser reiset, als wenn du und ich, oder andere schlichte Leute dieß thun.

Aber mit dem Anfange des Jahres 1521 da wollte Karl V. im deutschen Reiche erscheinen vor allen seinen geistlichen und weltlichen Fürsten und Großen. Darum hatte er alle Stände des Reiches eingeladen zu einem großen Reichstage nach der Stadt Worms, am schönen Rheinstrome gelegen. Jetzt ist sie auch im Laufe der Zeiten eine hessische Stadt geworden. Damals aber stand sie noch unter ihrem Bischofe, welcher gleichfalls deutscher Reichsfürst war.

Unter andern wichtigen Angelegenheiten, über welche hier berathen und beschloßen werden sollte, sollte denn auch der Handel mit einem gewissen Mönche aus Wittenberg sein, Martin Luther geheißen. Der hatte gewagt, das damalige Oberhaupt der Christenheit, den Papst zu Rom, und seine Anhänger anzugreifen mit der Behauptung, daß sie vom Worte Gottes gewichen.

Der fand da gar harte Ankläger und Feinde, welche gemeint waren, ihn ohne Weiteres zu verdammen und als

einen Erzketzer dem Scheiterhaufen zu überliefern. Allein damit langten sie doch nicht aus. Der Schwan, auf welchen einst der sterbende Huß geweißaget hatte, hatte seinen Schwanengesang bereits zu laut und unerschrocken hinaus in die deutschen Länder gesungen, als daß nicht gar viele, auch unter den Fürsten des Reiches, herausgefunden hätten, daß er die Wahrheit rede. Sie sagten, es sei bis dahin im Reiche nicht Sitte gewesen, daß man irgend Jemanden ungehört verdamme und riethen darum dazu, daß man den Mönch zuerst hören und verhören möge. Fände man ihn alsdann verdammungswürdig, so solle man ihn nachher verdammen. Und so ward's denn auch zu Worms von Kaiser und Reich beschloßen.

Kurz, am 24. März des Jahres 1521 erschien zu Wittenberg in Luthers Behausung Caspar Sturm, des Kaisers Herold, mit dem Wappenrocke angethan und des heiligen Reiches schwarzen Doppeladler über dem Arme, und brachte dem Mönche die Ladung des Kaisers, alsbald vor dem Reichstage zu Worms zu erscheinen und sich wegen seiner öffentlich in seinen Büchern ausgesprochenen Irrthümer und Ketzereien zu verantworten. Zugleich war ihm ein freies Geleite für die Hin- und Herreise verheißen. Da sank freilich gar Manchem der Muth. Luthers Freunde wehrten ihm, den vermeintlichen Todesgang zu thun. Sie Alle prophezeiten ihm Hußens Loos. — Auch Luther selbst verhehlte sich nicht die Gefahr, welcher er entgegen gehe. Aber er vertraute auf Gott und sein heiliges Wort und trat furchtlos die ernste Reise an. Der Stadtrath zu Wittenberg gab dem hochverehrten Manne einen offenen Roll-

wagen mit. Auf den ſetzte er ſich, in ſeinem Gotte getroſt, und fuhr ſeines Weges dahin den weiten Weg nach dem Rheine. Voran ritt des Kaiſers Ehrenhold Caspar Sturm mit ſeinem Diener, dann kam Luthers Wagen, in welchem er mit noch einem Mönche ſaß. Hinter ihm fuhr ſein Freund Juſtus Jonas. Neben dem Wagen ritten noch einige ſeiner Anhänger. So zogen ſie dahin durch die Städte Leipzig, Weimar, Erfurt, Eiſenach und betraten bei Hersfeld das Heßiſche Land. Von da ging's weiter über Alsfeld, Friedberg in der Wetterau nach Frankfurt und von da über Oppenheim nach Worms.

Unterwegs aber in allen Städten und Dörfern, durch welche ſie kamen, zogen ihm Tauſende entgegen und empfingen ihn mit lautem Jubel und Beifall. Alle wollten den muthigen Mann ſehen, der es zuerſt gewagt, das laut und öffentlich auszuſprechen, was ſo Viele bis dahin im Stillen gedacht hatten.

Auch auf der Reiſe fehlte es ihm nicht an warnenden Freunden, die ihn von dem Weitergehen abzuhalten ſuchten. Aber das Bewußtſein, daß er reiſe im Dienſte ſeines Herrn und ewigen Königes, daß er vor Kaiſer und Reich den bekennen müße vor den Menſchen, der auch ihm die Verheißung gegeben, daß er dann auch ihn bekennen wolle vor dem himmliſchen Vater, gab ſeinem Herzen einen Muth, über den er ſelbſt in ſpäteren Jahren ſich oftmals wundern mußte.

In der Stadt Friedberg da empfing er die Nachricht, daß man bereits ſeine Bücher in Worms verdammt und verbrannt habe. Da fragte ihn Caspar Sturm, der Herold des

Kaisers: „Herr Doctor, wollet ihr noch mitziehen?“ Aber der Mann kannte keine Bangigkeit, zumal er bald merkte, daß seine Gegner und Feinde nicht minder erschrocken waren über seine Reise, als seine Anhänger und Freunde. Jene fürchteten eben den Muth und die Kühnheit des unerschrokkenen Mönchs und den günstigen Eindruck, welchen er dadurch auf den Kaiser und die versammelten Fürsten hervorbringen könne.

In Oppenheim aber wartete seiner eine zwiefache Botschaft. Es war ihm sein Freund Spalatin, der Beichtvater seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrichs des Weisen, bis dahin entgegen gekommen und widerrieth ihm noch einmal aufs Dringendste, nicht nach Worms zu kommen. Aber dem gab Luther die, auch euch schon bekannte Antwort: „Und wenn zu Worms so viel Teufel wären, als Ziegeln auf den Dächern, und auf mich hielten, ich wollte doch hinein!“

Die andere war von dem Ritter Franz von Sickingen, von welchem du in unserer Geschichte bald ein Mehreres hören sollst. Der Ritter ließ ihn einladen, zu ihm zu kommen auf das, unweit davon gelegene feste Schloß Ebernburg. Dort wolle er ihn schützen vor jeder Gefahr. Auch sei der Beichtvater des Kaisers, der Franziskanermönch Glapion dort und wolle da mit ihm reden wegen seiner Meinungen in der Religion.

Allein Luther traute nicht dem Schwerte des Ritters, denn er wollte nicht die Sache des Reiches Gottes mit fleischlichen Waffen schützen, noch den Worten des Mönchs.

Darum ließ er diesem sagen: „habe er Etwas mit ihm zu reden, so könne er das zu Worms thun.“

So zogen denn die Reisenden nach der Stadt Worms. Schon vor die Stadt waren ihnen wol zweitausend Menschen entgegengezogen. In den Straßen aber wartete ihrer eine unzählige Volksmenge. Kopf an Kopf standen die Menschen dicht gedrängt, theils aus Neugierde, theils aus Theilnahme, Luther zu sehen, so daß der Herold dem Wagen kaum Platz zu machen vermochte. So fuhr er denn hin nach seines Kurfürsten Herberge neben dem Schwanen.

Vierzehn Tage lang währte Luthers Aufenthalt in der Stadt Worms. Während dem wurde er zweimal vor Kaiser und Reich geladen. Als er das erstemal gefragt wurde, ob er den Inhalt seiner Bücher widerrufen wolle, da bat er sich eine kurze Bedenkzeit aus, seine Antwort wol zu überlegen. Das zweitemal gab er zuerst deutsch und dann, auf daß auch die ausländischen Herren ihn verstehen möchten, lateinisch eine längere Antwort, worin er sagte, daß er die menschlichen Irrthümer, deren auch in seinen Schriften sein könnten, gerne widerrufen wollte, nicht aber, was darin enthalten sei aus Gottes Wort. Der weltbekannte Schluß seiner Rede aber lautete: „Es sei denn, daß Jemand mit hellen und klaren Gründen aus der Schrift mich widerlege, so kann und will ich nicht widerrufen. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“

Dieses sein furchtloses Auftreten vor dem Kaiser, damals dem mächtigsten Monarchen der Erde und vielen Hunderten von Fürsten und Großen, fand so großen Bei-

fall bei Vielen unter ihnen, daß Manche es nicht verschmähten, den geringen Mönch aufzusuchen in seiner Herberge und ihm beifällige und aufmunternde Worte zu sagen.

Unter ihnen war auch unser Landgraf Philipp von Heßen.

Luther selbst erzählte später von seinem Besuche, wie der junge, damals erst siebzehnjährige Fürst zu ihm gekommen und in freundlicher Weise mit ihm geredet, obwol derselbe damals noch nicht auf seiner Seite gewesen. Beim Weggehen aber habe der junge Fürst zu ihm gesagt: „Habt ihr Recht, Doctor, so helfe euch Gott!"

Noch versuchten angesehene Geistliche und Gelehrte Luthern in mehreren Unterredungen von seinen vermeintlichen Irrthümern zu überzeugen und zum Widerrufe zu bewegen. Allein vergeblich. Er wollte nicht anders, denn allein Christum bekennen und denselbigen walten laßen.

Freilich wurde nun Luthers Lehre dort auf dem Reichstage zu Worms verdammt und er selbst in die Reichsacht erklärt mit Allen, die ihm anhängen und seine Lehre verbreiten würden. Ja mehrere seiner erbittertsten Feinde stellten sogar den Antrag, ihm das versprochene freie Geleite zu brechen und ihn dem Gerichte zu überliefern. Dagegen aber erklärten sich viele der angesehensten Fürsten, unter ihnen Landgraf Philipp von Heßen, ernst und nachdrücklich, indem sie sagten, daß es vor Allem einem Fürsten anstehe, sein gegebenes Wort zu halten, so daß der Kaiser ihm seinen Geleitsbrief zur Heimreise und seinen Herold mitgab.

So reiste denn Luther unter seines Gottes und des

Kaisers Schutze, wieder nach Hause. Am 28. April, Sonntag Cantate, kam er wieder nach Friedberg und schrieb von hier aus einen Brief an den Kaiser und einen andern an seinen Kurfürsten Friedrich, indem er damit den Herold zurücksandte. Von da nahm er denselben Weg, welchen er gekommen war, gen Sachsen. Noch größer aber, als auf dem Herwege, war der Beifall, welchen er überall auf der Heimreise fand. Namentlich rühmte er selbst späterhin die gastfreundliche Aufnahme in der Heßischen Stadt Hersfeld. Der damalige Abt daselbst, Crato Mylius, aus Hungen gebürtig, ging ihm mit dem Rathe der Stadt eine Meile weit entgegen, bewirthete ihn herrlich und beherbergte ihn auf seinem eignen Zimmer. Hier hat er auch, auf dringendes Bitten des Abtes, geprediget.

Ueber Berka ging es von hier nun weiter nach Eisenach. Als aber Luther von hier aus seine Verwandtschaft in dem benachbarten Dorfe Möhra besucht hatte, ward er, wie euch bereits bekannt sein wird, plötzlich bei dem Schloße Altenstein von einigen bewaffneten Rittern mit geschloßenen Helmen im Walde angehalten, vom Wagen gehoben und auf die Wartburg gebracht. Die Ritter aber führten ihn, auf Befehl seines Kurfürsten, in Sicherheit auf diese alte Feste, von der ihr schon so manchmal im Verlaufe unserer heßischen Geschichte gehört habt, von der heiligen Elisabeth an bis auf Friedrich den Freudigen von Thüringen, den hier seine Mutter Margaretha beim Abschied in die Wange gebißen, und Heinrich den Eisernen von Heßen, der hier seine Braut gewann! Hier hat damals Luther beinahe ein ganzes Jahr lang in sicherer Stille und Verborgenheit zu-

gebracht und das Neue Testament in die deutsche Sprache übersetzt. Es ist das letztemal, daß uns die alte, gewiß auch euch liebgewordene Wartburg, in der heßischen Geschichte begegnet. Darum wollte ich sie dir noch einmal in's Gedächtniß zurückrufen, auf daß du nun von ihr Abschied nehmen mögest.

Welchen bleibenden und tiefen Eindruck aber Luther zu Worms auf unsern Landgrafen Philipp von Heßen gemacht hatte, davon werde ich dir bald genauere Nachricht zu geben haben.

III.

Wie Landgraf Philipp gegen den Ritter Franz von Sickingen zu Felde zog.

1523.

Wer in's Herze Gott will faßen,
Muß die Welt heraußen laßen.
Logau.

Als ich dir, lieber Leser, die Geschichte erzählte von dem Landgrafen Heinrich dem Eisernen von Heßen und von der unruhvollen Regierung seines Neffen und Nachfolgers, Hermann des Gelehrten, da hast du Vieles gehört von dem unruhigen fehde- und raufluſtigen Geiſte der damaligen Ritterschaft in Deutschland. Die Macht der Fürsten hatte sich allmälig gehoben und erweitert. Die deutschen Städte, welche fast durchgehends von den Fürsten

waren gegründet worden, waren zumeiſt durch Handel und Gewerbe reich und blühend geworden. Neben ihnen wohnte nun die zahlreiche Ritterſchaft rings umher im Lande, namentlich im mittleren und ſüdlichen Deutſchlande, auf ihren feſten Burgen und Bergſchlößern. Aber ihre ſtarken Mauern und Thürme hatten allmälig von ihrer Wichtigkeit verloren, ſeitdem der Gebrauch des Schießpulvers und des ſchweren Geſchützes aufgekommen war. Da fühlten die Edelleute, welche es verſchmähten, in den Dienſt der Fürſten und der großen Städte zu treten, allmälig ihre frühere Macht ſinken. Denn für ſich allein waren ſie nicht mehr im Stande, ſich neben den immer mehr ſich vergrößernden Fürſtenthümern und dem Reichthume der Städte des Reiches in ihrer alten Unabhängigkeit, oder auch Zügelloſigkeit zu behaupten.

Da ſchloßen ſie ſich denn oftmals zuſammen zu großen Rittergeſellſchaften und Bündnißen, wie einſt die Sterner und andere es in Heßen gethan.

Die alte Zügelloſigkeit der Ritter, welche ſo vielfach die Straßen hatten unſicher gemacht und die Dörfer und kleinen Städte ihrer Feinde mit Rauben und Plündern, mit Sengen und Brennen heimgeſucht hatte, war aber noch nicht völlig vorüber. Die Fürſten und unter den Kaiſern zuletzt noch Maximilian hatten zwar Vieles gethan, dieſem Unweſen zu ſteuern und den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Aber es war ihnen bis dahin nicht völlig gelungen.

Ohngefähr zu der Zeit, als Landgraf Philipp von Heßen das Regiment angetreten hatte, finden ſich mehrere deutliche Beiſpiele davon.

So hauste damals in Westphalen der wilde Ritter Götz von Berlichingen mit großem Anhange. Auf seinen Zügen, auf welchen er besonders häufig das Gebiet des Kurfürsten von Mainz beunruhigte, ritt er nicht selten über die Grenzen der Grafschaft Waldeck. Graf Philipp der Aeltere von Waldeck, ebenderselbe welcher während der Regentschaft der Landgräfin Anna, ein Mitvormund des jungen Landgrafen war, sah natürlich nur sehr ungern solche Gäste in seinem Lande und gebot dem Ritter gerade zu, sein Gebiet inskünftige zu meiden. Darüber erboste sich Götz von Berlichingen also, daß er dem Grafen von Waldeck heimlich auflauerte und ihn, es war im Jahre 1516, auf einer friedlichen Reise von Corbach nach der Grafschaft Ravensberg in Westphalen, unterweges überfiel und ihn gefangen mit sich fortführte. Damit aber der Graf nicht wiße, wohin er ihn bringe, so verband er ihm die Augen. So wurde der Gefangene Tag und Nacht fortgeführt, ohne daß er wußte, wo er war, bis er um Mitternacht die Betglocke der Mönche im Kloster Haina an ihrem hellen Klange erkannte und er nun merkte, daß sie ihn mitten durch's Heßenland führten. Der Anschlag aber glückte dem Ritter so gut, daß alle Nachforschungen des jungen Grafen von Waldeck nach seinem Vater und der Landgräfin Anna keinen Erfolg hatten und der alte Graf erst dann seine Freiheit wieder erhielt, als die Seinen dem Ritter achttausend Gulden Lösegeld gaben.

Eine andere Geschichte dieser Art trug sich im darauf folgenden Jahre, 1517, im Heßenlande zu,

Zur Zeit des Landgrafen Wilhelms II. hatte ein Rit-

ter, Wiegand von Lüder geheißen, in Heßen die Landstraßen unsicher gemacht und heßischen Unterthanen einige Wagen geraubt. Da ließ ihn Landgraf Wilhelm angreifen, und nahm ihn gefangen. Auf flehentliches Bitten schenkte er ihm aber das Leben und begnügte sich damit, daß der Schadenersatz von dem Ritter geleistet wurde.

Dieser Wiegand von Lüder meinte nun zur Zeit der Regentschaft der Landgräfin Anna, es sei nun die Zeit der Rache für ihn gekommen. Er ließ der Fürstin seine Feindschaft ansagen und drohete zugleich, er wolle an Allen denen, die sich ihm zu widersetzen wagten, die schrecklichste Rache nehmen, den Männern Hände und Füße abhauen, den Frauen die Brüste abschneiden und dergleichen. Bald darauf überfiel er auch wirklich im Sullingswalde einige heßische Fuhrleute, nahm ihnen Pferde und Wagen hinweg und preßte ihnen ein schweres Lösegeld ab. Aber bald darauf fand er den verdienten Lohn seiner Thaten. Ein Salzsieder aus Heßen riß ihn einst bei einer andern Gelegenheit in demselben Jahre mit starker Faust vom Roße herab und nahm ihn gefangen. Da sandte ihn die Landgräfin Anna an das kaiserliche Gericht zu Königshofen in Franken und dort wurde er verurtheilt und enthauptet.

Und so wie hier in Heßen, so liest man gar viele ähnliche Geschichten auch aus andern Gegenden von Deutschland. Man konnte kaum eine Meile Weges reisen, ohne sich der Gefahr der Beraubung ausgesetzt zu sehen, wie dieß ein Mann erzählt, welcher es selbst gesehen und erlebt hat. Man sieht eben daraus, daß der unruhige, wilde Geist der Ritter, wie ihr ihn habt kennen gelernt beim Sterner-

bunde, auch zur Zeit der Reformation, in Deutschland noch nicht ausgestorben war.

Dazumal wollte es sich dazu anlaßen, daß diese Ritter sich wieder zusammenschloßen, wie einst im Sternerkriege, um mit vereinigter Macht sich zu behaupten in ihrer vermeintlichen Freiheit. Bisher hatte es ihnen nur an einem bedeutenden Manne gefehlt, der die Ritterschaft um sich gesammelt und sich als Oberhaupt an ihre Spitze gestellt hätte.

Ein solcher Mann hatte sich jetzt gefunden, der im Begriffe stand, die gesammte Ritterschaft am Rheinstrome, in Franken und Schwaben zu einem großen Bunde zu vereinigen und die Herrschaft des Adels zu befestigen und zu erhöhen.

Dieser Mann aber war Franciskus von Sickingen, ein pfälzischer Ritter. Sein Stammschloß lag bei Meisenheim jenseits der Nahe. Aber seine trefflichsten Festen waren die Ebernburg bei Creuznach und Landstuhl unweit Neustadt in der Rheinpfalz. Außerdem besaß er noch eine Anzahl fester Schlößer jenseits des Rheins bis zum Elsaß hinauf.

Er galt damals für den tapfersten Kriegsmann im Reiche, der durch gar manche glücklich ausgeführte Kriegszüge sich Reichthum und Ansehen erworben hatte und dadurch nun eine für jene Zeiten mächtige Kriegsmacht um sich gesammelt hatte. Sein Wahlspruch war: „ich fürchte weder Tod, noch Teufel!“ Und demgemäß war auch sein Handeln.

Doch mußt du nicht glauben, daß Franz ein so gemeiner

Raubritter und Wegelagerer gewesen sei, wie es damals so viele gab. Er verschmähte es, auf diese Weise sich Vortheile zu machen. Im Gegentheil wußte er sich großen Anhang zu machen unter seinen Söldnern sowol, als auch sonst beim gemeinen Manne, durch die Leutseligkeit und Freundlichkeit, womit er ihnen begegnete. Seine Pläne gingen höher, als die jener gewöhnlichen Rittersmänner, die an der Landstraße lauerten, um die Reisenden zu plündern. Er gedachte wol, sich mit seinem guten Schwerte und mit Hülfe der, mit den damaligen Zeitverhältnissen unzufriedenen Ritterschaft im südwestlichen Deutschlande, ein Fürstenthum zu erkämpfen und im Rathe der Großen zu sitzen im Reiche.

Dazu schienen ihm gerade die damaligen Zeitverhältnisse besonders günstig zu sein. Luther hatte mit seiner Predigt und mit seinen Schriften wider des Papstes Gewalt einen ungeheuren Beifall gefunden in allen Ständen. Es war eine Zeit großer Ereignisse, in welcher wol ein kühner Geist sich auf außerordentliche Weise emporschwingen kann.

Da erklärte sich der Ritter von Sickingen gar bald für den kühnen Mönch von Wittenberg. Die Ebernburg ward die Zufluchtsstätte aller derer, die um der sogenannten neuen Lehre verfolgt und vertrieben worden waren. Dort predigte damals schon Joh. Oeckolampadius das Evangelium und theilte das heil. Abendmal aus unter beiderlei Gestalt. Wie er Luthern auf dem Reichstage zu Worms gleichfalls eine sichere Zuflucht anbot, das habt ihr im vorigen Abschnitte gehört.

Nun ist aber Sickingen doch auch nicht so ganz in jene Classe zu setzen, welche die Reformation mit Freuden be-

grüßten nur, weil damit eine Auflehnung verbunden war gegen die bestehende Ordnung, so etwa, wie es auch heutzutage Leute gibt, die sich evangelische Christen nennen, aber vom Evangelium selbst Nichts wißen mögen, die da meinen, der wahre Protestantismus bestehe darin, daß man protestire gegen das Christenthum, gegen Gottes heiliges Wort, und gegen Gott und Christum selbst. Er hatte etwas Edleres in seinem Wesen, so daß man bedauern muß, daß er auf so große Abwege gerieth.

Seine Seele war vielleicht vom Evangelium berührt, aber keineswegs durchdrungen.

Was den Ritter Franz vor Allem hinziehen mochte zu Luthers Lehre, das war wol die Kühnheit, womit dieser furchtlose Mann auftrat gegen die Mächtigen der Erde. Dann aber mochte er freilich ohne Zweifel auch daran denken, daß mit dem Falle des Papstes und der geistlichen Fürsten in Deutschland gar manches Land frei werden würde von seinem Herrn und ein tapferer Arm und ein gutes Schwert es in Besitz nehmen könnte.

Das mochten ohngefähr Sickingens Gedanken sein, als er so freudig die evangelische Lehre annahm.

Doch beschloß er seine Laufbahn hienieden zu frühe, als daß wir darüber urtheilen könnten, ob die Predigt des reinen Evangeliums nicht auch noch sein Herz ergriffen und mit dem Geiste Gottes erfüllt hätte.

Wenigstens war dies bei mehreren seiner Gefährten der Fall, welche sich später mit innigem Glauben dem Evangelium zuwendeten, nachdem ihre irdischen Pläne gescheitert waren, und mit Gottes Hülfe wahre Christen wurden.

Namentlich war dieß so mit dem Ritter Hartmuth von Cronenberg, von welchem ihr sogleich noch hören werdet. Er hatte wie Sickingen angefangen mit Krieg und Fehde, vertauschte aber späterhin das fleischliche Schwert mit dem Schwerte des Geistes und führte darum in seinen späteren Jahren den Namen des „evangelischen Ritters."

Doch ist es jetzt Zeit, daß wir zurückkehren zu unserer Geschichte und von den Händeln hören, in welche Landgraf Philipp mit dem Ritter von Sickingen verwickelt war.

Bereits zur Zeit, als der junge Landgraf von Heßen im Begriffe stand, die Regierung seines Landes anzutreten, nämlich am 8. September 1518 erklärte Sickingen dem Landgrafen von Heßen den Krieg unter allerlei nichtigen Vorwänden. Er fiel aber zu gleicher Zeit so plötzlich mit großer Heeresmacht ins Heßenland ein, daß Niemand auf Widerstand gefaßt war und beinahe Niemand Widerstand leistete. Zunächst besetzte Sickingen mit seinen Schaaren Zwingenberg an der Bergstraße, Gernsheim und das Gerauer Amt, plünderte und brandschatzte rings umher die Dörfer und Städte. Die Festung Rüßelsheim leistete nur geringen Widerstand, nur allein das kleine Schloß Stein, unweit Nordheim am Rheine, das von dem wackeren heßischen Ritter, Johann von Gilse, vertheidigt wurde, wehrte sich tapfer und Sickingen mußte hier wieder abziehen. Während dieß am Rheinstrome, in der Bergstraße und im Ried vor sich ging, fiel Götz von Berlichingen in Umstadt ein, welches seit der sogenannten Bairischen Fehde, unter Landgraf Wilhelm II., zur Hälfte an Heßen gehörte. Darauf rückte Sickingen mit seinen

Heerhaufen vor Darmstadt und schickte sich an zur Belagerung.

Diese Hauptstadt der Obergrafschaft Katzenelnbogen mit ihren festen Mauern und Thürmen hätte wol längere Zeit widerstehen können, zumal damals viele Edelleute aus dem Heßenlande daselbst lagen. Allein auch ihnen war, wie's scheint, der Muth gesunken und sie schloßen am 23. September einen, für den jungen Landgrafen äußerst ungünstigen Vertrag ab, nach welchem der Landgraf 35,000 Gulden Brandschatzung bezahlen und andere ungünstige Bedingungen eingehen mußte. Das Land aber rings umher war von den Sickingen'schen Schaaren furchtbar verwüstet und hatte unsäglichen Schaden erlitten.

Der junge Landgraf aber mußte leiden, was er nicht zu ändern im Stande war. Doch kam bald auch für ihn die Zeit der Wiedervergeltung und für Sickingen die Strafe.

Vier Jahre darauf, nemlich zu Anfang des September 1522, also im Jahre nach dem Reichstage zu Worms, stattete Franz von Sickingen dem Erzbischofe und Kurfürsten von Trier einen ähnlichen Besuch ab, wie vorher dem Landgrafen von Heßen. Er mochte hier um so mehr auf einen glücklichen Erfolg rechnen, als sein Ueberfall dießmal einem „Pfaffen", einem geistlichen Kurfürsten galt. Mit starker Mannschaft zu Roß und zu Fuß und vielem Geschütze fiel er in's Trierische ein und nahm sogleich die feste Stadt St. Wendel. Hier fielen Sickingen hundert Ritter als Gefangene in die Hände. Die soll denn Franz damit getröstet haben, daß, wenn er Kurfürst von Trier werde, wie er wolle und könne, er sie wol wieder „ergötzen" werde.

Allein die Sache machte sich doch ganz anders, als Sickingen gemeint und gehofft hatte. Die Hülfsvölker, auf welche er gerechnet, blieben aus und der Widerstand, den er vor Trier fand und auf den er nicht gerechnet, war stark. Umsonst, daß Sickingen seine Karthaunen (Kanonen) mit eisernen Kugeln laden und die Stadt beschießen ließ: die festen Mauern und Thürme widerstanden. Umsonst, daß er den Bürgern verkündigen ließ, der Krieg gelte nur den „Pfaffen", nicht ihnen: Bürger und Edelleute hielten zu ihrem Herrn und leisteten so wackern Widerstand, daß Sickingen mit seinem Kriegsvolke wieder abziehen mußte.

Schon nahte sich nun auch von der einen Seite der Landgraf Philipp von Heßen, dem Kurfürsten zu Hülfe und auf der andern erschienen pfälzische Völker, den unruhigen Ritter zur Ruhe zu bringen.

Zunächst nahmen die Heßen, Pfälzer und Trierer Stadt und Schloß Cronenberg im Taunusgebirge, jetzt im Herzogthum Naßau, ein, deren Eigenthümer, der oben erwähnte Helfer Sickingens, Ritter Hartmuth von Cronenberg, den Feinden noch glücklich durch die Flucht entkam.

Das däuchte dem Ritter Sickingen doch nicht geheuer und er zog darum mit seinem Heere aus dem Trierischen wieder fort nach der Ebernburg und gen Landstuhl. Auf dem Rückzuge aber verwüsteten seine Völker das Land auf eine gräuliche Weise.

Ihm nun die Zufuhr nach diesen Schlößern abzuschneiden, legten die drei verbündeten Fürsten in drei benachbarte Orte, in jedes hundert geharnischte Reuter. Die Heßen

legten sich nach Creuznach, die Trierer nach Sobernheim, die Pfälzer nach Kaiserslautern. So blieben sie den Winter über. Im folgenden Frühjahre 1523 aber erschienen die heßischen Völker zuerst, bereits im April am Rheine, unter Anführung des Landgrafen selbst.

Landgraf Philipp aber trug am Schweife seines Roßes auf dem Lederzeuge einen goldenen Apfel, weil einst Sickingen wegen seiner Jugend von ihm die spöttische Rede geführt, einen Knaben könne man wol mit einem Apfel beruhigen.

Zuerst zog er nach Creuznach, um die Ebernburg zu belagern. Als aber hier der kurpfälzische Feldhauptmann, Eberhard Schenck Freiherr von Erbach, der Stammvater der Grafen von Erbach, die Kundschaft brachte, Sickingen sei nicht auf der Ebernburg, sondern in Landstuhl, da sandte man den Schencken Eberhard mit seinen pfälzischen Reitern und zwei Fähnlein Fußknechten dahin voraus, um, wie sie sagten, den Vogel in seinem Neste zu fangen.

Den folgenden Tag folgten die drei Fürsten mit ihren übrigen Kriegsvölkern und mit vielem Geschütze nach.

Die Burg lag auf einer steilen, felsigen Anhöhe und die Mauern, aber erst kürzlich neu aufgebaut, waren zwanzig Fuß dick. Da meinte Sickingen, er könne sich hier wol ein Paar Monate halten, bis ihm Hülfe käme von außen. Aber seine neuen Mauern hielten die feindlichen Geschützeskugeln nicht lange aus. Nachdem die Feste sechs Tage lang heftig beschoßen war, wobei Landgraf Philipp in der

Tracht eines Landsknechtes seine Stücke selbst richtete, stürzte der Hauptthurm und ein Theil der Mauer ein.

Da wollte Sickingen selbst nachsehen, wie da zu helfen sei und ging in einen Theil der Feste, der mit Pfahlwerk verwahrt war und da er sich so über eine Schießlucke lehnte, da geschah ein Schuß, der eine spitzige, im Feuer gehärtete Palisade neben ihm losriß und ihm in die Seite schleuderte.

Tödtlich verwundet trugen ihn seine Leute in ein festes Gewölbe. Da mußte er sich denn entschließen, die Burg auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Doch versprachen die Fürsten, Keinen am Leben zu strafen.

So wurden die Thore geöffnet und sie zogen ein. Als nun die Fürsten im Schloßhofe standen, da zeigte ihnen Sickingens Kaplan an, daß sein Herr im Sterben liege. Sie ließen sich zu ihm führen und traten, der Landgraf zuerst, in das enge Gemach. Auf die Frage des Landgrafen Philipp: „Franz, wie ist dir geschehen, bist du hart troffen?“ gab ihm Sickingen die Antwort: „Ja, gnädiger Herr,“ und zeigte ihm die Stelle, wo er verwundet war. Drauf sagte einer der Anwesenden: „Franz, hie ist mein gnädiger Herr, der Pfalzgraf.“ Als Sickingen seinen Landesherrn nennen hörte, wandte er sich nun von der Wand und versuchte sein rothes Barett abzuziehen, konnte aber vor großer Schwachheit nicht, doch sagte er die Worte: „Ist mein gnädiger Herr Kurfürst da?“ Der Kurfürst von Trier allein konnte sich nicht enthalten, dem Sterbenden Vorwürfe zu machen. Er fragte ihn: „Franz, was hat dich verursacht, mich und meine armen Leute so feindlicher

Gestalt zu überziehen?" und erhielt die Antwort: „Davon wäre viel zu reden; Nichts ohne Ursache!"

Die Fürsten ermahnten ihn noch, seine Beichte abzulegen, was er auch versprach. Aber es war zu spät. Kaum waren die Fürsten im Schloßhofe zurück, als sie die Nachricht empfingen, der Ritter sei in Gott verschieden. Da zogen die drei Fürsten ihre Barette ab und beteten im Hofe ein Vaterunser, daß der Allmächtige seiner Seele wolle gnädig sein.

So starb Franz von Sickingen, ein Mann von hohem Muthe und von großen Gaben, bei dem wir Nichts zu bedauern haben, als daß das Evangelium, zu welchem er sich bekannt hat, nicht tiefer in sein Herz eingedrungen ist und ihn nicht geführt hat auf den Weg der Treue und der Pflicht, die er dem Vaterlande schuldig war, welches gerade dazumal seiner Gaben so nöthig bedurft hätte.

Daß nun nach Sickingens Tode und dem Falle von Landstuhl auch die andern Burgen des Ritters sich nicht halten konnten, läßt sich denken. Nach kurzem Widerstande mußte sich auch die Ebernburg übergeben und ein Schloß nach dem andern, die Sickingen und seinen Helfern gehörten, fiel den verbündeten Fürsten in die Hände. Es waren ihrer im Ganzen sieben und zwanzig.

Sickingens Erhebung aber war der letzte und wie ihr gesehen habt, mißlungene Versuch, das deutsche Ritterthum in seiner früheren Unabhängigkeit und Ungebundenheit zu erhalten.

Landgraf Philipp aber erndtete segensreiche Folgen für sich und sein Land von diesem glücklich hinausgeführten

Kriege gegen den Ritter. Es war sein erster und zwar siegreich beendigter Feldzug. Wir werden ihn nunmehr zunächst noch auf einem andern nicht minder gefährlichen Kriegszuge begleiten müßen.

Luther aber, als er die Kunde von Sickingens Tode vernahm, rief aus: „Des Herrn Wege sind wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte aufhelfen!“

IV.

Wie Landgraf Philipp den Bauernkrieg im Heßenlande und in Thüringen dämpfte.

1525.

Verläugnen, glauben, streiten, leiden,
Ist unser Werk in dieser Zeit.
Genießen, sehen, ruhn in Freuden
Wird folgen in der Ewigkeit.

Tersteegen.

Nachdem Landgraf Philipp und die mit ihm verbündeten Fürsten nach dem Tode Franz von Sickingens die fehdelustigen Ritter zur Ruhe gebracht, gab es für ihn nach etwas länger, als einem Jahre, eine noch drohendere Gefahr zu bestehen, eine noch ernstere Schlacht zu schlagen.

Denn in der Fastenzeit des Jahres 1525 brach in Deutschland der sogenannte Bauernkrieg aus.

Ihr habt bisher gesehen, wie der Bauernstand zu der damaligen Zeit in Deutschland vielfach gedrückt war. Doch

aber war es hauptsächlich die allgemeine Unsicherheit und Willkühr, worunter derselbe zu leiden hatte. Denn der Zehnten und andere Abgaben, welche die Bauern zu geben hatten, wurden fast durchgehends in Natur abgegeben, fielen also nicht so schwer. Daß freilich dabei manche Herrschaften oder ihre Beamten mitunter mehr einforderten, als es Recht war und an manchen Orten dabei auf ungerechte und willkührliche Weise verfahren wurde, wer wollte das bezweifeln? Es mochte wol gar Manchen der Schuh drücken und gar mancher Seufzer mag bei erlittenem Unrechte hinaufgestiegen sein gen Himmel zu dem, der alle Thränen sieht und alle Seufzer zählet. Kurz, es hatte sich schon seit längerer Zeit an manchen Orten ein Geist der Unzufriedenheit der Bauern gegen ihre Herrschaften gezeigt. Namentlich aber herrschte meistentheils in den geistlichen Gebieten eine große Erbitterung der Bauern gegen ihre Herren, und zwar schon lange vor der Reformation.

Da erscholl denn auf einmal Luthers Predigt von der evangelischen Freiheit, von der Freiheit von menschlichen Satzungen in Sachen des Glaubens und von dem alleinigen Gehorsam des Christen unter Gottes heiliges Wort. Das zündete denn gleich dem Blitzstrahle in dürrem Holze.

Was Luther im geistigen und geistlichen Sinne gemeint, das deuteten sich die Bauern als Freiheit von Abgaben, Lasten und Frohnden, die bis dahin auf ihnen geruht hatten. Und wie's denn so geht bei solchen Gelegenheiten: Jeder, dem es irgendwo fehlte, der zurückgekommen war in seinen Verhältnißen, hoffte nun von einer gewaltsamen Verände-

rung der Dinge Rettung von seinem Verderben, Hülfe in seiner Bedrängniß.

Dazu kamen denn noch Aufhetzer und Aufwiegler aller Art. Besonders waren es verdorbene Pfarrer, oder Schwärmer, welche aller Ordnung und Zucht in der Kirche, wie im gemeinen Wesen feind, nun hofften, ihr Waizen werde jetzt blühen und die Zeit ihrer Ernte wäre gekommen.

So war es besonders mit einem der Hauptanstifter des Bauernkrieges, Thomas Müntzer, Pfarrer auf einem Dorfe bei der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Er war Anfangs der Lehre Luthers beigefallen. Aber bald fiel er auch von ihm ab und meinte, der bliebe nur auf halbem Wege stehen. Weder der Papst, noch das geschriebene Wort Gottes könne der Menschheit zur wahren Freiheit verhelfen. Vielmehr, was Gott selbst zu den Seinen spreche, in Träumen und Gesichten, das sei das wahre Wort Gottes, an das müsse man sich halten. Da er in seiner Dorfgemeinde im Thüringerlande mit solchen Lehren auftrat und dort mit seinen Einfällen bei vielen Leuten großen Beifall fand, die er dann aufwiegelte gegen Gesetz und Obrigkeit, da wurde er von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen seines Landes verwiesen und ging nun im Jahre 1524 nach Oberschwaben und reiste dort im Schwarzwalde umher und in den Gegenden in der Nähe des Bodensees und der Schweiz. Hier fielen denn seine Worte auf einen gar fruchtbaren Boden, denn hier waren schon in früheren Zeiten einzelne Versuche gemacht worden zu Widersetzlichkeiten gegen die Herrschaften und hier hatte das Beispiel der republikanischen Schweiz

schon längst Viele dazu gereizt, in gleicher Freiheit ihr Glück und ihr Heil zu finden.

Hier brach denn auch der Aufstand zuerst aus.

In der Nähe des Bodensees rotteten sich die Bauern zusammen. An den Gerichtsstätten, wo von Alters her die Cent- und Dorfgerichte gehalten wurden, war gemeiniglich ihr Sammelplatz. Ihr erinnert euch, daß die Centmänner in jener Zeit alle gut bewaffnet sein mußten. Dieser Umstand kam ihnen jetzt zu Statten. Außerdem hatten viele Bauern, besonders in Schwaben, bereits unter Kaiser Maximilian als Landsknechte, eine Art von Fußvolk, welches unter diesem Kaiser zuerst aufgekommen war, sich anwerben laßen und früherhin Kriegsdienste gethan. So waren denn unter ihnen auch viele gediente und kriegserfahrene Leute. Bald schloßen sich ihnen auch viele Bürger aus den kleinen Landstädten an. Unter ihnen aber gab es Waffen- und Büchsenschmiede, welche nicht bloß die Leute mit guter Wehr versahen, sondern auch mit dem groben Geschütze umzugehen wußten. Solches aber erhielten sie in den kleinen Städten, welche ja alle dazumal noch mit Mauern und Thürmen umgeben waren, und mit Geschütz darauf, sie zu vertheidigen. Andere goßen neues Geschütz aus Glocken und anderen Metallen, welches sie in den Klöstern und auf den Schlößern geraubt hatten.

So zogen sie denn von Dorf zu Dorf, riefen unter Sturmgeläute die Bauern zusammen, und welche nicht freiwillig mit ihnen gehen wollten, die wurden mit Gewalt dazu gezwungen. Sie hatten zwölf Artikel verfaßt, in welchen sie ihre Forderungen niedergelegt hatten. Die

Jagd, die Fischerei, die Holznutzung in den Wäldern, sollte Allen gemein sein; die Frohnden und der kleine Zehnten sollten aufgehoben werden, den großen oder Fruchtzehnten wollten sie geben; ihre Pfarrer wollten sie sich selbst wählen u. s. w.

Wie ein verheerender Waldbrand wälzte sich von Oberschwaben her der Aufruhr in der Fastenzeit des Jahres 1525 herab ins Unterland. Bald stand ganz Würtemberg in Flammen. In den Thälern des Neckars und der Tauber pflanzte er sich weiter fort ins sogenannte Bauland und erreichte bei Wertheim den Mainstrom. Die Grafen von Hohenlohe, von Wertheim und andere Herren wurden zur Annahme der zwölf Artikel gezwungen. In Weinsberg wurde ein Graf von Helfenstein, der sich den wilden Haufen mit zwölf Rittern widersetzen wollte, gefangen. Es war umsonst, daß seine junge Gemalin mit einem Säuglinge an der Brust sich den Anführern zu Füßen warf und um Gnade flehte für ihren Mann. Er wurde mit seinen Gefährten durch die Spieße gejagt und jämmerlich erstochen.

Und wie es denn gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten geht: die Verwegensten und Schlechtesten waren immer voran, die Andern mußten, wol oder übel, mit. Wo die wilden Haufen hinkamen, da verübten sie die rohesten Frevel. Ganz besonders hatten die Klöster ihren Haß zu empfinden. Sie wurden geplündert, beraubt, niedergebrannt. Die heiligen Gefäße entweiht und gestohlen. Die alten Büchersammlungen zerrißen und verbrannt, die Denkmäler aus alter Zeit zerschlagen und zerstört, die Mönche und Nonnen auf die roheste Weise mißhandelt.

Kurz, die Bauern hauſten wie die Türken oder — die Engländer. Ganz beſonders thätig aber zeigten ſie ſich, wenn es galt, in den Kellern die Wein- und Bierfäßer zu leeren. Was dann der wilde Haufe nicht trinken konnte, wurde auf die Erde geſchüttet, oder den Fäßern der Boden ausgeſchlagen.

Umſonſt rief der Schwäbiſche Bund, ſo nannte ſich eine Vereinigung von Fürſten, Grafen und größeren Städten, welcher damals das Würtembergiſche Land, ſtatt des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg, regierte, den Landgrafen Philipp von Heßen wider die aufrühreriſchen Bauern zu Hülfe. Ehe der Landgraf Zeit hatte, zureichende Hülfe nach Schwaben zu ſenden, fand er genug an ſeinen eigenen Grenzen zu thun, um ſein Land vor den Schrecken des Aufruhrs zu bewahren.

Schon war der Aufſtand in Schmalkalden, welche Stadt mit der umliegenden Gegend damals, von Heinrich dem Eiſernen her, dem Landgrafen zur Hälfte gehörte, und dann namentlich im Gebiete der fürſtlichen Abtei Fulda ausgebrochen. Ein großer Theil der Bürger von Fulda hatte gemeinſchaftliche Sache mit den Bauern gemacht und denſelben die Stadt übergeben. Als der Abt von Fulda, der ſchon ſeit lange ein Bundesgenoße der heßiſchen Fürſten geweſen war, den Landgrafen Philipp zu ſeiner Hülfe aufrief, da verſuchte der Landgraf zunächſt den Weg der Güte, die empörten Unterthanen des Abtes zur Ruhe zu bringen. Allein es war umſonſt! Der Aufruhr näherte ſich vielmehr immer mehr und mehr den Grenzen des Heßenlandes ſelbſt. Große Bauernhaufen aus dem Fuldiſchen

zogen nach der Stadt Hersfeld, welche schon seit dreihundert Jahren unter heßischem Schutze stand. Der Abt von Hersfeld entfloh, die Bauern besetzten die Stadt und des Abtes Schloß, „zu den Eichen" genannt. Auch in Rotenburg an der Fulda und in andern Grenzorten von Heßen zeigten sich aufrührerische Bewegungen. Ueberall hin sandten die Bauern ihre Boten aus, das Volk aufzuwiegeln in den Städten und Dörfern.

Da endlich berief Landgraf Philipp einen Landtag nach Alsfeld auf Dienstag nach Quasimodogeniti (Sonntag nach Ostern) zusammen. Zugleich befahl er, daß Alles dabei gerüstet erscheine.

Auch war die alte Heßische Treue im Lande noch nicht erstorben. Die große Mehrzahl erschien auf ihres Fürsten Befehl. Vor zahlreicher Versammlung hielt nun der Landgraf eine längere Anrede an seine Getreuen.

Nachdem er sie daran erinnert, wie er sich nicht eingedrungen in die Regierung des Landes, sondern wie sie ihn einst Alle nach seines seligen Vaters Absterben als den rechten Erbherrn des Landes erkannt, als welcher er auch von seinem obersten Lehensherrn, des Kaisers Majestät, wäre bestätigt worden, erinnerte er sie an alle die Wolthaten, welche das Land unter seinen Vorfahren genoßen, wie sie unter ihnen allezeit Schutz und Beistand empfangen hätten und wie er selbst bis daher dem Lande mit treuer Fürsorge vorgestanden, so daß sich keiner seiner Unterthanen über ihn mit Wahrheit werde beklagen können. Dafür versehe er sich nun auch von ihnen, daß sie ihm allen schuldigen Gehorsam und Treue leisten würden, wie dieß frommer

Unterthanen Pflicht wäre, nach ihren geleisteten Eiden. Gleichwol aber habe er leider in Erfahrung bringen müßen, wie sich manche unter seinen Unterthanen, uneingedenk ihres geschwornen Eides, herausnähmen, ihn und andere Obrigkeiten zu meistern. Da es nun nach Allem, was vorgehe, hohe Zeit wäre, solchen pflichtvergeßenen Aufrührern in Zeiten entgegenzutreten, so fordere er hiermit alle diejenigen auf, welche ihm dazu treulich wollten behülflich sein, zwei Finger zu erheben. Daran wolle er abnehmen, auf weßen Treue er sich in diesen traurigen Zeiten verlaßen könne. Da geschah ein großes Geschrei und Getümmel. Alle erhoben die Hände zum Schwur. Jeder wollte der Treuste und Gehorsamste sein. Da rollten dem Landgrafen die Thränen über die Wangen. Er dankte Allen und gelobte ihnen für alle Zeiten seinen landesväterlichen Schutz.

Am andern Morgen nun zog der Landgraf mit den Seinen zuerst nach Rotenburg, wo sich bereits unruhige Bewegungen hatten verspüren laßen. Allein schon die bloße Ankunft der Landgräflichen reichte hin, Alles wieder in die alte Ordnung zu bringen. Von da ging der Zug gegen Hersfeld. Als die Fuldischen Bauern, welche hier ihr wüstes Wesen getrieben, die Nähe des Landgrafen hörten, da flohen sie eilig aus der Stadt und überließen die Bürger ihrem Schicksale. Diese aber gingen mit den Thoren und Schlüßeln der Stadt ihrem Schirmherrn entgegen und baten fußfällig um Gnade. Die ward ihnen denn auch gewährt, nachdem sie der Landgraf wegen ihres unbesonnenen und thörichten Treibens ernstlich verwarnet. Nur zwei unter der Bürgerschaft, welche sich unterfangen

hatten, Boten in die andern Städte zu schicken, um auch diese zum Aufruhr zu reizen, wurden einige Zeit nach Spangenberg in's Gefängniß geschickt.

Von hier schickte sich der Landgraf an, nach Fulda zu ziehen, dem hart bedrängten Abte zu Hülfe. Ein Haufe Bauern, auf den die Landgräflichen stießen, floh nach kurzer Gegenwehr in die Stadt.

Diese schickte sich Anfangs zur Gegenwehr und die Bürger schoßen aus der Stadt auf das Heßische Heer. Als aber Landgraf Philipp sein schweres Geschütz auf dem Frauenberge aufstellte und die Stadt mit seinen Kugeln begrüßte, da hingen die Fulder auf dem Thurme der Pfarrkirche ein weißes Leintuch heraus als Zeichen der Ergebung. Die Stadt mußte nun eine starke Brandschatzung erlegen, welche der Landgraf unter seine Leute vertheilte. Dabei aber ließ er denselben aufs strengste jede Plünderung und Unordnung verbieten. Fünfzehn hundert Bauern aber, welche in der Stadt gewesen, wurden drei Tage lang ohne Speise und Trank im Schloßgraben bewacht, bis sie sich um das Spülwaßer, das aus den Goßsteinen floß, rauften und schlugen. Das war ihre Strafe. Als sie diese verbüßt, ließ sie der Landgraf laufen. Nur vier Anführer des Aufruhrs wurden vor dem Schloße enthauptet. Alle geraubten goldenen und silbernen Kirchengefäße, und andere kostbare Kleinodien, die man bei den Bauern gefunden, wurden dem Abte wieder zugestellt.

Kaum hatte so Landgraf Philipp auf leichte Weise und beinahe ohne Blutvergießen den Aufstand im Fuldischen

gedämpft, als er eben dort in der Stadt Fulda Botschaft um Hülfe empfing von den Herzogen von Sachsen.

Hier war es namentlich Thomas Müntzer, der wilde Schwärmer, der das Landvolk in Thüringen zum Aufruhr gereizt hatte. Von seiner Wanderung in Oberschwaben in die Heimath zurückgekommen, hielt er sich Anfangs ruhig, bis ihn die Bürger der Stadt Mühlhausen 1524 zu ihrem Prediger beriefen. Da predigte er nun Tag für Tag, daß man der Obrigkeit keinen Gehorsam schuldig sei, daß Gemeinschaft der Güter und Gleichheit unter den Menschen sein müße, kurz Lehren, wornach auch heutzutage noch gar Vielen die Ohren jücken. Trotzdem nahm er selbst eins der größten und schönsten Häuser der Stadt für sich zur Wohnung, nachdem die bisherigen Eigenthümer daraus vertrieben waren, nemlich das Johannitterhaus.

Auch sollten die wolhabendern Bürger alsbald inne werden, was für Folgen aus diesen Lehren hervorgingen. Lose Buben gingen in die Kaufläden, ließen sich Tuch und andere Stoffe abreißen zur Kleidung, und nahmen sich sonst, was ihnen gefiel. Wer's aber nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde es mit Gewalt genommen.

Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Bald kam noch ein anderer Geselle, ein verlaufener Mönch nach Mühlhausen, mit Namen Pfeiffer. Der tobte wo möglich noch ärger wider die Großen und Reichen, als Müntzer. Und diese beiden verführten den großen, bethörten Haufen zu dem frevelhaftesten Thun.

Als sie hörten, daß der Aufruhr in Schwaben und Franken ausgebrochen, da versammelten sie die Bauern

aus der Cent und noch weiter her und Pfeiffer zog als ihr Anführer mit ihnen aus der Stadt, gegen die Schlösser und Klöster der Umgegend. Der wilde Haufe nahm, was er fand von Geld und Geldeswerth, die Wein- und Bierkeller wurden geleert und in der Tollheit und Vollheit begingen die Aufrührer die schändlichsten Gräuel.

Unterdeßen feierte auch Müntzer in Mühlhausen nicht. Er ließ im Barfüßerkloster Geschütze gießen und sandte seine Brand- und Drohbriefe nach allen Seiten aus. An die Bergleute im Mansfeldischen schrieb er: „Dran, dran, weil das Feuer heiß ist, so laßet eure Schwerter nicht kalt werden vom Blute, schmiedet hincke bancke auf dem Amboß Nimrod, werfet ihnen den Thurm zu Boden. Dran, dran, dran, weil ihr Tag habt, Gott geht euch voran!" Diesen Brief unterschrieb er: „Thomas Müntzer ein Knecht Gottes wider die Gottlosen." Andere seiner Briefe trugen die Unterschrift: „Thomas Müntzer mit dem Schwerte Gideons."

Darauf zog Müntzer selbst aus mit einem Haufen und seinem Geschütze. In der Stadt Frankenhausen in Thüringen vereinigte er sich mit Pfeiffer und beide hatten dort viele Tausende bei sich.

Unterdeßen aber rückte auch der Landgraf von Heßen mit Heeresmacht heran. Unterwegs stieß auch Herzog Heinrich von Braunschweig mit Mannschaft zu Fuß und zu Roß zu ihm.

Zunächst schickte Landgraf Philipp Botschaft an die Bauern und ließ sie ermahnen, sich zu ergeben, er wolle sich dann für sie bei ihren Oberherren verwenden, daß ihnen

Gnade widerführe. Nur ihre Hauptleute sollten sie ausliefern. Auf diese Aufforderung aber erhielt er eine abschlägige Antwort.

Da rückte der Landgraf weiter vor, bis er dem Bauernheere im Angesichte war. Nochmals wollte der Fürst den Weg der Güte versuchen und sandte einen Edelknaben an die Versammlung der Bauern und ließ sie auffordern, ihre Hauptleute zur Schonung des Blutes zu übergeben. Es war Alles vergeblich! Die Verblendeten entblödeten sich nicht, den jungen Edelmann zu ermorden! Müntzer wußte ihren Muth mit allerlei thörichten Versprechungen aufrecht zu halten. So tröstete er sie, sie sollten nur ohne Furcht sein, er werde alle feindliche Kugeln in seinem Aermel auffangen und ein Jeder von ihnen sollte allein mit seinem Filzhute zehn Feinde niederwerfen. Und als nun am Morgen vor der Schlacht ein Regenbogen am Himmel erschien, so wies er darauf hin, als auf ein sichres Zeichen, daß Gott ihnen den Sieg geben werde.

Als aber nun das feindliche Geschütz anfing zu spielen, und die Kugeln in die dichtesten Haufen schlugen, da löste sich bald das ganze Bauernheer in die wildeste Flucht auf. Viele wurden auf dem freien Felde von den Sächsischen Reitern erschlagen, welche noch während des Kampfes angekommen waren, Andere flüchteten nach Frankenhausen, in der Hoffnung, hier eine sichere Zuflucht zu finden. Allein fast zugleich mit ihnen drangen die nachfolgenden Heßen durch die Thore und richteten in den Gaßen und Häusern der Stadt ein entsetzliches Blutbad an.

Zwar ließen nun die Fürsten ihren Leuten befehlen,

dem Morden Einhalt zu thun, bei Lebensstrafe; allein dennoch sollen damals bei und in Frankenhausen bei fünf tausend Bauern geblieben sein. Nur drei hundert Gefangene dagegen zählten die Sieger. Unter ihnen war auch Pfeiffer und noch mehrere andere der Hauptanführer. Müntzer aber hatte sich auf einen Boden verkrochen, wo er erst nach mehren Tagen von einem, nach Beute suchenden Soldaten entdeckt und gefangen ward. Der Mann, der so viele Tausende armer Verführter ins Unglück und Verderben gebracht, war bei seiner Hinrichtung so zaghaft, daß er nicht einmal das Glaubensbekenntniß sprechen konnte und ein Anderer es ihm vorbeten mußte!

Mit der Schlacht bei Frankenhausen aber hatte der Bauernaufruhr im Thüringerlande sein schnelles Ende erreicht.

So wie hier, ging es aber den aufständischen Bauern bald auch in den andern Gegenden. In Schwaben, in Franken, wo sich der Aufruhr dem Mainstrom hinauf bis nach Würzburg und den Strom abwärts über die Städte Miltenberg, Amorbach, und Clingenberg erstreckte, in der Pfalz, im Rheingau und wohin auch die Gräuel des Bauernkrieges gekommen waren, überall sah man dasselbige traurige Schauspiel. Verblendung und wilde Schwärmerei auf der einen, blutige Unterdrückung des Aufstandes auf der andern Seite. Nicht überall verfuhr man mit der Schonung und Milde gegen die Bethörten, wie sie Landgraf Philipp bewies. An gar vielen Orten wurde die blutigste Rache an ihnen genommen. Aber du wirst mir gerne die Erzählung von diesen Gräueln unterlaßen, von welchen der Christ sein Auge mit Entsetzen abwendet.

Die Laſt, welche die Bauern mit Gewalt abzuſchütteln gemeint hatten, ward ihnen nun im Gegentheil an vielen Orten noch ſchwerer. Sie hatten das Wort der Schrift nicht geachtet: „wäret ihr ſtille geweſen, ſo wäre euch geholfen. Denn durch Stilleſein und Hoffen werdet ihr ſtark ſein.“

In dieſem Sinne hatte Luther zuerſt eine Schrift an die Bauern gerichtet, darinnen er ſie zur Geduld ermahnet und zum Gehorſam gegen die ihnen, von Gott geſetzte Obrigkeit und worin er zugleich ernſtlich die Oberherren auffordert, menſchlich und chriſtlich gegen die armen Unterthanen zu verfahren. Als aber der Aufruhr immer weiter um ſich griff und die Bauern ſich zugleich die gröbſten Schandthaten zu Schulden kommen ließen, da bedrohte er ſie ernſtlich mit Gottes ſchweren Gerichten und forderte zugleich die Obrigkeit dazu auf, ihres von Gott ihnen gegebenen Amtes eingedenk zu ſein, und das Schwert gegen die Aufrührer zu gebrauchen, das der Obrigkeit gegeben ſei, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe den Frommen.

Damit hat denn Luther zugleich den ſchweren Vorwurf widerlegt, welchen ſeine Feinde alsbald gegen ihn erhoben, als ob er und ſeine Lehre die Urſache ſei an dem Aufſtande der Bauern.

Dir aber möge dieſe kurze Erzählung von dem Bauernkriege in Deutſchland die alte Lehre ins Gedächtniß zurückrufen, bei allen Verlockungen zum Ungehorſam gegen die Obrigkeit: „Mein Kind fürchte den Herrn und den König und menge dich nicht unter die Aufrühriſchen!“ Im Heßen-

lande hatten sich übrigens, bis auf die Gegend von Fulda und Hersfeld, die Unterthanen frei gehalten vom Aufruhr. Ebenso war die Obergrafschaft Katzenelnbogen, überhaupt die ganze jetzige Provinz Starkenburg ruhig geblieben, während ringsumher der wilde Aufruhr tobte.

V.

Wie Landgraf Philipp die Reformation annahm und in seinem Lande einführte.

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das Andere wird sich von selber machen.
Göthe.

Während, wie du im eben erzählten Abschnitte gesehen hast, Landgraf Philipp von Hessen den Bauernkrieg nicht nur von seinen Grenzen abhielt, sondern denselben auch im Fuldischen und in Thüringen unterdrückte, hatte sich in seinem Innern allmälig eine merkliche Veränderung vorbereitet. Ihr habt gesehen, wie ehrenhaft der Landgraf sich auf dem Reichstage zu Worms in Luthers Sache gehalten. Er war mit andern Fürsten der päpstlichen Zumuthung kräftig entgegengetreten, dem Manne Gottes das freie Geleite zu brechen und hatte sich selbst Luthern freundlich genähert. Aber noch hatte sich der hessische Landgraf dem reinen Evangelium nicht zugewendet.

Zwar schon im Jahre 1521 fing ein Pfarrer in der Kirche der Neustadt zu Kassel an, die Messe in deutscher Sprache zu halten, ohne daß der Landgraf dieß hinderte.

Auch in andern heßiſchen Städten, in Homberg, Treyſa, Marburg und Fritzlar predigten damals ſchon einzelne Männer das Evangelium. Er ſelbſt aber hatte ſich noch nicht dafür entſchieden.

Doch begann jetzt der Landgraf, die von Luther in's Deutſche überſetzte Bibel, ſowie andere Schriften des großen Mannes zu leſen. Da begann auch in ſeinem Herzen der Kampf zwiſchen der Anhänglichkeit an das Alte und Hergebrachte und dem klaren Worte Gottes, ſich allmälig auf die Seite des reinen Evangeliums zu neigen.

Da begab ſich's, daß Landgraf Philipp einſtmals, im Sommer 1524, alſo noch vor dem Bauernkriege, auf ein großes Armbruſtſchießen nach Heidelberg ritt. Auf dem Rückwege begegneten ihm an der ſchönen Bergſtraße, wo auf der einen Seite ſich die herrlichen, von Reben bekränzten und mit Wäldern gekrönten Berge des Odenwaldes erheben und auf der andern eine fruchtbare Ebene ſich hinzieht bis zu den Ufern des Rheinſtroms, ein Mann, deßen Anſehen ihn als einen Gelehrten ankündigte. Auf ſeine Nachfrage erfuhr nun der Landgraf, daß es der berühmte Philipp Melanchthon ſei, der treue Freund und Mitarbeiter Luthers, welcher damals ſeine Heimath, das Städtlein Bretten im Badiſchen Lande beſuchte. Der Landgraf ritt nun an ihn heran, grüßte ihn freundlich und bat ihn, daß er eine Strecke mit ihm zurückreiſen möge, weil er mancherlei Auskunft von ihm über die neue Lehre zu haben wünſchte. Melanchthon willfahrte dem Fürſten. Weil er aber große Eile hatte, ſo mußte er ſich bald wieder von dem Landgrafen trennen, ſandte ihm aber ſpäter ſchriftlich einen

kurzen Begriff der erneuerten christlichen Lehre. Bald darauf (im März 1525) erklärte sich denn wirklich Landgraf Philipp öffentlich für die evangelische Lehre und sprach bei einer Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Johannes von Sachsen und deßen Sohn, Johann Friedrich zu Creuzburg, seinen freudigen Glauben an das Evangelium aus: „er wollte eher Leib und Leben, Land und Leute laßen, denn von Gottes Wort weichen!“

Nachdem er aber nun einmal zur festen Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Lehre gekommen war, da sehen wir in ihm einen brennenden Eifer erwachen zu ihrer Ausbreitung und Förderung, wie zu ihrer furchtlosen Vertheidigung da, wo sie mit Waffengewalt angegriffen und unterdrückt werden sollte.

Das zeigte sich denn schon auf dem Reichstage, welcher ein Jahr nach jener Zusammenkunft zu Friedewald, nemlich 1526 in der Stadt Speier gehalten wurde. Hier kamen die Kurfürsten, Fürsten und Stände des deutschen Reiches im Sommer zusammen, um die Wolfarth des Reiches, namentlich aber die Angelegenheiten der Religion zu berathen.

Kaiser Karl war bereits seit mehreren Jahren abwesend. Kriege in Italien und mit Frankreich hatten ihn in seinen auswärtigen Ländern zurückgehalten. Sein Stellvertreter aber auf diesem Reichstage war sein Bruder Ferdinand, Erzherzog von Oestreich, der nachmalige Kaiser Ferdinand I.

Hierher waren nun auch die evangelischen Fürsten ge-

kommen. An ihrer Spitze ſtanden als die mächtigſten und angeſehenſten: der Kurfürſt Johannes von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heßen. Von dieſem letzteren wird geſagt, daß er hier bei aller Gelegenheit durch ſeinen friſchen und freudigen Glaubenseifer ſich hervorgethan. Man ſagte dort von ihm, „daß er ſich bewanderter in der Schrift zeige, als es alle Biſchöfe waren.“

Auf dieſem Reichstage wurde denn auch ein hochwichtiger Beſchluß gefaßt für die reine evangeliſche Lehre. Man ſetzte nemlich feſt, daß bis zu einer allgemeinen oder deutſchen Kirchenverſammlung, auf welcher natürlich auch die Evangeliſchen Sitz und Stimme haben ſollten, jeder Stand des deutſchen Reiches in Sachen der Religion, „ſo leben, regieren und es halten ſollte, wie er es gegen Gott und die kaiſerliche Majeſtät ſich zu verantworten getraue.“ Die Wichtigkeit dieſes, in allen Formen des Rechtes und der Geſetzlichkeit gefaßten Beſchluſſes beſteht aber darin, daß nun jeder Reichsſtand, ſei er Fürſt oder Graf, oder freie Reichsſtadt, nach ſeiner Ueberzeugung die Angelegenheiten der Religion in ſeinem Gebiete ſo ordnen durfte, wie der reinen Lehre des Evangeliums angemeßen war.

Gleich nach ſeiner Zurückkunft von dem Reichstage zu Speier, ſchickte ſich denn auch Landgraf Philipp an, die Angelegenheiten der Religion im Heßenlande, nach dem reinen und lautern Worte Gottes, zu ordnen und einzurichten.

Zunächſt, in Oktober des Jahres 1526, berief er einen Landtag nach Homberg bei Treyſa, um mit den Stän-

den seines Landes über die Angelegenheiten des Glaubens und der Kirche zu berathen. — Hier zeigte sich denn sogleich, daß bereits ganz Heßenland der Lehre Luthers, d. h. dem reinen Evangelium zugethan war. Nur ein einziger Mann, Nikolaus Ferber, Guardian oder Vorsteher des Franziskanerklosters zu Marburg, wagte es, die bisherige Ordnung der Kirche zu vertheidigen und die Macht des Landtags zu bestreiten, sich in die Angelegenheiten der Kirche, ohne Bischöfe und Kirchenversammlungen darum zu fragen, zu mischen. Allein da er nicht mit Gründen der heiligen Schrift, sondern nur mit den Sätzen der späteren katholischen Kirchenlehrer seine Behauptungen zu stützen wußte, so konnte er zu einer Zeit, worin bereits das Wort Gottes von Hohen und Niedrigen mit dem größten Eifer gelesen wurde, nicht durchdringen. Der Guardian verließ unmuthig die Versammlung und bald darauf Marburg, um im Kurfürstenthum Köln sich niederzulaßen.

Nun aber beschloß die Versammlung einmüthig, das lautere Evangelium allein zur einigen Richtschnur der Kirche im Heßenlande zu machen und demnach die Einrichtungen und Ordnungen derselben zu gestalten. Und so versuchte man denn dort in Homberg, abweichend von der Art und Weise, wie seit lange her die Kirche regiert worden war, und nach dem Vorbilde der ersten Christengemeinden, das Kirchenwesen zu ordnen.

Es war das freilich ein Versuch, welcher nicht in allen Dingen gelingen und alsbald zum glücklichen Ziele führen konnte. Denn die christlichen Gemeinden zur Zeit der Reformation waren eben andere, als die zur Zeit der Apostel,

in welchen die Macht des heiligen Geistes noch ungeschwächt in so wunderbarer Herrlichkeit und Schönheit waltete. Nach den Beschlüßen der Homberger Versammlung sollten die einzelnen Gemeinden ihre Geistlichen selbst wählen, Männer voll Glaubens und Kräfte, unter Flehen und Gebet um den heiligen Geist, wie es einst in den ältesten Kirchen geschehen. Aber es gab damals weder der gesalbten Männer, die vom heiligen Geist erfüllt waren, in hinreichender Anzahl, noch waren die Gemeinden in der großen Mehrzahl ihrer Glieder so eifrig und stark im Glauben, wie dieß zu einem so ernsten und wichtigen Werke wäre erforderlich gewesen. Die Gemeinden suchten, wie sichs bald zeigte, bei diesen Pfarrwahlen mehr ihren zeitlichen Vortheil und sich so viel als möglich, von dem Kirchen- und Pfarrvermögen zuzueignen, als daß es ihnen um wahre Diener Gottes wäre zu thun gewesen, welche die herrschenden Sünden straften, und ernste Zucht übten über die abgefallenen und ungläubigen Glieder der Gemeinden. Wer es am billigsten that, der wäre ihnen der liebste gewesen und wer so mit der Gemeinde redete, wornach dem großen Haufen die Ohren jückte, der war ihres Beifalls gewiß. Es ging eben damals bei den Pfarrwahlen vielfach so zu, wie zu einer gewißen Zeit, deren du dich vielleicht auch noch erinnerst, lieber Leser, wo man meinte, Alles durch Wahlen fertig bringen zu können, wo nicht viel gefehlt hätte, daß die Unterthanen ihren Landesvater, die Schüler ihren Lehrer, die Kinder ihre Eltern nach Stimmenmehrheit gewählt hätten.

Man sah sich deßhalb nach wenigen Jahren genöthigt, diese und andere anfänglichen Ordnungen, zu deren Aus-

führung ſich die Gemeinden nicht reif und würdig gezeigt hatten, wieder abzuändern. In den ſechs wichtigſten Städten des Heßenlandes wurden Superintendenten eingeſetzt, nemlich zu Kaßel, zu Marburg, zu Alsfeld, zu Rotenburg, zu Darmſtadt und St. Goar am Rhein, welches letztere damals, als der Hauptſtadt der Niedergrafſchaft Katzenelnbogen, noch zu Heßen gehörte. Dieſe hatten die äußere und innere Ordnung in der Kirche ihrer Bezirke zu handhaben, die Pfarrer einzuſetzen, ſie nach Lehre und Wandel zu beaufſichtigen, die Schulen einzurichten u. ſ. w., kurz Alles das zu thun, was zu dem, im Neuen Teſtamente verordneten Biſchofamte gehörte, welches bis dahin ſo vielfach zu irdiſchen Zwecken mißbraucht worden war.

Außer dieſen Ordnungen und Einrichtungen, waren es nun vornehmlich zwei Fragen, welche vorzugsweiſe bei der neuen Verfaßung der Kirche im Heßenlande zur Entſcheidung kommen mußten, nemlich: 1) wie es mit den, im Lande befindlichen Klöſtern und mit ihren Gütern gehalten werden ſollte? und: 2) wie dem großen Mangel an gelehrten, in Gottes Wort gegründeten Pfarrern abzuhelfen wäre?

Zu jener Zeit waren fünfzig Mönchs- und Nonnenklöſter in Heßen, in welchen über tauſend Mönche und Nonnen lebten. Durch die Stiftungen der früheren Fürſten oder ihrer Gemalinnen, ſo wie durch Vermächtniße und reiche Schenkungen frommer Menſchen waren die Güter dieſer Gotteshäuſer im Laufe der Zeit theilweiſe ſehr beträchtlich geworden. Ihr erinnert euch deßen, was ſchon

die h. Elisabeth, ihre Tochter Sophie, Heinrich das Kind und alle die Fürsten nach einander für diese Anstalten gethan hatten. Auch die Grafen und Ritter des Heßenlandes hatten sich von jeher durch ihre Freigebigkeit gegen diese fromme Stiftungen der Vorzeit ausgezeichnet. Ich habe euch seiner Zeit erzählt von den frommen Grafen von Reichenbach, einer Seitenlinie der mächtigen Grafen von Ziegenhain, wie sie das Kloster Haina gestiftet und zuletzt beinahe ihr ganzes Vermögen demselben zugewendet hatten.

Die Klöster hatten, wie ich dieß schon in der Geschichte Heinrichs des Kindes erzählte, zu ihrer Zeit ihren großen und schönen Zweck. Von ihnen aus verbreitete sich in Deutschland zuerst eine beßere Bebauung des Bodens. Der Feldbau, der Garten- und Weinbau wurden durch sie in den weiten, endlosen Waldungen unsers Vaterlandes befördert. Sie waren ferner in den wilden, wüsten Zeiten des Mittelalters, die einzigen Zufluchtsstätten der Mühseligen und Beladenen. Nachdem durch die Herrschsucht der Päpste und ihrer Helfer das Kaisergeschlecht der Hohenstaufen gefallen war, da war Deutschlands Blüthe und Macht dahin. Wie die Kaiserkrone der Zankapfel war, darum die Parteien sich bißen und rißen, so wollte im ganzen Reich ein Jeder des Andern Herr sein und eine Zeit der Verwilderung und der Verwüstung unsers Volkes trat ein, wie ich sie euch in der Geschichte der Landgrafen Heinrichs des Eisernen und Hermann des Gelehrten von Heßen gezeigt habe und von welcher selbst noch im Anfange der Regierung des Landgrafen Philipp Ueberreste genug vor-

handen waren. — In solchen Zeiten hätten fromme Seelen, die nach dem Frieden mit Gott sich sehnten, nirgends in der ganzen Welt eine Stelle gefunden, wenn die Klöster es nicht gewesen wären. Kein Mensch hätte sich der Armen, der Mühseligen und Beladenen angenommen, wenn es die Klöster nicht gethan hätten.

Aber leider hatten diese von dem frommen Sinne einer früheren Zeit gestifteten Anstalten schon seit lange her ihre Bestimmung nicht mehr erfüllt. Die Klöster waren längst die Sitze aller Sünden und Laster geworden und hatten durch ihr schlechtes Beispiel nicht wenig dazu beigetragen, die Sitten des Volkes vollends zu verderben. Die reichen Vermächtnisse frommer Seelen wurden vielfach, anstatt zur Ehre Gottes und zum Ausbau seines Reiches verwendet zu werden, auf sündliche Weise verpraßt. So hatten die Ritter des Deutschen Ordens zu Marburg, welchen einst die h. Elisabeth ihr dort gegründetes Spital übergeben hatte, schon seit lange her nur 20 Kranke darin aufgenommen, anstatt daß sie, nach dem Willen der frommen Stifterin und der nachherigen Wolthäter desselben, deren 60 darin hätten verpflegen sollen. Die reichen Einkünfte des Ordens, welcher ursprünglich den schönen Zweck hatte, für das Kreuz Christi zu streiten, verwendeten sie nicht nur zu einem üppigen und schwelgerischen Leben, sondern auch zur Bereicherung ihrer Verwandten.

Ein anderer Zweck der Klöster war, daß sie die Sitze der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit sein sollten. Sie hätten die Mittelpunkte der Bildung der Geistlichen und der Gesittung des Volkes sein können und sollen. Allein in den

meiſten Klöſtern wurde, außer den äußeren Ceremonien der Kirche, ſchon ſeit langer Zeit gar Nichts hierfür gethan. Die meiſten Mönche und Kloſtergeiſtlichen waren ſelbſt noch roher und unwißender, als die Weltgeiſtlichen und Pfarrer. Diejenigen geiſtlichen Anſtalten aber, in welchen man ſich mit dem Studium der Wißenſchaften und der heiligen Schrift beſchäftigt hatte, waren vielfach die erſten, welche ſich für das reine Evangelium erklärten. So war einer der erſten Prediger des lauteren Gotteswortes im Heßenlande, der Vorſteher des Auguſtinerkloſters zu Alsfeld, Tilemann Schnabel geheißen. Wie freundlich der Abt von Hersfeld Luthern auf ſeiner Rückreiſe vom Reichstage zu Worms bei ſich aufnahm, habe ich euch in unſrem zweiten Abſchnitte erzählt. Und ähnlich verhielt ſich's mit den Kugelherren zu Kaßel im Weißenhofe, zu Marburg und zu Butzbach.

Ueberhaupt vertrug ſich das Kloſterleben nicht mit dem reinen Evangelium. Die erſte Entſtehung der Klöſter ſchreibt ſich her aus der Zeit der Chriſtenverfolgungen. Damals flüchteten ſich viele Bekenner des Herrn in Wüſten und Einöden und lebten hier gemeinſam unter Gebet und Leſen des göttlichen Wortes. Späterhin ſuchte man einen beſondern Grad von Heiligkeit und Verdienſtlichkeit bei Gott in einem ſolchen gemeinſchaftlichen, eheloſen Leben. Ein Mönch galt für etwas Großes, weil er den Freuden der Welt entſagt und ſein Leben, wie man ſagte, Gott geweiht habe. Das Evangelium aber ſagt davon Nichts, ſondern ſpricht vielmehr, daß man in der Welt ſolle Gott dienen in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Da nun, nach dem Evangelium das Klosterleben an sich kein Verdienst sein konnte bei Gott, überdies die Klöster längst schon die Welt nicht bloß mit ihren Freuden, sondern auch mit ihren Sündern und Lastern in ihre Mauern eingelaßen hatten, so wurde denn auch in Heßen jetzt ihre allmälige Aufhebung beschloßen.

Da zeigte es sich denn als unabweisbar erforderlich, daß Fürst und Stände des Landes einen gemeinsamen Beschluß faßten, wie es nun werden sollte mit den reichen Gütern, welche fromme Seelen einst diesen Anstalten gestiftet hatten. Es zeigte sich dieß um so nöthiger, da bereits viele Mönche und Nonnen freiwillig die Klöster verlaßen hatten und in das bürgerliche Leben zurückgetreten waren. Manche davon standen schon leer und Niemand wußte, wem nun die Klostergüter sein sollten. Wo aber vermeintlich herrenloses Gut ist, da pflegen sich gar bald allerhand Liebhaber dazu einzustellen, wie auch dir lieber Leser, vielleicht schon bekannt geworden ist. Da waren es vor allen Dingen die bisherigen Mönche selbst, die da meinten, sie seien die nächsten Erben dazu und fingen an, sich davon zuzueignen so viel sie konnten. Nicht minder eifrig waren die Bauern, die, in der Meinung, sie hätten den Gotteshäusern lange genug Zehnt und Zins bezahlt, nun gedachten, sich auf die wolfeilste Weise aller Lasten zu entledigen, welche sie doch mit ihren Aeckern und Gütern erkauft, oder geerbt hatten; oder für welche sie überhaupt in den Genuß ihrer Güter eingetreten waren. Endlich kamen auch die Edelleute und behaupteten, und zwar hierin theilweise mit Recht, die Klöster seien von ihren Vorfahren theils gestiftet, theils

reichlich begabt worden und darum sagten sie, hierin aber nicht mit Recht, gehörten die Klostergüter ihnen. — Kurz, diese alten Stiftungen waren in der sichtbarsten Gefahr, zerrißen, zerstückt und verschleudert zu werden. Wäre es noch eine Weile so fort gegangen, es wäre kein Stück davon übrig geblieben. Um dieß aber zu verhüten, dazu mußte jetzt ernstliche Vorsorge getroffen werden.

Da stellte sich denn zu gleicher Zeit ein neues Bedürfniß ein für die evangelische Kirche. Vor Allem war ein sichtbarer Mangel an gebildeten, im Worte Gottes und in den Wissenschaften tüchtig unterrichteten und gelehrten Geistlichen und Pfarrern vorhanden. Dieß sah man bald, wie anderwärts, so auch im Heßenlande. Die bisherigen Geistlichen, sowol die in den Klöstern, als die an den Pfarrkirchen, lebten größtentheils in der grauenvollsten Unwißenheit über Religion und Christenthum. Messe lesen, Vigilienſingen und dergleichen, darin bestand ihre ganze Kunst. Weiter wußten die meisten von ihnen Nichts. Von Gottes Wort war bei ihnen keine Rede. Die Meisten kannten es nicht, noch weniger hätten sie es dem Volke auszulegen gewußt. Luther lernte diesen traurigen Zustand am genauesten kennen, als er im Jahre 1528 seine erste Kirchenvisitation im Kurfürstenthum Sachsen hielt. Ich kann dir, lieber Leser, hier keine nähere Beschreibung davon machen. Doch magst du dir's ohngefähr vorstellen, wie es damals mit der Erkenntniß der meisten Geistlichen stand, wenn ich dir sage, daß Luther seinen kleinen Katechismus, ein Büchlein, welches heutzutage jeder Schulknabe in einer lutherischen Gemeinde wißen soll, (im J. 1529) vornehmlich

deßhalb verfaßte, damit die Pfarrer sich selbst daraus unterrichten sollten. So war's mit der Gelehrsamkeit der Geistlichen, welche die evangelische Kirche von der römischen geerbt hatte. Von ihrem Lebenswandel will ich gar nicht einmal reden.

Sollte also dem Volke das reine Evangelium gelehrt und geprediget werden, so mußten erst Geistliche gebildet werden, welche dasselbe kannten, welche erst selbst unterrichtet werden mußten in dem Wort der Wahrheit, damit sie es dem Volke lehren könnten.

Darum beschloß denn Landgraf Philipp mit dem Beirathe der Stände, eine Hochschule oder Universität zu gründen, zunächst mit der Bestimmung, tüchtige evangelische Geistliche darauf zu bilden und sodann auch, damit die Söhne des Landes auch sonst Gelegenheit hätten, sich auch in allen andern Wißenschaften zu üben und auszubilden.

Hierzu nun wurde ein beträchtlicher Theil der Klostergüter verwendet und so die Universität Marburg gegründet, eine Anstalt, welche also allein der Reformation ihr Dasein verdankt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, der evangelischen Kirche zu dienen. Hierzu wurden verwendet: die Einkünfte des Kugelhauses und des Franziskaner- und Dominikanerklosters zu Marburg, des Antoniterhauses zu Grünberg, der Augustiner zu Alsfeld und außerdem von noch neun andern Klöstern nebst vielen andern Klostergefällen. Die Einkünfte des Nonnenklosters zu Kappel am Spieße wurden zur Verbeßerung gering bezahlter Pfarreien, das zu Lippoldberg für Pfarrerswittwen bestimmt.

Das Cisterzienserkloster zu Haina, das reichste in ganz Heßenland, einst gestiftet und reich begabt von den alten Grafen von Ziegenhain und Reichenbach, mit einer prachtvollen Kirche, — Bruder Curt von Hirlesheim hatte sie bauen helfen, — mit achtzehn Altären, wurde in ein Spital verwandelt, in welchem Arme und Elende aller Art, Kranke, Gebrechliche und Wahnsinnige Unterkunft, Ernährung und Verpflegung fanden.

Als später, in einer Zeit schwerer Bedrängniß für den Landgrafen Philipp und die ganze evangelische Kirche, kaiserliche Commissarien zn Haina erschienen, um nach Befund über die Wiederherstellung des Klosters an den Kaiser zu berichten, da traten auf den Wink des, jetzt weltlichen Vorstehers des Klosters, des edlen Heinze von Lüder, in langer Reihe alle die Unglücklichen und Elenden hervor, welche hier ihre Zufluchtsstätte gefunden und Heinze von Lüder fragte die Abgesandten des Kaisers, ob sie es vor Gott verantworten könnten, wenn diese Unglücklichen wieder verstoßen werden sollten in ihr früheres Elend, um müßige und schwelgerische Mönche wieder an ihre Stelle zu setzen? — Die Abgeordneten antworteten: sie wollten ihrem Kaiser und Herrn Alles getreulich berichten, was sie gesehen. Und so ist das Kloster Haina eine Zuflucht der Elenden und Unglücklichen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wie Haina für Oberheßen, so ward von dem Landgrafen auch das Kloster Merrhausen für Niederheßen zu einem Spitale verwendet, jenes für Männer, dieses für Frauen. — Eben so bestimmte Landgraf Philipp für die Obergrafschaft Katzenelnbogen, in der jetzigen Provinz

Starkenburg, die reiche Pfarrei Hofheim, unweit Darmstadt, zu einem Spitale. Dieselbe hatte einst den Herren von Bickenbach gehört und war von diesen an die Schenken und späteren Grafen von Erbach gekommen, welche das Besetzungsrecht derselben hatten, bis sie dieselbe in der Bairischen Fehde (1504) an den Landgrafen Wilhelm II. verloren.

Für die Niedergrafschaft Katzenelnbogen, im jetzigen Herzogthume Nassau aber verwandelte Landgraf Philipp das Kloster Gronau ebenfalls in ein Spital. Dieses letztere aber ist in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gegangen.

Somit war denn Alles bei der Reformation in Hessen trefflich und ohne Widerstand und Hinderniß von Statten gegangen. Dabei wurde den bisherigen Bewohnern der Klöster, Mönchen und Nonnen durchaus kein Zwang, noch Gewalt angethan. Es wurde ihnen freigelassen, im Kloster zu bleiben, oder auch dasselbe zu verlassen. Im ersteren Falle wurde ordentlich für ihre Unterhaltung gesorgt, im andern aber fand man sich mit ihnen ab über eine jährliche Abgabe oder auch über eine Summe zu ihrer Aussteuer, wie man mit ihnen einig wurde. Bei weitem die Meisten zogen es vor, zu ihren Verwandten und in's bürgerliche Leben zurückzukehren. Viele Mönche wurden evangelische Prediger, andere ergriffen ein Geschäft und Handthierung. Die jüngeren Nonnen verheiratheten sich. Nur Wenige blieben in den Klöstern, Manche, es waren aber ihrer nicht viele, gingen in andere Klöster in den benachbarten Ländern.

Nur bei den Rittern des Deutschen Ordens fand er Hinderniß und mancherlei Widerstand. Ihr wißt schon, daß der Anfang dieses Ordens in Heßen sich aus den Zeiten der heiligen Elisabeth herschrieb. Diese fromme Fürstin hatte ihr Spital zu Marburg diesem Orden übergeben, um den Bestand desselben in der Zukunft zu sichern. Wenige Jahre nach ihrem Tode war ihr eigener Schwager, Landgraf Konrad von Thüringen, in den Orden getreten, hatte die Elisabethenkirche zu Marburg zu bauen angefangen und war selbst Hochmeister des Deutschen Ordens geworden. Derselbe hatte dem Orden große Güter zugewendet und Marburg zum Hauptorte der Balley Heßen erhoben, mit einem Landcomthur an der Spitze. Dieselbe bestand aus den Comthureien Marburg, Schiffenberg bei Gießen, Felsberg, Kirchhain und Flörsheim am Maine (jetzt Naßauisch). Auch zu Friedberg hatte der Orden ein Haus. Aber außerdem hatte der Deutsche Orden in allen Ländern Europa's reiche Besitzungen, und endlich das ganze damalige Herzogthum Preußen oder die jetzigen Provinzen Ost- und Westpreußen. Der Großmeister des Deutschen Ordens war deutscher Reichsfürst, schrieb sich „von Gottes Gnaden" und es stand ihm eine sehr ansehnliche Macht zu Gebote.

Kein Wunder, daß Landgraf Philipp bei der Reformation seines Landes bei den Rittern auf Widerstand stieß.

Der Landgraf verlangte Rechenschaft über die Verwendung der Einkünfte des Ordens, weil diese größtentheils von seinen Vorfahren gestiftet seien. Ferner, daß der Orden

in seinen Kirchen im Heßenlande das reine Evangelium annehme und predigen laße u. s. w. Da es hierüber von Seiten des Ordens große Klagen beim Kaiser gab und der Comthur durchaus nicht nachgeben wollte, so ging denn endlich Landgraf Philipp mit großem Gefolge in die Elisabethenkirche zu Marburg, ließ darin predigen und empfing selbst darin mit vielen anderen Personen das heilige Abendmal nach lutherischer Ordnung. Zugleich ließ er bei dieser Gelegenheit die Gebeine der heiligen Elisabeth, seiner Ureltermutter, aus dem kostbaren Grabdenkmale derselben wegnehmen und an einem unbekannten Orte in der Kirche begraben. Er wollte damit ein für allemal den Wallfahrten nach dem Grabe der heiligen Elisabeth ein Ende machen, womit eine wahre Abgötterei und Anbetung der Gebeine verbunden war. Von da an mußte auch hier, wie in den andern Kirchen des Deutschen Ordens in Heßen, der Gottesdienst nach evangelischer Ordnung gehalten werden und der Orden durfte nur evangelische Pfarrer in seinen heßischen Kirchen anstellen.

Um endlich auch die Heßische Ritterschaft zufrieden zu stellen und sie wegen der, von ihren Vorfahren gestifteten Klostergüter zu entschädigen, wurden die Einkünfte der adligen Fräuleinstifte Kauffungen und Wetter zu einer Stiftung vereinigt, zur Ausstattung armer adliger Fräulein, sowie später zur Unterstützung adliger Wittwen und Waisen. Aus diesem sogenannten Kauffunger Stifte werden indeßen auch nichtadlige bedürftige Personen jeden Standes unterstützt bis auf den heutigen Tag.

Auf diese Weise führte Landgraf Philipp die Refor-

nation in Heßen ein. Du aber, lieber Leſer, mögeſt daraus ehen, mit welch gottesfürchtigem, gerechtem und doch nildem Sinne dieſer große Fürſt dabei verfuhr, zu Gottes Ehre und ſeinem Lande zum bleibenden Segen.

VI.

Wie Landgraf Philipp den beiden wichtigen Reichstagen zu Speier und zu Augsburg beiwohnte.

1529 und 1530.

Das wort ſie ſollen laßen ſtan
und kein dank dazu haben.
Es iſt bei uns wol auf den plan
mit ſeinem geiſt vnd gaben.
Luther.

Während nun dieß Alles in Heßen geſchah, wie in den Ländern der andern evangeliſchen Fürſten, trug es ſich zu, daß Kaiſer Karl V. allmälig mit ſeinen auswärtigen Feinden Frieden machte.

Zu dieſen hatte namentlich gehört der damalige Papſt Clemens VII. Es hatte ſich nicht bloß das alte Schauſpiel erneuert, daß die zwei oberſten Häupter der Chriſtenheit, Papſt und Kaiſer uneins wurden mit einander, denn das hatte man ja, wie ihr ſchon wißet, gar oft geſehen, ſondern des Kaiſers Truppen hatten ſogar die Stadt Rom erobert und geplündert, und den oberſten Biſchof der Chriſtenheit in der Engelsburg zu Rom belagert. Dieſer Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt war aber nicht etwa entſtanden

wegen des Glaubens, oder weil der Kaiser der Lehre Luthers wäre geneigt gewesen, sondern lediglich um weltlicher Dinge willen, wie dieß ja von jeher so war.

Es lag aber doch in diesem Zwiespalte die Ursache, daß Kaiser Karl den Evangelischen in Deutschland freie Hand ließ. Der denselben günstige Beschluß des letzten Reichstags im J. 1526, hatte hierin seinen Grund: der Kaiser wollte dem Papste damit Nachtheil bringen und Verdruß.

Nun aber, nachdem die Beiden wieder Frieden gemacht und sich ausgesöhnt hatten, fing die Sache an, sich allmälig anders anzulaßen für die Evangelischen. Der Kaiser hatte dem Papste versprochen, die sogenante „neue Lehre" wenn es sein müße, mit Gewalt zu unterdrücken.

Vorher aber wollte er den Weg der Güte versuchen.

Im Jahre 1528 hatte der Kaiser mit dem Papste Frieden gemacht. Noch im Herbste desselben Jahres schrieb nun der Kaiser von Italien aus, einen Reichstag auf den 21. Februar 1529 nach der Stadt Speier aus. Man wußte schon, daß hier die Angelegenheiten der Religion zur Sprache kommen sollten und daß die katholische Parthei alle ihre Kräfte zusammennehmen würde, um hier einen, für sie günstigen Beschluß zu erlangen. Darum fanden sich denn hier die geistlichen Fürsten ganz besonders zahlreich ein.

Aber auch die evangelischen Fürsten kamen. Zuerst Landgraf Philipp von Heßen. Alle seine Diener trugen dießmal die fünf großen Buchstaben auf ihre Aermel genäht: V. D. M. I. Ae. Das sollte den Bibelspruch bedeuten: „Verbum Dei Manet In Aeternum," das heißt zu Deutsch: „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit." — Dies ahm-

ten ihm dann die andern evangelischen Fürsten nach und es blieb dieß im ganzen Zeitalter der Reformation allgemeine Sitte bei ihnen.

Während man auf dem vorigen Reichstage zu Speier (1526) sich zu dem Beschluße vereinigt hatte, daß ein jeglicher Stand im deutschen Reiche sich in Sachen der Religion so verhalten solle, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten gedenke, und darauf hin die Evangelischen, wie ihr im vorigen Abschnitte im Heßenlande gesehen, ihre evangelischen Ordnungen eingerichtet hatten, so trachteten die katholischen Stände nunmehr darnach, diesen Beschluß geradezu rückgängig zu machen. Die Beschlüße, welche man hier durch Stimmenmehrheit durchsetzte, waren im Wesentlichen folgende: Wiedereinführung der katholischen Messe, Wiedereinsetzung der Bischöfe in ihre frühere Gerechtsame, wozu denn auch das Recht gehörte, die Pfarrer ein- und abzusetzen und gänzlicher Ausschluß derjenigen Secten, welche das Sacrament des Leibes und Blutes Christi verworfen hätten, also der Reformirten.

Die evangelischen Fürsten und Städte, hätten sie dazu geschwiegen, würden ihren Glauben, ihre heiligsten Ueberzeugungen von der Wahrheit des göttlichen Wortes verläugnet haben. Deßhalb beschloßen sie eine gemeinschaftliche Protestation dem Erzherzoge Ferdinand, der auch auf diesem Reichstage noch die Stelle seines kaiserlichen Bruders vertrat, zu übergeben, worin sie die Macht des Reichstages bestritten, in Sachen des Glaubens durch Stimmenmehrheit zu entscheiden und in die Gewißen Anderer einzugreifen.

Diese Protestation unterschrieben: Johannes, Kurfürst von Sachsen, Philipp, Landgraf von Heßen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernst und Franz, Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg und Wolfgang, Fürst zu Anhalt. Ihnen schloßen sich an vierzehn Städte des Reiches.

Von dieser Protestation wurden nun von da an die evangelischen Stände „die Protestirenden," oder „Protestanten" genannt.

Du siehst daraus, lieber Leser, wer denn die ersten und wahren Protestanten sind, nemlich nicht diejenigen, welche in's Blaue hinein protestiren gegen das Evangelium und die Kirche des Herrn, und am Ende auch noch gegen Christum und Gott selber, sondern vielmehr diejenigen, welche im festen Glauben an Gottes Wort gegen jede menschliche Autorität in göttlichen Dingen protestiren, also Gottes Wort höher achten, als Menschenwort, und würde es auch von Kaiser und Königen, von Päpsten und Bischöfen gesprochen.

Daß dieß Luthers und seiner treuen Anhänger feste Ueberzeugung war, das könnet ihr nunmehr bei einer andern Gelegenheit sehen, wo es galt, das lautere Evangelium nach einer andern Seite hin als ihr heiliges Panier aufzupflanzen, wo ein Handeln um den Glauben ebenfalls irdischen Vortheil gebracht hätte.

Es hatten sich nemlich, ohngefähr um dieselbe Zeit, als Luther in Sachsen angefangen hatte, das Evangelium zu predigen, in der Schweiz ähnliche Bestrebungen gegen die herrschende Kirche geltend gemacht. Huldreich Zwingli,

ein Priester zu Zürich, hatte dort ebenfalls gegen die Mißbräuche der Kirche gepredigt und, sowol in der Schweiz, als im südlichen Deutschland, zahlreiche Anhänger gefunden. Doch zeigten sich zwischen beiden gar manche ernste und wichtige Verschiedenheiten.

Nun aber, nach dem ungünstigen Reichsabschiede zu Speier, sah der scharfsinnige Landgraf Philipp voraus, daß die Zeit nicht mehr fern sein werde, wo der evangelische Glaube seine Feuerprobe werde bestehen müßen in mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen, wie sich dieß in der Folge auch vollständig bewährt hat. Darum war es ihm, dem fünf und zwanzigjährigen Fürsten nunmehr vor Allem darum zu thun, daß die evangelischen Fürsten und Stände sich Bundesgenoßen gewönnen und Hülfe für die Zeit des Kampfes.

Da gedachte er denn sogleich an die kriegs- und kampfgeübten Schweizer, bei denen ja die Reformation gleichfalls so großen Anhang gefunden hatte. Sein Wunsch war es darum, daß die Anhänger Luthers und Zwingli's sich in denjenigen Lehren vereinigen möchten, worin sie von einander verschieden waren.

Er berief darum, gleich nach dem Reichstage zu Speier, auf den 3. Oktober 1529 die gelehrtesten und angesehensten Theologen von beiden Seiten nach seiner Stadt Marburg zu einem Religionsgespräche, um, wenn es möglich wäre, beide Parteien zu vereinigen.

Hier zu Marburg kamen denn nun auch wirklich Luther und Zwingli zusammen. Jeder von ihnen war von seinen tüchtigsten Anhängern und Freunden begleitet.

In dem Saale des alten Schloßes, von welchem ihr so manchmal gehört habt in der Geschichte unserer heßischen Fürsten, von der heil. Elisabeth und Heinrich dem Kinde an bis hierher, wollten sie das Friedens- und Vereinigungswerk stiften.

Allein so viele äußere Gründe auch dafür sprachen: Luther war der Mann nicht, welcher, um äußerer Rücksichten willen, mit seinem Glauben hätte handeln laßen. In den schwersten Stunden der Anfechtung, unter Gebet und heißen Thränen hatte er sich seinen festen Glauben errungen. Er, der schwache Mönch, der dort auf dem Reichstage zu Worms allein stand, hatte in seinem Glauben allein jenen wunderbaren Muth und jene Kraft gefunden, der vereinigten Macht des Kaisers und des Papstes zu widerstehen. Er hatte an Sickingens Beispiel gesehen, wie es Gottes Wille nicht sei, daß seinem Evangelium mit dem Schwerte aufgeholfen werde. Darum wäre Luther nicht Luther geblieben, hätte er nur eines Fingers breit nachgeben wollen in dem, was ihm das Heiligste war, um menschlicher Hülfe willen. Dem, worin er allein seine Kraft gefunden, was ihm allein in seinen schwersten Stunden seinen Todesmuth gegeben hatte, dem mußte er nothwendig auch treu bleiben an jenem Tage zu Marburg.

Es war vornehmlich die Lehre vom heil. Abendmal, worüber der Zwiespalt war. Daß man in dieser heiligsten Handlung der Kirche Christi unter Brod und Wein den Leib und das Blut des Herrn empfange, wie die Aussprüche Christi und seiner Apostel so unzweideutig sagen, und wie es die Kirche von Anfang gelehrt, dieß läugnete Zwingli.

Damit aber läugnete er überhaupt das göttliche Geheimniß des Sakraments und die höchste Gabe, welche die Kirche überhaupt hienieden auf Erden dem Christen darreicht und spendet.

Darum aber war an ein Nachgeben Luthers in dieser wichtigsten und heiligsten Sache auch nicht im entferntesten zu denken. Er hätte sich selbst und sein ganzes Werk aufgegeben, wenn er sich hierin aus weltlichen Rücksichten biegsam gezeigt hätte.

Darum hatte auch jene Unterredung keinen Erfolg. Und da überdieß damals eine pestartige Krankheit in Marburg ausgebrochen, so trieben die Fürsten selbst zur Eile und die Versammlung ging bald auseinander.

Es war der sogenannte „Englische Schweiß," eine Krankheit, welche damals aus England nach Deutschland gekommen war. Die Leute mußten sich hinlegen und schwitzen, und gewöhnlich nach 24 Stunden waren sie todt. Diejenigen aber, welche davon kamen, blieben lange Zeit elend und schwach. Da aber die Aerzte damals kein Mittel gegen die Krankheit wußten, so starben in Deutschland gar viele Menschen daran.

Während dies sich nun in Marburg zutrug, verweilte Kaiser Karl V. noch immer in Italien. Aber er hatte die Absicht, von da aus nach Deutschland zu gehen, um die Uneinigkeiten im Reiche in Ordnung zu bringen. Und im Maimonate des folgenden Jahres ging er wirklich nach seiner Hauptstadt Innsbruck in Tyrol.

Von hier aus schrieb er denn auch einen großen Reichstag aus nach der Stadt Augsburg, welchen er selbst,

seit neun Jahren zum erstenmale wieder, zu besuchen versprach.

Wirklich brach er auch am 6. Juni von Innsbruck auf und reiste mit großem Gefolge über München nach Augsburg. Am 15. desselben langte er an. Schon hatten sich die meisten deutschen Fürsten hier eingefunden, dem Befehle ihres Herrn und Kaisers gehorsam.

Damit ihr nun sehen möget, welch eine große Zahl von Menschen einst bei diesen Reichstagen zusammen kamen, und wie prächtig es dabei herging, will ich euch bei dieser Gelegenheit erzählen, wie die mächtigsten Fürsten hier zusammen kamen, wie groß ihr Gefolge war und wie sie den Kaiser empfingen.

Als der erste unter Allen war der Landesherr Luthers, Kurfürst Johannes der Beständige von Sachsen auf dem Platze. Mit ihm waren sein Sohn Johann Friedrich, Herzog Franz von Lüneburg, Fürst Wolf von Anhalt und außerdem eine große Anzahl von Grafen und Herren seines Landes, im Ganzen 160 zu Roße, ohne die Diener. Ihr Aller Kleidung war von brauner Farbe.

Am 10. Mai kam der Sohn des Herzogs Georg von Sachsen mit dem Fürsten Joachim von Anhalt. In ihrem Gefolge waren 30 Männer zu Pferde. Einige Tage später erschien Herzog Georg selbst mit 50 Mann zu Roß, Alle gleichfalls in brauner Kleidung.

Am 12. Mai kam der Landgraf Philipp von Heßen mit 120 Roßen und Herzog Heinrich von Braunschweig mit 30 Pferden.

Am 14. und 15. kamen eingeritten der Herzog Ernst

von Lüneburg mit 30 Reitern, in brauner und der Bischof von Speier mit 50 Reitern in rother Kleidung. Und so ging's fort. Der Kurfürst von Köln hatte ein Gefolge von 100 Berittenen, der Kurfürst von Mainz von 130, Alle roth gekleidet, ebenso der Bischof von Würzburg mit 90, Markgraf Georg von Brandenburg mit 160 Reitern, in Harnischen und grünen Kleidern, Walther von Cronberg, der Hochmeister des Deutschen Ordens, gefolgt von 40 Rittern, in schwarzer Kleidung und weißen Kreuzen. Und so könnte ich euch noch eine lange, lange Reihe von Fürsten, Bischöfen, Grafen und Herren nennen, die alle nach einander ihren Einzug hielten in der freien Reichsstadt Augsburg, mit großer Begleitung, Alle gleich gekleidet, und Alle gleich gerüstet und bewaffnet. Denn alle Fürsten, geistliche und weltliche, alle Stände des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation waren gen Augsburg gekommen, ihrem Kaiser zu Ehren und weil sie alle Theil wollten nehmen an den Berathungen über den Glauben und die Kirche, welche hier, wie man dachte, endlich zum Austrage kommen sollten.

Am 15. Juni endlich gegen Abend kam der Kaiser mit seinem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand von Oestreich und den Herzogen von Baiern, die ihn von München an begleitet hatten, an der Lechbrücke bei Augsburg an.

Bis hierher waren ihm die, in der Stadt versammelten Fürsten mit allem ihrem Gefolge entgegengezogen.

Als man den Kaiser erblickte, stieg Alles vom Pferde und die Fürsten gingen ihrem Oberherren entgegen. Auch

der Kaiſer ſtieg ab und reichte jedem freundlich die Hand. Nachdem nun der Kurfürſt von Mainz, als Erzkanzler des Reiches den Kaiſer im Namen der hier „verſammelten Glieder des heil. römiſchen Reiches“ begrüßt, ſetzte ſich der große, lange, prächtige Zug in Bewegung.

Vorn zogen zwei Fähnleln Landsknechte, mit Hellebarden bewaffnet. Hierauf folgten die bewaffneten Reiter der ſechs Kurfürſten des Reiches, die ſächſiſchen, nach altem Herkommen voran. Dann kamen die Leute des Kaiſers und ſeines Bruders Ferdinand von Oeſtreich, die deutſchen, böhmiſchen und ſpaniſchen Herren, in ſammetnen und ſeidenen Kleidern mit großen, goldenen Ketten.

Nun kamen die Fürſten ſelbſt.

Einige Reihen Trompeter, Heerpauker, Trommelſchläger und Herolde kündigten ſie an. Zuerſt kamen die Fürſten, dann die Kurfürſten, weltliche und geiſtliche. Unmittelbar vor dem Kaiſer ritt der Kurfürſt Johannes von Sachſen und trug als des Reiches Erzmarſchall ſeinem Herrn das bloße Schwert voran. An ſeiner einen Seite ritt der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, an der andern des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz „trefflicher Botſchafter,“ Schenk Valentin Freiherr von Erbach.

Den Kurfürſten aber folgte ihr erkorner und gekrönter Kaiſer. In ſchwarzer ſpaniſcher Tracht ritt er allein auf einem weißen Hengſte unter einem hohen, prächtigen Baldachin. Nach dem Kaiſer ritten ſein Bruder Ferdinand und der Geſandte des Papſtes. Ihnen folgten die deutſchen Biſchöfe und die fremden Geſandten und Prälaten. Nach dem

langen Zuge der Fürſten und Herren folgten wieder in endloſer Reihe die gewaffneten Reiter des Kaiſers, ſeines Bruders, jene in Gelb, dieſe in Roth gekleidet, und aller andern Fürſten des Reiches, jede Schaar in beſonderer Farbe und Rüſtung, theils mit Harniſchen, theils als Schützen bewaffnet. Den Beſchluß machten die Mannſchaften der Stadt Augsburg, zu Fuß und zu Roß.

Zuerſt bewegte ſich der Zug durch die weiten Straßen nach dem Dom, wo der alte Kirchengeſang: „Herr Gott, dich loben wir" den Kaiſer empfing und der Segen über ihn ausgeſprochen ward. Die Fürſten verließen erſt ihren kaiſerlichen Herrn, als er in dem kaiſerlichen Palaſte abgeſtiegen war.

So empfing damals das Reich ſeinen Kaiſer!

Als nun die andern Fürſten ſich entfernt hatten, da ließ der Kaiſer die evangeliſchen Fürſten, den Kurfürſten Johannes von Sachſen, den Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzog Franz von Lüneburg und den Landgrafen Philipp von Heßen zu ſich in ein beſonderes Zimmer entbieten, um ſie aufzufordern, daß ſie ihren Geiſtlichen, welche ſie mitgebracht, nunmehr das Predigen verbieten ſollten. Betroffen ſchwiegen die andern Fürſten; aber der muthige Landgraf Philipp vertheidigte ihre Weigerung damit, daß ja nichts Anderes gepredigt werde, als das reine Gotteswort. Da faßte ſich auch der Markgraf von Brandenburg und ſagte: „Herr, ehe ich von Gottes Wort ließe, wollte ich lieber auf dieſer Stelle niederknieen und mir den Kopf abhauen laßen." Das rührte den

Kaiser und er antwortete in seinem gebrochenen Deutsch: „Lieber Fürst, nit Kopp ab!“

Doch gaben die Fürsten dahin nach, ihren Geistlichen das Predigen, während des Reichstages zu verbieten, doch nur unter der Bedingung, daß auch der Gegenpartei Stillschweigen geboten würde. Auch an der Frohnleichnamsprozeßion, welche am andern Tage Statt fand, nahmen die evangelischen Fürsten keinen Theil, obgleich dieß der Kaiser ausdrücklich gewünscht hatte. Sie sagten, nicht dazu habe der Herr das Sacrament des Altars eingesetzt, daß es herumgetragen und angebetet, sondern daß es empfangen würde.

Am 20. Juni endlich wurde der Reichstag selbst eröffnet. Die Streitigkeiten wegen der Religion waren der wichtigste Gegenstand, welcher hier zu Ende geführt werden sollte. Der Kaiser wünschte, so that er kund, dieselben in der Güte beizulegen und forderte deßhalb dazu auf, daß ein Jeder seine Meinung ihm in Schriften überantworten möge.

Das kam denn den Evangelischen erwünscht. Sie waren darauf schon vorbereitet.

Der Kurfürst von Sachsen hatte Luthern und Melanchthon mit auf die Reise gen Augsburg genommen. Da aber Luther noch immer, vom Reichstage zu Worms her, in der Acht des Kaisers war, so hatte er ihn unter Weges auf seinem Schloße zu Coburg zurückgelaßen, wo er allerdings sichrer war, als bei dem Zusammenfluße von Menschen aus allen Ländern zu Augsburg. Da nun auch die andern evangelischen Fürsten ihre vornehmsten Gottesgelehrten mitgebracht hatten, so verfaßte jetzt Melanchthon, unter dem Beirathe dieser und des in Coburg weilenden

Luthers, mit welchem er in beſtändigem Briefwechſel ſtand, jene treffliche Bekenntnißſchrift, welche man die Augsburgiſche Confeßion, oder das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß nennt. Es waren derſelben Glaubensartikel zu Grunde gelegt, welche Luther bereits früher aufgeſtellt hatte. Allein Melanchthon hat ſie dort in Augsburg in ihre eigentliche Form gebracht und ihn hat man darum als ihren Verfaßer anzuſehen. Derſelbe hat darin die Lehre unſerer Kirche in einer ſolchen Milde und Klarheit dargeſtellt, daß man ſie von jeher mit Recht als ein wahres Meiſterſtück angeſehen hat. Und wenn du alſo, lieber Leſer, wißen willſt, was die evangeliſche Kirche bekennt und lehrt, ſo nimm die Augsburgiſche Confeßion in deine Hand und lies! Und wenn dir's wirklich Ernſt mit deinem Glauben iſt, ſo wirds dich nicht gereuen.

Am 25. Juni 1530 nun ward ſie in der Verſammlung des Reiches vorgeleſen, und dem Kaiſer überreicht, nachdem vorher der Kurfürſt Johannes und ſein Sohn, Herzog Johann Friedrich von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp von Heßen, die Herzoge Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg und Fürſt Wolfgang von Anhalt, ſowie die Abgeordneten der Städte Nürnberg und Reutlingen ſie unterſchrieben.

Dieſes wahrhaft chriſtliche Bekenntniß dort zu Augsburg hatte damals ſchon auf die Freunde, wie auf viele Feinde der evangeliſchen Sache den beßten Eindruck hervorgebracht.

Die letztern hatten ſich mitunter einreden laßen, daß die

Evangeliſchen gar keinen Glauben hätten und alles Chriſtenthum verwürfen. Jetzt hatten ſie ſelbſt gehört, daß dieß ganz anders ſei und viele bekannten es laut, daß ſie Gottes Wort auf ihrer Seite hätten.

Die Evangeliſchen aber erfüllte das Bekenntniß ihres Glaubens mit einem Muthe und einer Freudigkeit, welche ſie alle Gefahren gering ſchätzen ließen, denen ſie deßhalb ausgeſetzt waren.

Das ſchöne Lied, das Luther während dieſer Zeit zu Coburg gedichtet, der Siegs- und Triumphgeſang der evangeliſchen Kirche: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott, ein gute Wehr und Waffen ꝛc.“, drückt die allgemeine Stimmung aus, welche damals die evangeliſchen Herzen bewegte.

Vor Allen war es auch Landgraf Philipp, welcher dort von dieſem freudigen Muthe bewegt war. Er verachtete ebenſowol die lockenden Verſprechungen, welche man ihm machte, wenn er die evangeliſche Sache verlaße, als die Drohungen, welche man ihn hören ließ.

Ueberdieß, thatkräftig wie er war, ward er bald der langen Verhandlungen zu Augsburg überdrüßig. Er bat den Kaiſer, ihn zu entlaßen. Der ſchlug es ihm ab. Trotzdem ritt er eines Abends nach Hauſe. Darüber ward der Kaiſer ſo ungnädig, daß er mehrere Tage lang die großen Thore der Stadt nicht öffnen ließ. Von Hauſe aber ſchrieb der Landgraf an den Kurfürſten Johannes, er wolle Leib und Gut, Land und Leute bei ihm und bei Gottes Wort laßen. Seinen Räthen aber ſchrieb er nach Augsburg: „Saget den Städten, daß ſie nicht Weiber ſeien, ſondern Männer: es hat keine Noth, Gott iſt auf unſerer Seite.“

Der Reichsabschied, welchen der Kaiser am Schluße eſes großen Reichstags verkündigen ließ, war nun freilich en Evangeliſchen nicht günſtig. Er drang darin darauf, aß alle Meinungen, welche abwichen von der bisherigen ehre der Kirche, verwerflich ſeien. Er beſtätigte aufs neue lle Gerechtſame der geiſtlichen Fürſten und verpflichtete das Reichskammergericht auf dieſe Beſtimmungen, ſo daß dort lle Klagen der Biſchöfe gegen die evangeliſchen Stände en letztern verderblich ſein mußten.

Doch dieſe verließen ſich, wie geſagt, auf Gottes Wort und ihre gerechte Sache.

VII.

Wie Landgraf Philipp den Beinamen des „Großmüthigen“ erwarb.

Im Frühjahr 1534.

Wenn die Wäßerlein kommen zu Hauf,
Gibt es wol einen Fluß;
Wenn jedes nimmt ſeinen eigenen Lauf,
Eins ohne das andere vertrocknen muß.
F. Rückert.

So ſtand es mit der evangeliſchen Sache in Deutſchland nach dem berühmten Reichstage zu Augsburg. Die Evangeliſchen hatten dort ihre größte That gethan, ſie hatten das Bekenntniß ihres Glaubens abgelegt.

Hätten die Machthaber der bisher herrſchenden Kirche den wahrhaft chriſtlichen und evangeliſchen Inhalt derſelben

anerkannt und diejenigen, welche ſich jetzt oder ſpäter dazu bekennen würden, ihres Glaubens leben laßen, ſo wäre die große Spaltung jetzt noch zu verhüten geweſen, welche von da an die deutſche Nation in zwei große Hälften getrennt hat.

Allein es geſchah nicht. Der Kaiſer wollte nicht, denn er hatte den geheimen Plan, das deutſche Reich zu einem erblichen Kaiſerthum zu machen und darum gedachte er, bei dieſer Gelegenheit die mächtigſten deutſchen Fürſten, unter dem Vorwande die Religion zu unterdrücken und ſie, und nach ihnen die andern allmälig ihrer bisherigen Selbſtſtändigkeit zu berauben. Der Papſt wollte nicht, denn die Macht des Evangeliums hätte ſeiner bisherigen geiſtlichen Herrſchaft und ſeinen bisherigen Gelderpreßungen ein Ende gemacht. Seine Rathſchläge waren darum unaufhörlich darauf gerichtet, den Kaiſer gegen die Evangeliſchen zu blutiger Gewaltthat aufzureizen. Die deutſchen Biſchöfe wollten mehrentheils nicht, denn die evangeliſche Lehre hätte ſie gar vieler weltlichen Vortheile beraubt. Manche deutſche Fürſten wollten nicht, denn ſie ſahen mehr Nutzen für ſich auf Seiten des Kaiſers. Treue und Anhänglichkeit an ihren alten Glauben war nur bei Wenigen von dieſen allen die Urſache ihrer Feindſchaft gegen das Evangelium.

Da ließen ſich denn die Sachen für die evangeliſchen Fürſten und Städte immer drohender an.

Sie kamen deßhalb zu Ende des Jahres, in welchem der Reichstag zu Augsburg gehalten worden (1530), in der Stadt Schmalkalden zuſammen und ſchloßen dort einen Bund zu gegenſeitiger Vertheidigung, wenn ſie, oder

einer von ihnen um des Evangeliums willen angegriffen würde. Dieſes Bündniß ward denn von dem Orte, wo es geſchloßen ward, der Schmalkaldiſche Bund genannt.

Daß unſer Landgraf Philipp mit dabei war, dürft ihr nicht bezweifeln. Ja gerade er war das thätigſte, unternehmendſte und unermüdlichſte Mitglied desſelben. Er hielt es um ſo mehr für durchaus nöthig, daß er dem Bunde neue Anhänger gewinne, da der Bruder des Kaiſers, der ſchon mehrerwähnte Erzherzog Ferdinand gleich nach jener Schließung des Bundes zu Schmalkalden, nemlich am 5. Januar 1531 zum Römiſchen Könige gewählt worden war, d. h. dieſer Feind der evangeliſchen Lehre war nun der Erſte nach dem Kaiſer, ſein Stellvertreter, wenn derſelbe abweſend oder ſonſt verhindert war und ſein, im voraus beſtimmter Nachfolger.

Da ſah denn der einſichtvolle und ſcharfſichtige Landgraf voraus, daß die Feinde des evangeliſchen Glaubens jetzt alle ihre Kräfte aufbieten würden, das Evangelium ſelbſt mit Gewalt zu unterdrücken. Er war es, der darum jetzt alles Ernſtes darauf bedacht war, dem Schmalkaldiſchen Bunde neue Freunde, dem Evangelium weitere Verbreitung zu gewinnen, um gegen alle Angriffe der Feinde gerüſtet zu ſein.

Darum gedachte denn der Landgraf einen Plan auszuführen, über welchen er vorher ſchon öfters nachgedacht hatte. Seit einigen Jahren verweilte nemlich ein deutſcher Fürſt als Vertriebener bei ihm und ſuchte Hülfe. Es war Herzog Ulrich von Würtemberg. Er war ein Vetter des Landgrafen Philipp, denn ſeine Großmutter Mech-

tilde, die Gemalin des Landgrafen Ludwigs II., und die Mutter Wilhelms II. war eine geborene Gräfin von Würtemberg.

Dieser Herzog Ulrich war als ein junger Herr zur Regierung des Würtemberger Landes gekommen. Von feurigem, aufbrausenden Gemüthe, war er in Unfrieden gerathen mit seiner Gemalin und hatte einen jungen Edelmann erschlagen, Heinrich von Hutten genannt. Dessen Verwandten und Freunde hatten dann den mächtigen schwäbischen Bund, eine große Vereinigung von Fürsten, Edelleuten und Städten im südlichen Deutschland, gegen ihn zu Hülfe gerufen und in Gemeinschaft mit den Schwägern Ulrichs, den Herzogen von Baiern, denselben aus seinen Landen vertrieben und das Herzogthum Würtemberg dem Erzherzoge und nachmaligen Könige Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, übergeben.

So mußte denn Herzog Ulrich flüchtig gehen aus dem Lande seiner Väter und suchte Hülfe und Zuflucht bei andern deutschen Fürsten, welche mit ihm durch die Bande des Blutes verwandt waren. Mehrere Jahre schon verweilte er, wie gesagt, beim Landgrafen von Heßen. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war auf dem Schloße Blankenstein bei Gladenbach. Hier hatte er die evangelische Lehre kennen gelernt, die Prediger der reinen Lehre gehört und war zur evangelischen Kirche übergetreten.

Vergebens hatte sich bisher der Landgraf beim Kaiser und deßen Bruder Ferdinand um die Wiedereinsetzung seines Vetters von Würtemberg bemüht. Es war Alles umsonst.

Da dachte nun Landgraf Philipp darauf, wie er den Herzog Ulrich mit Gewalt zu seinem Lande wieder bringe, der ohne richterlichen Spruch von seiner Regierung war gedrungen, und seines Landes beraubt worden. Zugleich hörte er, wie das Schwabenvolk mit inniger Liebe dem Evangelium zugethan wäre und nur mit Gewalt von dem Bekenntniße desselben zurückgehalten werden könnte. Der evangelischen Kirche ein deutsches Herzogthum, dem Schmalkaldischen Bunde den Herzog von Würtemberg zu gewinnen, das war das Ziel und der Plan, welche der Landgraf sich vorgesetzt hatte. Das glücklich hinauszuführen, darauf war er nun mit rastloser Thätigkeit bedacht.

Leider mußte sich aber der Landgraf dabei zugleich nach fremder Hülfe umsehen. Er suchte die Hülfe des Königs von Frankreich in dieser deutschen Sache. Der gab nun freilich sein französisches Geld, womit Herzog Ulrich Truppen werben konnte. Aber nicht etwa darum, damit der Vertriebene wieder in sein Land eingesetzt werde, sondern um seines eignen Vortheils willen. Er ließ sich damals die Grafschaft Mömpelgard im Elsaß versetzen, die dem Herzoge von Würtemberg gehörte und hierdurch kam dieselbe nach nicht gar langer Zeit in französische Hände und gehört nun zu Frankreich bis auf den heutigen Tag.

Es war im Frühjahr des Jahres 1534, daß der Landgraf sich zum Kriege rüstete gegen den schwäbischen Bund, der damals das Würtemberger Land noch inne hatte und im Namen des Königs Ferdinand regierte. Er rief seine heßischen Ritter zusammen, die mit ihren Reisigen zusam-

menkamen nach seiner Hauptstadt Kaßel, 1600 Geharnischte zu Pferd, mit vielem Geschütze.

Am 23. April geschah der Abmarsch aus Kaßel. Der Weg ging über Felsberg, Marburg, Gießen und Butzbach durch die gesegnete Wetterau. In der Nähe von Frankfurt wendete sich der Landgraf mit den Seinen zur Rechten durch Niedereschbach nach dem Mainstrome. Denn der Magistrat von Frankfurt hatte den Heßen den Durchmarsch verboten durch ihre Stadt, aus Furcht vor dem Kaiser. Deßhalb setzten sie unterhalb Frankfurt über den Main. Diesseits des Stromes hielt Landgraf Philipp einen Rasttag zu Schwanheim am Maine.

Zu Anfang Mai kam er mit seinen stattlichen heßischen Rittern zu Pfungstadt bei Darmstadt an. Hier stießen die geworbenen Völker des Herzogs Ulrich von Würtemberg zu ihm, 20,000 Mann Landsknechte zu Fuß, bewaffnet mit Hellebarten, Armbrusten und Handbüchsen, unter Anführung des Grafen Wilhelm von Fürstenberg. Hier auf dem Felde bei Pfungstadt wurde vom Landgrafen und seinem Verbündeten, dem Herzoge Ulrich am 3. Mai über das ganze Heer eine große Heerschau gehalten. Es waren im Ganzen bei 24,000 Mann.

Von hier gedachte der Landgraf sein Heer die schöne Bergstraße hinauf zu führen über Heidelberg nach dem Würtemberger Lande. Allein der Kurfürst von der Pfalz verbat sich den Durchmarsch durch sein Land und so faßte Landgraf Philipp den Plan, sein Kriegsvolk über die Berge des Odenwaldes zu führen.

Am 6. Mai, bald nach Mitternacht brachen, sie von

Pfungstadt auf. Der Landgraf, zu Roß, hatte selbst seinen Rennspieß in der Hand und war überall zugegen. Voran zogen die Wagen mit Lebensmitteln und Schießbedarf. Sie waren von sechstausend Bauern geführt, die selbst alle bewaffnet waren. Dann folgte das Geschütz, darnach der Kern der ganzen Heeresmacht, die heßischen Ritter mit der Hauptfahne, getragen von dem heßischen Marschall, Hermann von der Malsburg. Hierauf kamen die Fußvölker.

Am folgenden Tage, 7. Mai, zog das Heer über Fürstenau, Michelstadt und Erbach hinüber durch das Mudauer Thal gen Mudau. Hier überschritt es die rauhe Höhe und zog dann in das Thal von Schefflenz hinab. Schon am fünften Tage nach ihrem Abmarsche von Pfungstadt standen sie vor Neckarsulm, wo die Fürsten einen Rasttag halten ließen und die ermüdeten Leute sich erholten. Hier standen sie nun an der Grenze von Würtemberg. Die ersten würtembergischen Orte, bei welchen sie ankamen, ergaben sich sogleich ihrem alten Landesherrn.

Unterdeßen hatte auch die, vom Könige Ferdinand eingesetzte Regentschaft ihre Anstalten getroffen. Allein sie hatten nicht erwartet, daß die verbündeten Fürsten von dieser Seite her ihren Einmarsch im Würtemberger Lande bewerkstelligen würden. Sie hatten gedacht, daß sie von der Pfalz her einfallen würden. Dort hatten sie darum die Wege gesperrt mit Schanzen und Verhauen und dieselben mit Mannschaft besetzt. Das war nun aber Alles vergebens gewesen.

Darum sammelten sie nun ihre Bewaffneten und zogen

dem heßiſchen Heere entgegen. Bei der Stadt Laufen am Neckar trafen die Feinde auf einander. Aber ſtärker waren die Heßen und trefflich geführt von ihrem muthigen, kriegserfahrenen Fürſten. Nach kurzem, wenn auch hartnäckigen Kampfe errangen ſie einen glänzenden und vollſtändigen Sieg, am 12. Mai 1534.

Die Niederlage des Heeres König Ferdinands war ſo vollſtändig, daß eine Stadt, ein Schloß nach dem andern ſich dem Herzoge Ulrich ergab und in Kurzem das ganze Würtemberger Land ſeinem rechtmäßigen Landesherrn huldigte.

Damals ſangen die Schwaben, froh darüber, daß ſie ihren alten Herrn wieder hatten und nun ihren evangeliſchen Glauben frei bekennen durften, ein Siegeslied, worin folgende Stelle vorkommt von der Schlacht bei Laufen.

„Man hört die Heßen krachen
Neben Heuchelberg herein,
Die Landwehr habens genommen,
Da ſein die ſchwäbiſchen Reuter
Das erſtemal an ſie kommen.
Die zogen bis auf Zweck und Ziel
Bei Laufen da im Walde,
Daſelbſten iſt ein großer See,
Da that den Königiſchen fliehen weh.“

So alſo war dies Unternehmen des Landgrafen Philipp wol gelungen. Die Feinde der evangeliſchen Kirche hatten eine ſchwere Niederlage erlitten. Die Macht der Evangeliſchen hatte ſich bewährt. Dem Schmalkaldiſchen Bunde war in dem dankbaren Herzoge Ulrich ein neuer, eifriger

Bundesgenoße gewonnen. Das Würtemberger Land ſtand nun dem Evangelium offen, wornach die Mehrzahl ſeiner Bewohner ſchon ſo lange ſich geſehnet hatte. König Ferdinand aber, der die Sache nicht mehr ändern konnte, erkannte in dem Frieden, welcher nun geſchloßen wurde, den Herzog Ulrich wieder als Herzog von Würtemberg an. Für ſich ſelbſt begehrte Landgraf Philipp keinen Lohn. Er war zufrieden, daß er für die Sache, welcher er mit ſo inniger Liebe angehangen, den großen Sieg errungen. Darum ward er denn auch von allen evangeliſchen Herzen geſegnet und ſein Lob laut geprießen im Norden und im Süden des deutſchen Vaterlandes. Und wegen dieſes ſiegreichen Kriegszuges für ſeinen Freund und Vetter, den Herzog Ulrich von Würtemberg ward er darum auch von da an der „Großmüthige" geheißen. Selbſt Luther, welcher vorher abgemahnt hatte von dem Zuge nach Würtemberg, rief aus, als er den Ausgang der Sache vernahm: „In dieſer Sache iſt Gott!"

VIII.

Wie Landgraf Philipp gegen die Wiedertäufer in Münſter zog.

1534 u. 1535.

Glaub nicht Alles, was du hörſt,
Thu nicht Alles, was du magſt,
Sag nicht Alles, was du weißt,
Brauch nicht Alles, was du haſt,
Kauf nicht Alles, was du ſiehſt;
So bleibſt du wol zu jeder Friſt.
Luther.

Kaum hatte Landgraf Philipp dieſen Kriegszug glücklich beendigt, da rief ihn ſeine Pflicht ſchon wieder zu Streit und Fehde noch in demſelben Jahre.

Ihr habt ſchon, bei Gelegenheit der Erzählung des Bauernkriegs, von jenen Schwärmern gehört, welche ſich zu jener Zeit überall ſehen ließen, das Volk aufwiegelten und aufreizten gegen die beſtehenden Ordnungen in der Kirche, wie im Staate. Thomas Müntzer, jener Held von Frankenhauſen, der erſt Mord und Todſchlag geſchnaubt hatte gegen alle Fürſten und „Pfaffen“ und dann, nachdem er viele Tauſende von bethörten Menſchen in Verderben und Tod gebracht, mit Zittern und Zagen auf dem Blutgerüſte ſtarb, war dazumal einer der eifrigſten jener „Schwarmgeiſter,“ wie Luther ſie nannte, geweſen.

Die ſchwärmeriſchen Meinungen, welche dieſe Menſchen jetzt unter dem Volke verbreiteten, beſtanden vorzugsweiſe darin, daß ſie das geſchriebene Wort Gottes verachteten,

dagegen ihre eignen Einfälle unter dem Vorwande, daß dieß göttliche Offenbarungen seien, als die höchste Wahrheit priesen. Das geschriebene Wort Gottes, so behaupteten sie, habe nur einen Werth, so fern es durch das lebendige Wort, welches Gott ihren Anführern und Propheten eingebe, erklärt und vervollständigt werde. Ihr werdet gleich sehen, wohin diese bethörten Menschen durch solche Behauptungen geführt wurden. Deßhalb verwarfen sie denn auch die Taufe der Kinder. Erst müße der Geist Gottes, so sagten sie, in dem Menschen wohnen, dann komme erst die Taufe als göttliche Bestätigung hinzu. Deßhalb mußten sich alle ihre Anhänger von neuem wieder taufen laßen und daher hat man sie denn Wiedertäufer, auch Taufgesinnte genannt. — Endlich behaupteten sie, die Wiederkunft Christi sei nahe. Jetzt, in diesen Tagen werde er kommen mit ihnen, den Wiedertäufern, sein ewiges Reich aufrichten, und die Gläubigen und die Ungläubigen von einander scheiden. Alle Welt müße darum vorher mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Nur wer sich zu ihnen bekehre und sich abermals taufen laße, könne dem allgemeinen Verderben entrinnen.

Der Hauptsitz dieser Schwärmer war Holland. Dort lebte ihr vornehmster Prophet, Johann Mathys genannt. Von hier aus gingen ihre Sendboten in alle Länder Europas, namentlich nach Deutschland und der Schweiz, predigten die Wiedertaufe und verkündigten Allen, die ihre Lehre nicht annehmen und sich nicht noch einmal wollten taufen laßen, den Zorn Gottes und das zeitliche und ewige Verderben.

Da sie so offen den allgemeinen Umsturz des weltlichen und des geistlichen Regimentes predigten, so wurden sie fast allenthalben aufs heftigste verfolgt, namentlich in den katholischen Ländern, z. B. eben in den Niederlanden, in Baiern u. s. w. Trotzdem fanden sie gerade hier den meisten Beifall. Weniger war dieß der Fall in den evangelischen Ländern. Hier war das reine Evangelium bereits so laut gepredigt worden, daß das Volk sich weniger angezogen fühlte von diesen schwärmerischen Irrlehren.

Da begab sichs, daß in den Jahren 1533 und 34, die Wiedertäufer in einer der größten und reichsten Städte des deutschen Reiches, zu Münster in Westphalen, zur vollständigen Herrschaft kamen. Hier, wo einst 200 Jahre früher der jüngste Sohn Heinrichs des Kindes, Landgraf Ludwig von Heßen, als Fürstbischof so ruhmreich das Regiment geführt, hatte zu Luthers Zeit ein Geistlicher, Bernhard Rottmann geheißen, die evangelische Lehre gepredigt. Die Bürgerschaft nahm sie mit Freuden an, trotz aller Widerrede ihres Bischofs.

Leider aber ließ sich dieser Rottmann, anstatt die ihm anvertraute Heerde vor den Angriffen der räuberischen Wölfe zu bewahren, selbst von den Irrlehren der Wiedertäufer bethören. Hierher war deren Prophet Johann Mathys aus dem benachbarten Holland mit seinem Apostel Johann Bockelsohn, einem Schneider aus Leyden und vielen andern Wiedertäufern gekommen und wußte zahlreichen Anhang zu gewinnen unter den Bürgern. Da nun wie gesagt, der erste Geistliche der Stadt selbst zu den Taufgesinnten überging, so erlangten diese gar bald

die Uebermacht. Kaum wurden sie das inne, als sie bald alle Stellen im Rathe mit Wiedertäufern besetzten und nun ein Regiment führten, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel mehr kennt. Da galt nicht Gesetz noch Recht, nicht Ordnung noch Sitte. Was der Prophet der Gemeinde verkündigte, das galt als höchstes Gebot.

So trat er einst auf und sagte, daß Alle aus der Stadt verjagt werden müßten, die sich nicht noch einmal wollten taufen laßen. „Hinweg," rief er aus, „hinweg mit den Kindern Esaus, das Erbe gehört den Kindern Jacobs!" Und alsbald fielen die Anhänger des Propheten, die sich durch eine große Menge fremder Wiedertäufer verstärkt hatten, über Alle her, die in dem Verdachte standen, der neuen Ordnung ungünstig zu sein und vertrieben sie mit Gewalt. Alle ihre Habe ward ihnen genommen und in eine gemeinsame Kasse gelegt, aus welcher denn Jedweder haben sollte, was er bedürfe. Und so mußten denn Tausende nackt und bloß ihre Heimath verlaßen und fremde Schwärmer theilten sich in das Erbe ihrer Väter.

War denn, so fragst du vielleicht, lieber Leser, keine Gewalt mehr da im deutschen Reiche, welche diesem Unwesen ein Ende gemacht hätte?

Der Kaiser war eben damals in seinen auswärtigen Ländern, sein Bruder und Stellvertreter, König Ferdinand hatte mit sich selbst zu thun, wie die meisten andern Fürsten des deutschen Reiches. Der Landgraf von Heßen, der Grenznachbar des Bischofs von Münster, war damals auf seinem Zuge gegen Würtemberg. Die Macht dieses letzteren, der sich seiner Hauptstadt beraubt sah, reichte aber nicht hin,

das große, gut befestigte Münster, das von Tausenden wilder Schwärmer vertheidigt wurde, zu bezwingen. Schon im Frühling des Jahres 1534 rückte der Bischof Franz, Graf von Waldeck, mit seiner Heeresmacht vor die Stadt. Einschließen aber konnte er dieselbe nicht und darum auch nichts Ernstliches gegen die Taufgesinnten unternehmen.

Das aber machte die Schwärmer nur noch toller und wahnwitziger. Bald ließ sich Johann Bockelsohn, der Schneider aus Leiden, von seinen Anhängern zum Könige ausrufen. Johann Mathys war kurz vorher in einem Gefechte vor der Stadt gefallen. Er behauptete, ihm habe Gottes Geist verkündiget, er solle herrschen, nicht bloß über Münster, nicht bloß über das deutsche Reich: ihm sei die Gewalt gegeben über die ganze Welt. Sein Regiment sei der Anfang des tausendjährigen Reiches. Da führte er ganz neue Ordnungen ein, wie sie bis dahin in der Christenheit nicht erhört waren. Er legte sich den Titel bei: „Johann, der gerechte König in dem neuen Tempel," und behauptete, er sitze auf dem Stuhle Davids, in ihm sei das Reich Christi unwidersprechlich vorhanden. Er umgab sich von jetzt an mit großer, nie gesehener Pracht. Auf dem Haupte trug er eine goldne Krone, um den Hals eine große goldne Kette, mit einer goldnen Weltkugel daran, zum Zeichen, daß ihm die Weltherrschaft gegeben sei. Wenn er so durch die Stadt ritt, so gingen zwei Knaben auf beiden Seiten, der eine trug das Alte Testament, der andere ein bloßes Schwert. Wer ihm begegnete, der kniete nieder auf die Erde. Vor ihm her gingen seine zwölf Herzoge, die er

ernannt hatte, nach ihnen folgten seine Hellebardiere, in blaue und weiße Seide gekleidet. Bald fiel es ihm ein, der Geist Gottes habe ihm verkündiget, wie der Herr in seiner Gnade seinem Volke erlaubt habe, statt einer Frau, deren mehrere zu nehmen. Und er selbst ging hierin den Andern mit seinem Beispiele voran. Nach und nach nahm er zwölf und noch mehr Frauen. Da begab's sich auch unter Anderem, daß ein Weib in Münster sich rühmte, kein Mann werde sie bändigen können. Das aber gerade reizte den Schneiderkönig und er nahm sie auf unter seine andern Frauen. Bald aber ward sie seiner überdrüßig und gab ihm seine Geschenke zurück. Das empörte sein stolzes Gemüth so tief, daß er sie auf den Markt führte und dort mit eigner Hand enthauptete. Die Leiche aber stieß er mit dem Fuße von sich. Während dem sangen seine andern Weiber das Lied: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!"

Einmal feierte er mit der ganzen Stadt auf folgende Weise das Abendmal. Für alle Männer und Frauen wurde eine große Malzeit gehalten. Der König selbst, seine Frauen und das Hofgesinde legten die Speisen vor. Zuletzt nahmen sie weiße Kuchen, aßen zuerst selbst davon, dann gaben sie Jedwedem ein Stück mit den Worten: „Bruder, Schwester, nimm hin und iß: wie die Waizenkörnlein zusammengebacken und die Trauben zusammengedrückt, so sind auch wir Eins." — Während dem sah der König einen Fremden unter den Gästen sitzen, „der hatte kein hochzeitlich Kleid an." Da meinte er, den Befehl Gottes zu hören, diesen Judas zu erwürgen. Er ließ ihn hinausführen und schlug ihm mit eigner Hand den Kopf ab. Darauf kehrte

er vergnügt zum Male zurück, als hätte er etwas ganz Löbliches gethan.

Und so trieben's denn die unglückseligen Menschen fort. Es war ein Gemische von religiöser Schwärmerei, von Wollust und von Blutdurst, das nur den tiefsten Abscheu und Ekel erregen kann, und von welchem sich unser Blick mit Entsetzen abwendet.

Unterdeßen lag noch immer das Heer des Bischofs von Münster vor der Stadt, außer Stande, diesem widrigen Treiben ein Ende zu machen. Endlich, nachdem er von den benachbarten Fürsten Verstärkung an sich gezogen, nach Pfingsten 1534, wagte er einen Sturm. Muthig drangen die Landesknechte vor über Graben und Wall bis zur Stadtmauer, welche sie mit Leitern zu ersteigen suchten. Aber hier wurden sie mit einem furchtbaren Hagel von Kugeln und Pfeilen empfangen, so daß ihrer gar Viele den Tod fanden. Männer, Weiber und Kinder waren auf der Mauer. Die erstern schoßen mit schwerem Geschütz und mit Handbüchsen auf die Angreifer, die Knaben mit Pfeilen, die Frauen warfen ihnen brennende Pechkränze um den Hals und goßen kochendes Wasser und siedenden Kalk auf sie herab. Kurz, die Wiedertäufer wehrten sich mit so wilder Todesverachtung, daß sich des Bischofs Leute eiligst wieder zurückziehen mußten.

Dieser Sieg aber gab den Taufgesinnten wieder neue Begeisterung. Ihr König, der König über die ganze Welt, wie sie nicht anders meinten, bestimmte jetzt zwölf Sendboten, nach der Zahl der Apostel, und sandte sie aus nach allen Weltgegenden, um allerwärts dem Volke zu

verkündigen, das Reich Christi sei da und habe jetzt zu Münster den Anfang genommen. Wer seine Seele wolle erretten, der solle sich nochmals taufen laßen, nach Münster kommen und die Feinde des Reiches des Herrn mit Feuer und Schwert vertilgen helfen.

Die Aussendlinge wurden zwar allerwärts von der Obrigkeit ergriffen und gerichtet; aber an gar vielen Orten ließen sich manche Menschen doch von ihnen bethören und es zeigte sich weithin im Reiche, bis in die Schweiz hinein, eine große Neigung zu ihren wahnwitzigen Lehren unter den Bürgern in den Städten, wie unter den Bauern auf dem Lande. Namentlich war dieß, wie gesagt, in dem benachbarten Holland der Fall, wo die Taufgesinnten von Anfang an die meisten Anhänger gefunden hatten. Hier rotteten sich große Haufen von Wiedertäufern zusammen, überfielen die Klöster und Schlößer und erklärten, gen Münster ziehen zu wollen, ihren Brüdern zu Hülfe.

Da wurden denn doch endlich die deutschen Reichsfürsten aufmerksam auf die Gefahr, welche der Aufstand zu Münster auch für sie haben konnte, und sie entschloßen sich, dem Bischofe zu Hülfe zu kommen. Landgraf Philipp von Heßen hatte gleich Anfangs dem Bischofe Beistand an Mannschaft und schwerem Geschütze zugesendet. Schon bei jenem vergeblichen Sturme auf die Stadt hatte mancher Heße sein Blut und Leben laßen müßen. Nun aber war er es wieder, der thatkräftige und muthige Fürst, der auf mehreren Fürstenversammlungen in die Reichsfürsten drang, den Bischof von Münster gegen seine rebellischen Unterthanen, gegen jene wilden Schwärmer nicht im Stiche zu

laßen, welche alle göttliche und menſchliche Ordnung über den Haufen werfen wollten. Und ſo beſchloßen denn die Fürſten, dem Biſchofe Hülfe zu leiſten mit Mannſchaft und Geld.

Aber trotz der drohenden Gefahr, die aus der wilden Schwärmerei der Wiedertäufer auch für die andern deutſchen Länder hervorging, kam die Hülfe gegen Münſter doch gar langſam herbei, ſo daß der Winter des Jahres 1534 herbeikam, ohne daß etwas Ernſtliches gegen die Stadt unternommen werden konnte.

Vergeblich wendete ſich in dieſer Zeit Landgraf Philipp mehrmals ſchriftlich an die Münſter'ſchen Schwärmer, um ſie durch Gründe der Schrift zur Vernunft zu bringen und ſie in der Güte zum Aufgeben ihrer verkehrten Lehren und ihres verrückten Treibens zu bewegen. Es war Alles umſonſt! Dieſe Menſchen hatten ſich ſo in ihrer Thorheit verſtockt, daß ſie für alle Gründe unzugänglich waren. Sie behaupteten feſt, daß ſie die rechten Gläubigen ſeien, die Wahrheit auf ihrer Seite wäre, alle Andern aber vertilgt werden müßten mit der Schärfe des Schwertes. Bei dieſer Gelegenheit hatte der Schneiderkönig die Unverſchämtheit, den Landgrafen in einem Briefe als Seinesgleichen anzureden. Sein Brief führt die Ueberſchrift: „Lieber Lips!“

Unterdeßen hatte der Biſchof mit der Hülfe der heßiſchen und anderer Kriegsvölker, die Stadt vollends ringsum eingeſchloßen, um ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Der Zweck wurde allerdings auf dieſe Weiſe zuletzt erreicht. Doch dauerte es lange, bis man endlich zum Ziele kam.

Der Winter ging vorüber, Ostern war gekommen und noch immer hielt sich die Stadt. Schon lange hatte sich der Mangel an Lebensmitteln darin fühlbar gemacht. Der König lebte im Ueberfluße mit seinen Weibern und seinem Hofgesinde; aber das Volk außen mußte hungern und zuletzt zu den ekelhaftesten und ungenießbarsten Dingen seine Zuflucht nehmen, um sein Leben zu fristen. Ratten und Mäuse, Hunde und Katzen, das Lederzeug an den Schuhen und das Pergament an den Büchern wurde gesotten und gegeßen. Und immer noch wußte der Schneiderkönig die Unglücklichen in ihrer Verblendung zu erhalten. Während er mit seinen Weibern schwelgte, tröstete er das vor Hunger verschmachtende Volk mit seinen angeblichen himmlischen Offenbarungen, womit er ihnen die nahe Hülfe Gottes verhieß. Und wer diesen seinen Gesichten nicht glauben wollte, der ward ohne Gnade enthauptet. So hielt sich der Schwärmer, theils durch seine wilde Schwärmerei, womit er viele berückte, theils durch seine Schreckensherrschaft bis zu Anfang des Sommers im Jahre 1535.

Endlich, es war in der Johannisnacht dieses Jahres, erstiegen die bischöflichen Völker, mit Hülfe einiger Bürger, die des entsetzlichen Treibens in der Stadt waren müde geworden, die Mauern der Stadt. Auch jetzt noch wehrten sich die Wiedertäufer in den Straßen und Gaßen wie Verzweifelte. Doch hatte endlich die Stunde der Erlösung der Stadt von dem wilden Treiben der Schwärmer geschlagen. Tausende von Taufgesinnten wurden von den wüthenden Soldaten erstochen und zusammengehauen, die Stadt ge-

plündert, der König selbst mit zweien seiner Mordgehülfen, nach verzweifelter Gegenwehr, gefangen.

Da hatten sie denn nun im Kerker Zeit, über ihr frevelhaftes Thun nachzudenken. Johann von Leiden, der vorgebliche König der Welt, ging auch wirklich vor seiner Hinrichtung in sich und starb voll Reue über seine Sünden. Seine beiden Gefährten aber, Knipperdolling und Krechting gingen unbußfertig und verstockt in die Ewigkeit hinüber. Der Tod, den sie erleiden mußten, war schrecklich genug: sie wurden mit glühenden Zangen gezwickt und dann getödtet.

Bernhard Rottmann aber, der frühere erste Geistliche der Stadt, der einst ein Anhänger Luthers gewesen, dann aber von dem wiedertäuferischen Aberwitz sich hatte berücken laßen, hatte sich bei der Einnahme der Stadt verzweiflungsvoll in den Kampf gestürzt und war dort unter den Hieben der Soldaten geblieben.

Die drei Leichen aber, des Königs und seiner beiden Gefährten; wurden nach der Hinrichtung in drei eiserne Käfige gesteckt und hoch oben am Thurme der Hauptkirche aufgehängt. Die Käfige sollen vor nicht zu langer Zeit dort noch zu sehen gewesen sein. Ob sie noch da sind, kann ich dir nicht sagen.

Dies war das Ende des Wiedertäuferkönigreichs zu Münster in Westphalen, welches vornehmlich durch die Thätigkeit unsers Landgrafen Philipp war herbeigeführt worden.

Diese Geschichte mag dich, lieber Leser, abermals lehren, wohin der Mensch kommen kann, wenn er sich von der

ewigen Urquelle der Wahrheit wendet und an die Stelle derſelben ſeine eigenen Einfälle ſetzt. Wie einſt die Geißler und ſpäter Thomas Müntzer und ſeine Anhänger im Bauernkriege, ſo ſind hier wieder die Wiedertäufer in Münſter ein ſprechender Beweis dafür.

Die Wiedertäufer wurden nunmehr in den meiſten Ländern noch heftiger verfolgt, als vorher. Viele von ihnen ſtarben im Gefängniſſe, Viele wurden hingerichtet, Viele flüchteten ſich in fremde Länder und ſuchten ihre Glaubensmeinungen ſo viel, als möglich zu verbergen. Damals waren auch in Heßen hier und da welche vorhanden, namentlich im Hersfeldiſchen und in der Gegend des Werraſtromes. Doch ging Landgraf Philipp ſchonend mit ihnen um, weil er in ihnen bethörte und verführte Menſchen ſah, die man nicht blutig verfolgen ſolle. Auch gibt es ihrer immer noch, namentlich in Holland, in England und Nord-Amerika, auch hin und wieder in Deutſchland und in der Schweiz. Von der wilden Schwärmerei aber, welcher ſich einſt ihre Vorfahren in der Stadt Münſter hingegeben, ſind ſie längſt zurückgekommen. An den meiſten Orten ſind ſie ſtille, friedliche und fleißige Leute geworden, welche ſich meiſtentheils zur evangeliſchen Kirche halten, wo ſie nicht in größerer Anzahl beiſammen ſind und eigne Gemeinden bilden.

IX.

Wie Landgraf Philipp das Schwert zog gegen seinen Kaiser, oder vom Schmalkaldischen Kriege.

1546 u. 1547.

Wißt ihr, wo's keinen Herrn
Und keinen Diener gibt?
Wo eins dem andern dient,
Weil eins das andere liebt.
F. Rückert.

Nachdem ich dir, lieber Leser, in den beiden vorhergehenden Abschnitten unsern Landgrafen Philipp aus zwei, kurz nach einander folgenden Kriegszügen, gegen Würtemberg und gegen die Wiedertäufer zu Münster in Westphalen, als Krieger habe vor die Augen geführt, so habe ich dir nunmehr in den, unmittelbar auf den Münsterischen Kriegszug folgenden zehn Jahren im Ganzen wenig von ihm zu berichten. Nicht, als ob derselbe während dieses Zeitraums müßig gelegen wäre und Nichts gethan hätte für das Glück seines Landes und für die evangelische Sache. Landgraf Philipp, einer der thätigsten Fürsten seiner Zeit, hätte unmöglich eine so lange Zeit vorübergehen laßen können, ohne seines hohen Berufes als Fürst seines Landes und als Mitglied des evangelischen Bundes vorübergehen zu laßen. Darum wirst du mir's auch schon auf's Wort glauben, wenn ich dir sage, daß er auch diese Zeit wol benutzt hat. Er war auch hier thätig, wie immer; aber ich kann dir keine besonders wichtigen Begebenheiten erzählen, welche während dieser Zeit in dem Leben des heßischen Fürsten und seines

Volkes vorgefallen wären. Es war eine Zeit der Ruhe für Deutschland, und darum auch für Heßen, wie für die evangelische Kirche.

Kaiser Karl V. war unterdeßen in seinen auswärtigen Reichen, in Spanien, in Italien, in den Niederlanden gewesen, hatte Krieg geführt in Afrika und in Italien und war mit so mancherlei Ereignißen beschäftigt, daß er keine Zeit, noch Lust hatte, mit den Religionshändeln im deutschen Reiche sich abzugeben. Ja, er hatte vielmehr die Hülfe der deutschen Fürsten so nöthig gegen Frankreich, gegen die Türken und andere heimliche und offenbare Feinde, daß er in anscheinend freundlicher Verbindung auch mit den evangelischen Fürsten in Deutschland stand.

Die Evangelischen benutzten nun diese, für sie günstigen Zeitumstände, sowol ihre Lehre weiter auszubreiten, als auch da, wo dieselbe bereits Wurzel geschlagen, ihre Ordnungen und Einrichtungen auszubilden und zu befestigen.

Luther und seine Anhänger hatten zu Anfange der Reformation ganz und gar nicht an eine Trennung der katholischen Kirche gedacht. Sie hatten nur begehrt, daß die Kirche sich in ihrer Lehre, wie in ihren Einrichtungen nach Gottes Wort, als der einzigen Quelle der göttlichen Wahrheit, als der obersten Regel und Richtschnur, richte. Das aber war von ihren Gegnern nicht nur verworfen, sondern sie selbst waren von der bisher herrschenden Kirche ausgestoßen worden. Darum hatten sie sich genöthigt gesehen, ihre Ordnungen, nach ihrem Glauben, neu aufzubauen, wobei sie sich, soviel, als dieß in den veränderten Zeiten möglich war, nach der ersten apostolischen Kirche richteten. So ent-

ſtand die evangeliſch lutheriſche Kirche in Deutſchland. Sie iſt nicht nach menſchlicher Willkühr gemacht worden: ſie iſt mit Nothwendigkeit entſtanden und herausgewachſen aus den Verhältnißen der damaligen Zeit. Sie iſt durch die Lenkung der göttlichen Vorſehung ins Daſein gerufen worden. Da war es nun von Anfang an des Landgrafen Philipp eifrigſtes Beſtreben geweſen, die ſog. neue Kirche, welche doch, nach ihrer Lehre, die allerälteſte war, ſicher zu ſtellen vor allen Gefahren, von welchen ſie bedroht wurde von ihren Feinden, deren Macht noch immer groß genug war, ſie, wenn dieß mit menſchlichen Mitteln überhaupt möglich geweſen wäre, zu unterdrücken.

Die evangeliſchen Fürſten hatten, bald nach Uebergabe des Augsburgiſchen Glaubensbekenntnißes im Jahr 1530, den Schmalkaldiſchen-Bund geſchloßen zu gegenſeitiger Vertheidigung, wenn ſie um ihres Glaubens willen von irgend einer Seite her angegriffen würden. Dieſen Bund zu verſtärken durch neu hinzutretende Fürſten und Städte, war nun Landgraf Philipp thätig. Und wirklich traten nun allmälig noch mehrere mächtige deutſche Fürſten: ſämmtliche Herzoge von Sachſen, die Herzoge von Pommern, die Markgrafen von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg, auch Kurfürſt Friedrich von der Pfalz zur evangeliſchen Lehre. Selbſt einer der drei geiſtlichen Kurfürſten, der Erzbiſchof Hermann von Köln, ein geborner Graf von Wied, trat zur evangeliſchen Lehre über und wollte ſein Kurfürſtenthum reformiren. Sie traten zwar nicht alle dem Schmalkaldiſchen Bunde bei; aber es war doch ein großer Gewinn für die evangeliſchen Stände,

dieſelben nicht mehr zu ihren Gegnern zu haben. Da nahm plötzlich der Kaiſer wieder eine drohende Haltung an gegen die Evangeliſchen.

Es war längſt kein Zweifel mehr, daß der Kaiſer der evangeliſchen Lehre für ſeine Perſon durchaus ungünſtig war. In allen ſeinen Erbländern, namentlich in den Niederlanden, hatte er ihre Anhänger auf's ſtrengſte verfolgt und unterdrückt. Wenn er dieß im deutſchen Reiche nicht that, ſo geſchah's, weil er hier nicht konnte. Seine auswärtigen Kriegshändel ließen ihm bisher keine freie Hand, die deutſche Fürſtenmacht, welche ihm ohnehin ein Dorn im Auge war, hierin zu beſchränken. Jetzt aber hatte er Friede gemacht mit ſeinen auswärtigen Feinden und alle ſeine Händel, die er unter andern auch mit dem Papſte gehabt, ausgeglichen. Da kam denn der Kaiſer, im Frühjahr des Jahres 1545, von den Niederlanden aus, wieder in das deutſche Reich.

Und gleich bei ſeinem erſten Auftreten ſollten die Evangeliſchen gewahr werden, weßen ſie ſich von ihm zu verſehen hätten.

Ganz beſonders unangenehm war dem Kaiſer die, von dem alten Erzbiſchof Hermann im Kurfürſtenthum Köln vorgenommene Reformation. Seine nahen Niederlande, wo er bisher nur mit großer Noth und Mühe das Evangelium zurückgehalten hatte, ſchienen ihm hierdurch in ſo dringender Gefahr des Abfalls von der römiſchen Kirche, daß er mit allen Mitteln, welche ihm zu Gebote ſtanden, darnach trachtete, den alten Kirchenfürſten von ſeinem Erzbisthum zu drängen. Ueberhaupt trat immer deutlicher her-

vor, wie widerwärtig dem Kaiſer die evangeliſche Lehre war. Die Spanier, welche im Gefolge desſelben in's deutſche Reich gekommen waren, ſagten laut, der Kaiſer werde bald Etwas thun, was dem lutheriſchen Weſen ein ſchnelles Ende machen würde. Bald hatte der Kaiſer die alten gläubigen Fürſten, namentlich die Herzöge von Baiern, auf ſeine Seite gebracht, und mit ihnen ein, vorerſt freilich noch geheimes Bündniß geſchloßen. Und, was noch viel ſchlimmer für die Evangeliſchen war, es gelang ihm, ſie ſelbſt zu trennen und einige derſelben durch allerlei Hoffnungen und geheime Verſprechungen auf ſeine Seite zu bringen.

Da war es vor Allen der junge Herzog Moritz von Sachſen, welcher Agnes von Heßen, eine Tochter des Landgrafen Philipp, zur Gemalin hatte, der ſich von ſeinen Glaubensgenoßen trennte und nebſt dem Markgrafen Johannes von Brandenburg-Cüſtrin, in des Kaiſers Dienſte trat. Derſelbe hatte früherhin ſchon in mancherlei Streit und Zwiſtigkeit mit ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen gelebt. Nun trat er, von dem Kaiſer gelockt und unter dem Vorwande, daß es nicht dem evangeliſchen Glauben, ſondern nur dem Ungehorſam der evangeliſchen Fürſten und Stände, welche den Befehlen ihres kaiſerlichen Herrn ungehorſam, alſo Rebellen wären, gelte, wenn ſie mit Krieg überzogen würden, zu den Feinden des Evangeliums über. Da der Kaiſer mit allen ſeinen auswärtigen Feinden Frieden gemacht, ſo konnten ſeine Rüſtungen und Vorbereitungen nur den Proteſtanten gelten.

Dies Alles konnte den Evangeliſchen nicht lange ver-

borgen bleiben. Sie ſahen bald, daß der Kaiſer auf Gewaltthat dachte, ſie von ihrem Glauben zu drängen und ſie aus freien Fürſten des deutſchen Reiches zu Werkzeugen der kaiſerlichen Gewalt zu machen.

Das aber gedachten die Evangeliſchen ſich mit nichten gefallen zu laßen. Sie waren aus allen ihren bisherigen Kämpfen ſiegreich und ſtark hervorgegangen. Erſt im Jahre vorher, 1545, hatte Landgraf Philipp, in Gemeinſchaft mit den ſächſiſchen Fürſten, einen ſeiner älteſten und bitterſten Feinde, den Herzog Heinrich von Braunſchweig, welcher zugleich einer der eifrigſten Verfechter des katholiſchen Glaubens war, beſiegt und gefangen genommen und in der Feſtung Ziegenhain in Verwahrung gelegt. Sie waren als muthige und tapfere Kriegsleute im ganzen Reiche bekannt und geachtet. Darum waren ſie nicht geſonnen, ſich ohne Weiters mit Gewalt ihren Glauben nehmen zu laßen.

Selbſt der fromme Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, einer der treueſten Anhänger Luthers, ſo ſchwer es ihm ward, gegen ſeinen kaiſerlichen Herrn das Schwert zu ziehen, weil er bis dahin immer nach dem Ausſpruche des Herrn ſich gerichtet, daß man dem Kaiſer geben müſſe, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt, erkannte die Gefahr und ſäumte nicht, ihr nach Kräften zu begegnen, weil man in Sachen des Glaubens und Gewißens Gott mehr gehorchen müße, als den Menſchen.

So begannen ſie denn in Gottes Namen ihre Kriegsrüſtungen. Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen und Landgraf Philipp von Heßen, als die Häupter des

Schmalkaldischen Bundes, sollten auch die Anführer im Kriege sein. Außer ihnen war noch besonders thätig im Zusammenbringen von Mannschaften Herzog Ulrich von Würtemberg, der vor dem von dem Landgrafen in sein Land wieder eingesetzt worden war. Ferner stellten mehrere Reichsstädte, namentlich Augsburg und Ulm, Kriegsvölker auf die evangelische Seite.

Unterdeßen hatte aber auch der Kaiser im Süden von Deutschland, namentlich über Tyrol, spanische und italienische Völker zusammengezogen, welche sich bei Landshut in Baiern mit seinen deutschen Truppen vereinigten, obwol es eine der von ihm bei seiner Kaiserwahl beschwornen Bedingungen gewesen war, keine fremden Kriegsvölker auf deutschen Boden zu führen.

Nachdem er am 20. Juli 1546 den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp als Aufrührer und Rebellen in die Acht des Reiches erklärt hatte, zog der Kaiser zunächst mit seinem Heere nach Regensburg. — Da er auf diese Weise zuerst Würtemberg und die oberländischen Städte bedrohte, so riefen diese nun die evangelischen Fürsten zu Hülfe.

Darum zogen sich diese zunächst mit ihren Völkern, zu Anfang des Augustmonats, aus Thüringen, nachdem sich die Heßen und Sachsen bei Meiningen vereinigt, gleichfalls nach der Donau hin, gen Donauwörth, wo die Würtemberger sich mit ihnen vereinigten, um sich in jenen Gegenden mit der kaiserlichen Macht zu meßen. Allein es kam lange zu keiner Entscheidung. Die beiden feindlichen Heere, Anfangs an Zahl einander ohngefähr gleich, zogen längere

Zeit hin und her. Keins wagte einen ernstlichen Angriff auf das andere.

Umsonst hatte der tapfere und kriegserfahrene Führer der Augsburger Hülfstruppen, Sebastian Schärtlin von Burtenbach versprochen, dem Krieg ein schnelles Ende zu machen, wenn man ihm gestatte, mit einem kühnen Zuge gegen Füßen in Baiern und gegen Tyrol die sich sammelnden Kriegsvölker des Kaisers zu zerstreuen. Der Plan wäre ohne Zweifel geglückt. Allein die verbündeten Fürsten scheuten sich, die Herzoge von Baiern, die der Kaiser, wie schon erwähnt, insgeheim auf seine Seite gebracht hatte, damit zu beleidigen, daß sie die baierische Grenze überschritten, und dem Könige Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, der doch ohnedieß ein nicht minder heftiger Feind der Evangelischen war, als der Kaiser selbst, vor den Kopf zu stoßen dadurch, daß sie in sein Land Tyrol einen Einfall machten.

So ließen die evangelischen Fürsten den günstigen Augenblick verstreichen und verloren mit Hin- und Herziehen ihre Zeit, so daß unterdeßen die niederländischen Hülfsvölker des Kaisers, welche unter dem Grafen Egmont von Büren den Rhein heraufzogen, sich mit der kaiserlichen Hauptmacht vereinigen konnten.

Es kam zu keinem entscheidenden Schlage. Kleine Gefechte und Scharmützel wurden mit abwechselndem Glücke geschlagen; aber im Ganzen Nichts erreicht. —

Noch war indeßen für die Evangelischen Nichts verloren. Ihre Macht war noch ungeschwächt, während unter des Kaisers italienischen und spanischen Truppen ansteckende

Krankheiten herrschten und ihm großen Schaden zufügten. Da aber nahm die Sache der verbündeten Fürsten unerwartet eine ungünstige Wendung.

Ihr habt vorhin schon von dem Tochtermanne des Landgrafen Philipp, dem Herzoge Moritz von Sachsen gehört, dem feindlichen Stammesvetter des Kurfürsten Johann Friedrich. Obwol der evangelischen Kirche zugethan, hatte er sich doch mit dem Kaiser gegen seine Glaubensgenoßen verbündet. Karl V. hatte ihn zum Vollstrecker der gegen die beiden Fürsten ausgesprochenen Acht ernannt. Während nun die beiden Fürsten mit ihren Völkern an der Donau gegen den Kaiser zu Felde lagen, fiel Moritz in die sächsischen Länder Johann Friedrichs ein. Da zog dieser mit den Seinen nach Hause. Die sächsischen Truppen verließen mit ihrem Kurfürsten das südliche Deutschland und zogen nach Sachsen, den eingefallenen Moritz zu vertreiben.

Da konnte sich denn der Landgraf allein gegen die kaiserliche Uebermacht nicht mehr halten. Auch er mußte an den Abzug denken. — So waren die Würtemberger und die oberländischen Städte, Augsburg und Ulm voran, jetzt der Macht des Kaisers Preis gegeben und mußten sich unter sehr harten Bedingungen unterwerfen. Auf diese Weise, durch List und Verrath, nicht durch Waffengewalt und Tapferkeit wurde die vereinigte Macht des schmalkaldischen Bundes getheilt und zersprengt.

Kurfürst Johann Friedrich eroberte zwar sein Sachsen wieder von seinem feindlich gesinnten Vetter Moritz und brachte diesen selbst in große Noth. Allein nunmehr zog

sich die Hauptmacht des Kaisers nach Sachsen hin, dem Herzoge Moritz zu Hülfe. Der Kaiser wurde dazu um so ernstlicher gemahnt, da die Böhmen, die seinem Bruder, dem Könige Ferdinand unterworfen waren, sich wieder der alten Hußitenzeiten erinnerten, darinnen einst ihre Vorfahren ebenfalls für den evangelischen Glauben und ihre alten Freiheiten gestritten hatten. Sie nahmen eine dem Könige Ferdinand sehr bedrohliche Haltung an und trugen dem Kurfürsten von Sachsen ein förmliches Bündniß an. Darum beeilte Karl V. seinen Marsch und überschritt am 13. April 1547 die sächsische Grenze. Bei Mühlberg an der Elbe erreichte er den Kurfürsten mit großer Uebermacht. Johann Friedrichs Truppen wurden völlig geschlagen, er selbst gefangen!

So hatte der siegreiche Kaiser seinen mächtigsten Gegner in seiner Gewalt. Man sprach sehr ernstlich in der Umgebung des Kaisers davon, Johann Friedrich habe als Rebelle und Ketzer das Leben verwirkt. Der Beichtvater des Kaisers forderte dringend seinen Tod. Wirklich ward ihm sein Todesurtheil verkündigt.

Da zeigte sich denn an diesem Schüler Luthers der Trost des Evangeliums in seiner Kraft. In den Tagen des Glückes war Kurfürst Johann Friedrich öfters unentschloßen, vielleicht zaghaft gewesen. Jetzt aber im Unglücke zeigte er eine bewundernswürdige Kraft. Er hatte nur mit Widerwillen gewilliget in den Krieg mit seinem Kaiser und Herrn; aber jetzt, da ihm sein Loos so schwer gefallen, sehen wir ihn nur gottergeben und geduldig. Er spielte eben mit dem Herzoge Ernst von Braunschweig

Schach. „Vetter," ſagte er zu dieſem, indem er das Todesurtheil ruhig neben ſich legte, „gebt Acht auf euer Spiel: ihr ſeid matt." Man forderte von dem Gefangnen, ſich den Beſchlüßen der Kirchenverſammlung, ſich allen Anordnungen des Kaiſers, in Beziehung auf die Religion zu unterwerfen. Da aber erwiederte Johann Friedrich, keine Gefahr Leibes und Lebens werde ihn jemals dazu vermögen. Er war bereit, freudig ſein Leben für ſeinen Glauben hinzugeben.

Man wagte nun freilich von kaiſerlicher Seite nicht, das Todesurtheil an einem der mächtigſten Fürſten Deutſchlands, an einem Kurfürſten des Reiches vollziehen zu laßen. Sein Tod ward in lebenslängliche Gefängnißſtrafe verwandelt. Er verlor ſeine Würde als Kurfürſt und den größten Theil ſeiner Länder. Dieß Alles wurde ſeinem Vetter dem Herzoge Moritz gegeben, dafür, daß derſelbe Untreue geübt hatte an ſeinem Verwandten und Glaubensgenoßen.

Wo aber, ſo fragſt du, war aber unterdeßen Landgraf Philipp geblieben?

X.

Wie Landgraf Philipp in fünfjähriger Gefangenschaft schmachtete, und wie es indeßen im Heßenlande herging.

1547 — 1552.

Wer in Frieden will walten,
muß leiden und still halten.
Altes Sprüchwort.

Nachdem Kurfürst Johann Friedrich mit seinen Leuten von dem Kriegsschauplatze an der Donau nach Sachsen zurückgekehrt war, um die, in seinem Lande eingefallenen Feinde zu vertreiben, war unserm Landgrafen, wie gesagt, nichts Anderes übrig geblieben, als gleichfalls mit seinen Völkern sich aus dem Oberlande nach Heßen zurückzuziehen. Seine Gegenwart war hier dringend nöthig. Denn schon regten sich hier von allen Seiten mächtige Feinde wider ihn.

Vor allem war der kaiserliche General, Maximilian, Graf Egmont von Büren, mit Niederländern und Spaniern aus dem Würtembergischen nach Frankfurt gezogen, diese große und reiche Stadt dem Kaiser zu sichern. Schon unterwegs hatte derselbe die Grafschaft Erbach drei Tage lang heimgesucht, und weil die Grafen dem Landgrafen auf seinem Zuge gegen den Kaiser mit einigen Reitern zugezogen waren, um 12,000 Reichsthaler gebrandschatzt. Von da war derselbe vor Darmstadt gerückt. Obwol die Bürger damals gar keine Besatzung hatten, so wehrten sie sich doch so mannhaft und tapfer, daß Graf

Egmont über 200 Mann verlor. Da derselbe sah, daß hier mit Gewalt Nichts auszurichten, so nahm er seine Zuflucht zum Verrath. Während nemlich die Bürgerschaft sich mit ihm in Unterhandlung eingelaßen hatte, erstiegen seine Leute, gegen sein Versprechen, die Mauern und plünderten die Stadt, welche überdieß noch 10,000 Gulden Brandschatzung erlegen mußte und verbrannte das Schloß. Darauf zog er mit seinen wilden Haufen in's Gerauer Amt und schon im Begriffe, mit den Seinen zu Schiffe den Rhein hinab nach den Niederlanden zurückzukehren, empfing er hier eine Botschaft der Stadt Frankfurt, welche ihm ihre Unterwerfung anbot, worauf er dahin zog. Wie wenig der Graf eine so leichte Unterwerfung der reichen und mächtigen Stadt Frankfurt erwartet und wie groß dagegen seine Achtung vor der muthigen Vertheidigung Darmstadts war davon zeugt eine Aeußerung desselben, die er gleich darauf eben zu Frankfurt gethan haben soll. Er ließ sich nemlich über Tische vernehmen, die Bürger von Darmstadt seien würdig, zu Frankfurt zu wohnen, dagegen verdienten die Frankfurter, nach Darmstadt versetzt zu werden.

So also hatte hier Landgraf Philipp den Feind in seiner nächsten Nähe, ja derselbe hatte ihn sogar abgeschnitten von einem wichtigen Theile seines Landes, von der Obergrafschaft Katzenelnbogen mit ihrer Hauptstadt Darmstadt. Ferner nahmen der Kurfürst von Mainz und der Bischof von Würzburg eine sehr drohende Haltung gegen ihn an. Sie sammelten Truppen, von welchen ihm unzweifelhaft war, daß sie gegen ihn bestimmt seien. Endlich im Norden des Heßenlandes warben kaiserliche Führer Kriegs-

völker. Es war gewiß, daß sie gegen Heßen gerichtet seien. Ja, im eignen Lande traute er nicht allen seinen Vasallen. Auf der Jagd äußerte er, er sei wol selbst das Wild, welches man jage.

Kurz, es stand für den Landgrafen die höchste Gefahr darauf, daß er jetzt nicht weggehe aus seinem Lande. So mußte er also den Kurfürsten von Sachsen seinem Schicksal überlaßen und vor Allem darauf bedacht sein, sich selbst zu sichern.

Da trat denn die unglückliche Schlacht bei Mühlberg ein. Sein Verbündeter war nun ein Gefangener. Vor ihm war die siegreiche Macht des Kaisers, ringsum ihn her erblickte er nur Feinde! Da riethen ihm seine Freunde die Unterwerfung unter die Gnade des Kaisers. Namentlich waren es sein Tochtermann, der Herzog, jetzt Kurfürst Moritz von Sachsen, und der evangelische Kurfürst Joachim von Brandenburg, die beide in der Umgebung des Kaisers waren, welche ihm versprachen, Alles beim Kaiser zu thun, daß er keine zu schwere Bedingungen erhalte. Freilich waren nun diese Bedingungen von der Art, daß sie der Landgraf Anfangs nicht eingehen zu dürfen vermeinte. Er sollte sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben und einen Fußfall vor demselben thun; allen Bündnißen sollte er absagen, die Feinde des Kaisers weder jetzt, noch künftig in seinem Lande dulden, alle seine Festungen, bis auf eine schleifen, all sein Geschütz herausgeben, alle seine Gefangenen, namentlich auch den Herzog Heinrich von Braunschweig erledigen.

Der Landgraf erklärte, dieß nicht thun zu können,

namentlich schien ihm das Schleifen der Festungen und die Herausgabe des Geschützes etwas all zu Schimpfliches und Gefährliches für ihn. Er reiste von Leipzig, wohin er sich zu seinem Tochtermann begeben hatte, wieder zurück in sein Land. — Auf dem Heimwege aber stimmte ihn der Gedanke an sein Land und an das Schicksal seiner armen Unterthanen, für den Fall eines neuen Krieges mit dem Kaiser, wieder um. Deßhalb trat er jetzt von Kaßel aus in neue Verhandlungen mit den beiden vermittelnden Fürsten. Und da sich diese mündlich und schriftlich dafür verbürgten, daß er weder an Leib und Land, noch an seiner Freiheit gestraft werden solle, so ergab er sich endlich und unterzeichnete mit schwerem Herzen die Capitulation. Die beiden Kurfürsten zu Sachsen und Brandenburg, sowie des Landgrafen anderer Tochtermann, Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken wurden zugleich Bürgen bei dem Kaiser für die Erfüllung des Vertrages von Seiten des Landgrafen.

Zu der fußfälligen Abbitte verfügte sich nun Landgraf Philipp nach der Stadt Halle in Sachsen, wo damals Karl V. sich aufhielt. Der Saal des Residenzschloßes daselbst war eigends zu der Ceremonie hergerichtet. Für den Kaiser war unter einem Baldachin ein, mit Goldstoff bedeckter Thron errichtet, vor demselben lag ein großer Teppich. Der Kaiser hatte bereits seinen Platz eingenommen, als der Landgraf, in schwarzsammetnem Oberkleide, mit einer quer über die eine Schulter hängenden rothen Feldbinde, — roth war die Farbe von Oestreich, — mit den Fürsten eintrat. Er kniete nieder auf dem Teppich, neben ihm sein Kanzler Tilemann von Günderode. Dieser

verlas die Abbitte. Des Kaisers Kanzler verlas die Antwort, worin der Landgraf von der Acht losgesprochen und ihm zugesagt wurde, daß er „nicht mit ewigem Gefängniß," oder mit Confiskation seiner Güter heimgesucht werden solle. Günderode dankte. Der Landgraf wartete nun eine kleine Weile auf das Zeichen, daß er sich erheben dürfe. Da der Kaiser damit zögerte, so stand er ungeheißen auf. Auch reichte ihm der Kaiser nicht, wie sonst in dergleichen Fällen üblich war, zum Zeichen der Versöhnung die Hand. Alle meinten aber doch nun nicht anders, als daß jetzt Alles vorüber sei.

Da lud der spanische Herzog von Alba den Landgrafen und die vermittelnden Fürsten zum Abendeßen ein in seine Herberge. Ohne Arg folgten die beiden Kurfürsten mit dem Landgrafen der Ladung. Hier, nach dem Eßen, trug sich dann das Unglaubliche zu. Als sich nemlich die Gäste zum Spiele an verschiedene Tische vertheilten, sagte Herzog Alba den beiden Kurfürsten, daß der Landgraf diese Nacht bei ihm bleiben müße. Die beiden Kurfürsten, darüber auf's tiefste betroffen, protestirten aus allen Kräften gegen diesen verrätherischen Gewaltstreich. Sie beschworen den Herzog, sie nicht als Meineidige hinzustellen. Sie drohten, sie baten, es war Alles umsonst! Spanische Soldaten brachten den Landgrafen, trotz alles Widerstandes, aus dem Gastzimmer in ein besonderes Gemach und hielten ihn in strengster Verwahrung. Landgraf Philipp war des Kaisers Gefangener! Der verhängnißvolle Tag, an welchem dieß geschah, war der 19. Juni des Jahres 1547.

Die vermittelnden Fürsten, die sich für des Landgrafen

Freiheit mit ihrem eignen Leben bei den Seinigen verbürgt hatten, waren in Verzweiflung. Sie setzten am folgenden Tage Alles bei dem Kaiser, bei den kaiserlichen Räthen in Bewegung, um Philipps Freiheit zu erlangen. Es kam zu den heftigsten Auftritten. Allein nichts vermochte den Kaiser in seinem Entschluße wankend zu machen. Der Landgraf war und blieb in seinem Gewahrsam. Während des Kaisers Aufenthalt in Deutschland, ward er längere Zeit im strengsten Gewahrsam von Spaniern bewacht, im unwürdigsten Aufzuge im Reiche umhergeführt. Wir finden ihn so zu Bamberg, zu Donauwörth, zu Nördlingen, zu Heilbronn, zu Schwäbisch-Hall. Wo er durchgeführt wurde, in schlechten Kleidern, auf einem magern Klepper reitend, da hatte man Gesindel und böse Buben abgerichtet, die sich in hellen Haufen versammelten, und ihm Schimpfwörter nachriefen: „Seht da den spitzbübischen, meuterischen Ketzer und Schelm!“ Dann führte man ihn den Rhein hinab nach den Niederlanden, wo er einige Zeit in der Stadt Oudenarde bewahrt wurde. Endlich im Sommer des Jahres 1550 ward er nach Mecheln gebracht, einer Stadt in Brabant, die einst seinem Stammvater, dem Vater Heinrichs des Kindes gehört hatte. Landgraf Philipp war ein Gefangener in dem Lande seiner Väter, das ihm von Rechts wegen gehört hätte! Da überfiel den armen mißhandelten Fürsten freilich oft ein schwerer Mißmuth. Der Wunsch, seine Freiheit wieder zu erlangen, machte ihn oftmals kleinmüthig. Ja, er hatte Augenblicke, in welchen er eine größere Nachgiebigkeit in Sachen der Religion zeigte, als ihm anstand. Aber diese Schwächen waren doch

nur vorübergehend. Er las gerne zu seinem Troste in der Bibel und in den Schriften der Kirchenväter. In Kaßel sind noch die zwei Bibeln vorhanden, welche er in der Gefangenschaft gebrauchte. Man sieht an ihnen die Randbemerkungen, welche der Landgraf damals daran geschrieben. Wenn ihn gelehrte Katholiken besuchten, so sprach er gerne von den wichtigsten Unterscheidungslehren der beiden Kirchen. Oftmals, wenn er allein war, hörte man ihn mit lauter Stimme geistliche Lieder singen. In seinen Briefen ermahnte er dann allezeit seinen ältesten Sohn, den nachmaligen Landgrafen Wilhelm IV. und seine Räthe, treu bei dem Evangelium zu stehen, es koste gleich Leib und Gut.

Denn fortwährend stand er mit seinen Söhnen und der Regierung zu Kaßel in lebhaftem Briefwechsel. Man sah ihn noch immer als den rechtmäßigen Regenten des Heßenlandes an, und fragte in allen wichtigeren Angelegenheiten nach seinem Willen und Befehl. Da ist es denn rührend zu sehen, wie eifrig sich der gefangene Fürst nach Allem erkundigte in seinem lieben Heßen. In seiner Gefangenschaft gedenkt er der armen Gefangenen in seinem Lande und befiehlt der Regierung zu Kaßel, ihrer nicht zu vergeßen, ihr Loos zu verbeßern. Er erinnert sich seiner beider Roße, die ihn einst in glücklicheren Tagen zu Sieg und Freude getragen und befiehlt, daß man denselben das Gnadenbrod gebe. Seinen Lieblingshund schickte er dem Sohne aus dem Gefängniße nach Hause mit der Ermahnung, ihn wol in Acht zu nehmen, daß ihn die größeren Hunde nicht beißen. Mit Wehmuth gedenkt er in seinen

Briefen seines Lieblingsvergnügens, der Jagd und befiehlt, daß man ihm ja seine Wildbahn nicht verderben laße.

Drei Jahre war nun schon der unglückliche Fürst in der Gefangenschaft. Seine Freunde waren unterdeßen nicht müßig gewesen, seine Freilaßung bei dem Kaiser zu betreiben. Allein es war Alles vergebens. Da faßte der Landgraf den Plan, zu entfliehen. Schon war Alles aufs Beßte vorbereitet. Sein Zeugmeister Hans Rommel war selbst heimlich nach Mecheln gekommen, seinen Fürsten zu befreien. Von vier zu vier Meilen standen auf dem Wege von Mecheln bis nach Heßen Pferde für ihn bereit. Allein durch die Furchtsamkeit seines Edelknaben, Anton von Wersabe, ward die Sache entdeckt und nun natürlich der Fürst noch viel strenger gehalten, denn vorher. Alle seine deutschen Diener wurden jetzt von ihm entfernt. Er war nur noch von Spaniern umgeben. Auch sonst wurde er in so unwürdiger Weise behandelt, daß er nach Hause schrieb, er wolle lieber todt, als länger Gefangener sein. Als am Sonntage darauf die Armen, welche gewöhnlich unter sein Fenster kamen, um ein Almosen von ihm zu empfangen, wieder erschienen, rief er ihnen traurig zu, sie sollten wieder fortgehen, er habe Nichts mehr.

Allein alle seine Klagen verhallten fruchtlos. Nichts vermochte das Herz des Kaisers zu erweichen. Fünf Jahre lang blieb er Gefangener, bis Gott der Herr sich seiner erbarmte und ihm doch noch Hülfe sandte.

Wie aber, so fragst du wol, lieber Leser, ist es während dieser fünf Jahre im Heßenlande gegangen?

Es war eben auch eine schwere Zeit für das Land, das

mit inniger Liebe an seinem gefangenen Fürsten hing. Eine tiefe Trauer hatte sich über die ganze Landgrafschaft gelagert.

Wie groß der Schmerz des Landes war um die Gefangenschaft seines Fürsten, das erkennt man aus der Willigkeit, womit dasselbe ohne Murren die größten Opfer für ihn darbrachte, ihm seine Haft zu erleichtern und ihn aus derselben zu erledigen. Nicht bloß sein Sohn Wilhelm erbot sich, an seines Vaters Statt in's Gefängniß zu gehen: dreihundert heßische Männer und Jünglinge wollten dasselbe thun und sich alle zusammen für ihren Fürsten in den Kerker begeben.

Vor Allem war es seine Gemalin Christina, die Tochter des verlebten Herzogs Georg von Sachsen, die mit der rührendsten Liebe und Anhänglichkeit alle Mittel in Bewegung setzte, ihren geliebten Eheherrn zu befreien. Zweimal hatte sie einen Fußfall vor dem Kaiser gethan um Philipps Freiheit. Aber als sich alle ihre Bemühungen vergeblich gezeigt, starb sie endlich am gebrochenen Herzen, 1549. An der Spitze der Regierung stand der älteste Sohn des Landgrafen, Wilhelm. Neben ihm war eine Regentschaft eingesetzt, aus dem Statthalter, Rudolf Schenk von Schweinsberg und einigen Räthen bestehend. Doch wurde der gefangene Fürst schriftlich um Alles gefragt.

Gleich nach Philipps Gefangennehmung war nun Graf Reinhard von Solms zu Lich, ein Vasall des Landgrafen von Heßen, der sich in des Kaiser s Dienste begeben, im Auftrage des Kaisers, mit hundert geharnischten Reitern in Heßen eingerückt, um die Erfüllung aller derjenigen

Bedingungen zu überwachen, welche man dem Landgrafen auferlegt hatte. Derselbe berief einen Landtag am Spieß, um hier die Stände auf die richtige Erfüllung der Kapitulation zu verpflichten. Von da ging er nach Kaßel, wo die Söhne des Landgrafen die Kapitulation gleichfalls unterschreiben und bestätigen mußten. Dann ließ er alles Geschütz und Munition daselbst aufnehmen und zum großen Verdruß der Bewohner, gen Frankfurt führen und die Wälle und Mauern der Stadt zerstören. Aehnlich verfuhr er mit Spangenberg. Als er aber nach Ziegenhain kam, der Hauptfeste des Landes, da erklärte ihm der wackere Commandant Heinze von Lüder, derselbe, der auch Vorsteher des Spitals zu Haina war und von welchem ich euch früher erzählt habe, „sein Herr habe ihm die Festung als ein freier Reichsfürst übergeben und nur diesem werde er sie überantworten", empfing ihn mit Kanonenschüßen und ließ ihn nicht ein. Obwol der tapfere Ritter hier in seinem vollen Rechte war, denn Ziegenhain sollte nach den Bedingungen des Vertrages, dem Landgrafen erhalten werden, so soll dennoch der Kaiser, auf diese Nachricht, gegen ihn die Drohung ausgestoßen haben, er würde ihn, sobald er in seine Gewalt käme, unterm Thor seiner eignen Festung aufhängen laßen. Diese Drohung wahr zu machen, hat Landgraf Philipp nach seiner Wiederkehr aus der Gefangenschaft dem treuen Manne statt des kaiserlichen Strickes, eine große goldene Kette um den Hals gehängt, welche man noch lange Zeit in seiner Familie als Andenken an den Muth des tapfern Heinze von Lüder aufbewahrt hat.

Daß das Land damals durch die Gefangenschaft seines

Fürsten nicht bloß tief niedergebeugt, sondern auch sonst durch die kaiserliche Gewaltthat und die Unkosten, welche daraus entstanden waren, schwer gedrückt war, ist leicht zu denken.

Doch zeigte sich auch bald an gar vielen Beispielen von Standhaftigkeit und Treue, wie das reine Evangelium im Heßenlande bereits eine Macht geworden war.

Nachdem der Kaiser nach der Schlacht bei Mühlberg durch die Gefangennehmung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen die Macht des Schmalkaldischen Bundes gebrochen hatte, hielt er es für ein Leichtes, nun die ganze evangelische Kirche zu erdrücken. Darin hatte er sich nun freilich arg verrechnet. Hatte er ja doch vornehmlich durch die Hülfe evangelischer Fürsten, namentlich des Herzogs Moritz von Sachsen, die Evangelischen besiegt und diesen vorher gesagt, daß der Krieg nicht der Religion, sondern dem Ungehorsam der Schmalkaldischen Bundesgenoßen gelte. Jetzt sollte sich denn zeigen, was denn Wahres an dieser Behauptung wäre.

Wirklich machte der Kaiser den Evangelischen einige Zugeständniße. Er ließ ein Edikt ausgehen, worin er befahl, wie es im deutschen Reiche in Sachen der Religion einstweilen (interim), bis zur Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung gehalten werden solle. Hiernach sollte nun freilich bei den Katholischen Alles beim Alten bleiben. Auch die Evangelischen sollten in Allem zum katholischen Glauben mit allen bisherigen Einrichtungen zurückkehren. Nur sollten sie, dieß waren die kaiserlichen Zugeständniße der Hauptsache nach, das heil. Abendmal

unter beiderlei Gestalt empfangen und die Priesterehe behalten dürfen. Diese kaiserliche Verordnung wurde darum, weil sie nur einstweilen (interim) gelten sollte, das Interim genannt.

Allein mit Recht wollten die Evangelischen dasselbe nicht annehmen. Nur im Oberlande, d. h. in Würtemberg und in den süddeutschen Städten des Reiches, namentlich in Augsburg und Ulm konnte die Annahme nicht verweigert werden. Denn hier lagen allenthalben die Spanier und führten jedweden unter den grausamsten Mißhandlungen in Gefangenschaft und Tod, der sich dem Interim widersetzt hätte. Landgraf Philipp hatte zwar im Anfange seiner Gefangenschaft, da dieselbe dem muthvollen und thatenlustigen Manne unerträglich schien, in das Interim gewilliget, in der Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen. Aber bald faßte sich der gefangene Fürst und gewann wieder, obwol in Kerker und Banden, den alten Muth. Fortwährend schrieb er nach Hause seinem Sohne Wilhelm und den Räthen, daß sie sollten bei Gottes Wort und der reinen evangelischen Lehre bleiben, sollte es auch gleich Leib und Leben kosten.

Und demgemäß wurde denn auch im Heßenlande gehandelt. Alle Geistlichen im Lande ohne Ausnahme erklärten laut, das Interim nicht annehmen zu wollen und lieber den Wanderstab zu ergreifen und in die Fremde zu gehen. Trotz aller Gefahren, die ein solcher Widerspruch gegen des damals allmächtigen Kaisers Willen nach sich ziehen konnte, ward in ganz Heßen das Interim verworfen.

Dem Muthigen und Standhaften aber läßt es Gott zuletzt wol gelingen. Das erfuhr denn auch, wenn auch nach langem Warten, endlich der gefangene Landgraf und sein gedrücktes Heßenland.

XI.

Wie Landgraf Philipp nach Heßen zurückkehrte, von den letzten Jahren seiner Regierung und von seinem seligen Ende.

Ich leb und weiß wol, wie lang,
Ich sterb und weiß wol, wie und wann,
Ich fahr und weiß Gottlob! wohin,
Mich wundert, daß ich traurig bin!
Luther.

Länger, als fünf Jahre lang, nemlich vom 19. Juni 1547 bis zum 4. September 1552, mußte Landgraf Philipp im Gefängniße schmachten. Da endlich nahte auch für ihn der Tag der Befreiung.

Derselbe Mann, durch deßen ehrsüchtiges Handeln der Schmalkaldische Krieg seinen unglücklichen Ausgang genommen und der Kurfürst Johann Friedrich und der Landgraf in die Hände des Kaisers gekommen waren, sollte nach Gottes Rath auch der Befreier der gefangenen Fürsten werden. Moritz von Sachsen, des Landgrafen Philipp Tochtermann.

Er hatte jetzt das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Die Kurwürde des unglücklichen Johann Friedrich war sein.

Der größte Theil der Länder des gefangenen Kurfürsten war ihm als der Lohn seiner Untreue an der evangelischen Sache zu Theil geworden. Aber so gewißenlos war Kurfürst Moritz doch nicht, daß er seines gefangenen, mit durch seine Schuld gefangenen Schwiegervaters vergeßen hätte. Hatte er sich doch selbst, nebst dem Kurfürsten von Brandenburg, dafür verbürgt, daß der Person des Landgrafen kein Leids geschehe, weder am Leben, noch an der Freiheit. Und doch wurde derselbe schon Jahre lang von dem Kaiser wider alles Recht im engen Gewahrsam gehalten. Alle seine Glaubensgenoßen machten dem Kurfürsten die bittersten Vorwürfe über sein Thun. Seine Gemalin, ihre Brüder und Verwandten beſtürmten, ja bedrohten ihn, daß er sich, seinem Versprechen gemäß, statt des gefangenen Landgrafen zur Haft stellen solle nach Heßen. Auch hatte Moritz bei dem Kaiser Alles gethan, was in seinen Kräften stand, des Landgrafen Freilaßung zu erwirken. Aber es war Alles vergeblich.

Da nun Moritz überdieß die immer zunehmende Gewalt des Kaisers sah und wie er sie zu seinem und seines Hauses Vortheil benutzte und wie er nicht anstund, den evangelischen Glauben mit blutiger Gewaltthat zu unterdrücken, da erwachte bald auch in ihm der Gedanke, sich gegen alle diese Unbill mit Gewalt zu setzen.

Zu Friedewald in Heßen schloß er darum insgeheim, schon im Herbste 1551, ein Bündniß mit dem jungen Landgrafen Wilhelm, seinem Schwager, dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg und dem Könige von Frankreich wider des Kaisers unrechtmäßig erworbene und miß-

brauchte Uebergewalt, ein Bündniß, welchem später auch die Söhne des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich beitraten.

Im Januar 1552 kündigten furchtbare Stürme und Ueberschwemmungen der Fulda, der Lahn und aller andern Flüße dem Heßenlande große Ereigniße an. Häuser stürzten ein, die Brücken zu Rotenburg, Melsungen und an andern Orten wurden weggerißen, in Gemünd fuhr man mit Nachen auf den Straßen umher. Das deutete man als Vorzeichen wichtiger Begebenheiten. Und siehe da! gleich darauf, im Februar 1552, berief der junge Landgraf Wilhelm die Stände des Heßenlandes nach Kaßel. Als er ihnen hier sein gefahrvolles Vorhaben eröffnete und die Versammelten um die Unterstützung des Landes ansprach, da gelobten die anwesenden Ritter, und die Abgeordneten der Städte wie mit einem Munde, daß sie zur Befreiung des rechtmäßigen Landesherrn und zur Errettung des Vaterlandes von seiner tiefen Erniedrigung, bereit seien, Leib, Gut und Blut einzusetzen.

Unter den anwesenden Adligen waren die vornehmsten: Siegmund von Boyneburg, Hermann von der Malsburg, Jost Rau von Holzhausen, Volprecht von Riedesel, Ludwig von Baumbach u. s. w. Von den Städten waren es: Kaßel, Marburg, Homberg, Eschwege, Allendorf, Hofgeismar, Witzenhausen, Melsungen, Hersfeld, Alsfeld, Treysa, Gießen, Grünberg und Grebenstein, welche durch ihre Abgeordneten vertreten waren.

Die Städte willigten sogleich darein, die Summe von

15,000 fl. zum Kriege zusammenzuschießen, die Ritter aber versprachen, sich zu wappnen und mit den Ihrigen für's Vaterland in den Kampf zu ziehen.

Im März bereits sammelte Landgraf Wilhelm seine Heßen bei Kirchhain, nöthigte den Mainzischen Amtmann zu Amöneburg, ihnen grobes Geschütz auszuliefern, und zog in Gemeinschaft mit dem Herzoge Georg von Mecklenburg mit seiner Heeresmacht über das Rhöngebirge nach Thüringen, wo er sich mit den Truppen des Kurfürsten Moritz vereinigte. Von hier zogen die Fürsten nach Franken. Zu Rotenburg an der Tauber vereinigten sie sich mit den Völkern des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und zogen nun mit ihnen über Dinkelsbühl und Nördlingen gegen Donauwörth. Am 1. April standen sie bereits vor Augsburg, das sich ihnen schon am vierten Tage ergab. Die Bürgerschaft war froh, sich von dem weltlichen und geistlichen Drucke des spanischen Regiments befreit zu sehen.

Der Kaiser war, während dieß Alles sich vorbereitet hatte, zu Innsbruck in Tyrol. Lange wollte er's nicht glauben, daß die Fürsten es wagen würden, ihn anzugreifen. Als er aber endlich hörte, daß dieselben mit ihrer gewaltigen Macht sich gegen den Süden von Deutschland wendeten, da dachte auch er daran, sich zu rüsten und Truppen zu werben. Allein es war für ihn zu spät. Mit Blitzesschnelle zogen die verbündeten Fürsten von Augsburg an Ulm vorüber gegen Tyrol. Sie zerstreuten die Werbestationen des Kaisers, nahmen am 18. Mai das Bollwerk, das den Eingang in dies hohe Gebirgsland vertheidigte, nemlich ein

festes Schloß, die Ehrenberger Clause geheißen, rasch weg und wendeten sich ohne Widerstand gegen Innsbruck selbst. Ihr Zug war so schnell vor sich gegangen, daß der Kaiser kaum Zeit hatte, zu entfliehen.

Hier schon kündigte nun der Kaiser dem gefangenen Johann Friedrich von Sachsen, der bis dahin fortwährend als Gefangener dem Hofe des Kaisers hatte folgen müßen, seine Befreiung an, doch unter der Bedingung, daß er dem kaiserlichen Hofe noch eine Zeitlang folgen müße. Standhaft und treu hatte dieser wahre Glaubensheld bisher alle Schmach der Gefangenschaft tragen müßen. Nichts hatte sein festes Vertrauen auf die Hülfe seines Gottes wankend machen können. Nun, zum erstenmale seit fünf langen Jahren, sah er seinen heißesten Wunsch erfüllt: er sah sich von keiner spanischen Wache umgeben. Da stimmte er auf seinem Wagen ein geistliches Danklied an.

Am 23. Mai rückte Landgraf Wilhelm mit seinen Verbündeten zu Innsbruck ein. Hier fanden ihre Soldaten reiche Beute. Denn Alles, was den entflohenen Spaniern gehört hatte, gaben die Fürsten ihren Leuten Preiß. Nur das östreichische Eigenthum, — die Stadt gehörte ja dem Könige Ferdinand, — mußten sie unangetastet laßen. Da stolzirten denn die Landsknechte in den prächtigen spanischen Kleidern der kaiserlichen Hofleute und Offiziere einher. Auf ihren Hüten trugen sie portugiesische Goldstücke. Einer nannte den andern mit dem spanischen Ehrentitel: „Don.“

Weiter aber drangen nun die Fürsten nicht vor. Der Bruder des Kaisers, König Ferdinand vermittelte einen

Waffenstillstand, worauf die Fürsten ihre Völker nach Hause zurückführten. Der Waffenstillstand wurde zu friedlichen Unterhandlungen benutzt. Bereits am 2. August 1552 schloßen die beiden feindlichen Parteien den Vertrag zu Passau, welchem dann nach langen Verhandlungen, auf dem großen Reichstage zu Augsburg im Jahre 1555, der Augsburger Religionsfriede folgte. Am 25. September dieses Jahres erfolgte der Reichstagsabschied, in welchem der Religionsfriede verkündiget ward. Darin ward nun die evangelische Kirche als gleichberechtigt mit der katholischen von Kaiser und Reich förmlich anerkannt. Die Evangelischen hatten endlich erlangt, was sie seit langen Jahren her gewollt und erstrebt, wofür sie geduldet, gelitten, geblutet hatten.

Ich kann dir, lieber Leser, hier nicht das Nähere von diesem Frieden erzählen. Ich muß zu unserem Landgrafen zurückkehren, welchen wir in seinem Gefängniß gelaßen hatten.

Daß bereits in dem Paßauer Vertrage seine Freilaßung ausbedungen war, versteht sich von selbst.

So leicht aber, wie seinem Leidensbruder Johann Friedrich, ward ihm seine Befreiung nicht gemacht. Erst nach der Bestätigung des Paßauer Vertrages gab der Kaiser den Befehl zu seiner Loslaßung. Bis zur letzten Stunde blieb er unter der Gewalt des harten und grausamen spanischen Hauptmanns, Antonio von Esquival geheißen. Ja, als er bereits losgegeben und auf der Heimkehr bis zur Stadt Mastricht gekommen war, ward er von neuem aufgehalten, nach Löwen zurückgeführt und hier

noch sechs Tage in engem Gewahrsam gehalten. Der spanische Hauptmann weigerte sich, ihn loszugeben, bis er des Kaisers eigenhändigen Befehl empfangen. Endlich, am 4. September 1552, schlug für den gefangenen Fürsten die Stunde der Erlösung, nachdem er fünf Jahre, elf Wochen und zwei Tage in schwerer Gefangenschaft gewesen.

Des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Maria von Ungarn, welche Statthalterin der Niederlande war, bat ihn darauf in der Stadt Löwen, dem Geburtsorte seines Aeltervaters, Heinrichs des Kindes, zu Gast und ließ ihn unter einer Bedeckung von dreihundert Reitern über Jülich, Köln und Siegen bis zu den Grenzen seines geliebten Heßenlandes führen. Hier warteten seiner seine Söhne mit hundert heßischen Büchsenschützen und vielen Begleitern. Als er die Seinen erblickte, seine Söhne und Diener umarmte, da strömten allen Anwesenden die Thränen über die bärtigen Wangen. Am 10. September kam er zu Marburg an. Hier wie überall, wohin er nun kam, empfing ihn das Land mit Freude und Jubel. Als er in Kaßel anlangte (12. Sept.), es war ein Sonntag, da war sein erster Gang in die Kirche von St. Martin. Hier kniete er vor dem Grabmale seiner, unterdeßen verstorbenen treuen Gemalin Christine nieder und verharrte so im Gebete, bis die in unzähliger Menge versammelte Gemeinde am Schluße des Gottesdienstes in den alten Ambrosianischen Lobgesang einstimmte: „Herr Gott, dich loben wir ꝛc.“ Hierauf feierte das ganze Land ein Dankfest für die Rückkehr des geliebten Fürsten.

So war denn Landgraf Philipp nach so langen Leiden wieder im Lande seiner Väter angelangt und leitete von nun an wieder selbst die Angelegenheiten seines Landes.

Die langjährige Gefangenschaft aber hatte ihn in gar mancher Hinsicht verändert. Die Kerkerluft hatte seine sonst so rüstige Kraft und Gesundheit untergraben. Sein Haar war grau geworden. Auch das kriegerische Feuer, welches einst den jugendlichen Fürsten erfüllt und ihn früherhin mitunter weiter geführt hatte, als es gut war, war erloschen. Er hatte von jetzt an nur noch Gedanken des Friedens. In der schweren Zeit, welche er verlebt, hatte er erfahren, wie man nicht durch Trotzen und Streiten, sondern „durch Stillesein und Hoffen" stark wird. Das Evangelium war erst in jenen stillen Tagen und Nächten, die er in seinem Kerker zu Mecheln hatte zubringen müßen, so recht innig und tief in seine Seele gedrungen und darin jene Gotteskraft geworden, die da selig machet Alle, die daran glauben. Seine Einsicht, seine Weisheit war geblieben, wie ihr sie vorher an ihm habet kennen gelernt: sein Herz aber war beßer, seine Seele reiner geworden durch die langjährigen, schweren Leiden, welche er überstanden hatte.

Er war ein treuer Anhänger des Evangeliums geblieben, aber von jetzt an auch ein treuer Anhänger seines Kaisers und Herrn geworden, namentlich, nachdem Karl V. freiwillig die Kaiserkrone niedergelegt hatte, dem Bruder desselben, dem Könige Ferdinand, von welchem ihr bisher schon öfter gehört habt und der nach seines Bruders Rücktritt als Kaiser Ferdinand I. an die Spitze des Reiches kam, allezeit ergeben und treu.

Noch einmal, es war ein Jahr nach seiner Gefangenschaft, hatte Landgraf Philipp seine Truppen in den Krieg zu senden, aber im Interesse des Friedens. Es war gegen den todesmuthigen, siegesfreudigen, aber wilden und unbändigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Der war, seinem Bekenntniße nach, ein evangelischer Reichsfürst. Er war mit dem Landgrafen Wilhelm und dem Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser gezogen nach Innsbruck. Aber das Evangelium war in ihm kein Lebenselement geworden. Es wohnte nicht in seinem Herzen. Von jenem Zuge an gegen Tyrol hatte er die Waffen nicht mehr abgelegt, dem Paßauer Vertrage sich nicht angeschloßen. Es galt ihm darum, seine kleine Herrschaft groß zu machen, sich zu einem mächtigen Fürsten des Reiches emporzuschwingen. Darum hatte er sich mit seinen verwilderten Schaaren, die er durch Plündern und Brandschatzen erhielt, in die Länder der Bischöfe von Bamberg und Würzburg geworfen, hier durch Plünderungen und Brandschatzungen große Summen erpreßt und diesen geistlichen Fürsten einen bedeutenden Theil ihrer Länder entrißen. Durch seine Gewaltthätigkeiten hatte er sich mit seinen bisherigen Verbündeten, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Heßen entzweit, war aber dafür von dem Kaiser in Gnaden angenommen worden, der sich wol seiner kriegerischen Tapferkeit gegen diese seine Feinde zu bedienen gedachte. Von dem Kaiser heimlich begünstigt, setzte Markgraf Albrecht darum seine Raub- und Brandzüge bald hierhin, bald dahin fort. Wie ein brausender Waldstrom

ergoßen sich seine Schaaren über die Länder, verheerend, plündernd, sengend und brennend.

Da verbanden sich mehrere Fürsten wider ihn, Kurfürst Moritz von Sachsen, König Ferdinand, Herzog Heinrich von Braunschweig und die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. Auch Landgraf Philipp sandte ihnen heßische Völker gegen den Landfriedensbrecher zu Hülfe. Die Führer seiner Truppen waren Daniel von Hatzfeld und Wilhelm von Schachten. Bei Sieversshausen im Braunschweigischen trafen die vereinigten Truppen auf den Markgrafen und schlugen ihn nach einer blutigen Schlacht. Es war aber ein theuer erkaufter Sieg. Von den Heßen allein fielen bei sieben Hundert. Unter ihnen blieb Daniel von Hatzfeld auf dem Schlachtfelde, Wilhelm von Schachten starb bald darauf zu Kaßel an seinen Wunden. Außer ihnen starben zwei junge Herzoge von Braunschweig den Heldentod. Kurfürst Moritz, des Landgrafen Tochtermann, von welchem ihr bisher so Manches gehört habt, ward tödtlich verwundet und starb am zweiten Tage nach der Schlacht in seinem Zelte. Als er den Tod in seinen Gliedern fühlte, da war sein letztes Wort: „Gott wird kommen!“ Ob zur Strafe, ob zum Lohne? welcher sterbliche Mensch wird es wagen dürfen, dies zu entscheiden?

Dieß war, wie gesagt, der letzte Krieg, in welchen Landgraf Philipp verwickelt ward. Seine Seele stand nach seiner Befreiung nur noch nach dem Frieden. Selbst in seinem Testamente noch gab er seinen Söhnen seinen treuen, väterlichen Rath dahin, daß sie sich vor dem Kriege

allerwegen sollten hüten und die Waffen nie anders gebrauchen, als zur Vertheidigung.

Darum war er von jetzt an allezeit eifrig bemüht, überall, so viel in seinen Kräften stand, gleich seinem Urgroßvater Ludwig dem Friedsamen, Streitigkeiten unter den Fürsten zu vermitteln und Frieden zu stiften, wo Unfriede war.

So ward er von dem jungen Erzherzoge Maximilian, dem nachmaligen Kaiser Maximilian II. zu Rathe gezogen wegen eines Zwiespaltes, welcher zwischen diesem und seinem Vater, dem Kaiser Ferdinand, wegen der evangelischen Lehre ausgebrochen war. Maximilian war derselben sehr zugeneigt. Sein Vater befürchtete, er werde zur evangelischen Kirche übertreten. Diesen Zwist suchte Landgraf Philipp beizulegen. Er rieth dem Sohne zur Nachgiebigkeit und zur Geduld, und es gelang. Dafür ward ihm die erhöhte Achtung Beider zu Theil. Auch beförderte der Landgraf, obgleich er seiner körperlichen Gebrechen wegen keinen Reichstag mehr besuchte, durch seinen Sohn Wilhelm und durch seine Rathschläge die Wahl des jungen Erzherzogs zum römischen Könige auf einem Reichstage, welcher im Jahre 1562 zu Frankfurt abgehalten wurde.

Hier, wie in gar vielen andern Fällen, wurde des Landgrafen Rath von den andern Fürsten des Reichs gesucht und sein Wort gab gar oftmals den Ausschlag zu friedlichem Vergleiche, wo vielleicht ohne dasselbe das Schwert gezogen und Blut vergoßen worden wäre.

Dabei vergaß natürlich Philipp auch seines eignen Lan-

des nicht und deßen, was demselben zum wahren Heile gereichte.

Der Vater Wilhelms III., Landgraf Heinrich der Reiche, der Erbe der Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz, hatte außer seinem Sohne Wilhelm, noch eine Tochter hinterlaßen, Elisabeth genannt, welche den Grafen Johann von Naßau geheirathet hatte. Daher leiteten die Grafen von Naßau Ansprüche an das Erbe des letzten Grafen von Katzenelnbogen. Seit dem Tode Heinrichs III. währte nun schon der Streit darüber und war noch immer nicht geschlichtet. Denselben nun endlich in der Güte beizulegen, war jetzt des Landgrafen eifrigstes Bestreben. Und wirklich gelang dieß auch durch das billige Nachgeben Philipps. Er fand die Grafen durch die Summe von 600,000 fl. ab, die er theils in Geld, theils in Land und Leuten bezahlte.

Auch den alten Erbvertrag mit dem Sächsischen Fürstenhause, welchen zum erstenmale einst Heinrich der Eiserne und Hermann der Gelehrte mit den Landgrafen von Thüringen und Meißen geschloßen, erneuerte Philipp im Jahre 1555 bei einer Zusammenkunft mit den Sächsischen Fürsten zu Naumburg an der Saale.

Eine ganz besondere fürstliche Sorgfalt wendete endlich Landgraf Philipp dem Wole seiner Unterthanen zu. Er reisete fleißig im Lande umher, um mit eignen Augen zu sehen, ob sich nicht Mißbräuche eingeschlichen hätten, und die Unterthanen nicht gedrückt würden. Aufs ernsteste schärfte er seinen Beamten die strengste Gewißenhaftigkeit ein, damit die Unterthanen in keiner Weise gedrückt würden durch größere Abgaben und Frohnden, als sie zu leisten

schuldig waren. Und damit Jeder sein gekränktes Recht finden könnte, so durfte auch der Geringste im Lande ihm persönlich sein Anliegen vorbringen.

Sein Lieblingsvergnügen, womit er sich ergötzte und wodurch er wieder neue Kräfte sammelte zur Erfüllung seiner Regentenpflichten, war die Jagd, oft vielleicht mehr, als es gut war. Dagegen war er auch allezeit bereit, mit vollen Händen den Leuten Entschädigung zu geben, wenn das Wild ihnen Etwas auf ihren Feldern verdorben hatte. Alle alten Berichte können nicht genug rühmen, wie freundlich und gütig er bei diesen Gelegenheiten allezeit auch mit den Geringsten gesprochen, sie über Alles befragt und oftmals mit den Leuten gescherzt habe.

Dagegen nahm es Landgraf Philipp sehr ernst und strenge gegen alle frevelhaften Uebertreter christlicher Zucht und Ordnung. Namentlich traf er treffliche Vorkehrungen gegen die öffentliche Unsicherheit, die dazumal bei den vielen Kriegszügen und dem Hin- und Herziehen verlaufener Werbe- und Soldtruppen, noch immer groß genug war. Sehr strenge hielt er ferner auf die Heiligung der Sonn- und Feiertage, auf den Besuch des Gottesdienstes, der Kinderlehre und die Feier der Sakramente.

Auf solche Weise regierte Landgraf Philipp noch beinahe fünfzehn Jahre nach seiner Freilaßung aus der Gefangenschaft über sein Land, seinen Nachkommen wie seinen Unterthanen zum bleibenden Segen.

Was seine äußere Gestalt betrifft, so war er, um denn auch hiervon Etwas zu sagen, zwar klein von Person, aber untersetzt und außerordentlich kräftig. Erst nach seiner Ge-

fangenschaft hatte er mit allerlei Gebresten und Krankheiten zu thun. Gicht, Engbrüstigkeit und ein offenes Bein waren die Leiden, an welchen er litt.

Endlich, im Jahre 1567, nach einer neun und vierzigjährigen Regierung und im drei und sechzigsten Jahre seines Alters rief ihn der Herr aller Herren von seinem irdischen Tagewerke ab zu jener Ruhe, die Er seinem Volke vorbehalten hat.

Noch kurz vor seinem Tode legte er ein gutes Bekenntniß seines Glaubens ab. Als nemlich bei dem Morgengebete die Worte der Schrift vorgelesen wurden: „Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben habet das Leben an ihm selber" — (Joh. 20, 31.), da schlug er auf den Tisch und sagte ernst: „Das glaube ich, das hoffe ich, darauf verlaß ich mich, darauf will ich sterben, dabei soll es bleiben!" —

Am Gründonnerstage des genannten Jahres empfing er noch mit seinen Söhnen im Schloße zu Kaßel das heilige Abendmal. Am folgenden Tage vertheilte er, im Vorgefühle seines nahen Endes, seine Kleinodien, Kleider und Waffen unter seine Kinder. Doch erst am Ostersonntage fühlte er sich so entkräftet, daß er sich zu Bette legen mußte. Doch versicherte er, er fühle in seiner Seele eine unnennbare, himmlische Freude. Am folgenden Nachmittage, es war der 31. März, zwischen vier und fünf Uhr entschlief er sanft und selig dem Herrn. Seine letzten Worte waren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Seine Söhne, seine vornehmsten Räthe und der

Dechant des St. Martinsstiftes, der noch mit ihm gebetet, waren bei seinem Tode zugegen.

In der St. Martinskirche zu Kaßel wurden seine Gebeine beigesetzt, an derselben Stelle, wo ihm sein ältester Sohn, Landgraf Wilhelm IV. später jenes prächtige Denkmal erbaute, welches du dort heute noch sehen kannst.

XII.

Von den Familienverhältnißen, den Kindern und Nachkommen des Landgrafen Philipp.

Gute Zucht,
Gute Frucht.
Sprüchwort.

Nachdem ich, lieber Leser, nunmehr den Landgrafen Philipp von Heßen, zubenannt der Großmüthige, nach seinen wichtigsten Thaten und Schicksalen, habe an dir vorübergehen laßen, bleibt mir jetzt nur noch übrig, dir das Nöthigste und Wichtigste von seinen Familienverhältnißen, von seinen Kindern und Nachkommen mitzutheilen.

Landgraf Philipp, der, wie ihr gehört habt, bereits in seinem 14. Lebensjahre für mündig erklärt ward und dann sogleich die Regierung seines Landes antrat, vermälte sich im Oktober des Jahres 1523, also in seinem neunzehnten Lebensjahre, mit Christina, der Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, welcher in der Geschichte den Beinamen: „der Bärtige" führt. Seine Schwester

Elisabeth war an den Herzog Johannes von Sachsen, den Bruder der Landgräfin Christina verheirathet.

Zu Dresden ward die Hochzeit gehalten. Zu Kaßel aber wurden zu Ehren des jungen fürstlichen Paares, große Festlichkeiten veranstaltet, namentlich fand sich der heßische Adel sehr zahlreich ein und hielt ein glänzendes Ritterspiel.

Diese Ehe des Landgrafen war reich mit Kindern gesegnet, nemlich mit fünf Söhnen und fünf Töchtern. Philipp hatte das Glück, alle diese Kinder, mit Ausnahme seines zweitgebornen Prinzen Philipp Ludwig, welcher im ersten Jahre seines Lebens starb, erwachsen und glücklich verheirathet zu sehen. Sie haben sämmtlich, mit Ausnahme dieses Sohnes und seiner ältesten Tochter Agnes, Kurfürstin von Sachsen, ihren Vater überlebt. In der, dieser Geschichte beigegebenen Stammtafel magst du dir die Namen, Geburts- und Todesjahre, sowie die Vermälung der Söhne und Töchter Philipps des Großmüthigen näher ansehen.

Die Landgräfin Christina war eine in jeder Beziehung vortreffliche Fürstin. Eine sorgsame Mutter ihrer Kinder wachte sie mit unermüdeter Liebe über deren Leben und Gesundheit, wie über das Heil ihrer Seelen. Mit rührender Liebe und Treue aber hing sie an ihrem Gemale. Wir haben im Laufe dieser Geschichte gesehen, wie schwer sie seine traurige Gefangenschaft empfand. Sie scheute keine Mühe, keine Demüthigung, seine Freilaßung zu erlangen. Zweimal reiste sie an den kaiserlichen Hof und bat den Kaiser fußfällig um seine Befreiung. Als aber alle ihre Schritte erfolglos blieben, da zehrte der Gram an ihrer

treuen Seele und, noch während der Gefangenschaft Philipps, am 15. April 1549, ist sie selig im Glauben entschlafen. In der St. Martinskirche zu Kaßel liegt sie begraben.

Es ist diese innige Anhänglichkeit an ihren Gemal ein um so rührenderer Zug von der edeln Fürstin, da Landgraf Philipp nicht immer so gegen sie gehandelt, wie er gesollt hätte, ja sich schwer an ihr versündigte durch eine Handlung, die ich euch lieber verschweigen möchte, wenn ich nicht die heilige Pflicht hätte, euch in Allem die Wahrheit zu sagen.

Ihr habt gesehen, welch ein trefflicher Fürst Landgraf Philipp war, mit welcher Begeisterung er das Evangelium angenommen und vertheidigt, mit welcher Einsicht er überall die rechten Mittel wählte, um das, was er für gut und recht erkannt, auch glücklich hinauszuführen, namentlich auch, wie er mit Liebe an seinem Lande und an seinem Volke hing.

Dabei aber hatte er einen Grundfehler, der ihn zuweilen auch in seinen kriegerischen Unternehmen zu weit geführt hat. Er war nemlich nicht immer Herr seines eigenen Herzens und seiner Leidenschaften.

Am Hofe seiner Schwester, der Herzogin Elisabeth von Sachsen, sah er nemlich ein junges Hoffräulein, Margaretha von der Saal geheißen. Alsbald faßte der Landgraf für sie eine so heftige Leidenschaft, daß er seiner treuen Christine vergaß und der sieben Kinder, die sie ihm bereits geboren hatte. Da er kein anderes Mittel wußte zur Befriedigung seiner unglückseligen Leidenschaft, so faßte er den

seltsamen Entschluß, sie als zweite Ehefrau heimzuführen neben seiner ersten. Mit den wunderlichsten Gründen suchte er sein unglückseliges Vorhaben zu entschuldigen, zu beschönigen. Selbst die Bibel mißbrauchte er, um seiner Leidenschaft zu genügen. Er berief sich auf die Erzväter, auf David, die alle mehrere Frauen gehabt, auf den Grafen von Gleichen, den Begleiter Ludwigs des Heiligen auf seinem Kreuzzuge, der seine Befreierin aus der Gefangenschaft als zweite Ehefrau mit nach Hause genommen. Dabei wandte er alle Mittel an, welche ihm sein ganzer Einfluß auf die evangelische Sache an die Hand gaben, um die Erlaubniß der Reformatoren zu Wittenberg zu seinem sündlichen Vorhaben zu erlangen. Diese gaben zwar ein Gutachten deßhalb ab; allein es war dies nicht zustimmend. Nur für den Fall, daß dadurch größere Sünden und schlimmeres Aergerniß verhütet werde, hielt Melanchthon eine solche Ehe „vielleicht" für keinen offenen Ehebruch. Das aber schien dem Landgrafen schon genug. Er fand wirklich auch einen Hofprediger, der so gewißenlos war, um Fürstengunst Gottes Wort zu verachten und den Segen der Kirche auf diese verbrecherische Verbindung zu legen. Im Jahre 1539 ward Landgraf Philipp mit Margaretha von der Saal getraut.

Philipp hat dadurch um so schwerer sich versündiget, da diese Doppelehe nicht nur eine Schmach wurde für ihn selbst, sondern zugleich ein Aergerniß für sein Land, für die ganze Christenheit, und ein Flecken für die evangelische Kirche, welcher für dieselbe ein immerwährender Vorwurf geblieben ist, von Seiten der Katholischen, bis auf den heutigen Tag.

Auch hat ſich dieſer Fehltritt ſchwer an ihm geſtraft durch ein tief gehendes Mißtrauen ſeiner Kinder, die er mit Chriſtinen erzeugt, gegen ihren Vater, welches nicht ſelten in offnen Zwieſpalt ausartete. Ueberdieß zeigte ſich Gottes Fluch an den Kindern dieſer ehebrecheriſchen Verbindung. Es waren ſieben Söhne und eine Tochter. Obgleich der Vater ſich bemühte, ſie gut erziehen zu laßen, ſo blieb doch der Flecken ihrer Geburt an ihnen haften. Dieß erbitterte ſie. Und da überdieß auch im fürſtlichen Stande, ſo gut, wie in jedem andern, zu einer chriſtlichen und ſegensreichen Kinderzucht ein reines, ſittliches Verhältniß zwiſchen Vater und Mutter gehört, ſo konnten die jungen Grafen von Dietz, ſo nannte ſie der Vater, nur übel gerathen. Sie nahmen Alle, wie wir gleich ſehen werden, ein höchſt trauriges Ende.

Da nun die Erziehung dieſer Kinder natürlich viel Geld koſtete, der Vater auch die Pflicht hatte, ſie nicht darben zu laßen, ſondern für ſie zu ſorgen, ſo erweckte dieß fortwährend den Verdruß der jungen Landgrafen, die ſich dadurch nicht bloß verkürzt ſahen, ſondern auch immer wieder durch dieſelben an die Schmach erinnert wurden, welche durch dieſe Verbindung ihrer geliebten Mutter war angethan worden.

Ohne Zweifel wurde dieß denn auch die Veranlaßung zu der Theilung des Landes, welche Landgraf Philipp vor ſeinem Tode angeordnet hatte. Der Vater wollte eben dadurch alle ſeine Söhne zufrieden ſtellen, daß er jedem von ihnen in ſeinem Teſtamente einen Theil des Landes beſtimmte. Aber auch die Grafen von Dietz ſollten mehrere

Schlößer und Aemter haben, nemlich Lisberg, Bickenbach, Umstadt, ferner Ulrichstein, Schotten, Sternfels, und Homburg vor der Höhe.

Die vier rechtmäßigen Söhne sollten nun, nach dem letzten Willen des Vaters, das Land so unter sich theilen, daß der älteste unter ihnen, Wilhelm, nachmaliger Landgraf Wilhelm IV., von welchem ihr schon gehört habt, ohngefähr die Hälfte des ganzen Landes haben sollte, nemlich: Niederheßen mit der Hauptstadt Kaßel, die Schlößer, Städte und Aemter an der Diemel, Fulda, Schwalm und Werra und dazu, weil er der Erstgeborne sei und seinen Vater mit Gottes und anderer Freunde Hülfe aus der Gefangenschaft erlediget habe, die Grafschaft Ziegenhain, die Herrschaft Itter uud außerdem noch mancherlei andere Güter und Gefälle.

Dem zweiten Sohne, Ludwig, der unter den regierenden Landgrafen der dritte dieses Namens war, aber gewöhnlich der Vierte genannt wurde, weil man den Vater Hermanns des Gelehrten, den Junker Ludwig von Grebenstein dazu rechnete, — sollte ohngefähr ein Viertheil des Landes zufallen, nemlich Oberheßen, das Land an der Lahn, mit der Hauptstadt Marburg, also das Gebiet von Borcken und Frankenberg bis Gießen und Grünberg, ferner Butzbach und die Herrschaft Eppenstein u. s. w.

Zum dritten Sohn, Philipp genannt, soll sein Vater früher einmal gesagt haben: „Lips, du sollst Rheinfels haben, denn du trinkst gern.“ Wirklich bestimmte ihm der Landgraf in seinem Testamente die Niedergrafschaft

Katzenelnbogen, die jetzt, soweit sie diesseits des Rheines liegt, unter naßauischer, jenseits des Rheins unter preußischer Hoheit steht, mit der Hauptstadt St. Goar und dem dabei liegenden Schloße Rheinfels u. s. w.

Der jüngste Sohn Georg erhielt die Obergrafschaft Katzenelnbogen, nemlich die Schlößer, Städte und Aemter von Darmstadt, Rüßelsheim, Dornberg, Lichtenberg, Reinheim, Zwingenberg und das Auerbacher Schloß.

Späterhin verglichen sich die vier Brüder noch über einige, der ihnen zugesprochenen Besitzungen. Der Hauptsache nach blieb es aber vorerst bei dieser Theilung. Da nun aber zwei der Brüder, die Landgrafen Ludwig und Philipp ohne Leibeserben starben, so blieben nur noch zwei Linien des Heßischen Fürstenhauses übrig, nemlich Heßen-Kaßel, und Heßen-Darmstadt. Von jener ist der Stammvater Wilhelm IV., von dieser Georg I. welche beide Linien denn, wie dir, lieber Leser bekannt ist, noch blühen bis auf den heutigen Tag. Die außerdem gegenwärtig souveräne Landgrafschaft Heßen-Homburg ist ein erst später gegründeter Zweig des Heßen-Darmstädtischen Fürstenhauses. Die Landgrafen von Heßen-Homburg haben sich aber ihre Souveränität erkämpft durch ihre außerordentliche Tapferkeit, welche sie, von Anfang an, besonders aber in den deutschen Befreiungskriegen, bewiesen haben.

Was die Gemalinnen der vier Söhne des Landgrafen Philipp betrifft, so waren drei davon die Töchter des trefflichen Herzogs Christoph von Würtemberg, des Sohnes jenes Herzogs Ulrich, welchem einst Landgraf Philipp

ſein Herzogthum wieder gewonnen hatte. Landgraf Wilhelm IV. nemlich heirathete Sabina von Würtemberg, die älteſte Tochter Chriſtophs; Landgraf Ludwig die zweite Tochter Hedwig, Landgraf Georg I. vermälte ſich, nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin Magdalena von der Lippe, mit Eleonore von Würtemberg. Landgraf Philipp der Jüngere aber war vermält mit der Prinzeßin Anna Eliſabath von der Pfalz.

Was nun endlich das Schickſal der ſieben Söhne des Landgrafen Philipp aus ſeiner Nebenehe mit Margaretha von der Saal betrifft, ſo erkennt man darin den Rath des ſtrafenden Gottes, der der Väter Miſſethat heimſuchet an den Kindern. Ausgelaßen und wilden Ausſchweifungen ergeben, waren ſie faſt alle nach einander in fremde, beſonders franzöſiſche Kriegsdienſte getreten. Der älteſte, Graf Philipp von Dietz, Herr zu Lisberg ꝛc., blieb im J. 1569 in der Schlacht bei Mont Contour in Frankreich, wo er in dem ſchmachvollen Vertilgungskriege gegen die Reformirten in königlichem Solde ſtand; im folgenden Jahre folgten ihm zwei andere Brüder, Albert und Philipp Conrad in demſelben Dienſte im Tode nach. Kurz darauf ſtarben Graf Ernſt auf der Hochſchule zu Tübingen und Graf Hermann nach einem däniſchen Kriegszuge gegen Schweden. — So waren denn noch zwei Söhne aus dieſer unglückſeligen Doppelehe übrig, nemlich der dritte, Chriſtoph und der ſechſte: Moritz. Graf Chriſtoph hatte ſich nach dem Tode ſeiner Brüder auf das hohe Bergſchloß zu Ulrichſtein begeben, das den Brüdern nach des Vaters Willen zugeſprochen war. Hier hauſte er aber, in Gemein-

schaft mit andern Gesinnungsgenoßen als der wildeste Straßenräuber und Landfriedensbrecher. Mord, Raub, Nothzucht und alle möglichen Schand- und Gräuelthaten waren hier alltägliche Dinge. Da machten sich die Landgrafen, seine Stiefbrüder mit gewaffneter Hand gegen ihn auf, ließen in der Nacht die Feste Ulrichstein ersteigen und führten den Grafen Christoph nach der Festung Ziegenhain. Hier blieb er denn, nachdem auch der letzte noch übrige Bruder in Speier an einem hitzigen Fieber gestorben war, dreißig Jahre lang als Gefangener und als solcher ist er hier im J. 1603 gestorben. Die Gerichte hatten ihn wegen seiner Verbrechen zum Tode verurtheilt, seine Stiefbrüder aber hatten die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß verwandelt, hätten ihn auch vor seinem Tode schon freigelaßen, wären nicht alle gütlichen Verhandlungen mit ihm an seinem fortwährenden Trotze gescheitert. Und so erfüllte denn dieser letzte männliche Sprößling aus der unglücklichen Doppelehe des Landgrafen Philipp sein trauriges Geschick. Nur allein die Tochter aus dieser sündlichen Verbindung hat ihre sieben Brüder überlebt. Sie war verheirathet mit einem Grafen von Eberstein in Schwaben. Nach deßen Tode trat sie in die zweite Ehe mit einem Grafen von Eberstein in Pommern. Ihre beiden Söhne starben ohne männliche Erben, ihre Tochter vermälte sich mit einem Grafen von Puttbus auf der Insel Rügen.

So habe ich dir denn, lieber Leſer, die Geſchichte Heßens in den Lebensbeſchreibungen ſeiner Fürſten kurz vor Augen geſtellt, von der heiligen Eliſabeth an bis zum Tode des Landgrafen Philipp des Großmüthigen und der Theilung des Heßenlandes nach ſeinem Tode. Ich hoffe, daß du mir nicht ungern gefolgt biſt in jene alten Zeiten und haſt Gottes Gnade geſehen, die er deinem Heimathlande erzeigt hat in ſeinen großen, trefflichen Regenten. Aber auch Gottes Gerichte habe ich dir nicht verſchwiegen, die er auch über ſie und über das Vaterland verhängt hat um der menſchlichen Sünden willen. Du magſt dir aus dieſem Allem die Lehre ziehen, daß unter allem Wechſel der Zeiten, der Menſchen, der Sitten eine höhere Gewalt im Regimente ſitzt, und das iſt der lebendige Gott. Der ordnet alle Widerſprüche und leitet, hoch erhaben über allem Wechſel der Zeiten, die menſchliche Verwirrung für alle ſeine Diener zum gedeihlichen herrlichen Ziele.

Zuletzt habe ich dir denn auch die Geſchichte des Landgrafen Philipp erzählt, welchen ſchon ſeine Zeitgenoßen wie die dankbare Nachwelt, den Großmüthigen genannt hat. Ich habe dir ihn gezeigt als den hohen Fürſten, der mit den reichen, ihm von Gott verliehenen Gaben unendlich Vieles gewirkt und gethan hat für das Glück ſeines Volkes, für die Größe und Macht ſeines Hauſes und für das Heil der evangeliſchen Kirche. Aber auch ſeine Mängel und Fehler habe ich dir nicht verhehlt. Hier, wie überall hilft und nützt allein die Wahrheit und nur die Wahrheit. Ja, aus dem Ernſte der göttlichen Gerichte, welche ſeinem tiefſten

Falle gefolgt ſind, magſt du abermals erfahren, daß der Heilige und Gerechte ſein nicht ſpotten läßt.

Trotz dieſer dunkeln Seite in Philipps Lebensgeſchichte ſtrahlt aber dennoch ſein Bild groß und hehr durch die Jahrhunderte zu uns herüber. Was der große Fürſt gefehlt und geſündiget hat, dafür hat er auch auf's ſchwerſte gebüßt. Seine langen Leiden in den Gefängnißen zu Oudenarde und zu Mecheln machten ſeine Seele ſtille. Dort hatte er erſt das Evangelium kennen gelernt mit ſeiner ſtrafenden, aber auch mit ſeiner tröſtenden Kraft und an ihm hat ſich das alte Wort erfüllt, daß denen die Gott lieben, alle Dinge müßen zum Beßten dienen.

Und ſo möge denn Philipps des Großmüthigen Lebensgeſchichte auch in deinem Herzen die Liebe zur Heimath, zum Lande der Väter, das er ſo treulich auf ſeinem Herzen getragen, zum Evangelium, für das er ſo Vieles gethan und gelitten, und zum angeſtammten Fürſtenhauſe, den Nachkommen der heiligen Eliſabeth, Heinrichs des Kindes, Ludwigs des Friedſamen und Philipps des Großmüthigen, erneuern, erwärmen und ſtärken.

Dazu gebe dir und mir der gütige und barmherzige Gott ſeine Gnade und ſeinen Segen!

Zeittafel

zum Leben Philipps des Großmüthigen.

1504 13. Nov., Geburt des Landgrafen Philipp.

1509 11. Juli, Tod Wilhelms II.

1511 Die Hühnerfehde zu Homberg und Treysa.

1514 Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung durch die Landgräfin Anna von Mecklenburg.

1515 Tod Wilhelms I.

1517 31. October, Anfang der Reformation in Wittenberg.

1518 16. März, Landgraf Philipp wird von Kaiser Maximilian I. für mündig erklärt.

1519 12. Januar, Tod Maximilians I. — Kaiserwahl Karls V.

1521 Reichstag zu Worms.

1523 Sickingische Fehde. — Vermälung Philipps mit Christine von Sachsen.

1525 Der Bauernkrieg. — Landgraf Philipp nimmt die Reformation an.

1526 Einführung der Reformation in Heßen. — Synode (Landtag) zu Homberg.

1527 31. Mai, Geburt der Landgräfin Agnes, Gemalin des Kurfürsten Moritz von Sachsen.

1529 Reichstag zu Speier, Protestation der Evangelischen. — 16. October, Geburt der Landgräfin Anna, Gemalin des Pfalzgrafen Wolfgang zu Zweibrücken.

1530 25. Juni, Uebergabe der Augsburgischen Confession. — Im Herbste Gründung des Schmalkaldischen Bundes.

1532 24. Juni, Geburt Landgraf Wilhelms IV., Stifters der Linie Heßen-Kaßel.

1534 Im April und Mai Zug gegen Würtemberg. — Anfang der Münster'schen Unruhen.

1535 Eroberung von Münster am 25. Juni.

1536 16. April, Geburt der Landgräfin Barbara, verm. Herzogin von Würtemberg.

1537 27. Mai, Geburt Ludwigs IV., Landgrafen zu Marburg.

1539 13. Februar, Geburt der Landgräfin Elisabeth, nachher. Kurfürstin von der Pfalz. — Doppelehe.

1541 22. April, Geburt Philipps II., Landgrafen zu Rheinfels.

1543 29. Juni, Geburt der Landgräfin Christine, nachmalige Herzogin von Holstein.

1545 Rückkehr des Kaisers nach Deutschland. — Im September Gefangennehmung des Herzogs Heinrich v. Braunschweig.

1546 Anfang des Schmalkaldischen Krieges.

1547 24. April, Schlacht bei Mühlberg und Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrich. — 19. Juni, Gefangennehmung des Landgrafen Philipp. — 10. September, Geburt Georgs I., Landgrafen zu Darmstadt, Stifters der Heßen-Darmstädtischen Linie.

1549 15. April, Tod der Landgräfin Christine.

1551 Bündniß des Landgrafen Wilhelm mit Moritz von Sachsen, im September.

1552 Kriegszug der verbündeten Fürsten gegen den Kaiser, 23. Mai Einzug derselben zu Innsbruck. — Befreiung Johann Friedrichs. — Am 2. Aug. Passauer Vertrag. — Am 4. Septemb. Freilaßung des Landgrafen Philipp, — am 10. Sept. Ankunft in Marburg.

1553 Kriegszug gegen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. — 6. Juli, Schlacht bei Sievershausen.

1555 25. September, Religionsfriede zu Augsburg.

1556 Im September legt Karl V. die Kaiserkrone nieder. — Ferdinand I. deutscher Kaiser.

1562 Maximilian II. wird Römischer König.

1564 Tod Kaiser Ferdinands I.

1567 31. März, Tod des Landgrafen Philipp.

Die Quellen dieſer Schrift ſind:

1) Walch, Luthers Werke, XV. und XVI.
2) Lauze, Heß. Chron. II.
3) Sleidan, de statu rel. et rei publ. Car. V. Cæsare.
4) Rommel, Heß. Geſch. 3. u. 4.
5) Deſſelben, Neuere Heß. Geſch. 1.
6) Deſſelben, Philipp der Großmüthige 1. u. 2.
7) Ranke, deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation, 1—5.
8) Heyd, Herzog Ulrich v. Würtemberg, 2.

des Heßisch

ipp der Großmüthige,
31. März 1567, verm. am 11.

Christine von Sachsen,
25. Dec. 1506, † 15 April 1549.

Kinder:

1. Agnes,
geb. 31. Mai 1527,
† 4 Nov. 1555.
1. Gemal: Kurfürst Moritz v. Sachsen, † 9. Jan. 1553.
2. Gemal: Johann Friedrich II. von Sachsen-Gotha,
† 1595.

2. Anna, bara,
geb. 16. Oct. ril 1536,
† 16. Juli 97.
Gemal: Pfalz Herzog Wolfgang n Würz-Zweibrücken † 1558.
† 1569. : Graf Waldeck,
. 1577.

6. Ludwig IV. (III.)
geb. 27. Mai 1537,
† 9. Oct. 1604.
1. Gem.: Hedwig von Würtemberg, † 1590
2. Gem.: Maria, Gräfin von Mansfeld.

Marburger Linie.
Kinderlos.

Digitized by Google

Property of the
Library of the
Theological Seminary
Princeton, N. J.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE JAN 19 '40

Digitized by Google